

# Mittheilungen

des

## Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

---

XXV. Jahrgang. *Celz*

---

Redigirt von

Dr. Ludwig Schlesinger.

Nebst der

### literarischen Beilage.

---

Prag 1887.

Im Selbstverlage des Vereins und in Commission bei H. Dominicus  
für die Oesterreichisch-Ungarische Monarchie.

Leipzig und Wien.

In Commission bei F. A. Brockhaus.





# Mittheilungen

des

## Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XXV. Jahrgang. *Celz*

Redigirt von

Dr. Ludwig Schlesinger.

Mit der

### literarischen Beilage.

Prag 1887.

Im Selbstverlage des Vereins und in Commission bei H. Dominicus  
für die Oesterreichisch-Ungarische Monarchie.

Leipzig und Wien.

In Commission bei F. A. Brockhaus.





# Mittheilungen

des

## Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XXV. Jahrgang. *Celz*

Redigirt von

Dr. Ludwig Schlesinger.

Nebst der

### literarischen Beilage.

Prag 1887.

Im Selbstverlage des Vereins und in Commission bei H. Dominicus  
für die Oesterreichisch-Ungarische Monarchie.

Leipzig und Wien.

In Commission bei F. A. Brockhaus.

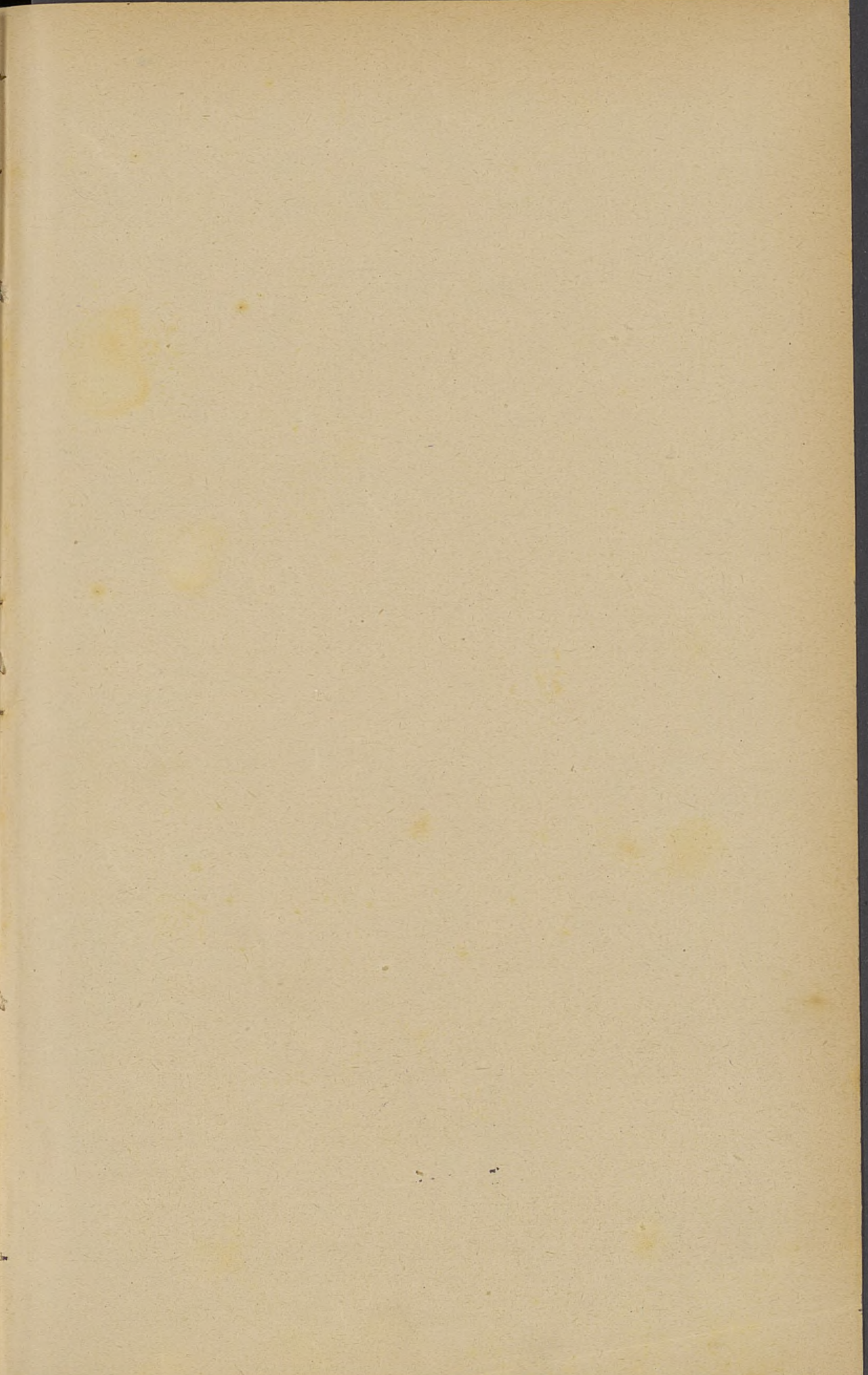




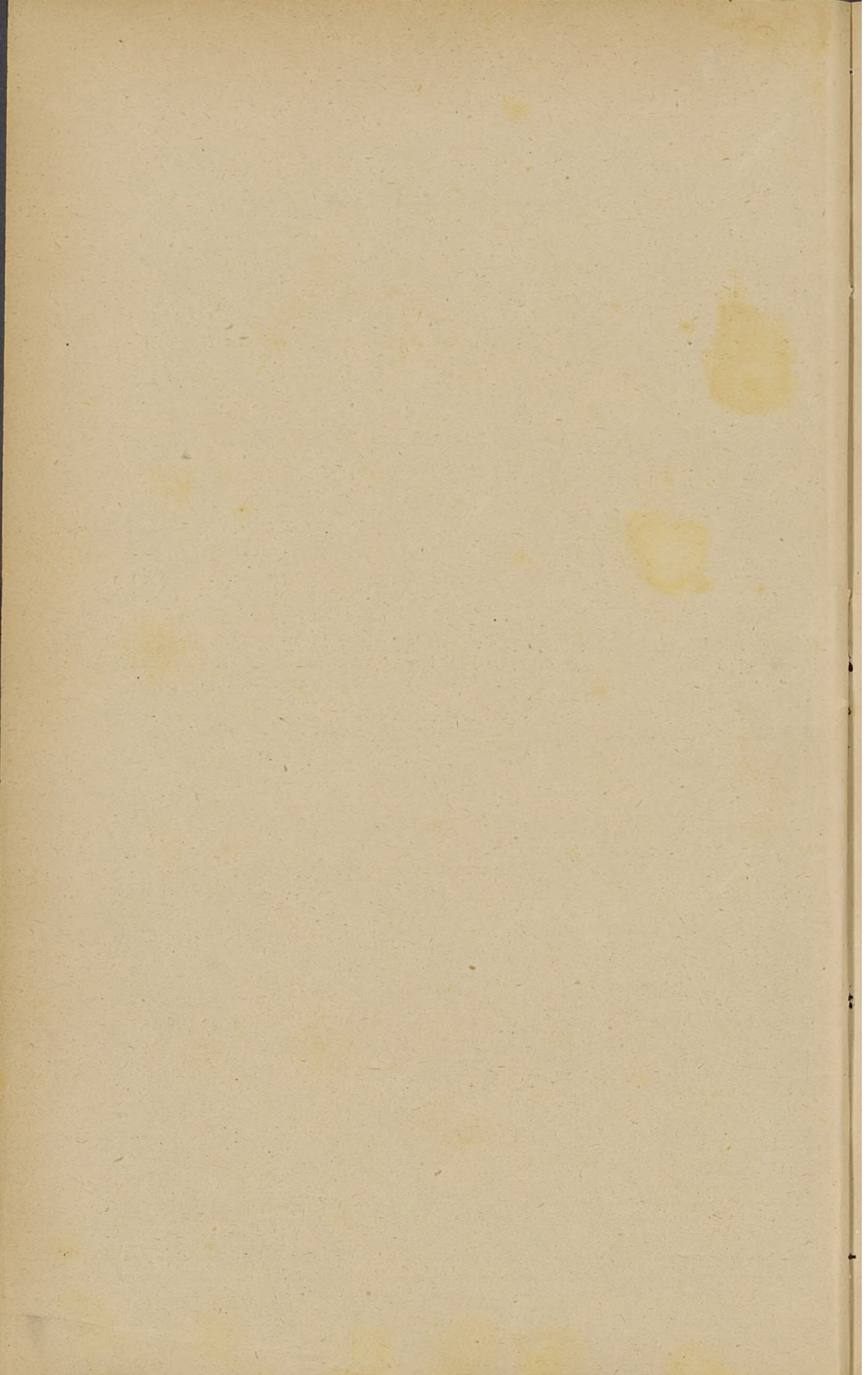


2 11425











## Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Zum Jubiläum der Universität Heidelberg. Von Constantin K. von Höfler . . .	1
Die Berka von Duba und ihre Besitzungen in Böhmen. II. Von W. Hieke . . .	51
Dr. Julius Glaser. Von Dr. Kulf . . . . .	75
Dr. August Geyer. Von Dr. Kulf . . . . .	79
<u>Das Rittergut Kuben bei Hörtz.</u> Von Franz Schmidt . . . . .	<u>82</u>
Schnauhübel. Von Moiz Hruschka . . . . .	92
Gindely's Waldstein. Von Dr. Hallwich . . . . .	97
Zu dem Gedichte Lubise und Lubor in der Königinhofer Handschrift. Von Dr. Joh. Krieschek . . . . .	137
Periodicität der Ueberschwemmungen. Von Dr. W. Kazerowsky . . . . .	156
Beiträge zur Geschichte der deutschen Industrie Nordböhmens. Von Professor Franz Hübler . . . . .	171, 309
Bonifatius, der Apostel der Deutschen, und die Slavenapostel Konstantinos (Cyrillus) und Methodios. Eine historische Parallele von Const. Ritter von Höfler . . . . .	209
Christiansthal. Von Dr. Ludwig Schlesinger . . . . .	272
Das Anfluglied in Deutschböhmen. Von Dr. Michael Urban . . . . .	298
Urkunden und Traktate betreffend die Verbreitung des Wiclifismus in Böhmen. Mitgetheilt von Prof. Dr. Jos. Loserth . . . . .	229
Künstler der Neuzeit Böhmens. Von Prof. Rud. Müller . . . . .	346
Das Jahr im Volksliede und Volksbrauche in Deutschböhmen. Von Anton August Naaff . . . . .	380

### Miscellen.

Denkschrift über die böhmischen Landesfinanzen vom J. 1618. Mitgetheilt von Dr. Vinc. Goehlert . . . . .	197
Des Prager evangelischen Pfarrers M. D. Hänichens († 1618) Nekrolog. Von Lic. Dr. Georg Buchwald . . . . .	200
Zum Bauernaufstand vom J. 1680. Von Dr. L. Schlesinger . . . . .	393
Sagen aus dem südlichen Böhmen. Von Franz Hübler. 42—44. . . . .	<del>95, 205</del>
Sagen aus dem westlichen Böhmen. Von Franz Wilhelm. 1—5. . . . .	324, 397
Sagen über Friedland und Umgebung. Von Ferd. Thomas. 1—6. . . . .	400

Mittheilungen der Geschäftsleitung . . . . . 96, 207, 325, 406



## Literarische Beilage.

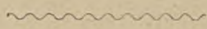
	Seite
Altd Deutsche Predigten. Von C. Schönbach. Von A. Hruscha . . . . .	73
Bachmann Adolf: Briefe und Acten zur österreichisch-deutschen Geschichte im Zeitalter K. Friedrichs III. (Fontes rerum austriacarum.) Von W. G. . . . .	50
Bellmann's Führer durch Prag und Umgebung. Von Erwig . . . . .	16
Bohemica aus periodischen Zeitschriften. Jahrg. 1885. Von W. Hieße . . . . .	104
Canossa, studi e ricerche di Angelo Ferretti, professore nel r. istituto tecnico di Reggio nell' Emilia. Seconda edizione. Ermanno Loescher, Torino; 1884. Von Th. Tupetz . . . . .	48
Caro Jac. Dr.: Geschichte Polens. Von —n. . . . .	47
Codex diplomaticus Silesiae II. Band. Schlesiens Münzgeschichte im Mittel- alter von Friedenburg. Von —n. . . . .	76
Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Von B. . . . .	65
Deutsch-böhmischer Vereinskalendar . . . . .	24
Deutscher Volkskalendar für 1887 . . . . .	37
Deutscher Volkskalendar für die Iglauer Sprachinsel 1887 . . . . .	40
Egerer Jahrbuch. 17. Jahrgang . . . . .	39
Emler Josef: Libri confirmationem ad beneficia ecclesiastica Pragensem per archidioecesim. Von L. S. . . . .	78
Erinnerungsblätter an Josef Victor von Scheffel. Von Otto Lohr . . . . .	21
Ermiş Hubert: Urkundenbuch der Stadt Freiberg in Sachsen. Von L. S. . . . .	69
Festschrift des Teplitz-Schönaner Anzeigers zu seinem 25. Jahres-Jubiläum. Von Otto Lohr . . . . .	13
Fournier August, Dr.: Handel und Verkehr in Ungarn und Polen um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Von —n. . . . .	74
Fürstenbergisches Urkundenbuch. Von G. B. . . . .	41
Geschichte des deutschen Männergesangs-Vereines in Prag vom Jahre 1859 bis 1886. Von L. Chevalier . . . . .	59
Geschichte des fürstlichen Hauses Fürstenberg und seiner Ahnen bis zum Jahre 1509. Von G. B. . . . .	41
Geschichte der Dörfer Ober- u. Nieder-Mois im Neumarkter Kreise. Von —n. . . . .	15
Gindely Anton: Waldstein während seines ersten Generalates im Lichte der gleichzeitigen Quellen 1625—1630. Von L. Chevalier . . . . .	1
Goll Jaroslav: Historický rozbor básni rukopisu Královodvorského: Oldřicha, Beneše, Heřmanova a Jaroslava. Von Dr. Joh. Knieschek . . . . .	26
Grabl Heinrich: Geschichte des Egerlandes. Von Dr. L. Chevalier . . . . .	30
Grünhagen C. Dr.: Regesten zur schlesischen Geschichte. Von —n. . . . .	14
— — Geschichte Schlesiens. Von —n. . . . .	45
— — Zeitschrift des Vereines für Geschichte und Alterthumskunde Schlesiens. 20. Band. Von —n. . . . .	15
Haase'scher Haus- und Wirthschaftskalender für d. J. 1887 . . . . .	38
Haase'scher Minuzenkalendar für das Jahr 1887 . . . . .	39



Hagen von, Dr.: Das Leben König Sigmunds, von Eberhard Windecke. Von Dr. L. Chevalier . . . . .	30
Hallwich H., Dr.: Töpliz. Eine deutsch-böhmische Stadtgeschichte. Von Erwig	4
Haupt Herm., Dr.: Der waldensische Ursprung des Codex Teplensis und der vorlutherischen deutschen Bibeldrucke gegen die Angriffe von Dr. Franz Jostes vertheidigt. Von T. K. . . . .	7
Hilgard Alfred: Urkunden zur Geschichte der Stadt Speyer. Von L. S. . . . .	80
Hutter Theodor: Aus der Jugendzeit. Von Otto Lohr . . . . .	23
Hübler Franz: Geschichte, Bedeutung und praktischer Werth der Stenographie Gabelsbergers. Von Th. Tupek . . . . .	36
Jahrbuch der Gesellschaft für Geschichte des Protestantismus in Oesterreich. 8. Jahrg. 1. Hest. Von W. H. . . . .	59
Jahrbuch der k. k. heraldischen Gesellschaft „Abler“ in Wien. Von W. H. . . . .	57
John Alois: Aus dem geistigen Leben des Egerlandes. Von Lbe. . . . .	55
Jostes Franz Dr.: Die Tepler Bibelübersetzung. Von T. K. . . . .	71
Jro Karl: Sechs deutschnationale Lieder. Von Otto Lohr . . . . .	23
Kaleidoskop: Feuilletonistische Studien, Skizzen u. Canterien. Von Dr. Ed. Schranka. Von —r. . . . .	57
Kalender für das Egerland 1887. . . . .	39
Kazerowsky W. Dr.: Die meteorologischen Aufzeichnungen des Leitmeritzer Rathsverwandten Anton Gottfried Schmidt aus den J. 1500 bis 1761. Von L. S. . . . .	81
Klaar Alfred: Gedenkrede zur Feier von Ludwig Börne's hundertsten Geburtstag. Von Otto Lohr . . . . .	19
Klein Johannes Dr.: Religiöse Dichtungen des Presbyter Johannes . . . . .	24
Kerler Dietrich: Deutsche Reichstagsacten unter Kaiser Siegmund. Von —n. . . . .	47
Krones Fr. v., Dr.: Geschichte der Carl Franzens-Universität in Graz. Von —n. . . . .	52
Lahmer Robert: Industrielle Briefe aus Nordböhmen. Von —r. . . . .	55
Die böhmischen Landtags-Verhandlungen und Landtagsbeschlüsse vom Jahre 1526 bis auf die Neuzeit. Von —n. . . . .	8
Lippert Julius: Culturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau . . . . .	13
Löher Franz Dr.: Archivalische Zeitschrift. Von A. Mörath . . . . .	33
Lutsch Hans: Verzeichniß der Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien. Von n. . . . .	36
Maasburg Friedrich, M. von, Dr.: Die Proceß-Ordnung für Böhmen vom 23. Januar 1753. Von D. K. . . . .	35
Mach G. Dr.: Der relative Bildungswerth der philologischen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichtsfächer der höheren Schulen. Von Erwig	21
Mischler Ernst Dr.: Der öffentliche Haushalt in Böhmen. Von Dr. F. . . . .	53
Neuer Prager Kalender für Stadt und Land 1887 . . . . .	38
Oettingana. Neuer Beitrag zur Oettingischen Geschichte. Von B. . . . .	77
Peter Johann: Charakter- und Sittenbilder aus dem deutschen Böhmerwalde Von Wenzel Hieße . . . . .	54
Programmaufsätze aus den Jahren 1885 und 1886. Von B. . . . .	60
Quellen zur Geschichte der Stadt Kronstadt in Siebenbürgen. Von —r. . . . .	82
Rachel M. Dr.: Ueber die Freiburger Bibelhandschrift nebst Beiträgen zur Geschichte der vorlutherischen Bibelübersetzung. Von T. K. . . . .	72



	Seite
Die Regesten des Kaiserreiches von Engelbert Mühlbacher Von —n. . . . .	11
Die Regesten zur Geschichte der Mainzer Erzbischöfe von Corn. Will. Von —n. . . . .	11
Reidl F. K.: Beitrag zur Geschichte von Dux. Von W. Hieke . . . . .	32, 79
Reitler Anton: Conrad Ferdinand Meyer. Von Otto Lohr. . . . .	20
Rustler Michael: Das sogenannte Chronicon universitatis Pragensis. Von Dr. L. Chevalier . . . . .	12
Schebel Edmund: Die Schweden und die Kapuziner im 30jährigen Kriege. Von Erwig . . . . .	32
Schlaggenwalds Mineralienreichthum. Von Lbe. . . . .	31
Schober Karl, Dr.: Quellenbuch zur Geschichte der österr.-ungar. Monarchie. 1. Theil. Von Dr. L. Chevalier . . . . .	17
Schranka Maria Eduard Dr.: Ein Buch vom Bier. Von —r. . . . .	56
Schriften des Vereines für Geschichte und Alterthum Schlesiens. Von —n. . . . .	76
Sacher's Josef gesammelte Schriften. Von Otto Lohr . . . . .	22
Stammtafel des mediatisirten Hauses Fürstenberg. Von G. B. . . . .	41
Teweles Heinrich: Presse und Staat. Von Dr. Karl Görner . . . . .	18
Thomas Ferdinand: Tannwald und Umgebung. Von L. S. . . . .	81
Tomek W. W.: Dějepis města Prahy. Díl. VII. Von W. Hieke . . . . .	8
Veselský Peter Miroslav: Der Fremdenführer in der königl. freien Silberberg= und Münzstadt Kuttenberg und deren nächsten Umgebung. Von Erwig . . . . .	16
Weichelt S. Dr.: Deutsch-österreichische National-Bibliothek. Von Otto Lohr . . . . .	20
Weizsäcker Jul.: Deutsche Reichsacten unter König Ruprecht. 2. Abtheilung. 1401—1405. Von —n. . . . .	11
Werunský G. Dr.: Geschichte Karls IV. und seiner Zeit. 2. Bd. . . . .	25
Zellner Felix Dr.: Die Zucunabel-Drucke der fürstl. Fürstenberg'schen Biblio= thek zu Bürglitz. Von Otto Lohr . . . . .	17
Zimmermann Heinrich: Prager Spaziergänge. Von Otto Lohr . . . . .	23





Mittheilungen des Vereines  
für  
Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von  
Dr. Ludwig Schlesinger.

---

Fünfundzwanzigster Jahrgang.

Erstes Heft. 1886/7.

---

Zum Jubiläum der Universität zu Heidelberg.

2. August 1886.

Die Begründung der Universitäten in Mitteleuropa, nachdem der romanische Süden und Westen mit dem großen Beispiele vorangegangen, ist eine der nachhaltigsten und folgenreichsten Thatfachen des scheidenden Mittelalters. Herrschte bei der Begründung der Prager Universität der Gedanke vor, mehr als einer Nation einen Mittelpunkt zu geistigem Wett-eifer zu verschaffen, dadurch aber selbst diesen ein gemeinsames Centrum zu gewähren, eine Vereinigung auf dem geistigen Gebiete, wie sie die Kirche auf dem geistlichen aufgerichtet hatte, einzuleiten, so überwog bei den nachfolgenden Gründungen das nationale, endlich das territorialistische Moment, so daß sie zuletzt aus allgemeinen wissenschaftlichen Instituten, die sie sein sollten, Staatsanstalten mit dem speciellen Endzwecke wurden, brauchbare Staatsbeamte für das oft sehr kleine Territorium heranzubilden.

Auf die große Wirksamkeit, die die Universitäten als Vertreter gemeinsamer geistiger Bedürfnisse, als Grundpfeiler jener kirchlichen Umgestaltung entfalteten, die im XV. Jahrhunderte die Concilienepoche sich zur Aufgabe stellte, folgte im Reformationszeitalter eine mit dieser im Gegensatz stehende und doch aus der ganzen bisherigen Entwicklung der Dinge hervorgegangene nach. Denn als im Anfange des XVI. Jahrhunderts der Drang sich kund that, mit der ganzen Vergangenheit tabula rasa zu



machen und insbesondere Deutschland mit seiner ganzen Vergangenheit zu brechen den titanischen Entschluß faßte, so ging diese Bewegung nicht blos von einer Universität aus, sondern nahmen überhaupt die Universitäten die entscheidende Richtung an, sich für oder gegen jene Spaltung zu erklären, die von Deutschland aus das Abendland erschütterte. Je nach der Confession des Landesherrn wurden die Universitäten confessionelle Staatsanstalten, dogmatische Burgen, in welchen der Streit, der die Nation zerfleischte, fortwährend Nahrung fand.

Die neuere Zeit, welche an die große geistige Bewegung des XV. Jahrhunderts, die Epoche des Wiedererwachens der Wissenschaften, anknüpfte und die universelle Bedeutung des wissenschaftlichen Lebens als eines Gemeingutes aller Nationen betonte, hat mehr und mehr die confessionellen Schranken gebrochen und eine freie Bewegung, eine individuelle Messung der Geister auf ihre Fahne geschrieben. Lag es in der Entwicklung unserer Verhältnisse, den staatlichen Charakter der Universitäten noch immer möglichst zu wahren, so konnten sich diese ebensowenig zeitweiliger Härte und einer störenden Einmischung in den Organismus des wissenschaftlichen Lebens entziehen, als anderseits der Staat den Schwankungen und Entwicklungen des Volkslebens, das, so lange von ihm überhaupt die Rede sein konnte, seinen Wiederhall, seinen natürlichen Ausdruck in der Blüthe oder dem Verfall der Universitäten fand. In keinem Lande haben sie denn auch eine so hohe Bedeutung erlangt als in Deutschland. Sie blühten so lange die Mannigfaltigkeit des deutschen Volks- und Staatslebens bestand. Sie verknöcherten sichtbar in der Zeit des Cäsaropapismus, der das Volksleben tödtete und der Nation zur Entschädigung für den Verlust an geistigen Gütern prunkende Höfe und Kasernen gab. Aber in allen Zeiten, ob sie Träger des Staatskirchentums wurden oder nicht, waren und blieben sie die Pulsadern des deutschen Volkes, ob der Puls selbst schwach schlug oder stark. Sie zeigten in Leid und Freud, in Erhebung und Verfall, in kleinlichen Interessen, in großartigem Aufschwunge die wechselnde Volkskraft an. Und während das Reich selbst getheilt, in einander feindliche Stücke aufgelöst war, die Gegenwart sich verschlimmerte, ruhte in ihnen die spes melioris aevi, die Hoffnung, sich zuletzt doch wieder zurecht zu finden, das Geheimniß wahrer Vitalkraft, das *crescere posse malis*.

Um so mehr gebührt den deutschen Fürsten Lob und Anerkennung, welche an dem Gedanken festhaltend, daß Leben nicht in der starren Monotonie des Befehlens und Gehorchens, sondern in der Wechselwirkung des Gebens und Empfangens, in der Freizügigkeit des Geistes, in der ununterbrochenen Zufuhr frischer empfänglicher Naturen einerseits, im ununter-



brochenen Schaffen und Wirken andererseits sich zeige, das Gedeihen ihrer Universitäten auch unter ungünstigen Zeitverhältnissen förderten, von liebender Sorgfalt erfüllt, den Werth des geistigen Lebens nicht minder als die Bedingungen seines Gedeihens erkannten und ihre fürstlichen Namen mit der Blüthe derselben identificirten, statt sie zu maßregeln, in dem Wesen ihres Organismus die Kraft fanden sie zu allseitiger Entwicklung zu bringen.

Und wenn der Name des römischen Königs Ruprecht von der Pfalz, der einst vor den Mauern von Prag stand, um die Einheit des deutschen Königthums wieder herzustellen, mindestens denselben Ruhm erlangte, als der des Begründers der Heidelberger Universität, so gebührt den Fürsten nicht minderes Lob, welche, zwar nicht aus ihrem Stamme, doch es verstanden, Vergangenheit und Gegenwart, Volk und Fürst geistig zu einen und, was in trüben Zeiten ein Wittelsbacher begründet, zur reichen Entfaltung zu bringen, als wäre es nur Ein Stamm, der geschaffen und derselbe der erhalten und das Gedeihen gefördert hat.

Prag, Juni 1886.

1.

**Bildet das Kaiserthum Karls IV. das Ende eines großen Abschnittes in der Geschichte des deutschen Kaiserthums oder bildet es den Ausgangspunkt einer neuen Periode?**

Der Herzog von Sachsen, Otto, König Heinrichs I. Sohn, welcher durch die Zustimmung der fünf deutschen Stämme König der Deutschen geworden war, war der erste seines Stammes, der den karolingischen Traditionen folgend, das italienische Königthum und dann, berufen von Papst Johann XII. in Rom die Kaiserkrone erlangte, die seit Kaiser Arnulfs Tode zwar nicht Abkömmlingen der Karolinger, aber doch den Deutschen entzogen war, seit 924, dem Tode Kaiser Berengars, keinen Träger mehr besaß. Die Vereinigung zweier Königreiche, eines auf dem Nordabhange der Alpen, eines auf dem Südbhange derselben und die Krönung zu Rom durch das Oberhaupt der Christenheit bildeten das Wesen des römischen Kaiserthums deutscher Nation, das somit nicht sowohl eine nationale als eine internationale Aufgabe besaß, die es auch den Slaven gegenüber im Norden, den nach der Herrschaft über Italien strebenden Arabern im Süden gleichmäßig bethätigte. National war es nur,



in wie ferne es von den letzten deutschen Stämmen, die auf dem Continente feßhaft, ihre Nationalität erhalten hatten, ausgegangen war, die Langobarden umfaßte, ohne jedoch ihre Romanisirung hindern zu können, und endlich, ehe ein Jahrhundert seit der Begründung des Kaiserthums zu Ende ging, auch die beiden burgundischen Königreiche (Hochburgund und Arelat) einschloß. Es war bezeichnend, daß gerade die alten Gegner der Franken, die Sachsen, die Vereinigung Deutschlands und Italiens vollzogen, aber auch bereits der dritte von ihnen zu der Erkenntniß gekommen war, daß der Besitz des Stammlandes römischer Herrschaft sich nur behaupten lasse, wenn der Sitz des Kaiserthums nach Rom verlegt werde.

Nach dem frühen Aussterben der sächsischen Kaiser folgten für 101 Jahre die Franken bis 1125 ihnen nach, die auf fränkischem Boden gewählt, im Dome zu Speier sich ihre Grabesstätte bauten, auf die mittelhheinischen Städte sich stützten, aber von Goslar und dem Sachsenlande aus das Reich zu regieren suchten, welches bereits ein mitteleuropäisches geworden war. Sieben deutsche Könige, 6 Kaiser, 4 sächsische und 2 fränkische brachten das deutsche Reich zu seiner universalhistorischen Höhe und als es namentlich durch die Streitigkeiten des vierten Heinrichs mit den Sachsen, seit 1056, dem Tode Heinrichs III., zu sinken begann, die großen Principienkämpfe mit den Päpsten einen geradezu zerstörenden Charakter annahmen, in welchen selbst der christliche Orient sich gegen Heinrich V. aussprach, zog sich der Schwerpunkt bereits im XII. Jahrhunderte von Deutschland nach Italien, dessen Communen die Freiheit der Welt gegen den größten Kaiser der dritten Dynastie, der schwäbischen oder staufischen, siegreich vertraten und Kaiser Friedrich Rothbart zum venezianischen Frieden mit dem Papste 1177, zum Constanzer mit ihnen selbst zwangen 1184.

Da erfolgte die eigentliche Krise des Reiches, die Erwerbung der päpstlichen Lehenkrone von Sicilien durch Kaiser Heinrich VI., den zweiten staufischen Kaiser, und ihre Vererbung an seinen Sohn Friedrich, die Vereinigung der Königskronen des deutschen Reiches und des deutschen Kaiserthums mit der Erbkrone von Sicilien. Wo befand sich seitdem der Schwerpunkt des Reiches und wie ließ sich die erste Krone der Welt mit allen ihren Traditionen und Vorrechten vereinigen mit einer päpstlichen Lehenkrone?

Die Antwort war der größte und nachhaltigste Conflict der älteren deutschen Geschichte. Der gewaltige Kampf, den man mit dem Namen des Kampfes zwischen dem Priesterthum und dem Kaiserthum bezeichnete, endete mit dem Untergange der dritten deutschen Kaiserdynastie, der



staufischen, die eine sicilianische geworden war, mit dem vollsten Siege der Päpste, mit dem Erlöschen des Kaiserthums, so daß es von dem Tode Kaiser Friedrichs II. 1250 bis zum Jahre 1312, volle 62 Jahre keinen Kaiser mehr gab und der Glaube allgemein wurde, es würde niemehr zu einem Kaiserthum kommen. Er endigte mit einer Umkehr der Dinge im deutschen Reiche, die einer Auflösung alles dessen gleich kam, was seit dem zehnten Jahrhunderte geschaffen worden war, gleichzeitig mit dem Aussterben alter Fürstengeschlechter, der Zähringer, der Thüringer, der Babenberger, der Merane und dem Emporkommen von Grafenhäusern an ihrer Stelle. Bei diesem Umsturze der Dinge wurde nur mit äußerster Mühe in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts der Ausrenkung des Reiches gesteuert und wenigstens die Einheit des Königthums durch Rudolf von Habsburg gerettet.

In dieser Zeit begegnen wir einer Thatsache, die auch für unsere Tage unendlich lehrreich geworden ist.

Es war der von Böhmen, welches deutsche Könige und Kaiser zu einem Königreiche erhoben hatten, ausgehende Versuch, Ostdeutschland, Böhmen, Mähren, Oesterreich, Steyer, Kärnthner vom Reiche zu trennen, im Reichslande eine böhmische Großmacht zu begründen und dadurch das Reich selbst aufzurollen, den Conflict, der bisher in Italien gewüthet hatte, nach dem Stammlande des deutschen Kaiserthums, nach Deutschland selbst zu verpflanzen.

Es war König Rudolfs größte That, daß er der Ausrenkung Ostdeutschlands steuerte, mit Gefahr seines Lebens Ottokar II. bekämpfte, ihn besiegte, den Osten dem Reiche erhielt und das habsburgische Oesterreich als Warte gegen Böhmen seinem Hause zuwandte. Es ist unsagbar, welches Geschick Deutschland betroffen hätte, wäre der Ausgang der Schlacht von Dürnkrut ein entgegengesetzter gewesen.

Das Unglück Deutschlands bestand aber nicht blos darin, daß gleichzeitig mit dem Untergange des staufischen Hauses die Macht des französischen Königthums sich zur ersten im Abendlande erhob, eine französische Secundogeniturlinie das Königreich Sicilien gewann und Anstalten traf, auf Italien und die Päpste einen dominirenden Einfluß auszuüben, das französische Königshaus von Sicilien auch die unter dem Königreiche Ungarn begriffenen Königreiche und im XIV. Jahrhunderte selbst das Königreich Polen mit Ungarn vereinigte, somit Deutschland — das deutsche Reich — im Westen, Süden und Osten von französischem Besitzthum umschlossen war, sondern, daß gleichzeitig mit dieser halb Europa um-



spannenden Veränderung, dem Uebergewichte eines weitverzweigten römischen Königshauses, in Deutschland nach dem Aussterben so vieler alter Fürstenhäuser und des Kaiserhauses selbst, die neuen Häuser und Grafengeschlechter sich zur Aufgabe stellten, einander gegenseitig von dem Königthum auszuschließen, und dieses zur dynastischen Ausbeutung für sich zu behaupten suchten. Das von Rudolf von Habsburg begonnene Werk der Wiederaufrichtung des Reiches war nur halb gethan, so lange nicht auch das Kaiserthum wieder hergestellt war und das Reich eine neue (vierte) Kaiserdynastie erlangte. Das letztere verhinderte der Böhmenkönig Wenzel II., der einerseits seine Stellung als erster weltlicher Churfürst dazu benützte, das Reich zu schwächen, andererseits durch die Erwerbung Polens und Ungarns eine außerdeutsche Macht neben der im deutschen Reiche wurzelnden zu erlangen strebte. Hiedurch entstand ein neuer Abschnitt in der deutschen Reichsgeschichte, eine Periode der inneren Kämpfe zwischen den bereits zu Herzogen von Oesterreich erhobenen Grafen von Habsburg, den Grafen von Nassau und von Luxemburg und den früheren Grafen von Wittelsbach, von welchen der eine Zweig Pfalzgrafen bei Rhein, der andere Herzoge von Ober- und Niederbayern geworden war. Die Periode des blutigen Königschisma, der Könige der Wahlstatt, seit 1198 schon eingebürgert, ja selbst des Königsmordes, schien ständig zu werden, als Herzog Albrecht von Oesterreich gegen K. Adolf von Nassau austrat, letzterer erschlagen und der Sieger wohl als König anerkannt, dann aber einhundert Jahre, nachdem Pfalzgraf Otto von Wittelsbach den staufischen König Philipp erschlagen, meuchlings ermordet wurde, 1308. Beinahe gleichzeitig war der letzte prämyslidische König von Böhmen ermordet worden und begannen nun die Streitigkeiten um dieses churfürstliche Königreich, dessen weitausgreifende Tendenzen die Nothwendigkeit erzeugt hatten, es auf das Innigste mit dem deutschen Reiche zu verknüpfen. Es war K. Albrechts Verdienst, nicht blos Böhmen für seinen Sohn K. Rudolf, den ersten deutschen König Böhmens zu gewinnen, sondern auch von dem böhmischen Adel feste Zusicherungen für seine Dynastie zu erlangen, die sich dadurch den Weg zur deutschen Krone bahnte. Aber diese Zukunft verzog sich, als K. Rudolf 1307 starb, der böhmische Adel, der 1306 den König Wenzel hatte meucheln lassen, seine großen Stipulationen brach, K. Rudolfs Vater, K. Albrecht I., ein Jahr nach ihm starb und nun Heinrich Herzog von Kärnthen, König von Böhmen wurde. Noch mehr, als durch den Einfluß der Churfürsten von Mainz und Trier ein westdeutscher Graf, Heinrich von Luxemburg, römischer König wurde, dieser seinem Sohne Johann die böhmische Krone verlieh, König Heinrich der Kärnthner aus



Böhmen vertrieben, Johann eingesetzt wurde und dann, was der erste Rudolf nicht erreicht, R. Heinrich der Luxemburger die Wiederherstellung des Kaiserthums nach einer so langen Vacanz durchsetzte. Man konnte damals (1312) nach menschlicher Voraussicht mit mehr als Wahrscheinlichkeit annehmen, daß das Reich jetzt eine vierte Dynastie erlange und wenn diese auch nicht die alemannische der Habsburger war, letztere vielmehr der beiden Kronen des Reiches und Böhmens zugleich verlustig gingen, doch nun eine westdeutsche, die im ersten Anlauf die beiden den Habsburgern entrissenen Kronen und die Kaiserkrone dazu erlangte, berufen sei, endlich die langvermißte Stetigkeit in die Reichsangelegenheiten zu bringen und namentlich das deutsche Königthum einer Parteiung zu entreißen, die Nationalinstitution geworden zu sein schien. In diesem verhängnißvollen Momente starb Kaiser Heinrich, den wir den Siebenten nennen, 1313, und begann der neue Königskampf zwischen den wittelsbachischen und habsburgischen Vettern, Friedrich III. dem Schönen und Ludwig Herzog von Oberbayern, der zu den schlimmsten Ereignissen der deutschen Geschichte gehört, da er auf dem kirchlichen Gebiete eine nicht geringere Verwirrung erzeugte als auf dem weltlichen. Ja er führte zuletzt zu einer völligen Ohnmacht des deutschen Kaiserthums, nachdem Ludwig der Baiern durch die Tragikomödie seiner illusorischen Kaiserkrönung in Rom einen Principienkampf eröffnet hatte, dessen Tragweite er selbst kaum bemaß. Bald übermüthig und hochfahrend, bald kleinmüthig und verzagt, immer aber bemüht, sein Hausgut zu vergrößern und dadurch seinem improvisirten Kaiserthum eine Stütze zu gewähren, die diesem seit den Tagen der Hohenstaufen fehlte, nach Tirol und nach Brandenburg wie nach Holland und Seeland ausgreifend, sank unter ihm das Kaiserthum tiefer als je, so daß P. Clemens VI. förmlich über dasselbe hinweg wie zur Tagesordnung schreiten konnte. Ward er im ungemessenen Streben, das wittelsbachische Hausgut in das Unendliche zu vermehren, ein würdiger Vorgänger seines gewandten Gegners Karl von Mähren, Sohn R. Johanns von Böhmen, so suchte und fand dieser die Hauptstütze seiner Macht im Reiche, in welchem R. Ludwig sich dauernde Feindschaft bereitete, und als dieser bereits zu unwürdiger Erniedrigung seine Zuflucht genommen, lief ihm erst noch der böhmische Luxemburger in Avignon den Rang ab. Das Reich war des Baiern müde geworden, der avignonesische Papst drohte selbst auf dem Wege der Provision über das erledigte Königthum zu verfügen, als sich der Enkel des Wiederherstellers des Kaiserthums, Karl, entschloß, in Uebereinstimmung mit seinem Vater die schweren Bedingungen anzunehmen und jener Capitulation sich zu unterwerfen, unter welcher ihm sein früher Erzieher, P. Clemens VI., vorläufig das



römische Königthum 1346 zuerkannte. Ein plötzlicher Tod 11. Oct. 1347 befreite Ludwig den Baiern von dem Schicksale Ottos IV., der vor seinem Gegner Friedrich II., „von Gottes und des apostolischen Stuhles Gnaden König der Römer“ entfliehend, im Dunkel geendet hatte, und das Reich vor langem Bürgerkriege. Es erhält an dem Enkel Kaiser Heinrichs VII. einen König und 1355 einen Kaiser, der sich mit vollem Rechte von des apostolischen Stuhles Gnaden schreiben konnte. Tiefer war bisher das Reich nicht gesunken, tiefer konnte es nicht sinken, als in den letzten Jahren K. Ludwigs, in den ersten K. Karls IV. So waren die Anfänge jenes Karl, der der Wohlthäter Böhmens, der Begründer der nach ihm genannten Universität geworden ist, der Schöpfer eines Regierungssystemes, welches, noch eine Generation mit Consequenz fortgeführt, es zwar nicht zur Entgliederung des deutschen Reiches wie Ottokar II. gewollt, aber zur allmählichen Vereinigung in einen böhmischen Großstaat, zu einem Aufgehen Deutschlands in Böhmen, zu einer staatlichen Einheit gebracht hätte. Der Zögling des Pariser Hofes, der Nefte eines Sohnes des gewaltthätigen Königs Philipp IV. von Frankreich, der vor seinem Mittel zurückgebebt hatte, die Macht des Königthums zu vermehren und den Territorialbestand der französischen Monarchie zu erweitern, hatte in Paris die Quelle der Macht, die Einheit der Gewalten, kennen gelernt, er war in allen Beziehungen ein gelehriger Schüler, der zu schweigen und zu handeln, zu ertragen und seine Gesinnung zu verbergen wußte, und stets seinen Vortheil ersah und wahrte.

Der Grund seines Wesens war Vorsicht, die ihn, nachdem er die oberste Macht erlangt, lehrte, allen Conflicten aus dem Wege zu gehen, Geduld zu üben und von der Zukunft zu erwarten, was die Gegenwart nicht gewährte. Aber niemals verschmähte er anzunehmen, was die letztere ihm bot, und selbst ein entlegener Besitz war ihm genehm, da er in ihm den Ausgangspunkt anderer Erwerbungen erblickte. Er hatte in seiner Jugend mit seinem Vater in Italien Territorien zu gewinnen gesucht; K. Johann, nicht ein fahrender Ritter, wenn auch ziemlich unstet, besaß ein bedeutendes diplomatisches Talent. Er erlangte Schlesien, das er gleich Mähren zur böhmischen Krone fügte, für seinen jüngeren Sohn gewann er Tirol, verwandtschaftliche Beziehungen sicherten ihm die Freundschaft der niederbayerischen Herzoge, so daß von den Grenzen von Polen an bis in die Lombardei ihm der Zuzug offen stand. Sein Sohn schritt auf diesem Pfade weiter. Während Cola di Rienzi seinen Kopf zum Pfande setzen wollte, daß die Päpste keine Wiederherstellung des Kaiserthums wollten, erlangte er die Kaiserkrone doch. Er benützte sie, seine Macht zu befestigen



und ein Reichsgrundgesetz zu erlassen, das ganz seinen Stempel trägt. Es gibt wenig oder gar nichts Neues, wohl aber Normen, wo bisher schwankende Rechtsverhältnisse waren, ordnet vor Allem die Königswahlen, um die Hauptpunkte der deutschen Uebelstände, die Streitigkeiten um die Krone zu beseitigen, die seit 150 Jahren unaufhörlich stattgefunden; bestimmte die Berechtigung der Wahlfürsten, läßt diesen die erworbenen Rechte und fügt für die Zukunft hinzu, daß die Söhne der Churfürsten tschechisch lernen sollten. Er stellt nicht Prag als Reichshauptstadt auf, aber factisch wird sie, wie der Diessenhofer sagt, was Rom war und Constantinopel ist. Er erwirbt die Churmark Brandenburg und incorporirt sie der Krone Böhmen. Er gewinnt Territorien, um auf eigenem Gebiete zur Reichs- und Reichstagstadt Nürnberg zu kommen. Es wäre vielleicht nicht zu schwer zu beweisen, daß er auch den Weg nach Frankfurt in ähnlicher Weise zu gewinnen trachtete; eine genaue Karte aller erworbenen Lehen würde Staunen erregen, wie weit in das Herz von Deutschland sein Besizthum reichte. Man hat darüber gestritten, ob er ein Deutscher oder ein Slave war; besser wäre es vielleicht, um zur Wahrheit zu gelangen, die Frage zu formuliren, ob er mehr Tscheche oder mehr Deutscher war, und die Antwort dürfte lauten, er war stets was ihm zur Erreichung seiner Zwecke dienlich schien, aber sein Herz hing an Böhmen. Hatte er den römischen Stuhl widerwillig dahin gebracht, daß er denn doch zum Kaiser gekrönt wurde, so brachte er ihn auch dazu, sich der Wahl seines Sohnes Wenzel zum römischen Könige nicht zu widersetzen. Der Kaiser rechnete auf eine Generation, in welcher das zur Reife komme, was er selbst begründet, und die Churfürsten, welche noch nicht zum Hause Luxemburg gehörten, deren Länder noch nicht Böhmen incorporirt waren, tschechisch sprächen, eine Kunst oder gar eine Tugend, zu deren Uebung er ihnen wahrscheinlich auf bisher deutschem Boden Gelegenheit zu geben hoffte. Es lag nicht in der Eigenthümlichkeit Karls, dem Zufälligen, Unberechenbaren, mehr zu überlassen, als unumgänglich nothwendig war; er liebte es nicht, durch Ereignisse, welche er nicht vorhergesehen, überrascht zu werden, und hatte deshalb alle Anstalten getroffen, daß das begommene Werk auch nach seinem Tode nicht in Stocken gerathe. Er hatte sich nicht blos des römischen Stuhles versichert, er hatte einen wesentlichen Antheil an der Rückkehr desselben aus Avignon genommen. So befreundet er auch mit den Valois war, so betrieb er doch die Befreiung der Päpste von überwiegend französischem Einflusse. Ihre Rückkehr nach Rom verließ die Bürgschaft einer so nothwendig gewordenen umfassenden Reformation. Die erstere erfolgte und das große Papstschisma begann. Gerade jetzt erfolgte der Tod K. Karls 1378 und



hielt K. Wenzel es nicht für nothwendig, nach Italien zu ziehen, die Kaiserkrone zu erlangen, dem Beispiele eines Heinrichs III. zu folgen, der dem Streite dreier Päpste durch Erhebung eines Deutschen ein Ende gemacht hatte (1047).

Wir kehren zu der früher aufgeworfenen Frage zurück. Bildet die Regierung Kaiser Karls IV. das Ende eines großen Abschnittes der deutschen Kaisergeschichte oder eröffnet sie eine neue Periode derselben? Die Antwort kann eigentlich erst dann vollständig gegeben werden, wenn nachgewiesen worden ist, daß sein Kaiserthum keine Fortsetzung fand; daß, was er unternahm, in Stocken gerieth, eher das Gegentheil von dem geschah, was er beabsichtigte, als daß sich eine nach Vollendung des umsichtig Begonnenen ringende Fortsetzung ergeben hätte. Sie wird noch einfacher lauten, wenn sich zeigt, daß gerade die Auflösung dessen eintrat, was er geschaffen, er somit selbst zum Denkzeichen einer mit ihm abgeschlossenen Periode wurde.

Es gehört zu den Geheimnissen einer sittlichen Weltordnung, daß sich die schlimmen Eigenschaften eher auf die Söhne vererben als die guten, und selbst der erworbene Besitz nur dann ein sicheres Erbe ist, wenn er mit gleicher Energie behauptet wird; die in der Verschiedenheit des Besitzes liegende Ungerechtigkeit verlangt eine Ausgleichung. Sie liegt darin, daß der Sohn die Saat des Vaters frevelnd zertritt, wie daß er ernte, was unter den Händen der Uebermüthigen sich für Andere zur Giftsaat verkehrte.

Auch K. Karl konnte seinem Sohne und Nachfolger die Beweglichkeit und Thatkraft nicht verleihen, die des jüngeren Sohnes Markgrafen Sigmunds Antheil wurde, und ebenso wenig hindern, daß, wenn eine Andeutung uns zu einem Schlusse berechtigt, K. Wenzel einen leisen Hang seines Vaters zur verderblichen Trunksucht besaß und dann selbständig ausbildete. Man bezeichnet K. Karl als rechten Durchechter der Christenheit, ein schwer zu erklärender Ausdruck, der vielleicht bezeichnet, daß man ihm auf allen Gebieten seine eigene Zwecke verfolgend begegnete, er niemals in der Verfolgung seiner Pläne stille stand. Er ähnelte in dieser Beziehung dem zweiten habsburgischen Kaiser, Maximilian I. Während aber Letzterer zu häufig und zu rasch von einem einmal gefaßten Plane absprang, verfolgte K. Karl das einmal ins Auge gefaßte Ziel mit aller Consequenz und Beharrlichkeit. Es bleibt die für ihn zeugende Thatsache, daß, wenn er das römische Königthum in nicht zu rechtfertigender Weise erlangte und das Kaiserthum unter höchst demüthigenden Bedingungen, die im Anfange seiner Regierung noch überwältigende Macht der Päpste am Ende derselben, freilich durch sich selbst gebrochen, da lag und die Gefahr einer allgemeinen Auflösung der Dinge, des Zusammenbruches der gesammten mittelalterlichen Ordnung nur



durch das Kaiserthum, welches die Päpste so oft geschmäleert, abgewendet werden konnte. Die Nothwendigkeit eines kraftvollen, seiner Aufgabe selbstbewußten Kaiserthums trat am Ende seiner Tage entschiedener als je hervor; auch ein Triumph für ihn. Er konnte im Innern des Reiches die großen Gegensätze zwischen geistlichen und weltlichen Fürsten, zwischen republikanischer und erbfürstlicher Ordnung, zwischen Reichsstädten und Reichsfürsten nicht beseitigen, wohl aber hindern, daß sie nicht zum Untergange des Reiches aufeinander platzten und in heftigen unversöhnlichen Parteikämpfen kein gemeinsames Interesse mehr aufkommen ließen. Er konnte mit kluger Hand den Kampf verschieben; es war die Frage, ob sich dadurch die Gegensätze abschliffen oder schärften. Vor der Hand war das Mögliche erreicht. Dazu gesellte sich aber noch eine andere Thatsache. Die Zeiten waren längst vorbei, in welchen der zum Könige gewählte Herzog auf sein Herzogthum verzichtete und die dem Reiche anheimgefallenen Lehen diesem wieder verlieh. K. Karl hatte Böhmen so groß gemacht, und das Kaiserthum war fortwährend so arm geworden, daß man sich das Kaiserthum ohne die materielle Grundlage des reichen Königreiches Böhmen nicht mehr denken konnte, wie es denn auch noch in viel späteren Zeiten als Sprichwort galt, die römische Krone gehört auf die böhmische. Kaiser Karl hatte aber auch mit kluger Umsicht dafür gesorgt, daß es kein deutsches Fürstenhaus gab, welches dem nach dem Osten verpflanzten luxemburgischen Kaiserhause gefährlich werden konnte. Es gab überhaupt nur mehr ein Kaiserhaus in Deutschland, das seine. Da das Kaiserthum Ludwig des Baiern nicht blos vom römischen Stuhle nie anerkannt, selbst verworfen worden war, die eigenen Söhne Ludwigs aber sich von ihm als Kaiser lossagten, konnte man von einem wittelsbachischen Kaiserhause nicht reden. Den älteren pfälzischen Zweig hatte Karl IV. gleich anfänglich auf seine Seite gezogen; ihm bestätigte er auch die Churwürde und damit das Reichsvicariat. Von einer Churwürde Baierns, d. h. der Erben Ludwigs des Baiern, war keine Rede und die nicht baierische, aber wittelsbachische der Mark Brandenburg wußte Karl durch geschickte Unterhandlungen mit dem unbedeutenden Churfürsten Otto von Wittelsbach für sein Haus zu gewinnen. Das habsburgische Haus war wohl ein königliches, aber kein kaiserliches und hatte vor nicht langer Zeit erst in seiner Bewerbung um das Königtum Schiffbruch gelitten. Es war das Klügste, was die Habsburger, damals auf den Rang einer zweiten oder dritten Macht herabgedrückt, thun konnten, sich zu sammeln, von unfruchtbaren Bewerbungen abzustehen, den Territorialbesitz durch Kärnthen und Tirol zu vermehren, und wenn es sich Herzog



Rudolf IV. beikommen ließ, sich neue Ehren und Titel beizulegen, so sorgte R. Karl dafür, daß diese Ehren seines Schwiegerohnes keinen Bestand, keine praktischen Folgen hatten. So lange das Haus Habsburg der churfürstlichen Würde entbehrte — und woher sollte es diese erlangen? — Böhmen aber die doppelte Chur Böhmen-Brandenburg und den großen Einfluß auf die Besetzung der geistlichen Churfürstenthümer besaß, war das Haus König Rudolfs nicht bloß überflügelt, es war auch für die Luxemburger ungefährlich. In ähnlicher Weise verhielt es sich mit den übrigen Fürstenhäusern. Der Unterschied zwischen ihnen und dem Kaiserhause war so groß, wie er etwa nach dem Sturze der Welfen zwischen dem stauffischen Kaiserhause und den übrigen deutschen Fürstenhäusern war.

Dazu gesellte sich erst noch die Stellung, die Karl in religiöser Beziehung behauptete. Nicht bloß durch prachtvolle Kirchenbauten, durch Begründung von Klöstern, wobei er auch böhmische Mönche nach Deutschland vorschob, sondern vor Allem durch Begründung des Prager Erzbisthums, wodurch er Böhmen auch in kirchlicher Beziehung von Deutschland selbstständig machte. Das Recht, den König von Böhmen zu krönen, wurde dem Nachfolger des hl. Bonifacius entzogen und dem Erzbischofe von Prag zugewendet. Dasselbe geschah mit dem bisher geübten Metropolitenerbverbande, so daß die böhmische Kirche von der deutschen unabhängig wurde, was für spätere Vorgänge gar nicht ohne Wichtigkeit war. Während die Universität mit ihren 4 Nationen, zwei deutschen und zwei slavischen, einen Vereinigungspunkt zwischen der deutschen und der slavischen Welt bilden sollte, wie Bologna und Paris Weltuniversitäten geworden waren, sollte sich in kirchlicher Beziehung Böhmen von der übrigen Welt, von der deutschen, mit der sie bisher ihren Fundamentalinstitutionen nach zusammenhing, ausscheiden und nur der Zusammenhang mit dem allgemeinen Mittelpunkt der christlichen Welt bleiben. Ob ihm klar geworden ist, welche Folgen bei seinem ohnehin der nationalen Ausschließlichkeit und der Ueberspanntheit geneigten Volke leicht entstehen konnten, entstehen mußten, wenn es auch noch eine böhmische Kirche gab, die er aber denn doch nicht in ähnlicher Weise schützte, wie die deutsche geschützt war, durch Verfassung und Recht, so daß ein Angriff auf ihren Besitzstand als ein Angriff auf die gesammte Reichsverfassung angesehen wurde?! Ihr war das Wahlrecht gesichert, während die böhmische Kirche weder das Recht der Standschaft für ihre Oberhäupter erlangte, noch für ihren Besitzstand ein anderes Recht als das königliche, das je nach dem rechtlichen oder minder rechtlichen Sinne der Könige auch einer mehrfachen Deutung fähig war. Der Churfürst von Mainz war als Reichsfürst unabhängig von dem Kaiser, der nur indirect einen Einfluß auf seine



Wahl erlangen konnte. Der Erzbischof von Prag wurde vom Könige ernannt und sein Besitzthum galt als königliches. Es lag in dem kirchlichen Verhalten Karls etwas stark Byzantinisches. Er liebte auch durchaus nicht eine Theilung der Gewalten mehr, als unbedingt nothwendig war, und während er in Nürnberg und der westlichen Reichsstadt Metz die goldene Bulle verkünden ließ, fand er wohl Lust und Zeit, für das Königreich Böhmen eine ähnliche Urkunde auszustellen, die den König selbst vor Gewaltthaten, sein Reich vor inneren Unruhen, vor wilden Ausbrüchen der Selbsthilfe, vor Leidenschaft, Willkür und Brutalität schützen sollte, aber seine Macht fand hier sehr bedenkliche Grenzen. Mit aller Energie und dem ganzen Aufgebote verfügbarer Mittel drang er in einem der wesentlichsten Punkte doch nicht durch. Es beruhte zuletzt denn doch Alles darauf, daß in dem Geiste fortregiert wurde, den Karl IV. bethätigte, wir würden sagen, auf dem persönlichen Regime, das sehr leicht in das Entgegengesetzte von dem, was der Vater wollte, umschlug, wenn der Sohn jene vortrefflichen Eigenschaften nicht besaß, die der Vater bei Gelegenheit der Wahl Wenzels zum römischen Könige in ihm erblickte und zum Behufe derselben rühmend hervorhob. Was aber dann, wenn das stille stand, was Karl begonnen, aber selbst nicht zu Ende führen konnte? So stand denn bei Karls IV. Tode die Thatsache fest, daß er das Kaiserthum wieder aufgerichtet hatte, ob das deutsche war die Frage, das luxemburgische ohne Zweifel. Stärker als je seit den Tagen Ottokars II. trat das slavische Element im Reiche hervor; es hatte weniger eine gesetzliche, als eine dominirende Stellung erlangt und rief dadurch über kurz oder lang auch den deutschen Antagonismus hervor. Es kam Alles auf seinen Nachfolger an, ob man Karl als den das alte Kaiserthum abschließenden Fürsten zu betrachten hatte und sein Grab nicht der Ausgangspunkt eines neuen Conflictes, eines Nationalitätenhaders im deutschen Reiche werde, den man bis dahin gar nicht kannte und der eine Gewalt, einen Umfang zu erlangen vermochte, welcher den durch Karls IV. Nachgiebigkeit zu Ende gebrachten Streit zwischen dem sacerdotium und dem regnum, wenn nicht an Dauer doch an Gehässigkeit, überragen konnte. Und daß er diesen letzten Streit, den Ludwig der Baiern auf's Neue entzündet, zu Ende getragen, bleibt für Karl kein geringes Verdienst, wenn wir auch die Art, wie er es that, nicht der Ehre und Würde eines römischen Königs für angemessen erachten, noch sie billigen können. Das Verdienst bleibt selbst ungeschmälert, wenn an Karls Schöpfungen sich ein neuer und für das Reich wie die Kirche nicht minder gefährlicher Streit anknüpfen sollte. Wir haben aber, um das Nachfolgende in das richtige Licht zu stellen, der geistigen Bewegungen in den Tagen Karls und seines Verhält-



nisses zu ihnen noch etwas genauer zu gedenken, wobei ich aufmerksam machen muß, daß Geistig und Geistlich in jenen Tagen meist zusammenfielen und nur langsam sich eine Scheidung beider Gebiete vollzog. Die gewaltigen Stürme, welche unter Ludwig dem Baiern nicht ohne sein Zuthun entfesselt worden waren, verhallten in Deutschland zum großen Theile, ehe der Gegner Karls im Walde von Fürstenseldbruck 11. October 1347 das Ziel seines irdischen Lebens gefunden. Die Männer, welche nicht gezögert hatten, um der Armuth Christi willen, als wäre diese der Zubegriff der christlichen Lehre, im dritten Jahrzehente des XIV. Jahrhunderts die geistige Welt in Bewegung zu setzen und einen Streit zu erregen, der Papstthum und Kaiserthum aus ihren Fundamenten zu heben drohte, hatten zum großen Theile still und unscheinbar geendet. Ihr Führer, der frühere Generalminister des Minoriten-Ordens, Bruder Michael von Cesena, der das Beispiel des Abfalles gegeben, hatte auch das der Unterwerfung gegeben, als er seinen Frieden mit der Kirche machend, die bedeutendste That seines Lebens als den größten Irrthum bezeichnete, und dadurch den Triumph des avignonischen Papstthums nicht wenig erhöht. Die Unterwerfung der Führer und Häupter ließ vollends die starre Opposition der andern, die fort und fort am Sage festhielten, P. Johann XXII., welcher ihren Anschauungen entgegen getreten, sei ein Häretiker, als nicht zu duldenen Trotz als eine Unbotmäßigkeit erscheinen, die gebrochen werden müsse. Nicht bloß Bruder Franz von Archita (Archata), der auf Erden nichts besaß, nicht einmal den Rock den er trug — sein nannte, und auf dem Holzstoße noch behauptete, sowenig als Johann XXII. seien auch dessen Nachfolger Benedikt XII., Clemens VI., Innocenz VI. rechtmäßige Päpste, endigte in den Flammen sein Leben, sondern auch gar manche andere, die auf ihre persönliche Meinung gestützt die Berechtigung der übrigen christlichen Welt leugneten. Mit dem summarischen Proceße, welcher jetzt namentlich in der Provence aufkam und nach einem dem römischen Reiche entlehnten Verfahren das abendländische Europa mit einem eigenthümlichen Facelscheine beleuchtete, bis endlich die nachfolgenden religiösen Bürgerkriege es in eine große Lohz einzuhüllen drohten, war im Ganzen wenig geholfen. Das Zeitalter ward dadurch weder gebessert noch aufgeklärt, wohl aber blieb wie im Allgemeinen der Hang nach Romantischem und Außerordentlichem, nach einem unmittelbaren Contacte mit dem Ueber-sinnlichen überwiegend, wie eine Neigung zur Unklarheit, zur willkürlichen Con-struirung der Profan- und Heiligengeschichte, zu Prophezeihungen und Verkündigung eines nahebevorstehenden Wehes, wobei selbst K. Karl nicht von der Rolle des Antichrists verschont blieb, mit der ihn der Schwärmer Milic,



der charakteristische Feind allgemeiner Studien, beherrschte. Steht nun R. Karls 32jährige Regierung als die Periode da, in welcher die großen Erschütterungen der unmittelbar vorausgegangenen sich verzogen und eine vielleicht aus der Erschöpfung hervorgegangene Beruhigung sich bemerkbar machte, ein Bedürfnis nach Ruhe und Ordnung, so kommt ihr doch nicht bloß der Charakter einer Restaurations-Periode zu. Gerade in dieser Zeit ist eine allgemeine Erhebung der slavischen Nationalität bemerkbar. Von Kleinpolen und Krakau ausgehend erwarb Casimir der Große, Groß- und Kleinpolen vereinigend, die Pfaffenerschaft Rothrußland und Wladimir und legte dadurch selbst den Grund zu einer ganz neuen politischen Combination, der Bildung eines großen lateinischen Ostreiches durch Vereinigung Polens und Ungarns. Auf anderer Grundlage, der des orientalischen Schismas begründete Stefan Duschan, mit welchem sich Karl durch slavisches Blut verbunden erklärt, 1354, das serbische schismatische Kaiserthum, dem das gleichfalls schismatische Kaiserthum der Bulgaren nicht ohne Aulehnung an die, an der Nordküste des Schwarzen Meeres begründete Tatarenherrschaft zur Seite steht, beide ihre Spitze vor Allem dem römischen Reiche der Paläologen zuehend. Mochten die deutschen Fürsten in ihrer Indolenz und immer unter sich hadernd, die Gefahr, welche aus diesem Uebergewichte der Slaven der germanischen Welt drohte, so wenig oder noch weniger erkennen als es heutigen Tages der Fall ist, R. Karl hatte ein sehr lebendiges Gefühl für das Slaventhum, dem er seiner Mutter nach, einer Enkelin Ottokars II., angehörte und zögerte auch nicht, wie er durch die Lausitz, Schlesien und Mähren ein Großböhmen gewonnen, das slavische Interesse vor Allem auf dem kirchlichen Gebiete in den Vordergrund zu schieben, mit richtigem Gefühle bemessend, daß, wenn es nur einmal hier durchgedrungen, das Uebrige sich von selbst ergeben werde.

R. Friedrich Barbarossa hatte einst aus dem Bischofe von Prag einen deutschen Reichsbischof gemacht und dem Herzoge von Böhmen einen Reichsfürsten gegenüber gestellt, seine Macht zu schmälern, die des deutschen Reichsoberhauptes zu erweitern. Davon war jetzt nicht mehr im Entferntesten die Rede. Als Karl entschlossen war, die böhmische Kirche von ihrem bisherigen Verbande mit der Metropole des heiligen Bonifacius zu trennen, wurde das kirchliche Interesse mit dem slavischen verbrämt in den Vordergrund geschoben. Es wurde von den Bisthümern Prag und Olmütz zugleich bemerkt, sie lägen 12 Tagereisen von Mainz entfernt, die Einwohner sprächen slavisch, was den andern Bewohnern der Mainzer Kirchenprovinz unverständlich sei. Der Weg nach Mainz sei durch Straßenräuber, Wälder und Berge zu gefährlich, daß die kirchliche Visitation durch den Mainzer



Erzbischof nur einmal zu geschehen pflege. Die beiden Diöcesen Prag und Olmütz seien zu ausgedehnt, weshalb nichts anderes übrig bleibe, als sie von Mainz zu trennen und Prag zur Metropole zu erheben. Es ist hier nicht nothwendig auszuführen, wie vortrefflich der Zeitpunkt gewählt war, da Erzbischof Heinrich von Mainz als Anhänger Ludwig des Baiern gebannt und abgesetzt war. Der Churerzkanzler des deutschen Reiches, der Churfürst von Mainz verlor das ihm bisher zuerkannte und ausgeübte Recht, den König von Böhmen zu krönen an den Primas dieses Königreiches, der nicht bloß Olmütz und Leitomischl zu Suffraganen erhielt, sondern auch 2 deutsche, zur Befehrung der Slaven von deutschen Kaisern gegründete Bisthümer Bamberg und Meissen wurden gewissermaßen dem neuen Primas untergestellt und somit in die deutsche Kirchenordnung ein gar nicht unwesentlicher Riß gebracht. Da Karl ermittelte, daß der lateinische Kirchenvater Hieronymus bereits im fünften Jahrhunderte das Evangelium aus dem Hebräischen in das Lateinische und in das Slavische übersetzte, wurde den Mönchen zu Emaus in Prag gestattet, den Gottesdienst in slavischer Sprache zu halten, aus welcher das tschechische hervorgegangen sei. Die neue Metropole erhielt allmählig ein Jerusalem, ein Emaus, ein Bethlehem, die Corpus-Christi-Kirche, in welcher jährlich dem Volke der reiche Reliquienschatz aus aller Herren Ländern und wie Karl glaubte, bis auf Moses Zeiten hinaufreichend, somit höchst zweifelhafter Echtheit, gezeigt wurden. Nur langsam erwachte aber das Andenken an die sogenannten Slavenapostel Cyrill und Methud, von deren Wirksamkeit in Böhmen das bischöfliche Officium der Prager Kirche nichts wußte und nur die späteren Legenden in den Sammlungen der Leben der Heiligen berichteten, daß Methud am Hofe des Mährenfürsten den tschechischen Herzog Borivoj getauft und bei dieser Gelegenheit die jetzt eingetretene Größe Böhmens vorhergesagt habe! Die Erinnerung an die deutschen Bischöfe von Regensburg, die das Christenthum in Böhmen begründet, an den hl. Wolfgang, der zur Begründung des Prager Bisthum die Hand gereicht, lebte noch im Dome fort, die erzbischöfliche Würde aber kam bis auf den unwürdigen Westfalen Konrad, eine Creatur R. Wenzels, nur Tschechen zu. Die Einrichtung selbst aber verging schon in der nächstfolgenden Generation, als die Hussiten die Aufgabe sich zuerkauften, Böhmen vom ausschließlich slavischen Standpunkte aus neu zugestalten, man könnte sagen, Karl in ihrer Weise ablösen.

Das war nun Karls Absicht gewiß nicht. Aber bald fördernd, bald hemmend, mit den Wogen kämpfend und wieder von ihnen getragen, schuf er bewußt oder unbewußt aus den Elementen seiner Regierung eine neue Zeit und



arbeitete er selbst den Mämmern der Zerstörung in die Hände. Wenn er gleich anfänglich jene Anstalten traf, die das deutsche Reichsloos Kosten des slavischen Momentes schädigten, so fallen sie in die Periode seines Antagonismus gegen K. Ludwig, dem er nie vergaß, daß durch seine Bemühungen das Haus Luxemburg den Schlüssel zu Italien, Tirol, verloren hatte. Ihm konnte der unselige Hang der Tschechen, sich gegen Alles, was Ausland ist, abzuschließen und in erträumter Selbstgenügsamkeit zu verharren, nicht unbekannt sein. Er suchte ihn zu brechen, ihren Gesichtskreis zu erweitern; er trug nicht bloß aus Deutschland, Frankreich, Italien, was er konnte, zusammen, um Böhmen zu schmücken, sondern auch um diese beschränkte Ausschließlichkeit zu brechen, die schon aus Unkenntniß anderer Zustände eine ungemessene Selbstüberschätzung hervorzubringen geeignet war. Der Kaiser konnte sich gar nicht der Thatsache verschließen, daß, wie die Dinge damals lagen, die slavische Welt im Aufgange, die deutsche im Niedergange begriffen war. Er pflegte Enthusiasten wie Francesco Petrarca die ganze Nüchternheit eines Verstandsmenschen entgegenzustellen und beantwortete die Hinweisung auf die antike Herrlichkeit des Kaiserthums mit der auf die Gegenwart, als es eine Art von Ungeheuer (*bellua*) geworden war. So sehr er eine Reform betrieb, so sehr war er auch mit den Schwierigkeiten derselben vertraut. Wenn in der Periode unserer großen Umwälzung es schlimme Sitte geworden war, mehrere Bisthümer in Eine Hand zu vereinigen und mehr an die Vermehrung der Macht und des Genusses als an die Pflicht zu denken, so war es jetzt Sitte geworden, sich von einem Bisthume zum anderen versetzen zu lassen, und das weniger einträgliche mit dem einträglicheren vertauschend, eine neue Art von Wanderbischöfen zu bilden. Die große Frage über das Verhältniß des Kaiserthums zum Papstthume, die von Heinrich IV. an bis zum Tode Kaiser Friedrichs II. die abendländische Welt bewegt hatte und sehr zur Unzeit von Ludwig dem Baiern wieder aufgefrischt worden war, hatte sich nicht bloß in die Frage umgewandelt, ob der Clerus zum weltlichen und damit zum standesrechtlichen Besitzthum berechtigt sei, sondern ob überhaupt es mit den Anschauungen christlicher Vollkommenheit übereinstimme, einen Besitz zu haben. Die Päpste hatten sich gegen die Eiferer, zu welchen besonders die aus dem Franziskanerorden hervorgegangenen Fratricellen gehörten, erklärt und dadurch verhindert, daß nicht Erwerb und Besitzstand, Handel und Wandel außerhalb der christlichen Entwicklung gestellt wurden, wenn auch die böhmischen Provinzialconcilien noch immer ein Gelddarlehen auf Zinsen als unrechtmäßigen Wucher bezeichneten. Die von den Fratricellen ausgehende Bewegung in Betreff der Armuth Christi concentrirte



sich damals in England, das als päpstlicher Lehenstaat den Lehenszins leisten sollte, und fand an dem genialen Zeitgenossen Karls IV., John of Wiclif, einen neuen Vertreter, der unermüdet zu einem Kampfe auf allen Gebieten daraus Waffen schmiedete. Bald erhoben sich von allen Seiten die Hände gegen den geistlichen Besitz, der den weltlichen an Ausdehnung vielfach überragte, und der große Kampf, welcher so lange zwischen Kaiser und Päpsten, Königen und Bischöfen über gegenseitige Rechte hin und her gewogt hatte, bildete sich, nach den niederen Regionen hinabstufend, allmählig zur socialen Frage aus, die das XIV. Jahrh. mehr und mehr erfüllte, und wenn sie nicht mit der gehörigen Klugheit und Umsicht behandelt und gelöst wurde, leicht zu einer Revolution führen konnte, an die sich dann alle anderen Mißstände lavinenartig anschlossen. Man wollte in Italien nichts mehr von einer geistlichen Herrschaft wissen, und obwohl erst kurz vorher ein Visconti Erzbischof von Mailand einen norditalischen Kirchenstaat begründen zu wollen schien, machte sich nachher gerade in Mailand durch die Visconti das Princip ausschließlicher weltlicher Herrschaft und des vollen Übergewichtes derselben über das geistliche Element mit der brutalsten Rücksichtslosigkeit geltend. Das deutsche Reich aber wahrte nicht blos seinen Charakter eines halb geistlichen und halb weltlichen Reiches, sondern die Grabmäler der Churfürsten und Erzbischöfe von Mainz zeigen noch der Gegenwart symbolisch, wie der große Streit zwischen Kaiser und Papst eigentlich zu Gunsten des deutschen Episcopates geendet und der eine Erzbischof von Mainz zweimal die deutsche Königskrone (an Heinrich von Thüringen und Wilhelm von Holland) vergab, der andere selbst über drei Kronen verfügte zu Gunsten R. Heinrichs VII., Johans von Böhmen, Karls Vater, und Ludwigs des Baiern, während das Grabmal P. Clemens VI. hätte zeigen können, wie dieser, die Krone des Reiches Ludwig entziehend, sie mit „neuen und ungewöhnlichen Eiden“ Karl von Mähren verließen! Die Dinge mußten sehr behutsam angegriffen werden; wurde aber die brennende Frage des Jahrhunderts nicht bei Zeiten und mit umsichtiger Hand gelöst, so lauerte in ihrem Hintergrunde in Form einer gewaltsamen Säkularisation die dann Alles umfassende sociale Revolution. Die bitteren Klagen der Capitel von Mainz, Köln, Magdeburg über das gewalthätige Benehmen des Abels und der Städte gegen geistlichen Besitz 1359; die Klagen der Weltlichen gegen die Uebergriffe der Geistlichen in das rein weltliche Gebiet des Besitzes, über ihre großen Exemtionen und Ansprüche in Betreff der weltlichen Güter; Karls Bestrebungen gegen offene Friedensbrecher mit Aecht und Aberacht einzutreten, beweisen hinlänglich, welche Veränderung sich im



Stillen vorbereitete. Der Kaiser, ein persönlich frommer Mann, und wie sich an der Erhebung des ausgezeichneten Ernst von Pardubitz zum ersten Erzbischofe von Prag und seines nächsten Nachfolgers Johann Döko von Maschim (1364—1380) zeigte, vor Allem der Begründung einer festen sittlichen Ordnung der Dinge zugethan, erkannte sehr wohl den Grund der Uebelstände und befrag, als der Papst den Erzbischof Gerlach von Mainz mit ihrer Hebung beauftragt hatte, dieser die Laieneinmischung in die kirchliche Reformfrage eher zu beseitigen als zu fördern Lust zeigte, welche Sazung der Kirche den Geistlichen gestatte, sich wie Ritter zu kleiden, zu tragen, zu leben? Er forderte den Erzbischof und Churverzkanzler auf, mit aller Strenge, mit Kirchenbann und Pfründenentziehung gegen die unrecht lebenden einzuschreiten und sie zur Erfüllung ihrer Pflicht zu nöthigen. Er sandte aus gleichen oder ähnlichen Gründen den Dechanten Wilhelm von Wischegrad nach Avignon zu P. Innocenz VI. und duldete ruhig, daß Erzbischof Gerlach allmählig seine frühere Freundschaft in das Entgegengesetzte verkehrte. Der große Beschützer des Clerus — protector cleri, wie man Karl nannte, widersezte sich der Einsammlung des deutschen Rehten für die päpstliche Kammer. Als der Herzog von Schweidnitz in Avignon verklagt, dahin citirt wurde, ließ Karl erst durch den Erzbischof von Magdeburg dagegen Vorstellungen machen, schrieb dann selbst an das Cardinalscollegium, es handle sich hier um eine weltliche Sache, das Verfahren der Curie schmälere die Gerechtsame und die Freiheit des Reiches. Der Herzog sei ein ausgezeichnetes Glied des Reiches — was er stets auch für Böhmen anerkannte — und alle deutschen Fürsten würden in dem, was dem Herzoge begegne, ihr eigenes Schicksal erblicken; er versichert in gleicher Angelegenheit auch den Bischof von Breslau, er werde mit Unterstützung der Fürsten des Reiches und des Königreichs Böhmen der Schmälierung kaiserlicher Ehre und der Reichsfreiheiten entgegentreten. Er dulde nicht, daß Bischöfe Laien in weltlichen Dingen vor ihr Consistorium citirten. Es war für die Zeit bezeichnend, daß P. Innocenz den Reformationseifer R. Karls belobte, aber nicht die Mittel, die dieser zu ergreifen gedachte, die Reformation der Kirche als seine eigene Aufgabe bezeichnete und diese — als sie der Papst dem deutschen Erzbischofe von Mainz übertragen, der als Kanzler des Reiches in tausend weltliche Händel verwickelt war, gerade durch das Mittel in Stocken kam, durch welches der Papst sie ins Werk zu setzen hoffte.

Es ist nicht erlaubt, wenn das Streben nach einer Reformation das Gemeingut der Besten einer Zeit geworden ist, dasselbe nur einzelnen Persönlichkeiten zuzuerkennen, die schlechte Sitten rügten. Kaiserthum und Papst-



thum, Kirche und deutsches Reich, die Verfassung der einen und die des andern hingen eben so innig zusammen, daß die Herstellung eines Rechtszustandes im Reiche auf dem Wege bloß weltlicher Gesetzgebung unerreichbar und eine Reform der deutschen Kirche ohne eine wesentliche Veränderung der Reichsverfassung undenkbar war und das galt nicht bloß von dem XIV. Jahrhunderte, sondern von dem XV. und XVI., so gut wie von jenem. Man erwartete von der Rückkehr der Päpste nach Rom eine umfassende Reformation. Es war das Unglück jener Tage, daß sie ausblieb. Man hoffte auf eine Reform der deutschen Kirche. Immer mehr schloß sich das deutsche Episcopat gegen den Unadeligen ab, wurde es nur einem abgeschlossenen Kreise von Fürsten- oder Adelsfamilien zugänglich, bewirkte der Streit der Bischöfe mit der Reichsstadt, die ihre bischöfliche Residenz war, daß selbst die Angehörigen der letzteren vom Episcopate ausgeschlossen wurden. Der Kaiser konnte über die goldene Bulle hinaus die deutsche Kirche nicht reformiren, der Papst die Reform der Kirche nicht unternehmen, ehe nicht er selbst am Sitze seiner bischöflichen Kirche seine Wohnung wieder aufgeschlagen und dann begann statt der Reformbewegung von Oben das Schisma der Päpste, das den niederen Ordnungen den Freibrief gewährte, auf eigene Faust kirchliche Reformen zu improvisiren, gegen die Höheren zu donnern und sich selbst jede Umbotmäßigkeit zu gestatten.

Es kam zu den vielen eigenthümlichen Bewegungen der Zeit durch die Gründung der Prager Universität eine neue höchst folgenreiche hinzu. Die geniale That glich selbst dem Ei des Columbus; als sie geschehen war, fehlte es nicht an Fürsten, die sich beeiferten den 12 Tagereisen von Mainz gegebenen Impuls selbständig fortzuführen. Aber nicht bloß darin lag die tiefe Bedeutung der That des Jahres 1348, daß sie, nachdem die Romanen mit Paris und Bologna und so vielen anderen Universitäten vorangegangen, den beiden Hauptnationen Mitteleuropas, Deutschen und Slaven, freien Spielraum zu ihrer geistigen Entwicklung bot, zugleich eine Brücke vom slavischen Königreiche nach Deutschland bildete und das Königreich, wie Karl hoffen mochte, für immer mit letzterem verband. Gewiß hoffte auch Karl auf jene großen und bleibenden Vortheile, welche die Hauptstadt durch den Zusammenfluß einer neuen, vorzugsweise aus Deutschen bestehenden literarischen Bevölkerung ziehen mochte, vor Allem auf Förderung eines großen geistigen Lebens, das einer tüchtigen Schule bedurfte, um auf die von so vielen Tendenzen durchzogenen Zeit einen günstigen Einfluß zu erlangen. Nicht umsonst gab er sich bei der Berufung der Universitätslehrer so große Mühe, tüchtige Personen zu gewinnen; nicht ohne Grund stiftete er 4 Facultäten. Denn wenn auch selbstverständlich die theologische das



Uebergewicht haben sollte, diese aber selbst des Durchganges durch die Artistenfacultät bedurfte, so sollten doch Jurisprudenz und Medicin nicht minder vertreten und die Universität somit der Mittelpunkt aller zum Lehren und Lernen berufenen Facultäten sein. Dadurch ergab sich auch von selbst als weitere Entwicklung, daß, wenn bis dahin Wissenschaft und Gelehrsamkeit fast das ausschließliche Monopol des Clerus gewesen und darin das Geheimniß seiner Allmacht zu suchen war, mit der Zeit daselbe schwinde, die Wissenschaft ohne Unterschied des Standes denen gehöre, die ihr dienen und so eine Veränderung sich vollziehe, die unabsehbar, an und für sich, das ganze bisherige Verhältniß zu verrücken im Stande war. Ob er auch von der Nothwendigkeit der Wirkung nach einer anderen Seite überzeugt war? Man wird der bisher herrschenden Methode, der Scholastik, zu ihrem Ruhme nachjagen dürfen, daß sie den Geist logisch schulte und das Denken zwang, sich an bestimmte für alle Nationen gleiche Gesetze zu halten. Für Niemanden war dieses nothwendiger als für die slavische Nation, bei welcher die Phantasie überwiegt und die Neigung zum ruhigen klaren Denken von der auszuschweifen, sich in Uebertreibungen zu gefallen, das Extravagante zu begehren und mit Ungestim zu erstreben, dann aber das mühsam Errungene für Nichts zu achten so lange etwas noch zu erstreben scheint, beherrscht wird. Die deutsche Literatur hatte ihren Höhepunkt bereits erreicht, die tschechische, deren hochgepriesene Denkmale jetzt erst kritisch festgestellt werden müssen, erst begonnen. Die Scholastik selbst war von Seite der Deutschen durch Albertus magnus ruhmvoll vertreten worden, der bedeutendste deutsche Mystiker Eckhart hatte auch in Böhmen, wie natürlich in deutschen Klöstern gewirkt, und das Magdeburger, das deutsche Recht in Böhmen wie in Polen Eingang gefunden. Wo es in slavischen Städten ein freies autonomes Bürgerthum gab, war es ein deutsches, wo es freie Bauern gab, waren es deutsche. Das Zusammenleben mit den Deutschen mußte allmählig bemerkbar machen, daß der sprachliche Unterschied, der beide Völker von Natur aus scheidet, so groß er an und für sich war, doch der geringere war, aber alle Rechtsanschauungen, die bei den Deutschen aus dem Privatrechte hervorgegangen waren und das Eigenthum des Einzelnen mit strengen Strafen schützten, waren anders, anders die Lebensgewohnheiten, die Sitten, die ganze Vergangenheit. Es gab mit Ausnahme der kirchlichen Gemeinschaft nur wenig vereinigende, desto mehr aber trennende Elemente, und es muß auch als ein großes Meisterstück der Politik K. Karls angesehen werden, wenn er den kühnen Versuch machte, durch eine wissenschaftliche Institution, durch gleiche literarische Anforderungen an die Angehörigen zweier so verschiedener Völker



sie zur Erlangung eines höheren Zieles geistig zu vereinen. Bereits konnte man zwei sehr verschiedene Richtungen bemerken. Will man durchaus den Deutschen Conrad Waldhauser, den Augustinermönch und Gegner der Bettelmönche, weil er unbarmherzig den Geiz und Hochmuth der höheren Stände rügte, als Vertreter der reformatorischen Richtung annehmen, so darf man aber weder Milic von Kremser noch Mathias von Janov ihm beigesellen, die den Stempel slavischer Mystik und Ueberschwenglichkeit nur zu sehr an sich tragen; wohl aber muß in den Vordergrund der evangelische Prediger Johann, ein Deutscher und Prediger der Deutschen zu Sct. Gallus — dem Carolin in Prag gegenüber — Verfasser der *summa collectionum* (1373) gestellt werden. Er wandte sich ebenso den Geistlichen als den Laien, den Mönchen wie den wissenschaftlich gebildeten Classen, den Handwerkern und Arbeitern, den Armen zu, die durch das Evangelium gewonnen werden mußten, um den drückenden Unterschied nicht bloß des Standes, sondern auch der Besitzlosigkeit den Reichen gegenüber zu ertragen. An seine eindringliche und wirksame Lehren reiht sich dann auch die verständige Richtung des späteren Bischofs von Worms Mathias von Krakau an, der eine der populärsten Schriften der Zeit, vom Kampffrieg der Vernunft und des Gewissens, verfaßte, von welcher sich eine vom J. 1390 datirte Abschrift in der kaiserlichen Bibliothek zu Sct. Petersburg vorfindet. Er selbst war eifriger und unerbittlicher Synodalsprediger bei den Prager Synoden, welche nach einer ungemein lobenswerthen Einrichtung der erste Erzbischof von Prag zwei Male jedes Jahr zu halten pflegte; er drang unablässig auf die Reform des Clerus. Endlich muß auch eines der größten Werke der deutschen Literatur gedacht werden, das freilich schon wegen seiner Ausdehnung der nachfolgenden Zeit angehört, seiner Anlage nach aber wohl der früheren. Es ist das die prachtvolle deutsche Bibelübersetzung in 6 Bänden, die Herr Martin von Kotlebin in unmittelbarer Beziehung zu R. Wenzel und dessen zweiten bayerischer Gemalin, Sophia, verfaßte und deren Kosten diese bestritten. Es ist das eines der großartigsten und schönsten Denkmäler der deutschen Literatur, deutschen Fleißes und der durch Karl IV. hervorgerufenen Kunststrichtung. Sie hat glücklicher Weise, während so viele herrliche Bauwerke seiner Zeit unter der hussitischen Wuth in Asche sanken, mit Mühe der Prager Dom gerettet wurde, das Carolin der Plünderung verstell, sich bis auf unsere Tage erhalten; ein doppeltes Denkmal einerseits des geistigen Verlangens nach den Quellen des Heiles, andererseits deutschen Geistesleben auf slavischem Boden, in einer Zeit, wo die tschechischen Frauen bereits das Recht zu predigen für sich in Anspruch nahmen und diejenigen schon lebten, die sich berufen fühlten, ihre Hände in das Blut derer zu



tauchen, die nicht an ein mit Feuer und Schwert verkündigtes Evangelium glaubten. Sie ist endlich ein ganz ungemein reichhaltiger Sprachschatz, der den Reichthum der deutschen Sprache und ihre frühe Ausbildung beurfundet, da sie den höchsten Empfindungen der Psalmen und Prophezeihungen so gut einen richtigen Ausdruck verlieh als den tiefsinnigsten Mythen der Offenbarung. Ein Werk, das zur Ehre der deutschen Nation längst verdient hätte, genau untersucht und seinem sprachlichen Werthe nach gewürdigt zu werden! Nichts vermag den Unterschied des deutschen Geisteslebens auf slavischem Boden stärker darzulegen als dieses großartige Bibelwerk und die hufitische Auffassung des Evangeliums. K. Karl hatte seinem Volke die Hand geboten es geistig zu heben; es antwortete mit Zerstörung dessen was er Großes und Gutes geschaffen. Es ist Zeit, daß wir von ihm scheiden.

Es wäre sehr thöricht, von ihm ein Auftreten zu verlangen, wie es die Staufer gethan, von welchen ihn ein Jahrhundert trennte, das an den Folgen ihrer Politik siechte. Der letzte Kaiser dieses Hauses hatte die gesammte Layenmacht zum Sturme gegen den Clerus aufgeboten und war sammt seinem Hause vollständig geschlagen worden. Ludwig der Baier hatte zur Noth den Kampf erneut und sich Bundesgenossen aus dem thätigsten und verbreitetsten Orden gewonnen, und war doch erlegen und sein eigenes Haus sagte sich von ihm los. Karl vermied sorgfältig den Principienkampf, brachte aber mit seiner großen Vorsicht und nachhaltigen Schlaubeit die deutsche Kirche in eine größere Abhängigkeit von dem Kaiserthume, als sie seit Jahrhunderten gestanden war. Er hatte im Anfange seiner Regierung Gelegenheit genug zu bemerken, welche Macht im Innern des Reiches dem Papste sein kirchliches Ansehen verlieh, und kein Bedenken getragen es für sich auszubeuten, dadurch aber das eigene nicht vermindert sondern vermehrt. Diese Macht war gegen das Ende seiner Tage gebrochen, durch die des Kaisers ersetzt, der die geistliche Macht im Reiche, der weltlichen und fürstlichen gegenüber, in einen gewaltigen Hebel der Kaiserlichen umzuwandeln gewußt hatte. Er hatte die Bisthümer Freising, Passau, Salzburg, Aquileja gegen den Einfluß der Herzoge von Oesterreich geschützt, den Schwerpunkt des Reiches, Mainz, in Abhängigkeit von sich versetzt, am Rhone, der Elbe, der Weser, der Oder, der Donau sich eine bischöfliche Partei geschaffen. Marquard, Bischof von Augsburg, wurde sein Kanzler und wie Dietrich von Minden, Paul von Freising, Ernst von Prag, Johann von Olmütz, Lambert von Speier, zu den wichtigsten Kaisergeschäften gebraucht. Wie sein Bruder, der Markgraf von Mähren, später die Prämonstratenser, den einzigen von einem Deutschen begrün-



deten Orden begünstigte, finden sich Schreiben Karls zu Gunsten des Predigerordensmeisters, der Augustiner und Anderer. Karl verlangte aber von denen, die er begünstigte, Gunst und Unterstützung und mußte auch den Einfluß des Cardinalscollegiums in Avignon sehr wohl zu schätzen und für sich zu würdigen, und das günstige Verhältniß zu den Päpsten seiner Zeit stammte ja vielfach aus einer Zeit, wo diese noch Cardinäle waren. Da er nicht daran denken konnte, ohne die heftigsten Kämpfe die durch das Wormser Concordat garantirte Wahlfreiheit zu beschränken, gebrauchte er das Recht der ersten Bitte, um dadurch Einfluß auf die Besetzung der Cathedral-, Collegial- und Conventualkirchen, dann auf Männer- und Frauenklöster zu gewinnen und überall seinen Anhängern Stellen zu verschaffen. Da er endlich dieses System auch auf alle kirchlichen Beneficien, mit und ohne Seelsorge, ausdehnte, wie dieses die Kanzlei K. Karls zeigt, so war unter ihm die deutsche Kirche auf einem Punkte angelangt, daß sie beinahe nur als eine Versorgungsanstalt für kaiserlich Gesinnte angesehen werden konnte. Da nahm freilich die Verweltlichung zu. Karl aber eroberte so Schritt für Schritt zurück, was die Staufer durch ihre Gewalt und Hefigkeit verloren und geschah dieses nicht auf dem Wege des Rechtes, so geschah es auf dem des persönlichen Einflusses. Er brach den Widerstand der Päpste, der Bischöfe, der Capitel, er setzte seine Zwecke durch und zwar so, daß diese zugleich auch die des Papstthums und der Kirche zu sein schienen. Das Interesse vereinigte beide und die christliche Welt sah so das lange entbehrte Schauspiel des Friedens der beiden obersten Gewalten und was nur auf diesem Wege zu erzielen war, die Rückkehr der Päpste von Avignon nach Rom. So schloß er eine große, mit den heftigsten Kämpfen erfüllte Periode friedlich ab, es seinem Nachfolger überlassend, auf gleiche Weise wie er voranzugehen und das Uebergewicht, das er erlangt, in noch schwierigerer Zeit, da das Schisma ausgebrochen war, durch erhöhte Thätigkeit zu behaupten und zu wahren.

Eine mannigfaltige reiche und große geistige Thätigkeit knüpfte sich an die Person K. Karls an. Er schien der Schöpfer einer neuen Aera zu sein, welche mit dem Glanze einer Weltuniversität, herrlichen Bauten und allem dem geschmückt war, was tüchtige Meister der Kunst, Architekten, Maler, Bildner jeder Art nach französischen und italienischen Meistern erdachten und vollführten. Während aber auf italienischem und französischem Boden die in früheren Jahrhunderten begonnene geistige Arbeit ohne Unterbrechung fortgesetzt, zur Entfaltung der sogenannten Renaissanceperiode führte, trennt ein tiefer Abgrund die Zeit Karls IV. von dieser letzteren,



an welcher sich Deutsche und Romanen gleich sehr theiligten, ein Rückfall in Wildheit und Barbarei, welcher wie mit Flammenwogen die Aera Karls IV. von der nachfolgenden trennt. Eine Generation nach ihm und bereits waren die Blutmenschen thätig, auf welche jetzt in unglaublicher Verblendung die Massen als auf die Heroen des tschechischen Volkes hingewiesen werden, deren Heroismus aber aus der wildesten Zerstörung dessen bestand, was Karl für ein Volk Großes geschaffen, das viel zu roh war, um ihn verstehen zu können. „Wir aber, sagte unter großer Zustimmung der Seinigen, Bruder Simon Kovarc, einer der Geschworenen von Tabor, der neuen Burg des Heiles, 1434, wir werden uns rasch erheben, mit aller Gewalt die uns widerstrebenden Barone niederwerfen, ihrer Ländereien uns bemächtigen und alle unsere Gegner vertreiben oder todt schlagen. Dann wollen wir einen Landtag halten, -wo alle dabei sein müssen, und ein Landrecht aufrichten, alle, die bisher zu uns hielten, denen wir aber nicht trauen können, erschlagen und ebenso die, welche nicht zum Landtage gekommen sind. Dann aber stürzen wir uns über die Nachbarländer und unterjochen sie, wie es die alten Römer gethan. Ihr aber schaudert nicht davor, feindliches Blut zu vergießen, denn auch Judith hat es gethan, als sie unter schönen Redensarten das Blut des Holofernes vergoß, das Volk Gottes von seinen Feinden befreite und dafür von den Menschen großes Lob erntete.“ Karls-IV. Culturmission hatte in Böhmen so wenig Wurzeln geschlagen, als im Reiche die Wiederherstellung des Kaiserthums. Er schließt das mittelalterliche Kaiserthum ab, da unmittelbar an ihn sich Schritt für Schritt die tschechische Erhebung anschließt und damit eine Periode des Umsturzes, dessen Ausdehnung zu einer allgemeinen Revolutionsperiode nur mit äußerster Mühe durch ein Zusammenwirken geistlicher und weltlicher Gewalten verhindert wurde.

Seinen tschechischen Landsleuten gegenüber schien Karl IV. sehr bald umsonst gelebt zu haben.

2.

### Die allmälige Tschechisirung des römischen Königthums.

Es war in der Natur der Dinge begründet, daß Böhmen, welches von dem staufischen Kaiser Friedrich I. wegen seiner großen Verdienste um Kaiser und Reich für seinen Herzog die Krone erhalten hatte und dessen ausgezeichnete Dienste auch Barbarossas Enkel mit königlichem Diplom anerkannte, seinen königlichen Churfürsten auch einmal als römischen König begrüßte, der König der Römer und Böhmens auch Kaiser wurde. Es



schien um so weniger damit eine Gefahr für das Ganze vorhanden zu sein, als ja die luxemburgische Dynastie eine deutsche war, ihr Begründer R. Johann den größten Antheil an den deutschen Ereignissen nahm und der böhmische (tschechische) Adel in seinen Tagen große Neigung zu haben schien, sich zu germanisiren. Allein thatsächlich war durch den Umstand, daß Prag die Hauptstadt des Reiches geworden war und der Deutsche 12 Tagereisen von Mainz durch slavische Territorien wandern mußte, um zur Residenz des Kaisers zu gelangen, öftlich von Prag das Slavische dominirte, das utraquistische Element im deutschen Reiche stärker als je zum Vorscheine gekommen und die Einrichtungen Karls IV. hatten dafür Sorge getragen, daß dasselbe auch für die Zukunft Wurzeln schlage. Die Theilung des reichen Erbes, das R. Karl hinterließ, schwächte etwas die Gefahr, daß Ostdeutschland wo nicht mehr, doch die Einheit der deutschen Sprache verliere; so lange aber das Reich von Prag aus regiert wurde, hing die Entscheidung, ob dasselbe utraquistisch werde oder nicht, davon ab, ob deutsches Wesen und deutsche Sprache in Prag das Uebergewicht erlangten und behaupteten oder beides einem tschechischen Anstürmen erliege; vor Allem aber, ob der Sohn und Nachfolger Karls die tschechisch nationale Strömung eindämme und beherrsche oder selbst von ihr ergriffen, am Ende gar ihr willenloses Spielzeug werde. Es war ein großer Triumph der Politik Karls, seinen, wie er glaubte, so gut gearteten Sohn als seinen Nachfolger im böhmischen Königreiche wie im römischen Königthum begrüßen zu können, und wer konnte eine Ahnung haben, als nach seinem am 29. November 1378 zu Prag erfolgten Tode vom 11—16. December die überaus prachtvolle Beisetzung des König-Kaisers statt fand, an der ja auch die 7000 Studierenden der Carolina sich theilnahmen, Karls Beerdigung im prachtvollen Dom endlich erfolgt war — daß nach 41 Jahren R. Wenzel, machtlos als König von Böhmen, als römischer König nur mehr den Titel tragend, nachdem er mit plötzlichem durchdringenden Aufschrei — dem Brüllen eines Löwen sagt der Zeitgenosse Laurentius von Brezina, am 16. August 1419 im Neuschlosse bei Prag gestorben war, erst ohne königliches Gepränge in den Prager Dom gebracht, dann aber bei Nacht und Nebel die Königsleiche in aller Stille zur Begräbnißstätte in das Kloster Königsaal überführt und dort von den Klosterleuten heimlich beerdigt werde. Einige Zeit später kamen die durch seine Schwäche herangezogenen Zerstörer des Glanzes und der Blüthe Böhmens, die Nationalen, die sich mit dem Beinamen der heiligen Gemeinde, der sacrosancten tschechischen Nation schmückten, und zerstörten das Kloster und die Grabstätte der böhmischen Könige.



Kein Gegensatz ist geeigneter die Veränderung, welche unter dem Sohne Karls IV. stattfand, schärfer darzulegen, als was 1378 und 1419 geschah. Welcher Umsturz der Dinge ist nun vorgefallen, daß in 41 Jahren das tschechische Volk seinem Könige nicht einmal die Ruhe des Grabes gönnte und sein eigenes Heil in der wildesten Zerstörung der zu den schönsten Hoffnungen berechtigten Culturperiode suchte; daß sie die Hand des einheimischen Königs, die ihr in der wohlwollendsten und verständigsten Weise gereicht worden war, schnöde zurückstieß und den jähen Sturz in eine Tiefe wagte, die sie 300 Jahre lang von einer Revolution der anderen überantwortete! Mögen beschränkte Köpfe sich und andere belügen, die Nationen sind für einander geschaffen, nicht zum gegenseitigen Abschluß, und wenn die in Böhmen eingewanderten Tschechen sich eines deutschen Landes bemächtigten, mußten sie auch des Tages der Auseinandersetzung nicht bloß mit den Deutschen gewärtig sein, sondern auch mit dem deutschen Reiche, aus dessen Mitte sie das Christenthum, die zur staatlichen Einigung führenden Einrichtungen des Lehenswesens statt der slavischen Seniorats-Erbfolgeordnung, die einen steten Streit gebar, die hierarchische Ordnung und das Königthum, die Rechtsordnung, freie Bauern und freie Bürger, die Elemente derjenigen Cultur empfingen, die der lateinischen Welt den Vorzug vor der schismatisch-orientalischen gewährte. Anstatt aber daß hieraus aus dem Zusammenleben und der inneren Nothwendigkeit des Zusammenwirkens ein fröhlicher Wettstreit entstanden wäre, sahen die Tschechen nach Karl IV. darin nur eine lästige Störung (*perturbatio*) und machten sich in kürzester Frist jene Anschauungen wieder geltend, die schon in den Tagen Ottokars II. zum Verderben Böhmens hervorgetreten waren und in dem beschränktesten Abschlusse der Nationalität die richtige Aufgabe des Königreiches in dem Augenblicke erblickten, in welchem die gegen-theilige Richtung Böhmen zu Macht, Glanz und Einfluß ohne Gleichen erhoben hatte.

Man konnte nicht verblendeter vorgehen. Diejenigen, welche in den verhängnißvollsten Jahren der böhmischen Geschichte sich zu Wortführern erhoben, besaßen ein unglückliches Übermaß nationalen Stolzes und nationaler Eitelkeit, eine zu geringe Einsicht in die unausbleiblichen Folgen ihrer Bestrebungen, nur zu viel von dem unwiderstehlichen slavischen Hange, in unmittelbarer Folge des Contactes mit einem vorangeschrittenen Volke, seine Geschichte von Neuem zu beginnen und auch das Edelste und Beste, wenn es nicht national war, von sich abzuschütteln.

Der Uebergang zu diesem Zustande nicht vermeintlicher Palingenesie, sondern der Selbstentmannung war schon im Jahre 1346 erfolgt, als



K. Karl seinem Lande an der majestas Carolina eine Verfassung zu geben gedachte, die alle Bürgschaften des Besserwerdens in sich trug, freilich auch die bisherige Macht des Adels, ihren Untertanen die Augen ausstechen, die Nase abschneiden, Hände oder Füße abhauen zu lassen, beseitigte, das Heimfallrecht bürgerlicher oder adeliger Güter, deren Eigenthümer ohne Leibeserben stirben, der Krone sicherte, überhaupt Ordnung zu schaffen geeignet war. Karl, damals noch König, konnte seinen Plan nicht durchsetzen. Unter dem Vorwande, an den alterthümlichen Gewohnheiten festhalten zu wollen, wurde die gesetzliche Ordnung der Dinge zurückgewiesen und der alte Zustand als national mit all' seinen Mißbräuchen festgehalten. Solche Dinge pflegen im Völkerleben nicht ohne den nachtheiligsten Einfluß vor sich zu gehen. Der Adel hatte Partei genommen und stand den Reformen des Königs, der beabsichtigten Verfassung feindlich gegenüber. So berührten sich schon in Karls Zeiten zwei einander ausschließende Gegensätze, avite Nationalität, deren heidnischen Gebräuchen auf den Concilien noch entgegengearbeitet werden mußte, wie denn der Aberglaube noch jetzt eine hervorragende Rolle spielt; slavische Rechtsverhältnisse, die neben den Herren nur Knechte kannten, ein einheimischer Clerus, dessen Sittenlosigkeit Karl IV. mit Gesetzen, die Erzbischöfe durch Concilien, Weizel durch persönliches Eingreifen und summarische Justiz, selbst immer mehr verrohend, zu steuern suchte — und die a b e n d l ä n d i s c h e C u l t u r, die die verschiedenen Nationen mit einem geistigen Bande zu umschlingen, das dreifache Erz einer Nationalität zu durchbrechen suchte, die selbst das Christenthum nur im nationalen Gewande begehrllich erachtete und von ihm vor Allem Förderung dessen verlangte, was dem nationalen Stolze zusagte, der endlich in dem Gedanken gipfelte, die berühmte böhmische Nation sei das auserwählte Volk Gottes, ein zweites Israel. Mochte der jugendliche König, so lange die Rätthe seines Vaters lebten, noch so sehr Lust bezeigen, in die Pfade einzulenten, die zum Kaiserthume führten, sich anfänglich als König der Deutschen fühlen, er konnte sehen, ob sich in seinem Heimatlande nicht Dinge vorbereiteten, welche ihn in eine ganz andere Richtung drängten und zuletzt zum willenlosen Werkzeuge einer Partei machten, die ihre Macht im Deutschenhass fand und ihre Stärken der blinden Dienstfertigkeit derer, die zu jeder Thorheit willige Werkzeuge waren, wenn nur für den Augenblick ein nationaler Vortheil sich ergab, unbekümmert um die später unausbleiblichen Folgen rechtsloser Thaten. Je mehr der Verfasser dieser Zeilen die Vergangenheit des tschechischen Volkes am Vorabende seiner großen Umwälzung einer ruhigen Prüfung unterwarf und damit den gegenwärtigen Andrang auf Auerken-



nung eines tschechischen Staatsrechtes verglich, welches Böhmen zur politischen Insel in Oesterreich umwandeln mußte, desto klarer gestaltete sich in ihm die Ueberzeugung, daß die Krise der tschechischen Nation in der thörichtesten Verwerfung der majestas Carolina lag. Sie hatte damals die Wahl zwischen ruhiger rechtlicher Entwicklung auf Grundlage eines öffentlichen das Land, die Privaten, den Einzelnen, umfassenden Rechtes, einer die allgemeine Ordnung der Dinge sichernden Verfassung — oder einer sich allmählig bildenden Revolution, die langsam aber gewiß — ja unabweisbar heranschritt, wenn die Verfassung verworfen wurde, die allein eine Umwälzung zu verhindern im Stande war: Reform oder Anarchie.

Polen und Tschechen bewegten sich in analogen Verhältnissen. Beide glaubten in aviten Zuständen ihr Heil zu finden und gingen immer mehr einer turbulenten Zukunft entgegen, nur mit dem Unterschiede, daß die tschechische Revolution sich von dem XV. in das XVI., in das XVII. fortsetzend, ihren ursprünglich socialen Charakter wahrte, unter veränderten Formen immer eine neue Gütervertheilung mit sich führte, und als der tschechische Adel den Kampf mit dem niederen Volke in den systematischen Kampf mit dem Königthume umwandelte, endlich Böhmen 150 Jahre vor Polen seine Selbständigkeit verlor, der meuterische Adel aber der Proscription verfiel, als das auf das Neueste gebrachte Königthum im Jahre 1620 mit fremder Hilfe die Rebellen niederwarf und die Reihe der königlichen Wenzel — der Verschwender der monarchischen Ordnung — endlich erloschen war.

Nun war die deutsche Bevölkerung in Böhmen nicht eingedrungen. Sie hatte sich nicht mit Gewalt des Landes bemächtigt, sie hatte, wenn sie als deutsche Mönche von den Königen berufen worden, Religion, Disciplin und rationelle Landwirthschaft verbreitet. Die deutschen Kaufleute in Prag, die den Handel mit Polen vermittelten, besaßen ihre landesfürstlichen Privilegien, die deutschen Urkunden der Prager Stadtgemeinde oder anderer Städte waren nicht erschlichen — tschechische Urkunden finden sich ja überhaupt erst spät vor. Vor Allem war es die Universität, die Böhmen im Kleinen repräsentirte und in der sich, wie in der Prager Stadtgemeinde das deutsche Bürgerthum, so das geistige Leben in seinen verschiedenen Parteien und Schattirungen vereinigte, das dann wieder schon durch den Erzbischof als Kanzler und die theologische Facultät auf das Innigste mit dem kirchlichen Leben zusammenhing. Je größer die Stellung und Bedeutung der Universität geworden war, die noch immer auf westdeutschem Boden keine Gefährtin gefunden hatte, je mehr sich die geistigen Kräfte hier concentrirten, desto verderblicher konnten und mußten Streitigkeiten wirken, die daselbst



ausbrachen. Wie jeder Organismus nothwendig der Zersetzung verfällt, wenn ein fremdartiges Element hineingetragen und ihm Spielraum gelassen wird, mußte aber hier, sobald der Nationalitätenstreit im Schoße der Universität Platz griff, nicht bloß die Zersetzung und Zerstörung der großartigen Schöpfung K. Karls unabwendbar erfolgen, sondern auch des gesammten geistigen Lebens, sobald diejenigen, die an der Förderung eines gemeinsamen Zieles miteinander zu arbeiten berufen waren, sich wider einander fehrten. Und das war das traurige Geschick Böhmens und K. Wenzels zumal, daß die vereinigenden Kräfte sich schwächer erwiesen als die auflösenden und die im tschechischen Volke liegende, ihm vielleicht unbewußte Unruhe, rastlos, vom nationalen Instinct und nationaler Exklusivität getragen, an der Zerstörung dessen arbeitete, was denn doch vor Allem zur Förderung der höchsten geistigen und sittlichen Zwecke Böhmens und nicht bloß Böhmens, sondern der Nationen begründet worden war, die die Universität constituirten. Man kann aber den Streitpunkt, der den anfangs unscheinbaren Ausgang der größten nationalen und politischen Zerwürfniße, ja der Umwälzung Böhmens bildete, nicht klarer formuliren, als dieses bei dem Streite über die Besetzung der Stellen in den Collegien K. Karls und K. Wenzels der Fall war. Während nämlich die böhmische (tschechische) Nation der Universität diese für sich ausschließlich in Anspruch nahm und damit sich als die einzige und wahre Repräsentantin der Universität darzustellen bemühte, erklärten die 3 übrigen Nationen nicht bloß, daß sie fast von der Zeit der Begründung der Collegien das Recht genossen, taugliche Magister aus jeder Nation auszuwählen, daß sie dieses Recht ohne Einsprache oder Widerspruch geübt, sondern auch, daß sie an dem Grundsätze festhielten, daß nicht der Adel der Abstammung noch das Tschechenthum, sondern Tugend und Ehrbarkeit Jemanden vor Gott angenehm machen, in jedem Volke der Gott genehm sei, welcher Gerechtigkeit übe. Sie bezeichneten das Benehmen der tschechischen Nation als im Widerspruche mit ihren Eiden stehend. Der Streit, welcher somit von den anderen Nationen als ein allgemeiner und ethischer aufgefaßt wurde, von der tschechischen als ein nationaler, so daß sich das ethische Princip dem nationalen gegenüber befand, endigte mit einer Niederlage der 3 Nationen und dem Siege der Tschechen. Der Streit sollte jedoch für alle Zeiten ausgetragen, der Vertrag (concordia) beschworen werden. Da ein neuer Eid<sup>1)</sup> deshalb aufgestellt

1) Wir lassen ihn hier aus einem Münchener Manuscripte folgen: Ego N. juro vobis rectori et vestris successoribus obedientiam in licitis et honestis et servare statuta statuenda pro posse meo et ordinationes formas (formatas)



wurde, konnte man hoffen, daß für alle Zeiten dem Streite ein Ende gemacht sei und er in keiner Gestalt wiederkehre.

Selbst der grimmigste Gegner der Deutschen in Böhmen, Johann von Husinez, welcher in ihrer bloßen Anwesenheit in Böhmen eine stete Friedensstörung der Tschechen erblickte und den alten Zustand der Dinge, als es in Böhmen keine Deutsche gab — aber wann war dieser? — als den normalen wiederherstellen wollte, und das ist das wahre Ziel des Husitismus — muß in seiner Apologie zugestehen, daß jede der 4 Nationen, als sie den Vertrag in das Universitätsbuch eintrug, den Eid leistete, daß weder eine noch mehrere der 4 Nationen künftig einen Streit gegen die andere über irgend eine Prærogative oder Materie anfangen sollte, die nicht ausdrücklich in den päpstlichen oder königlichen Privilegien enthalten war. 1384.

Damit schien ein Streit beendet, der den Bestand der Universität bedroht hatte, und wenn die siegende Partei wirklich Frieden wollte und nicht zu herrschen dachte, nicht von dem blinden Hasse gegen das deutsche Wesen sich instinctmäßig treiben ließ, konnte man auf die Möglichkeit eines gedeihlichen Zusammenwirkens hoffen! Der Streit zog sich bis in das Jahr 1390.

Der tschechische Erzbischof-Kanzler hatte für seine Nation offen Partei genommen. Der deutsche Rector war von den Tschechen, die früh sich gewöhnten, jeden Streit auf die Gasse zu tragen, geprügelt worden, und der tschechische Chronist der Universität scheint es noch als geringfügig anzusehen, daß er nicht blutig heimgeschickt ward, der tschechische Rector aber, unter welchem die Tschechen endlich den Sieg errangen, wurde von diesen in den Himmel erhoben. Von dieser Zeit an bemächtigte sich der Deutschen das Gefühl, es sei ein friedliches Zusammenleben mit den Tschechen auf die Dauer unmöglich. Die Frequenz der Universität nahm ab.

Es war der erste Act des Conflictes, der von kleinen Anfängen ausgehend, zum Umsturze der Universität, der Kirche, des Königthums und des Königreiches führte.

---

*inter nationem bohemorum et alias nationes (aus welchem Huß eine natio teutonica machte, um alle Deutschen in Böhmen in das gleiche Geschick hineinzuziehen —) et collegia et quod bonum universitatis velim procurare ad quemcunque statum devenero et quod injuriam propriam non velim per me ipsum nec per alium vindicare, sed super hoc rectoris officium implorare et quod non utor conservatorio sine (sive) signato dummodo commodose illud habere potero sine dolo et fraude. Sic me deus adjuvet et sancta dei evangelia.*



Der jugendliche König hatte nicht gezögert, sich dem deutschen Reiche als Oberhaupt zu zeigen, an der Beseitigung der inneren Uebelstände thätigen Antheil zu nehmen und insbesondere, so weit er konnte, der Anerkennung P. Urbans VI. als des rechtmäßig gewählten Papstes Vorschub zu leisten. Man kann nicht sagen, daß selbst damals sein persönliches Auftreten geeignet war, ihm viele Freunde zu verschaffen; ebenso wenig, daß die zur Beseitigung des Schismas ergriffenen Maßregeln hinreichten, die Christenheit vor einem bisher unbekanntem Schauspiel zu wahren, in verschiedene päpstliche Obedienzen zu verfallen, und dadurch die schlimmste Wendung der Dinge aufzuhalten, daß statt der gehofften und so nothwendigen Reformation nun auch noch die Zerreißung der kirchlichen Einheit, die allein noch bisher die verschiedenen Völker und Staaten zusammenhielt, erfolgte. Wohl ist es denkbar, daß ein Römerzug und die Erlangung der Kaiserkrone dem wachsenden Unheil vielfach gesteuert hätten. Allein die Gegenpartei Urbans unter dem Pseudo Clemens VII. zog sich bereits nach Avignon zurück, erlangte den Schutz des französischen Königthums, und damit änderte sich wie mit einem Schlage die Lage der Dinge völlig. Nicht bloß der Römerzug unterblieb; nicht bloß daß der römische Stuhl, Reichsitalien und das arrelatische Königreich, dessen letzter gekrönter König Kaiser Karl IV. gewesen, ihrem Schicksale überlassen wurden, sehr bald wurde es auch das deutsche Reich, zwischen welchem und seinem Könige sich eine dunkelgrüne Wand aufthürmte; die wunderbar schöne Waldregion, die sich im Südwesten von Prag nach Beraun, Pürglitz, Betlen (Zebrak) ausdehnt, hielt den König, dessen Jagdlust mit den Jahren zunahm, gefangen. Der Genuß edler Weinsorten in steigendem Uebermaße drängte die besseren Eigenschaften K. Wenzels in den Hintergrund, und seine Regierung nahm allmählig den Charakter an, den ihr ein Trunkener geben konnte, der nüchterne, ruhige, geordnete Thätigkeit verschmährt, wohl aber ein gewaltsames Aufraffen zeigt, in welchem er bald den kirchlichen Reformator auf eigene Faust spielt und seinen Born an unwürdigen Geistlichen ausläßt, bald um seine Autorität zu stärken gegen den Adel einschritt, ohne zu bemerken, daß diese Art zu regieren, eine allgemeine gelinde Anarchie erzeugen mußte. Dabei senkt sich plötzlich ein unheimlicher Schleier über sein Privatleben nieder und tritt über Vorgänge entsetzlicher Art ein Schweigen ein, das offenbar Furcht und Grauen zum Grunde hat, aber auch jener Stille gleich, die einem vulkanischen Ausbruche vorherzugehen pflegt. Besäßen wir nicht die Aufzeichnungen des Burgunders Edmund Dinter über die Vorgänge am königlichen Hofe, seit Wenzel nur mehr in seinen tschechischen Waldschlössern sich aufhielt, wir könnten uns aus dem angstvollen Schweigen der Einheimischen



kaum klar machen, warum offener Aufruhr und steigende Unbotmäßigkeit immermehr zunahm, bis endlich geradezu an Absetzung und Beseitigung des Königs durch die Tschechen selbst gearbeitet wurde. Die Folgen der Verwerfung der majestas Carolina hatten sich trotz des umsichtigen und klugen Verfahrens K. Karls bereits unter diesem gezeigt, geschweige unter Wenzel, der sich an Hinrichtungen von Bürgern und Adeligen gefiel, sein Ansehen zu wahren, und zuletzt selbst dem Henker in das Handwerk griff, wenn es sich darum handelte, sein Mütchen an angesehenen und tugendhaften Geistlichen zu fühlen. Kein Wunder, wenn endlich er allen Ständen, den verschiedensten Ordnungen verhaßt war, und die Brutalität, die er übte, den ohnehin rohen und gewaltthätigen Sinn des Volkes zu jenen entsetzlichen Unthaten trieb, von welchen die große Judenschlächterei in Prag 1389 ein schrecklicher Beweis war. Entstand diese, weil ein Jude einen Geistlichen verhöhnete, der die letzte Wegzehrung — das Sacrament, zu einem Kranken getragen, so hatte der König, welcher die des Concubinales beschuldigten Geistlichen an den Pranger stellte oder selbst mißhandelte, dem Volke — ob Juden oder Christen — die Ehrerbietung vor dem geistlichen Stande, die bisher stattgefunden hatte, durch eigenes Beispiel in die ärgste Mißachtung verkehrt und den wilden Thaten des Husitismus in höchst eigener Person vorgearbeitet. Ein schreckliches Ende schrieb die, wie es scheint, beglaubigte Sage seiner ersten Gemahlin Johanna von Wittelsbach, Enkelin Ludwig des Baiern und Tochter Herzog Albrechts von Straubing-Holland von seiner ersten Gemahlin Margarethe Herzogin von Brieg, zu. Die Mutter starb im Februar 1386 im Haag, wo auch (13. December 1404) der Vater starb, die Tochter bei nächtlicher Weile von K. Wenzels großen Hunden zerrissen nach 16jähriger Ehe mit dem um 5 Jahre jüngeren Gemahle. Das traurige Schicksal der deutschen Königin auf tschechischer Erde am 31. December 1386 hinderte aber den Herzog Johann II. von Baiern-München, gleichfalls einen Enkel Ludwig des Baiern von dessen zweitältestem Sohne Herzog Stefan II. — nicht, seine Tochter Sophie mit dem um 15 Jahre älteren königlichen Witwer am 2. Mai 1389 zu vermählen. Geboren im Jahre 1376, in dem Jahre, als Wenzel römischer König wurde, war die neue Königin, als sie Gemahlin eines notorischen Trunkenboldes wurde, erst 13 Jahre alt. Es genügen diese chronologischen Daten, um ein eigenthümliches Licht auf die ehelichen Verhältnisse zu werfen, vielleicht auch klar zu machen, warum das Kind, welches dem 23jährigen Könige als Gattin zugeführt wurde, ihrem Gemahle keine Kinder schenkte. Es hat der Umstand, daß Wenzel von zwei wittelsbachischen Frauen keine Nachkommenschaft erhielt, nicht zur Festigkeit seines Königthums beigetragen. Blieb man doch noch immer bei



dem luxemburgischen Hause, wenn man Böhmen der mährischen Linie desselben in die Hände spielte! Die Königin Sophie starb nach 30jährigen trauriger Ehe, beinahe 50 Jahre alt, fern von Böhmen, sechs Jahre nach dem Tode K. Wenzels, am 26. Sept. 1425 zu Preßburg unter dem Schutze ihres Schwagers, des aus Böhmen vertriebenen Königs Sigmund.

Man mußte, als sich K. Wenzel, außer Stande den Zerwürfnißen im deutschen Reiche zu steuern und durch sein schändliches Verfahren gegen Johann von Pomuk, der „den Tschechen wie den Deutschen gleich theuer war“ (1393), mit sich selbst in Zwiespalt versetzt, in Böhmen ebenso gehaßt als verachtet, von den deutschen Angelegenheiten mehr und mehr zurückzog, nicht mehr nach dem Reiche ging, in Befriedigung der Waidmannslust und der Stillung seines Durstes seine Lebensaufgabe erkannte, auf eine Katastrophe in Böhmen wie im deutschen Reiche gefaßt machen. Die Symptome einer herannahenden Doppelfatastrophe mehrten sich, und selbst die Frage, ob sie zuerst in Böhmen oder im deutschen Reiche zum Ausbruche kommen werde, entschied sich, als 1393 K. Wenzel von dem böhmischen Herrenbunde gefangen genommen, aus Böhmen weggeschleppt wurde, und nachdem er 1394 seine Freiheit wieder erlangt, dulden mußte, daß seine Günstlinge und Rathgeber am 4. Juni 1397 in Karlstein, den sein Vater als Hort des Landes, zum Schutze des Königthums erbaut und mit allen Zierden seiner eigenthümlichen Pietät geschmückt hatte, meuchlings überfallen und ermordet wurden. Während im Stillen der Wiclifismus aus England in Böhmen eindrang und wenn auch nur langsam einen geistigen Zerfetzungsproceß unter dem gelehrteren Theile des tschechischen Clerus organisirte, trat die Opposition des böhmischen Adels unverhohlen im Gewande der Rebellion gegen den König hervor. Sie nützte die spätere husitische Bewegung zu ihren Zwecken aus, bereicherte sich dann mit den Gütern der Kirche und der Krone, aber sie war schon vor dem Husitismus da, dessen Urheber auf den Adelschlössern, wie er selbst in Constanz sagte, sichere Unterkunft fand, und bereitete somit die große böhmische Revolution vor, deren Resultat zuletzt in der systematischen Schwächung der Krone, in dem Uebermaße der Macht des Adels bestand, der selbst einen der Seinen, den „vffgeruckten“ Georg von Podiebrad und Kunstatt auf den Throne setzte und der dann wieder den schwachen Jagellonen den Weg zum Throne bahnte. Das slavische Element, das keinen geordneten Staat, in Polen so wenig als in Böhmen, aufkommen ließ, wohl aber die Willkürherrschaft des Adels, die in Polen zur Republik mit einem Schattenkönig führte und in Böhmen im besten Zuge war, ein gleiches Monstrum herbeizuführen, gewann immer mehr die Oberhand, wenn auch noch 1397



als Vorwand zur Ermordung der Günstlinge und Rätthe in Karlstein der Satz galt, sie hätten Tag und Nacht dem Könige gerathen, nicht in die deutschen Lande zu gehen und ihn so vom römischen Reiche zu bringen gestrebt. Der König in den Händen Derer, die den Mord der Gegenpartei als Reichsinstitution ansahen, und seit der ersten Gefangenschaft immer eine Wiederholung dieses Schicksales fürchtend, sanctionirte das Geschehene und fand jetzt selbst heraus, daß die Ermordeten, die sich nicht mehr vertheidigen konnten, ihn an seinen Ehren und seinem Leibe verrathen wollten.

Der Aufenthalt in Prag, in Böhmen ward immer unheimlicher. Wie vor großen atmosphärischen Entladungen eine drückende Schwüle sich bemerkbar macht, pflegt auch großen moralischen und politischen Katastrophen ein banges Gefühl, ein lange unerklärbares Etwas voranzugehen, das freilich seinen Grund in den nachfolgenden schweren Thatsachen zuletzt auch dem Blödesten offenbart. Je mehr aber in Böhmen das Königthum ein Spielball der Parteien wurde, die Freiheit, wo nicht gar das Leben R. Wenzels bald von der einen, bald von der anderen Seite bedroht waren, mußte man auch gewärtigen, daß das deutsche Reich, trotz seiner tiefen Spaltung zwischen den Reichstädten und den Fürsten, der republikanischen und der erblichen Ordnung der Stände, der Tschechisirung und, was jetzt identisch war, der Demoralisirung des römischen Königthums nicht mehr ruhig zusehen könne, noch zusehen werde. Der Stein kam von mehr als einer Seite zum Rollen. Von wo man es am wenigsten erwarten mochte, vom Niederrhein, aus Köln, ertönten Klagen von Vorgängen an der Prager Universität, von Auswanderungen der Besten, vor Allem aber von der Untauglichkeit des Königs — wie he eyn undachsame man were — und daß kein Mittel helfe, als das der Absezung. Er lasse das löbliche und hochberühmte Studium und hohe Schule zu Prag ganz unter die Füße kommen und eingehen; er achte weder Edelmann noch Gelehrten und bleibe gemeiniglich liegen in Böhmen als ein swjin (Schwein) in synem stalle.

Es nahte, je länger das Schisma der Päpste dauerte, — und seine Verlängerung stand mit dem trostlosen geistigen Verfalle R. Wenzels und seinem Aufenthalte im mittelböhmischen Jagdrevier in unmittelbarem Zusammenhang — desto früher die Zeit, in welcher auf den großen Reichstagen der Christenheit, die man Concilien nannte und die sich auf das Eifrigste um Herstellung einer allgemeinen Ordnung der Dinge verdient machten, die Universitäten durch ihre bedeutenden Vertreter eine maßgebende Rolle spielten; nur nicht die älteste und lange Zeit einzige auf der Nordseite unserer Alpen, die Schöpfung R. Karls. Sie schien gerade jetzt nur die Aufgabe zu kennen, durch den Streit und die Anklagen der Ihrigen



die offenen Wunden zu zeigen, aus denen sie blutete, seit die Tschechen sich berufen glaubten, Kirche, Königthum und Wissenschaft in ihre Hände zu nehmen, um Alles und Jedes zu verderben.

3.

**Die Uebertragung des deutschen Königthums von der Moldau an den Rhein. — Der deutsche König Ruprecht.**

Nicht ohne die heftigsten Principienkämpfe schied das XIV. Jahrhundert von dannen. Der große Streit der Schweizer Bauern mit dem österreichischen Adel und dem mannhaften Herzog Leopold endigte am 9. Juli 1386 mit dem Tode des Letzteren, der großen Niederlage der Seinen bei Sempach. Die Erhebung der flandrischen Communen vor Allem Gent's, welche, wenn siegreich, das französische Reich mit einer allgemeinen Umkehr der Dinge bedrohte, endete 27. Nov. 1382 mit der großen Niederlage Philipps von Artevelde durch den französischen Adel und die französische Krone. Im Osten beriefen die Polen den heidnischen Beherrscher Lithauens Jagello (Wladislaus) auf den polnischen Thron. Sie trennten sich fast zugleich von Ungarn und beseitigten den deutschen Verlobten ihrer Königin Hedwig und deutsche Herrschaft 1386. Zehn Jahre später erlitten K. Sigmund und das Kreuzheer die große Niederlage bei Nikopolis durch die Türken 28. Sept. 1396, und als der Bruder K. Wenzels den gewaltigen Gefahren der Heerfahrt, der Niederlage und der Flucht entronnen, verfiel er erst der Gefangenschaft der ungarischen Stände. Wie so häufig schien erst gegen das Ende des Jahrhunderts die stürmische Ausfaat desselben zur Reife zu kommen!

Im deutschen Reiche war es der Anfang des neuen Jahrhunderts, 1400, das die nachhaltigste Veränderung zu bringen schien. Ich habe an einem anderen Orte und ausführlich nachgewiesen, wie die italienischen Parteinngen, die Macht der von Wenzel zu Herzogen erhobenen Viscontis von Mailand und die Besorgniß der Florentiner vor Aufrichtung einer norditalischen Großmacht die deutschen Churfürsten beeinflussten, die Sorge um das Reich dem Könige, der immer mehr zu verrohen schien, abzunehmen und den Sitz desselben von der Moldau wieder nach dem Rhein, des Reiches wichtigster Straße, zu verlegen. Basel, Straßburg, Heidelberg, Speier, Worms, Mainz, Coblenz, Bonn, Cöln, Reichs- und zum Theile bischöfliche Städte, die an der Constituirung des Reiches in den verschiedensten Zeiten Antheil genommen, da die Grabstätte deutscher Kaiser, dort jener Churerzkanzler und Erzbischöfe, die in den schlimmsten Tagen an der Wiederaufrichtung



des Königthums gearbeitet und deren Grabstätten im Dome zu Mainz zu den lehrreichsten Monumenten der deutschen Geschichte gehören; zwei Städte, Heidelberg und Cöln, in jüngster Zeit mit Universitäten geschmückt, die eine 1386 durch Churfürsten Ruprecht, die andere seit 1388, ein deutliches Zeichen, daß, seit die Hauptquelle der Wissenschaft getrübt worden, sie sich nach einem anderen Borne umfah; ein herrliches gesegnetes Land vom lebhaftesten deutschen Stamme, den Franken im mittleren und unteren Laufe des Rheins, am oberen von Alemannen bewohnt, war es kein geringer Vorzug, daß hier sich 4 Churfürstenthümer Mainz, Trier, Cöln und Pfalz, 3 geistliche, ein weltliches berührten, während die Donau keines, der Norden 2, die Moldau das erste weltliche und das doppelte Königthum hatten. Allein die Machtverhältnisse hatten sich verschoben, Churfürstenthum und Macht deckten sich nicht mehr wie in früheren Zeiten; die 4 rheinischen Churfürsten waren in Betreff des Umfanges ihrer Territorien die schwächsten, namentlich für einen auswärtigen Krieg wenig geeignet. Den churfürstlichen Territorien gegenüber standen fürstliche Häuser, das habsburgische, das wittelsbach-baierische, die ihre eigene Politik hatten, und wenn sie sich nicht durch Theilungen zu sehr schwächten, eine sehr ansehnliche Macht besaßen. Dann wieder andere, die im Gegensatz zu den kriegerisch gesinnten Habsburgern, durch Erlangung von Reichsbisthümern und geistlichen Churfürstenthümern für ihre Secundogeniturlinie, was sie an Ausdehnung ihrer Territorien nicht gewinnen konnten, durch vermehrtes Ansehen im Reiche zu erlangen trachteten, wie in jenen Tagen ganz besonders das Haus der Grafen von Nassau. Ihr Streben war vorzugsweise der Besitz des Churfürstenthums Mainz, das Johann Graf von Nassau 1397—1419 und später unter harten Kämpfen Adolf 1463—1475 erlangten. Ein Diether von Nassau ward 1300 Erzbischof von Trier. Dann aber wandten sich die aufstrebenden Markgrafen von Baden diesem geistlichen Churfürstenthum zu, das 1456 Johann II., 1505 Markgraf Jakob erlangten. Die Zeit war längst vorbei, in welcher Grafen und Markgrafen den kühnen Sprung zum Königthum wagen konnten; es sorgten schon die Herzoge und weltlichen Churfürsten dafür, daß es nicht geschehe. Aber die geistliche Laufbahn stand ihren Brüdern oder nachgeborenen Söhnen offen, die ja auch zum Churfürstenthume führte, wenn ihnen nicht der Reichsadel den Weg dazu verlegte.

Noch im Jahre 1397, als K. Wenzel sich zur Reise nach Paris entschloß, lagen die Dinge nicht so, daß man eine Absetzung des Königs als so nahe bevorstehend erachten mochte. Allein dringend hatte Churfürst Ruprecht von der Pfalz davon abgerathen, und als nun die Nachricht



sich verbreitete, der römische König habe sich in Paris so betrunken, daß er nicht einmal zur königlichen Tafel kommen konnte, traten das Gefühl der Schande, welche er dem Reiche im Auslande bereitet, und die Besorgniß, er möchte durch seine mit dem französischen Könige geplanten kirchlichen Projecte die Verwirrung der Dinge noch weiter treiben, lebhaft in den Vordergrund. Man mußte sich fragen, ob noch mit gewöhnlichen Mitteln Abhilfe geschaffen werden könne oder der Zeitpunkt zu drastischen gekommen sei. Zwei Jahre, nachdem R. Wenzel von seiner Pariser Reise, die wohl den Römerzug ersetzen sollte, nach Hause gekehrt war, erfolgte am 2. Februar 1400 die Lossagung der 4 rheinischen Churfürsten in Verbindung mit Churf. Rudolf von Sachsen von R. Wenzel, seine Citation nach Lahnstein, dann seine Absetzung durch die vier Churfürsten 20. August, endlich auf dem Churfürstenthron zu Lahnstein am 21. August 1400 die Wahl des Churfürsten Ruprecht genannt Clem, zum römischen Könige.<sup>1)</sup>

Es ist hier nicht der Ort, die Rechtsfrage zu untersuchen, noch überhaupt die Motive, welche die große Veränderung begründeten, die im deutschen Reiche vor sich ging, als zu der allgemeinen Calamität des päpstlichen Schisma's auch das königliche Schisma in dem Reiche sich gesellte, das mehr als ein anderes berufen und nach dem Vorgange der älteren Kaiser, verpflichtet war, den ungeheuren Schaden des kirchlichen Schisma's zu beseitigen; kaum aber dazu, ihn durch ein zweites, politisches zu vermehren, so daß endlich es gar zu 3 Päpsten und 3 römischen Königen kam. Diese Frage und der Einfluß von Außen, der sich dazu gesellte, den Entschluß der rheinischen Churfürsten zur That zu machen, wurden in der Monographie über R. Ruprecht, den Ahnherren des jetzigen königlichen Hauses von Baiern, satfam erörtert. Die Wahl war und blieb ein Wagniß, zu welchem nur die äußerste Noth drängen konnte. Wenn aber auch diese für den Augenblick sich weniger nachweisen ließ, so sorgte doch die nächste Zukunft dafür, als der König von seinem eigenen Bruder Sigmund gefangen und aus Böhmen hinweg nach Wien gebracht wurde, 1402, daß der Schritt zu Lahnstein im Interesse des Reiches geboten zu

1) Es ist ein schwerer Mißbrauch, fortwährend von einem Kaiser Ruprecht, einem Kaiser Rudolf von Habsburg, einem Kaiser Adolf, einem Kaiser Albrecht zu sprechen. Sie waren es nicht und schrieben sich auch nicht so. In Betreff der Bedeutung Clem finde ich bei Meuschen Monumenta landgrafiorum Thuringiae, (Script. II. S. 842) den Marchio Fridericus Clem sive rigorosus. Es hatte somit die Bedeutung des Strengen, wo nicht desjenigen, der sich, wie es leider mit Ruprecht in pecuniärer Beziehung der Fall war, in fortwährender Klemme befand.



sein schien. Blickte man aber auf die Persönlichkeiten, so konnte der Vergleich nur zu Gunsten R. Ruprechts ausfallen, von welchem Suchenwirt, sein gesangkundiger Zeitgenosse, dichtete:

Wolauß wir sullen fürbaz  
 Zu Herzog Ruprecht an den Rein;  
 Wenn ich (zu) dem thum, der lat mich ein,  
 Deß Hof sieht man gar würdiglich  
 In schönen Züchten freundenreich,  
 Mit Herschaft und mit Brauen  
 Mag man in chostlich schauen.

Der verdiente Ruhm, Beschützer der Universität Heidelberg und somit einer Stätte des geistigen Lebens für späte Jahrhunderte gewesen zu sein, während Wenzel bald sich zu einer That aufraffend, bald taumelnd und niedersinkend, nur berufen zu sein schien, Alles zu verderben, was er in die Hände nahm, hat R. Ruprecht einen bleibenden Schimmer der Begünstigung der edelsten Richtungen verliehen und seinen Namen den Männern angereicht, denen ein dankbares Andenken gesichert ist. Es ist nicht meine Aufgabe, mich darüber weitläufig zu ergehen, da dieses Verdienst gerecht und umsichtig nur von denen gewürdigt werden kann, die aus der Rupertina ihr eigenes geistiges Leben holten und mit ihrer Entwicklung sich durch Beruf vertraut gemacht haben. Wenn aber die verbündeten vier Churfürsten zu Lahnstein erklärten, er — R. Wenzel, hait auch, daz erschrecklich und unmenshlich ludet, mit seiner selbst hant vnd auch vbermez vnd ander vbelteder dy er bey ym hait, erwirdigt vnd bidderbe prelaten pffaffen vnd geistliche lude ermordet, erdrenkt, verbrannt mit fakeln vnd sie jemerlichen vnd unmenshlichen widder recht getodtet daz eihnem Roemische kunighe vnzemlich steh und ludet — so war das sittliche Moment hervorgehoben, das zur Erhebung R. Ruprechts Anlaß gab, dessen Hofhaltung die Dichter besangen, während die R. Wenzels gemieden und verabscheut wurde. Wenn aber ferner die Entwicklung des böhmischen Staatsrechtes darin sich äußerte, daß einerseits der König zu so schänden und unmenshlichen Thaten sich berechtigt fühlte; andererseits er trotz Krönung und Huldigung hinweggeschleppt, seine Günstlinge aber ermordet wurden, so war der Schritt gerechtfertigt, den Sitz des römischen Königthums von der Moldau nach dem Rheine zu verlegen und den böhmischen Gepflogenheiten deutsches Recht und deutsche Sitte entgegenzustellen. Nur genügte es nicht, den Versuch zu machen, der zunächst das deutsche Reich theilte, sondern mußte Macht gegen Macht entscheiden, und da zeigte sich, daß das kleine Churfürstenthum von der Pfalz und die dem eigentlichen Kampfplaze ent-



legenen drei geistlichen Churfürstenthümer nicht ausreichten, das Königreich Böhmen zu bewältigen und durch Besiegung K. Wenzels die Einheit des Reiches herzustellen. Aber auch der Versuch mißlang, durch einen Römerzuzug die Kaiserkrone zu gewinnen, die Wenzel um des edlen Waidmannswerkes verabsäumt hatte, und noch weniger, die Einheit des Papstthums herzustellen, das trotz Ruperts Bemühungen zu Pisa sich gerade zum dreifachen gestaltete!

Zu all diesen Kämpfen und dem Zwiespalt im Innern, den der König gleichfalls nicht zu beseitigen vermochte, kam jetzt aber erst noch der slavische Antagonismus, der zu einem wuchtigen Schlage gegen die Deutschen ausholte, als diese ein nationales Königthum dem in tschechische Abhängigkeit gerathenen entgegen, am Rhein und in Heidelberg gegen Prag aufzurichten dachten. — Die drei nicht tschechischen Nationen der Universität hatten sich in den Traum gewiegt, durch den früher abgeschlossenen Vertrag und den darauf begründeten Universitätseid in ihrem wenn auch geschmälernten Besitzstande unangegriffen zu bleiben. Das war aber gar nicht die Meinung der tschechischen Magister, vor Allem des Johann von Husinež, der selbst durch seine Vorliebe für die Doctrinen des Engländer's John of Wiclif mit dem Erzbischofe in einen Conflict gekommen war und von K. Wenzel bereits die Drohung erhalten hatte, er werde ihn dem Flammentode übergeben. Da gelang es ihm, nicht blos das Interesse der tschechischen Nation in den Vordergrund zu stellen, sondern auch den Augenblick zu benützen, in welchem König Wenzel seine ganze bisherige Kirchenpolitik veränderte und zugleich einen Vertrag mit den Cardinälen zur Vernichtung K. Ruprechts abschloß, um den König zu bestimmen, unter einer nichtsagenden Berufung auf die Gründungsurkunde der Prager Universität, im vollen Gegensatze zu seiner eigenen königlichen Erklärung vom 31. Januar 1399, den drei Nationen das bisher behauptete Recht bei den Prüfungen, den Wahlen und allen Universitäts-handlungen abzusprechen, der böhmischen Nation 3, den drei Nationen aber nur Eine Stimme zuzuerkennen. „Nichts vermöge seine Ehre mehr zu erhöhen, hatte der König noch am 31. Januar 1399 ausgesprochen, und seinen Namen weiter bei Fremden zu verherrlichen, als wenn durch seine Sorgfalt der Ausländer den süßen Boden der Heimath aufgabe, sich nach Böhmen wende und, um Wissenschaft zu erlangen, Eltern und Freunde zurücklasse.“ Jetzt wurde derjenige, welcher die Intrigue eingefädelt hatte, durch die der Rechtsbruch erfolgte und die beschränkte nationale Auffassung in noch höherem Grad als 1384 siegte, als Befreier der tschechischen Nation begrüßt und erlangte Johann von Husinež auf ein-



mal die dominirende Stellung, die er zur Einleitung der tschechischen Revolution benützte, von der freilich K. Wenzel sich nicht früher eine Vorstellung machte, als bis ihre Wogen über seinem Haupte zusammenschlugen. Die Feindseligkeit recht deutlich zu machen, construirten Hus und seine Partei aus den 3 Nationen Eine, eine *natio teutonica*, und richteten nun gegen diese „als Ausländer, Verschwörer und Vülgner“ ihr Geschütz. Der tschechische Clerus, an seiner Spitze Johann Hus, entfesselte zu seinem Siege die ganze Fülle des slavischen Hasses gegen die Deutschen und ist sich auch nach diesem Vorbilde und Vorgange in den späteren Jahrhunderten nur zu oft gleich geblieben. Wie Magister Andreas von Böhmischem Brod auf dem Concil von Constanz auf seinen Eid befragt, erklärte, enthielt die königliche Entscheidung, als deren Autor Hus sich rühmte, eine grelle Verletzung der Statuten der Universität und der beschworenen Vereinigung und es war eine moralische Spiegelfechtere, die Sache so darzustellen wie es Hus that, daß die von ihm erwirkte Entscheidung, die den ganzen Charakter der Universität umstürzte, mit der Gründungsurkunde K. Karls im Einklange stehe. Wohl aber führte sie zur Auflösung und Zerstörung der Universität. Die königliche Erklärung vom 18. Januar 1409 erklärte sich gegen alle Rechte der deutschen Nation, die sich nach einer wahrhaften Relation, welche Wenzel vorgelegt worden, 3 Stimmen zueignete, während sie selbst des Rechtes der Einwohnerschaft, des *Incolates*, gänzlich untheilhaftig sei; sie wendet diese für ewige Zeiten der tschechischen zu, die sie friedlich genießen solle. Schade, daß dieses deutschfeindliche Actenstück, die tschechische Kriegserklärung gegen die *natio teutonica* (die *relatio*), nur insofern auf unsere Tage kam, als sie Aufnahme in die königliche Erklärung von Kuttenberg gefunden hat. Es ist aber für die Männer, welche die Sache in ihre Hand nahmen, charakteristisch, wie für K. Wenzel selbst, daß die Abgesandten der 3 Nationen den König bereits für ihre wohl begründeten Rechte gewonnen hatten, als es Hus und Hieronymus von Prag gelang, den unselbständigen Monarchen wieder für ihre Ansicht umzustimmen.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Schrift sein, den offenen Act der Feindschaft gegen die deutsche Nation im Einzelnen zu verfolgen. Dieses ist mit Benützung vieler bisher unbekannter Acten schon vor 22 Jahren geschehen, was aber die Deutschen nicht hinderte, ihrem Todfeinde auf deutschem Boden Statuen zu errichten und eine gegen die deutsche Nation und ihren König unmittelbar gerichteten Schlag zu ignoriren.

Damals war es, daß in der Appellation der 3 Nationen dem Könige der Vorschlag gemacht wurde die Universität zu theilen und dieser, als einziges und richtiges Mittel eines dauernden nationalen



Friedens dem Könige unterbreitet, von den Tschechen abschlägig beschieden wurde. Die tschechische Partei wollte die Alleinherrschaft, keine Theilung. Wie heutigen Tages unter ähnlichen Verhältnissen, ward damals von den 3 Nationen hingewiesen, daß aus der königlichen Entscheidung von Kuttenberg nothwendig die Verwirrung des Königreiches, dadurch der Untergang des Königs erfolgen müßte. Die nur zu gegründete Prophezeiung wurde bei dem Uebermuth der siegenden Partei und der heillosen Schwäche des Königes, der mehr als je darauf bestand, König der Deutschen zu sein, während der Luxemburger, der Sohn eines Kaisers, die deutsche Nation im eigenen Lande ihren geschworenen Feinden preisgab, verlacht und verachtet. Sie hat ihre Wahrheit nur zu sehr bethätiget und zwar an der Universität, die ohne die Deutschen geistig zu Grunde ging, an dem Königreiche, das der Revolution verfiel, an dem Könige, der sehr bald froh sein mußte, den Titel eines Königs der Römer zu bewahren, und, nachdem er erlebt, daß sich die Tschechen um ihren gekrönten König nicht im Mindesten kümmerten, am 30. Juli 1419 den Fenstersturz in der Neustadt unternahmen, elend und verachtet sein Leben beschloß.

Als nun die Deutschen in der Erkenntniß, daß beschworene Rechte bei den Anhängern des Hus keine Geltung fänden, die Tschechen das Recht der Herrschaft für sich behaupteten, von einem friedlichen Auskommen und geistigem Zusammenwirken keine Rede sein könne, in Massen auszogen und Prag den Rücken kehrten, erfolgte die Vertheidigungsschrift des Hus und seiner Genossen, die vor Jahren in der Behausung eines Bauern gefunden wurde und glücklich in die Hände dessen gelangte, der ihren Werth zu bemessen verstand. Sie ist in dem beharrlichen Kampfe der Tschechen gegen die Deutschen eines der merkwürdigsten, zugleich nach Form und Inhalt eines der widrigsten Actenstücke, schon deshalb von Wichtigkeit, weil die siegende Partei nunmehr die Maske ablegte. Sie betonte den Unterschied zwischen den echten und unechten Söhnen des Hausvaters und wies darauf hin, daß man das Brod nicht den Hunden geben dürfe, d. h. den Deutschen. Jetzt war K. Wenzel als absoluter Herrscher, dem man zu gehorchen habe, recht und genehm und wurde in dem Maße unbedingter Gehorsam verlangt, in welchem seine Entscheidung gegen die deutsche Nation war, natürlich sich vorbehaltend, ihm den Gehorsam wieder aufzukündigen, wenn er etwas befahl, was der tschechischen Nation nicht genehm war. Jetzt ward der die husitische Bewegung leitende Grundsatz unumwunden ausgesprochen, die böhmische Nation müsse die ausgezeichnete Regiererin der anderen Nationen sein. Weil Gott das gelobte Land unter 12 Stämme (zum ausschließlichen Besitze) getheilt, müßte es auch mit Böhmen der Fall sein. Früher wären



hier nur Tschechen gewesen, so müsse es auch künftig sein und die Böhmen ohne Störung durch die Deutschen bleiben.

Die deutsche Nation erhielt aus dem Munde des neuen evangelischen Predigers die Weisung: nimm das Deine und gehe. Wenige Jahre später, als das bisher unbekannte Verzeichniß der den flüchtigen Bürgern Prags und anderer Orte widerrechtlich abgenommenen Häuser, Weinberge, Gärten, zusammengestellt wurde, hieß es, sei froh, wenn Du gehen kannst, Dein Eigenthum gehört aber dem neuen auserwählten Volke Gottes, dem Volke Israhel, dessen Rector Johannes Hus ward. Die heutigen Verschwörer — die deutsche Nation — waren ja nach der neuen Doctrin schlimmer als die Juden und Pharisäer gewesen, indem sie nicht blos gegen Christus, sondern auch gegen das Königreich Böhmen und die Prager Universität sich verschworen hätten. Mit Recht habe K. Wenzel die Deutschen aus seinen Reichen gebannt und exilirt.

Dahin war es mit dem deutschen Königthum des Königs von Böhmen gekommen. Seit der Adel das Recht zu tumultuiren der Unterwerfung unter die majestas Carolina vorgezogen und beharrlich bethätiget, steuerte die Nation, welche sich als zweites Israhel bezeichnete, der Periode der Fensterstürze zu, die, als sie im Anfange des XVI. Jahrh. sich zum drittenmal wiederholt, als mos bohemicus, als tschechische Sitte bezeichnet und vor den Augen der civilisirten Welt dadurch entschuldigt wurden. Keinem Volke war es nöthiger, mit einem anderen zusammenzuleben, und durch den Gegensatz vor Extravaganzen jeder Art behütet zu werden, als dem, welches jetzt über den böhmischen König Wenzel nach Belieben verfügte.

Wenn auch die deutschen Professoren und Studenten, die vor Hus und seinen Genossen aus Prag auszogen, sich vorzüglich nach Leipzig wandten, so hatte man doch schon 1386 dafür gesorgt, daß nicht blos Sachsen und Oesterreich, wo Herzog Rudolf IV. die deutsche Universität Wien gegründet, sondern auch das Rheinland seinen geistigen Mittelpunkt besitze. Es handelte sich aber nicht blos darum, der Wissenschaft und vor Allem der Jurisprudenz eine neue Stätte zu bereiten, durch alle Völker der lateinischen Kirche ging damals ein gleichartiger Zug, der mit dem Ueberdruß in Verbindung steht, den das Schisma der Päpste — der berufenen Vertreter einer geistigen Einheit — hervorgerufen. Nicht blos die theologische Gelehrsamkeit, überhaupt Geschäftskennntniß und Behandlung politischer Angelegenheit ruhten noch immer in den Händen der Geistlichkeit. Karl IV. hatte diesen Einfluß eher vermehrt als vermindert, aber nicht hindern können, daß das Episcopat durch die weltlichen Würden und Geschäfte eher verweltlichte, als seiner kirchlichen Aufgabe treu blieb. Was nützte es



aber, Weltlichen weltliche Geschäfte übergeben zu wollen, so lange Gelehrsamkeit und Bildung nicht auf dieser Seite zu finden waren? Die Bedeutung der Universitäten Deutschlands steht daher mit dem Zuge nach Säkularisation, nach der Heranbildung weltlicher Kanzler, geschulter Beamten und Richter in unmittelbarem Zusammenhange, und es ist auch hier der Unterschied zwischen dem slavischen und dem deutschen Theile des Reiches, dem Besitztum K. Wenzels und dem K. Ruprechts, bemerkbar. In dem einen sanken in nächster Zeit Kirchen und Klöster in Asche und bemächtigte sich der Adel des Kirchengutes. Er säcularisirte nach der Weise der aufgewühlten rohen Massen, er griff wie sie in fremdes Eigenthum ein, das zu ganz anderen Zwecken gestiftet worden war, als da von den Taboriten zerstört, dort vom tschechischen Adel geplündert zu werden, dem es dann nach der Schlacht am Weissen Berge erging, wie er es zwei Jahrhunderte lang gegen Andere getrieben hatte. In dem Bereiche K. Ruprechts nahm die Säkularisation einen anderen Charakter an. Es handelte sich darum, die weltlichen Angelegenheiten den Weltlichen zu übergeben, diese zum Dienste des Staates heranzuziehen, unbeschadet der Reichsverfassung, die ein halb geistliches, halb weltliches Reich begründete, aber den geistlichen Fürsten nicht verwehrte, sich zu weltlichen Zwecken um Weltliche umzusehen und die Geistlichen auf ihr Gebiet zu beschränken. Diese sehr wichtige und maßgebende Richtung der Zeit steht aber selbst mit dem Verlaufe des großen Streites des Priesterthums und des Königthums, der die früheren Jahrhunderte unserer Kaisergeschichte mit seiner großen Wandlungen erfüllte, in einer gewissen Folge, ist eigentlich ihr natürlicher Ausläufer und enthält die friedliche und nach zwei Seiten hin berechnete Verständigung zweier Mächte, die in langjährigem Kampfe mit einander ebenso ihre gegenseitige Kraft gemessen, als auch ihren wahren Beruf, nicht gegen einander, sondern für und mit einander zu wirken, kennen gelernt hatten. Niemand wird aber leugnen können, daß die Stellung, welche jetzt die Laienwelt errang, das charakteristische Moment der neueren Zeit, im Gegensatze zum Mittelalter ist. Dieser früheren Zeit gehört aber auch ein anderer nicht minder merkwürdiger Zug an. Wie oft ist nicht bei den Auseinandersetzungen zwischen Kaiser und Papst von der *translatio imperii* die Rede! Es galt in gewissen Zeiten als ausgemacht, daß der Papst das Kaiserthum von den Griechen an die Deutschen, an die Franken (Karolinger), dann an die deutschen Kaiser im engeren Sinne des Wortes übertragen. Und selbst die Spitze ist der Theorie nicht ferne, daß der Papst streitsüchtigen Geschlechtern gegenüber das Kaiserthum den Deutschen wieder entziehen und einer anderen Nation übergeben könne und wie sehr wünschte z. B. K. Manuel der Komnene im Streite P. Alexander's III.



mit K. Friedrich dem Staufer, daß der Papst das Kaiserthum ihm übertrage, das doppelte Kaiserthum in dem von Konstantinopel vereinige!

Auch jetzt war es zu einer translatio gekommen und sollte das Kaiserthum von der Moldau an den Nefar, respective an den Rhein verpflanzt werden. Ob dazu Heidelberg ausreichte, möchten wir bezweifeln. Die Hilflosigkeit K. Ruprechts nahm bekanntlich in den letzten Jahren seiner Regierung in einer Weise zu, die den König in den Bereich der Hilfseflehenden herabzog. Allein an der Moldau ließ sich das deutsche Königthum auch nicht mehr erhalten. Dafür hatten Hus und seine fanatischen Tischechen gesorgt, deren zerstörende Hand auch hiebei sichtbar ist. Selbst als K. Sigmund die husitischen Wirren beendete und das böhmische Königthum, wenn auch als Ruine wiederherstellte, war keine Rede mehr davon, daß Prag wie in den Zeiten Karls IV. das sei, „was Rom und Konstantinopel gewesen.“ In den großen husitischen Kriegen trat dann so recht die Bedeutung der großen Fürstenhäuser im Gegensatze zur reichsständischen Macht der Fürsten und Churfürsten hervor. Als Sitz des Königthums, geschweige des Kaiserthums ließ sich Heidelberg nicht halten; aber auch Prag nicht mehr. Die Bedeutung des Rheines litt, seit die Niederlande einem Fürsten aus dem Hause Valois zugekommen; die Bedeutung der Donaulinie nahm zu, seit der Erbfeind aller christlichen Cultur, der Osmane, die Donauländer in Angriffspeditionen gegen das deutsche Reich umgewandelt hatte. Wie einst Konstantinopel den Slaven, Avaren, Bulgaren gegenüber Hauptfestung des Reiches geworden war, dessen Hauptstadt es auch war, ward Wien der Sitz des Königthums und Kaiserthums, zog sich der Schwerpunkt des Reiches an die Donau und endigte die translatio imperii, welche K. Ruprecht eingeleitet, zwar nicht zum Vortheile seines tschechischen Gegners, auch nicht zu seinem eigenen, aber zu dem eines nicht churfürstlichen Hauses, das sich nach dem Tode des letzten Luxemburgers der Mühe unterzog, Vorkämpfe des Reiches im jahrhundertlangen Kampfe mit den Erbfeinden desselben nach Ost, nach West, nach Nord, nach Süd zu sein. Böhmen aber blieb seit K. Wenzels sturmbewegter Regierung der Wetterwinkel Mitteleuropas, von welchem, so lange es als Staat bestand, die Gewitter ausgingen, die in den Nachbarstaaten zündend niederfuhren, und die erst sich verzogen, als eine deutsche Bevölkerung wiederkehrte und nicht mehr ein Hus sich vorfand, der sie des Rechtes des Incalates zu berauben Macht hatte, wenn auch der Wille dazu vorhanden war!

Während K. Ruprecht unter den Mühen und Sorgen, die ihm das deutsche Königthum und nicht in geringem Grade seine früheren Freunde bereiteten, zusammenbrach und früh seinem Ende entgegenging, hatte sich



in der slavischen Welt die große Veränderung zugetragen, mit der das XV. Jahrhundert begann. Am 15. Juli 1410 errangen die Polen bei Tannenberg den großen Sieg über den Deutschherren-Orden, der die Macht desselben brach. In Prag hatte es schon 1409 nicht an Verdächtigungen der Deutschen, die einer Hinneigung zu K. Ruprecht beschuldigt wurden, gefehlt, wie denn überhaupt die Lust zu verdächtigen in den böhmischen Wirren stets eine große Rolle spielte. Ganz offen wurden die Deutschen als Verschwörer gegen die allerheiligste Stadt Prag, die heilige böhmische Nation und die heilige böhmische Communität bezeichnet. Man scheute auch den letzten Schritt nicht und bezeichnete Prag und die Prager Erde als den Boden, auf welchem „die Halbgötter“ wuchsen. Längst hatten in ihren eigenen Augen die tschechischen Magister die deutschen bei weitem an Kenntnissen und Gelehrsamkeit überragt, auch nach dieser Seite den Sieg davon getragen. Das wissenschaftliche Turnier, welches zu dem Endzwecke von der tschechischen Artistenfacultät gehalten wurde, sollte den Beweis dafür liefern. Der Befreier der tschechischen Nation vom Joche der Deutschen, Mag. Johann Hus, betheiligte sich hiebei mit der quaestio, ob von dem Volke Pharaos, das im rothen Meere ertrunken, und von den Sodomiten, die in Schwefel und Pech untergegangen, Einige gerettet worden seien? Damit glaubte man den Sieg der Tschechen über die Deutschen und das moralische Uebergewicht der Tschechen über sie hinlänglich dargethan zu haben. Es charakterisirt aber den Geist und die Tendenz der ganzen Bewegung, sowie ihres Leiters und Urhebers, daß unter dem neuen tschechischen Rector der Beschluß gefaßt wurde, alle Acte der Universität, die sich auf den jüngsten Streit bezogen und dem Rutenberger Decrete K. Wenzels widersprachen, zu vernichten. Man wollte der Nachwelt jede Kunde der eigentlichen Vorgänge entziehen und nur dasjenige sollte ihr überliefert werden, was dem von Hus und seinen Gefährten erschlichenen königlichen Decret entsprach. In ähnlicher Weise verfuhr man mit der deutschen Sprache. Sie war in den Kirchen wie in der Hauptstadt des tschechischen Königs der Römer geächtet. Der Krieg, der jetzt begonnen und in welchem offen darauf gedrungen wurde, die Deutschen aus Böhmen zu vertreiben, wurde somit eröffnet mit Vernichtung der historischen Documente. Glücklicher Weise gelang es deutschem Fleiße doch, die Absicht, die Welt zu täuschen und was Hus zusagte als historische Wahrheit darzustellen, zu vereiteln. Jetzt aber hieß es in Prag, der Rector der tschechisch gewordenen Universität — Hus — regiere Israel, das neuervählte Volk Gottes; er sei „der Mittler zwischen Gott und seinem Volke.“



So hoch gingen bereits die Wogen der slavischen Bewegung, als R. Ruprecht am 18. Mai 1410, von den Mühseligkeiten seines hohen Amtes gebrochen und bereits um sein eigenes königliches Dasein kämpfend, in Oppenheim 58 Jahre alt sein Leben beschloß.

Da es ihm nicht gelungen war, die große nationale Spaltung im Reiche zu heben, diese vielmehr sehr bald die Aufmerksamkeit des allgemeinen Reichstages der Christenheit in Constanz in Anspruch nahm, blieb seine größte und nachhaltigste That der Versuch, den Sitz des Königthums auf wahrhaft deutsches Gebiet, nach Heidelberg zu verlegen, wo, als deutsche Sprache, deutsches Recht, Wissenschaft und Sitte in Prag geächtet wurden, sie eine bleibende Stätte fanden.

4.

### Die Gegensätze.

Wenige Jahre nach dem Tode R. Ruprechts, als P. Johann XXIII. im Schlosse zu Heidelberg unfreiwilliges Quartier bezog, Johann von Husinez aber, durch das Zeugniß seiner tschechischen Freunde und nunmehrigen Gegner überwiesen, verurtheilt wurde, standen sich die Gegensätze in größter Schroffheit gegenüber.

Die deutsche Nation, wie sie sich selbst bezeichnete, *devota, patiens et humilis*, wandte sich dem allgemeinen Bedürfnisse der nach einer Reformation lechzenden Zeit zu und half die Concilienperiode begründen, die sich die Tilgung des Schismas, die Wiederherstellung der kirchlichen Einheit, die Ausöhnung der den christlichen Orient und Occident spaltenden Gegensätze zum Ziele setzte. Das Product dieser unablässigen mühevollen Arbeit war die Renaissance, die auf dem geistigen Gebiete nach neuen Quellen und neuer Erkenntniß forschte, auf dem künstlerischen an die Antike anknüpfte, auf dem religiösen aber den ganzen Gedankenvorrath griechisch- und römisch-christlicher Jahrhunderte demjenigen zuführte, das sich durch eine beispiellose Fülle schöpferischer, genialer Naturen auszeichnete. Die deutsche Nation sicherte sich dadurch ein Capital, an das sie, wenn sie wollte, nach trüben Zeiten immer wieder anknüpfen konnte und im XVIII. Jahrhunderte auch anknüpfte.

In der Heimat des Johann von Husinez gab es nur Eine Richtung, einen Götzen, dem alles Uebrige geopfert wurde, die Nationalität. Der Bruch mit der Vergangenheit, mit Allem, was durch die Einwirkung der von Deutschland herübergekommenen Cultur entstanden war, war vollständig



wie der Triumph des einheimischen Adels und die Knechtung der Massen, der Umsturz des Königthums, der Kirche, der gesammten Cultur, alles dessen, was K. Karl gewollt, erstrebt, geschaffen. Die Universität stand still, das Volk verwilderte unter blutdürstigen Führern, unter dem Bürgerkriege, der mit der Zerstörung aller Stätten der Cultur begonnen hatte. Um diesen Preis triumphirten die Männer der sacrosancten Gemeinde. Die große Bewegung der Geister im fünfzehnten Jahrhunderte ging an ihnen so viel als spurlos vorüber. Es handelte sich darum, daß ein Einheimischer oder doch ein Slave, aber kein Deutscher König werde, und statt der Renaissanceperiode hatte man den Utraquismus als nationales Siegeszeichen. Ganz Böhmen spaltete sich aufs Neue, in Städte, die den Kelch zu ihrem Symbole nahmen, und in die, die dieses Symbol verwarfen. Damit war der Nationalstolz befriedigt, und mehr bedurfte es nicht, wenn auch, wie Peter Chelčický sagt, das Volk viehisch geworden war. Wer ersetzte ihm den verlorenen Wohlstand, wer den abhanden gekommenen Frieden, das einst so mächtige Bedürfniß nach geistiger Belebung? Wer die individuelle Freiheit? Man brauchte das Alles nicht mehr! Man hatte den kühnen Schritt zur allgemeinen Revolution gewagt, selbst auf die Gefahr hin, daß sie drei Jahrhunderte lang in immer neuer Gestalt wieder erscheine, die Auflösung unaufhaltsam weiter schreite!

Man bedurfte der anderen Nationen, vor Allem der deutschen, nicht mehr, und was dadurch an reellen Gütern unwiederbringlich verloren ging, ersetzte — die Einbildungskraft, die den Abgrund nicht sehen ließ, dem man zusteuerte, als es eigentlich kein Volk mehr, sondern nur — Herren, Ritter, einige Städte und verarmte Knechte gab.

War der Hussitismus, wie seine Anhänger behaupten, ein Culturelement, so ist sicher, daß die übrigen Nationen desselben nicht bedurften, auch keinen Grund hatten, diejenigen zu beneiden, die die Periode des „Humanismus“ für überflüssig erachteten.

### Beilage. (Anfang der K. Wenzel Bibel.)

Nach einer Mittheilung des verstorbenen Academikers, Herrn Dr. Haupt.

f. 1.a. Hie hebt sich an die vorrede vnd. | der prologus vber das buch daz do | heisset vnd genant ist Biblia etc. | O<sup>1)</sup> Got got du hertzen liebes gute | Czu dir hebit sich mein mut. Und | rufet dich gutlichen an. wenne | nyemant wol geschaffen kan. | An dich wil yeman icht begin | nen. Von

1) Zwischen der rothen Ueberschrift und dem Texte in einem blauen großen O das Bild des Weltheilandes die Bibel oder ein Buch in der linken Hand.



herczen vnd von finnē | hebit keiner hand geticht | Und hat er deiner  
hulffe nicht | Vnd ob er die vorkeuset. Sein ar | beit er vorleufet. Wenne  
also sp | spricht dein werder son. An mich | mügt ir nicht getvn. Dor  
vmbe | rufe ich herre czu dir. Und bite | dich das du sendest mir. Deiner |  
gnaden stēwer. Des heiligē gei | stes fēwer. Das mein sinne durch | feuchte.  
Und mein sele erleuchte. | Und mir entfließe meinē mvnt | Das ich müze

f. 1.<sup>b</sup> czu aller stvnt. In | trewen ymmer meren. Das lop dei | ner eren. Das |  
ich die pfvnt die du | mir. Hast vorlihen bringe dir. M | Mit reichem  
wucher vrolich. Das | dein mvnt so fruntlich. Mir denne | gütlich spreche  
czu. vreve dich lie | ber diener nv. Sint du bist czu di | sen stunden.  
Getrewe vber wenig | funden. Ich wil dich deiner not er- | getzen. Und  
vber vil gutes feczen.

1) **R**eiche ouch herre deine stēw | er. Czu diser lieben abent | tewer. Dem  
Rvromen herren der | den rat. Von dir selbe enpfangē | hat. Dem werden  
getrewen diener | dein. Dem Rotlebin herren mer | tein. Der in rechter  
tugende kern | Brinnet als ein liechter morgen | stern. Und sich vnder  
deinen dienst | beuget. Und manch gut testamēt | czeuget. vnd meret deine  
heilige | schrift. Der ouch stiftet dise gestift | Czu lobe deiner heilicheit.  
Gib | im herre steticheit. Und dorezu | vrolichen mut. Das er dicz wer |  
ke gut. Muze vol furen in seinē | tagen. Das er do mite müze be- | iagen.  
Der ewigen felden hort. | vrede beide hie vnd dort. Gib | ouch feiner  
werden vrowen. die | sich lest in trewen schowen. zu | allen cziten loze.  
Recht als ein | werde rose. Sterck vnd volleku- | menheit. Das sie an  
deiner ar | beit. Mit deinen schariften erwer- | be. Das sie nymmer ersterbe. |

f. 1.<sup>c</sup> Bis das ir leben also gevalle. den | touben an alle galle. Der Konigin |  
der trewen vnd der cren. Marien | der werden heren. Das sie si müze |  
czuchtlich. Füren in ires Kindes | reich. Und gebe in do der trewen. |  
crone. Nu vnd ewiglich zu lone. |

2) **C**riste des ewigen vaters f | son. Nu hilfē vns das | wir also ton. Das  
vns nymmer | miselinge. Dein helfe vns dar | czu bringe. In aller vnser  
arbeit | Gib vns selbir dein geleit. wenn | wir vns han gefeczet vor. Ouf |  
fliessen deiner scharifte tor. Die | manchem noch vorpferret sein. | So das  
wir aus der latein. Sie | czu deutsche richten. vnd durch | deinen namen  
tichten. Dor vmbe | das dein Kindel. Die diser werlde | fwindel. Hat be-  
toubet vnd vor | irret. Und von dir verre gevirret. | Dar aus helfe enpfahen.  
Und | wider czu dir gahen. vnd durch | deiner diener felden. Die vf der |  
schariften velden. Der sele narūge | fuchen. Das sie in keinen Bu | chen.  
winden keiner minne fü | ken. Und werden in liebe trvnc | ken. Als vns  
schreibit herre sa | lomon. In der liebe buch do von | Esset vnd trincket  
mein lieben | frunt. Und werdet truncken ny | czu stunt. Ewer lieb mir  
flafen | machet. Jdoch mein hercze wa | chet. Nu herre in deinē namen. |

f. 1.<sup>d</sup> Durch deiner heiligen minne st<sup>u</sup> | men. Hilfē das wir in vnfern | tagen.  
Dein ioch also müzzen tu | gen. Das wir in deines vaters lant. | Mit den

1) Blaues R.

2) Großes goldenes C.



czu der rechten hant | Enpfahen deines fegens gewin | So du sprichst  
 gütliden czu | in. Kymet ir gefegenten Kindel | rein. In das reich des  
 vaters | mein. Das euch von anegeuge | ich. Han bereitet ewiglich. Das |  
 vns das allen wider var. Des | helfe vns die muter clar. Die | in iren  
 iungen tagen. Cristum | meitlich hat getragen. In des | heiligen namens  
 volleist. Va | ter son heiliger geist. Allen go | tes Kinder. Die sich in  
 trewen la | sent vinden. Und in gleicher fa | fe. Bawen des himels ftrafe.  
 Die | got von herzen vnd von sinnen | Und die heilige schrift minnen |  
 Vnd do mit bekümmert wesen. | Das sie gerne hÿrent lesen. O | der selber  
 lesen den wil ich. Hie | vor legen früntlich. Der besten a | bentwer hort.  
 Die mein oren | ye gehort. Ein buch das heisset | biblia. Die wil ich aus  
 richten | fa. Und mit gleichen flechten | dingen. In deutsche czunge v |  
 vnd sprache bringen. Nicht zu | reime sam ich aldo. Gee in dife | prologo.  
 wenne wer es also | wolde sagen. Der müste czu | vnd abe tragen. Und  
 f. 2.<sup>a</sup>. die schrift | gar vorkeren. Also wil ich nichte le | ren. Sunder gleich als  
 vns schrei | bet da. Der heiligen schrift hystori- | a. Also wil ich euch  
 schencken. U | Und mit vreuden trencken. |

<sup>1)</sup> D

Jses buches ausganck. Ist vō der | werlde ane vanck. Von dem ersten |  
 tage. Von wreuden vnd von clage | was wunders in allen cziten. In | diser  
 werlde weiten. Geschach | vnd noch geschehen sol. wie got | die werlde  
 fünden vol. Bei noe | gar ertrenckte. Und den sodomi | ten schenckte.  
 Swebil vnd feüer | Und machte in vreude tewer wie | er den Kÿnig pha-  
 rao. Im roten | mere czu egipto. Ertrenckte vnd | alle sein ritterchaft.  
 wie chore | vnd sein gefelleschaft. Dathan | vnd abiron. In irem v̄bir-  
 mut | vnd hon. Die erde lebending vor | flant. In aller diser not enpfāt |  
 f. 2.<sup>b</sup>. Seiner diener ny kein leit. Svn | der alle ire arbeit. Hat er früntl | chen  
 geendet. Vnd in vreude ge | wendet. Und aus allen sorgen | erlost. Mit  
 feiner gegenwurtic- | heit getroft. Gespräch mit in | czu manchen stun-  
 den. Als mit | feinen lieben fr̄nden. Sulcher | grofer wunder czil. Steen  
 in di | sem buche vil. Der ich euch all | hie nicht künde. Bis czu  
 der | selben stunde. Do ir die schrift | gegeben hat. Ir gleichen awen |  
 tewer stat. wer nv diser schrift | hort. wil lesen vnd ir füzen wort |  
 Der schol nv dancken dem vru | men. Von dem diez gestift ist ko |  
 men. Dem hochgebornē Konig | wenzlab vein. Und der durch | luch-  
 tigiften Konigiun sein. | Der diez durch gotis wirdikeit | frumet aller  
 cristenheit. Got | gebe in dor ūmbe czu lone. Des | edeln himelriches  
 crone. Amen. | Hie hat die vorrede ein ende got | vns feinen heiligen  
 geiste sende | Darnach hebit sich an das er | ste buch. das do heisset das  
 bu | che der schepfunge mit fulche worten.

1) Großes grünes und violettcs D, in dessen innerem Raum der König Wenzel und die Königin Sophie, außerhalb der Columne dem Beschauer links dem Könige rechts der einköpfige ungekrönte deutsche Adler schwarz in Gold. Dem Beschauer rechts der Königin links der böhmische recte luxemburgische Löwe golden in rothem Schild.



# Die Berka von Duba und ihre Besitzungen in Böhmen.

Von Wenzel Hieße.

## II.

### Heinrich Berka von Duba auf Hauska und seine Söhne.

Im Laufe des vorigen Jahres ist eine weitere Arbeit Knothes über die Berka von Duba erschienen, die sich genau mit demselben Stoffe beschäftigt, den dieses Capitel behandeln soll, wenn auch der Titel: „Zur Genealogie der Berka von der Duba aus dem Hause Mühlstein“ zunächst auf einen geringern Umfang schließen ließe.<sup>1)</sup> Auch er geht von Heinrich auf Hauska aus und läßt dann die Geschichte seiner Söhne der Reihe nach folgen, ohne sich auf die Besitzer der Burg Mühlstein zu beschränken. — Meine Ausführungen werden nun zeigen, daß ich in einer Reihe von Punkten zu andern Resultaten gelangt bin als Knothe, abgesehen von manchen nicht unbedeutenden Ergänzungen. Dabei sind diese Abweichungen derartige, daß ich mich nach einigem Schwanken entschloß, einfach nochmals den ganzen Stoff systematisch zu behandeln. Dieser Weg schien mir der kürzeste, und auch die nöthige Klarheit läßt sich so am besten erreichen.

Im ersten Theile (Mitth. 24, 125) ergab sich Folgendes: Der erste Berka von Duba, der 1348 gestorbene Oberstburggraf Hinko, hinterließ seine Güter seinen zwei Söhnen Hinko und Heinrich; seiner Witwe Agnes verblieb der lebenslängliche Nutzgenuß gewisser Theile davon, die dann nach ihrem Tode auch an Heinrich fielen. Knothe ist anderer Ansicht. Er sagt (S. 81): „Zu seiner Herrschaft Mühlstein gewann bald darauf Heinrich Berka durch seine (zweite) Verheirathung mit Agnes, der Witwe Herrn Hinkos, gen. von Duba, das reiche Daubaer Erbe als Mitgift hinzu.“ — Dazu vermuthet er, dieser „Hinko, gen. von Duba“ wäre jener Sohn des

1) Mittheilungen des nordböhm. Excursions-Clubs VIII, 81 ff. — Noch später erschien von demselben der Aufsatz „Die Berka von der Duba auf Mühlberg“ im N. Archiv für Sächsl. Gesch. Band VI, S. 190 ff. — Daraus ergibt sich als Verbesserung und Ergänzung zu S. 144 meines 1. Abschnittes, daß Hinko, der letzte Herr von Hohenstein, zwischen 1452 und 54 starb. Ihm folgten im Besitz von Mühlberg 3 Söhne: Hans (gest. vor 1457), Hinko (gest. c. 1464) und Albrecht (gest. c. 1479). Nur der erste hinterließ einen Sohn Hans, der am 31. December 1519 kinderlos starb. Diese wären also in der Stammtafel nachzutragen.



Oberstburggrafen Hinko, den derselbe in der früher besprochenen Gründungsurkunde von Weißwasser als Zeugen anführt.<sup>1)</sup> Nun haben wir aber im ersten Theil gesehen, daß dies derselbe Sohn Hinko ist, der später Hohenstein als Lehen erhielt. Dieser starb aber höchst wahrscheinlich erst im J. 1361, während die bewußte Witwe Agnes bereits 1356 den Pfarrer für Töschchen präsentirt.<sup>2)</sup> Auch war dieser Hinko von Hohenstein bekanntlich nicht kinderlos; das Leibgedinge der Witwe hätte also jedenfalls an die Kinder fallen müssen. Da aber dasselbe später (nach 1361) in den Besitz Heinrichs, des Bruders von Hinko auf Hohenstein, überging,<sup>3)</sup> so kann jene Agnes nur die Mutter beider, die Witwe des Oberstburggrafen gewesen sein.

Es wurde seinerzeit auch bereits ausgesprochen, daß Heinrich in einer jedenfalls schon vor dem Tode seines Bruders (1361) vorgenommenen Gütertheilung die Herrschaften Hühnerwasser, Hauska, Dauba und Habstein erhalten hatte.<sup>4)</sup> Der Beweis für diese Behauptung ergibt sich ganz zweifellos, wenn man die Confirmationsbücher durchgeht bezüglich des Patronats bei den zu obengenannten Herrschaften gehörigen Pfarrkirchen; man ersieht zugleich daraus, daß Heinrich auch später ununterbrochen im Besitz derselben verblieb. Nach dem Zeugnis jener Bücher, das freilich hier nicht über das J. 1358 zurück reicht, übte derselbe das Patronatsrecht aus: zunächst in Hühnerwasser selbst am 10. Oct. 1363, dann in Nieder-Krupay auf der gleichen Herrschaft bereits am 14. Juni 1358,<sup>5)</sup> und seitdem öfters. Ebenso ist er Patron in Kadlin am 6. Juli 1380, in Widim am 23. Nov. 1385, und in Borzim (Hft. Hauska) am 20. Juni 1377.<sup>6)</sup> In der Stadt Dauba präsentirt Heinrich den Pfarrer 1374 (Juli 1.) und in Töschchen seit 1364, wie erwähnt.<sup>7)</sup> Nicht minder in Klum seit 1363 (7. Juni) mehrfach,<sup>8)</sup> in Pablowitz am 16. Jän. 1374, in Hohlen bereits am 1. April 1359, endlich in Habstein (Kruscina) selbst am 7. Jän. 1391.<sup>9)</sup> — Dieser kurzen Uebersicht muß noch hinzugefügt werden,

1) Vergl. im 1. Theil S. 124, Anm. 1.

2) Ebenda S. 125 und Anm. 1.

3) Bereits im J. 1363, am 7. Juni präsentirt Heinrich den Pfarrer in Klum (Cl. conf. I, 2, 12.); desgleichen in Töschchen am 10. Juli 1364 (a. a. O. 50.)

4) Im 1. Theil. S. 125.

5) Cl. conf. I, 2, 23, und I, 1, 19.

6) L. confirm. III—IV, 128, 173, 75.

7) Ibidem III—IV., 15.

8) Ibidem I, 2, 12. Sonst noch 1364, Jän. 13. (ibid. 37.) und 1368, Jän. 13. (ibid. 97.) Wenn 1363 Nov. 13. der Patron „Hinko Berka von Leipa“ heißt, so kann das nur eine fälschliche Bezeichnung für Heinrich sein (ibid. 27.).

9) Ibidem III—IV 4. (Pablowitz); I, 1, 90 (Hohlen); V, 79 (Habstein).



daß während der ganzen Zeit auf keiner der zu den genannten Gütern gehörenden Pfarreien ein anderer Patron genannt wird.

Zu diesem freivererblichen Besitz ist dann noch Mšcheno als Pfandbesitz hinzuzurechnen. — Es geschah wahrscheinlich im Anschluß an die seinerzeit erwähnte Einlösung der Herrschaft Bösig-Weißwasser durch Kaiser Karl IV., daß es zwischen diesem und Hinko Berka von Duba (dem Bruder Heinrichs) zu einem Streite kam wegen Mšcheno. Derselbe endete dann am 13. Jänner 1352 mit einem Vergleiche. Die hiezu bestimmten Schiedsrichter stellten fest: Städtchen Mšcheno gehört rechtmäßig dem Könige, aber dieser muß dem Hinko Berka 300 Sch.-Prag. Gr. auszahlen oder anderweitig verschreiben.<sup>1)</sup> — Die Pfandschaft wurde aber nicht ausgezahlt, und Heinrich besaß Mšcheno, bis er die Verschreibung abtrat an Johann von Smirzitz (das Jahr ist unbekannt).<sup>2)</sup>

Auf der anderen Seite vergrößerte jedoch Heinrich die Zahl seiner Güter durch ansehnliche neue Erwerbungen. Hieher gehört zunächst Dürchel, wo vom 11. März 1363 bis zum 28. März 1373 sechsmal Soběhrd, Ritter von Sebitzsch (westl. von Dürchel) als Patron genannt wird.<sup>3)</sup>

Am 28. Nov. 1388 präsentirt aber bereits Heinrich Berka von Duba den Pfarrer.<sup>4)</sup>

Unentschieden muß es vorläufig bleiben, ob Burg und Herrschaft Mühlstein erst von Heinrich erworben wurden, oder ob sie bereits dem Vater gehörten. Die Burg wird als Schutz der belebten Handelsstraße von Bittau nach Prag zuerst 1343 erwähnt;<sup>5)</sup> doch erfahren wir nichts über den Besitzer. Der Herr auf dem Mühlstein war auch Patron in Zwickau und Mergenthal. Heinrich präsentirt am ersteren Orte seit dem 23. Mai 1362 stets den Pfarrer,<sup>6)</sup> in Mergenthal seit dem 23. Aug. 1372.<sup>7)</sup> Aus früherer Zeit sind bezügliche Präsentationen nicht erhalten.

Zu diesem Grundbesitz an der Nordgrenze Böhmens fügte Heinrich noch zwei anstoßende Güter, ohne daß wir den Zeitpunkt genau angeben

- 1) Ms. Raudn, Abschr. im böhm. Museum. — Vergl. Památky VIII, 611.
- 2) Archiv český II, 466. Johann von Smirzitz trat sie wieder ab an Heinrich von Michelsberg.
- 3) L. confirm. I, 2, 7, 30, 64. II, 24, 50, 89. (Soběhrd miles de Dřewičic. Als Zeuge fungirt derselbe noch am 29. April 1381. (L. erect. II, 176. Borovy.)
- 4) L. confirm. III—IV, 204.
- 5) N. Script. r. Lusat. I, 7. Wahrscheinlich war die Burg damals königlich.
- 6) L. confirm. I, 1, 176. (Es sind an dieser Stelle die Namen Zwickau und Langenau vertauscht, was auch sonst öfters vorkommt.) — Vergl. I, 2, 58, 87.
- 7) Ibidem II, 80. — Vergl. III—IV, 111.



könnten. Dazu gehört erstens Kunnersdorf, das bis dahin den Rittern Panzer von Smohn gehörte. Noch am 7. August 1369 schenkte Johann Panzer, der in Kunnersdorf seinen Sitz hatte, gemeinschaftlich mit seinem Bruder Nikolaus der unter seinem Patronat stehenden Kunnersdorfer Kirche 2 Schock Zins auf Gözdorf.<sup>1)</sup> Am 22. Mai 1388 wird dann entschieden, daß Johann, der jetzt bereits auf Reichstadt saß, zur Zahlung dieses Zinses verpflichtet sei.<sup>2)</sup> Danach muß also der Besitzwechsel wohl nicht gar lange vor 1388 stattgefunden haben.

Als die zweite Vergrößerung war um dieselbe Zeit die Herrschaft Gabel hinzugekommen. — Gabel gehörte seit sehr langer Zeit den Herren von Lemberg, und es präsentiren noch am 28. Febr. 1378 und am 20. Apr. 1379 den Pfarrer für Kriesdorf (Suchá) Gallus von Lemberg, genannt von Zwirzetitz, und Haschef von Lemberg.<sup>3)</sup> Das Patronat dieser Kirche übten auch noch späterhin die Besitzer von Lemberg und von Gabel gemeinschaftlich.<sup>4)</sup> Nimmt man dazu, daß für die Pfarrei in Seifersdorf, welches ganz zur Herrschaft Lemberg gehörte, obiger Haschef von Lemberg sowohl am 8. März 1370 als auch am 13. Jän. 1384 allein Patron ist,<sup>5)</sup> so geht daraus hervor, daß die einst vereinigten Herrschaften Gabel und Lemberg zu dieser Zeit getrennt waren, und daß 1378 und 1379 genannter Gallus von Lemberg alleiniger Herr von Gabel war. Von ihm muß dieses also dann übergegangen sein an Heinrich von Duba, u. z. muß das vor dem J. 1386 geschehen sein; denn Knothe (S. 95) führt eine Urkunde von diesem Jahre aus dem Dresdner Archive an, worin ein Henricus dictus Berka de Duba alias de Jablony als Zeuge auftritt. Wie Gabel an die Berka kam, ist nicht mehr festzustellen, jedenfalls nicht als Mitgift mit der Frau eines Sohnes von Heinrich, wie man angenommen hat.<sup>6)</sup>

Am 1. März 1391 traf nun Heinrich eine vorläufige Verfügung über seine Güter, indem er zunächst die drei ältesten Söhne Hinko Dubský,

1) L. erect. I, 73. (Borový.)

2) L. erect. XII. Balbin p. 231.

3) L. confirm. III—IV, 86, 108. — Für Gabel selbst versagt das Zeugniß dieser Bücher, da hier der Abt von Münchengrätz Patron war.

4) L. confirm. V, 228. (Haschef von Lemberg und Heinrich Berka von Duba.)

5) Ibidem II, 26 und III—IV, 165.

6) Knothe (S. 82.) meint, die halbe Herrschaft Gabel hätte der 3. Sohn, Heinrich Berka, um 1386 als Mitgift seiner Frau Katharina erhalten. Dem widerspricht Folgendes: Nicht der 3. Sohn, sondern der älteste, Hinko Dubský, heiratete diese Katharina, u. zw. wohl erst um 1396. (Arch. český III, 471.) Wäre Gabel Mitgift derselben gewesen, so wäre es nicht in die Theilung auf-



Heinrich d. ä. und Heinrich Berka abtheilte.<sup>1)</sup> Und zwar wies er ihnen grade das zuletzt besprochene Gabel-Mühlsteiner Gebiet zu. Wir erfahren in der betreffenden Urkunde, was zu diesen Besitzungen gehörte. Es werden da aufgezählt: Stadt Gabel, Böhmischesdorf, Markersdorf, Kriesdorf (Suchá), Postrum (Postřelná) mit Meierhof, Herrndorf (Kněžice), Petersdorf und Hermsdorf (Hermanice); — Burg Mühlstein, Städtchen Zwickau und ein Dorf gleichen Namens, Kunnersdorf mit Ritteritz und Meierhof, Ober- und Nieder-Lindenau, Klein-Grün (Agrina), Glasert (Krazhart), Mergenthal und das wüste Dorf dieses Namens, Ober- und Unter-Lichtenwalde und Krombach.

Nur ganz im allgemeinen verfügt dann der Vater noch in derselben Urkunde, daß nach seinem Tode auch Hühnerwasser an die genannten Söhne fallen sollte. Herrschaft Dauba, worauf die Wittgilt seiner Frau versichert war, wie auch alle andern Güter hätten an die vier jüngern Söhne zu fallen, nämlich Wenzel, Johann, Heinrich Hlawacz und Heinrich d. j. (genannt Waněk). Wir werden jedoch finden, daß diese letzteren Bestimmungen späterhin bedeutend geändert wurden.

Zunächst muß aber noch die Frage beantwortet werden: Wie lange lebte noch Heinrich, der Vater? — Untersucht man zu dem Zwecke die Angaben der Confirmationsbücher darüber, wer auf den Besitzungen, die der Vater sich und den jüngern Söhnen reservirt hatte, das Patronatsrecht ausübt, so ergibt sich, daß dies bis 1404 (beziehungsweise 1402) ein Heinrich Berka von Duba auf Hauska ist. Derselbe wird an mehreren Stellen gradezu Heinrich d. ältere genannt; so 1393 und 1396 als Patron in Töschchen;<sup>2)</sup> weiter als Patron von Dürchel 1398,<sup>3)</sup> von Dauba 1401<sup>4)</sup> und endlich von Kroh 1403.<sup>5)</sup> Auch treffen wir diesen Heinrich d. ä. am 18. Febr. 1402 als Gerichtsbesitzer in Prag.<sup>6)</sup>

Dagegen am 22. Sept. 1404 übt in Hühnerwasser (das sich bekanntlich der Vater selbst vorbehalten) das Patronatsrecht aus „Adel-

---

genommen worden; auch wäre ihr Gemahl der Besitzer geblieben, während er doch gerade von Gabel nichts erhielt. Uebrigens war auch Katharina eine Tochter Hascheks von Lemberg, nicht des Besitzers von Gabel.

1) Reliq. I, 536.

2) L. confirm. V, 160 und 251.

3) Ibidem V, 307.

4) Ibidem VI, 46.

5) Ibidem VI, 95.

6) Archiv český II, 359 f.



heid, die Witwe des (Heinrich d. ä.) Berka von Duba auf Habstein.<sup>1)</sup> Fügen wir dem noch hinzu, daß in dem später zu besprechenden Theilungsvergleiche der jüngern Söhne von 1402 der Vater ohne Zweifel noch als lebend vorausgesetzt wird, so folgt aus allem als sicherer Schluss, daß dieser Heinrich d. ä. auf Hauska (oder Habstein) der Vater selbst und Adelheid seine Witwe ist. Er muß daher erst im Jahre 1404 gestorben sein.<sup>2)</sup>

Falls man nach dem Angeführten noch nicht geneigt sein sollte, dies zuzugeben, und vielmehr in jenem Heinrich d. ä. einen der Söhne erblicken wollte, so könnte man jedenfalls nur an den zweitältesten, Heinrich, denken.<sup>3)</sup> Diesem war 1391 ein Theil von Gabel zugefallen; er hatte sich desselben aber entäußert (wir werden darauf zurückkommen), und heißt 1402 (21. Feb.) „Heinrich von Duba, gef. auf Milczan“.<sup>4)</sup> Von ihm sagt 1456 der siebzigjährige Rzymek von Dürchel bei Gericht aus: „Ich erinnere mich von vor 60 Jahren her, daß der alte, „einäugige“ Berka seinem Sohne Heinrich die Güter Milczan, Hohlen, Habstein und Hühnerwasser abtrat. Dieser hatte 2 Kinder: eine Tochter Benigna (Bonuše) und einen Sohn Heinrich. Und als er starb, da nahm Hymek (Heinrich) Berka von Hauska beide Kinder zu sich“ u. s. f.<sup>5)</sup> Nun findet sich in einer Handschrift des Prager Domcapitels<sup>6)</sup> die Notiz, daß am 22. October 1406 Heinrich Berka von Duba, gefessen auf Habstein, dem Tode nahe, im Testamente seiner Tochter Bonuscha gewisse Zinse für Lebenszeit bestimmte.

Berücksichtigen wir dies alles, so wird es klar, daß es eben dieser Heinrich ist, dem die bereits oben genannte Witwe Adelheid am 30. April 1405 ihre Rechte auf Habstein, Hühnerwasser, Hohlen u. a.

1) L. confirm. VI, 128. Hier steht nur „Berka von Duba“; aber 1405 April 30. (Reliq. II, 15.) heißt dieselbe: Adla relicta olim Henrici sen. de Berka de Duba et de Jestřebie. Nach Habstein nennt sich Heinrich selbst auch 1403, Oct. 4. (d. in Huska et in Jestř.) l. confirm. VI, 102.

2) Er präsentirt noch am 22. Sept. 1404 für Kroh. Daß am gleichen Tage seine Witwe Patronin von Hühnerwasser ist, kann nicht auffallen, nachdem die Bücher nicht das Datum der Präsentation, sondern der Confirmation geben. L. confirm. VI, 128.

3) So eben Knothe S. 83. Dieser Sohn wird auch wirklich später einmal Heinrich d. ä. genannt.

4) Reliq. I, 597. — Vergl. L. confirm. VI, 92: Pablowitz, präf. 1403: Heinrich Berka v. Duba u. v. Milczan.

5) Archiv český I, 163.

6) Palacký's Notizen im böhm. Museum.



worauf sie ihre Mitgift verschrieben hatte, um 250 Schock verkaufte.<sup>1)</sup> Und gleich darauf versicherte derselbe auf zwei Dörfern der Herrschaft Hühnerwasser, Schiedl und Jesowai, seiner Gemahlin Katharina 500 Schock Mitgift.<sup>2)</sup> — Das genügt jedenfalls zur Widerlegung obiger Annahme. — Fassen wir nun nochmals die Resultate zusammen: Nachdem Heinrich von Hauska 1391 die drei ältern Söhne abgetheilt, verwaltete er die übrigen Güter weiter, bis am 18. Feb. 1402 auch die noch lebenden drei jüngern ihre Antheile erhielten. Auch diesmal kamen nicht zur Vertheilung die Herrschaften Hauska, Hühnerwasser, Habstein und Milczan. Letzteres war aber vor 1402 dem zweitältesten Sohne überlassen worden. Als dann 1404 der Vater starb, erhielt Hauska der dritte Sohn, Heinrich Berka auf Gabel, Hühnerwasser und Habstein der zweite, Heinrich auf Milczan.

Ueber diesen letztgenannten bleibt wenig mehr zu sagen; es soll also hier eine Ausnahme gemacht werden von der durch das Alter vorgeschriebenen Reihenfolge.

Aus der bereits theilweise angeführten Zeugenaussage des Nizimek von Dürchel erfahren wir noch dies: Heinrich Berka von Hauska, der des verstorbenen Bruders zwei Kinder zu sich genommen hatte, gab dann die Tochter nach Leipa, wo sie starb; der Sohn Heinrich blieb auf Hauska und starb daselbst. Darauf nahmen in Besiz: Milczan und Hohlen Heinrich Berka von Hauska; Hühnerwasser der älteste Bruder, Hinko von Mühlstein, Habstein dagegen Heinrich Hlawacz. — Aus anderweitigen Ausfagen desselben und weiterer Zeugen vom 25. October 1455 können wir noch hinzufügen, daß Pablowiz an den jüngsten Bruder, Heinrich (Waněk) auf Chudy-Gradek fiel.<sup>3)</sup>

Es wurde oben eine Notiz aus dem Testamente des Vaters jener zwei Kinder angeführt. Aus dem Datum desselben, am 22. October 1406, geht hervor, daß man seinen Tod Ende October 1406 anzusetzen haben wird. Damit stimmen die Angaben der Confirmationsbücher, nach denen dieser Heinrich von Habstein das letztemal am 22. Juli 1406 als Patron von Hühnerwasser erscheint.<sup>4)</sup> Daß schon am 15. Sept. 1407 Heinrich Berka von Duba auf Hauska den Pfarrer von Hohlen präsentirt hat,<sup>5)</sup> ließe sich aus seiner Stellung als Vormund erklären. Daraus jedoch, daß

1) Reliq. II, 15.

2) Ibidem II, 16.

3) Archiv český I, 162.

4) L. confirm. VI, 187.

5) Ibidem VI, 225.



Heinrich Hlawacz am 9. Jänner 1408 Patron in Habstein ist, <sup>1)</sup> ist zu schließen, daß derselbe bereits vor dem Ende des J. 1407 diesen Besitz angetreten hatte. Daher müssen die genannten zwei Kinder Heinrichs von Habstein im letztgenannten Jahre gestorben sein.

Nachdem so die Geschichte des zweiten Sohnes bereits im voraus abgehandelt worden, soll bei der Besprechung der übrigen die durch das Alter gegebene Reihenfolge eingehalten werden.

Die drei älteren Söhne hatten wohl bald nachher, nachdem sie von dem Vater ihr Erbtheil erhalten, dasselbe unter sich getheilt und dem ältesten, Hinko Dubsky, war der Mühlstein mit Zwickau und den zugehörigen Dörfern, desgleichen auch Kunnersdorf zugefallen. Bereits am 12. Nov. 1394 ist Hinko als Patron von Zwickau genannt, und am 14. Mai 1395 in Mergenthal. <sup>2)</sup> Am 4. October 1396 verschrieb er seiner Gemahlin, der schon besprochenen Katharina, Tochter des Haschef von Lemberg, 500 Schock Mitgift auf den Dörfern Kunnersdorf und Hermsdorf. <sup>3)</sup> Am 14. März 1405 vergrößerte er sein Gut, indem er den Antheil seines nächsten Bruders hinzukaufte; <sup>4)</sup> außer der Hälfte von Gabel gehörten dazu auch die Dörfer Böhmischesdorf und Markersdorf (theilweise). Auf diese zwei Dörfer übertrug dann Hinko 1409, am 3. Juni, die vorher erwähnte Mitgift seiner Frau. <sup>5)</sup> Inzwischen war aber Hinkos Besitz noch erweitert worden. Denn, wie kurz vorher ausgeführt wurde, fiel im J. 1407, als auch die Kinder des zweiten Sohnes Heinrich von Habstein gestorben waren, von ihren Gütern Herrschaft Hühnerwasser an den Mühlsteiner, und schon am 17. Juni 1408 ist er als Patron von Nieder-Krupai genannt. <sup>6)</sup> Hinko ist wahrscheinlich um 1413 gestorben. Denn wir finden, daß am 28. Jän. 1414 als Patron den Pfarrer von Zwickau präsentirt hat sein Bruder Wenzel, in seiner Eigenschaft als Vormund; <sup>7)</sup> und am 10. October desselben Jahres nennen die Confirmationsbücher als Patronin in Kunnersdorf Hinkos Witwe Katharina. <sup>8)</sup> Diese hatte also

1) Ibidem VI, 235. — Am 17. Juni 1408 präsentirt auch schon Hinko von Mühlstein für Nieder-Krupai. Ibidem VI, 246.

2) L. confirm. V, 201 und 218.

3) Archiv český III, 471.

4) Reliq. II, 14.

5) Ibidem II, 58 = Archiv český III, 478.

6) L. confirm. VI, 246.

7) Ibidem VII, C. 22. Ms.

8) Ibidem VII, D. 7.



hier ihren Witwensitz aufgeschlagen. — Vorgenannter Wenzel Berka mag für die Zeit der vormundschaftlichen Güterverwaltung seinen Sitz in Hühnerwasser gehabt haben, denn er heißt in zwei Präsentationsurkunden vom J. 1415 (für Widim) „gesehen auf Hühnerwasser“. <sup>1)</sup> Man wird dies schwerlich so auslegen dürfen, als ob er um diese Zeit genannte Herrschaft etwa erworben hätte. Andererseits freilich muß hier hervorgehoben werden, daß Hühnerwasser im Laufe der nächsten Jahre (vor 1430) den Besitzer gewechselt hat, indem wir es später als Eigenthum des Chwal Berka, eines Sohnes von Heinrich Berka, wiederfinden werden.

Wir lernen zwei Söhne Hinkos von Mühlstein kennen. Zuerst den älteren, Jaroslaw, in dem Verzeichnisse jener Herren und Ritter, die am 6. Nov. 1419 den Pragern die Fehde ankündigten. <sup>2)</sup> — Am 13. Oct. 1423 präsentirt er den Pfarrer von Zwickau. <sup>3)</sup> — Er und sein jüngerer Bruder Heinrich müssen um diese Zeit in den Pfandbesitz der erzbischöflichen Güter um Auscha, mit der Helfenburg, gelangt sein. Eine directe Nachricht darüber ist noch nicht bekannt geworden, und wir wissen diese Thatsache nur daher, daß die Brüder die Pfandschaft am 25. November 1429 wieder abtraten an Johann von Smirzitz. <sup>4)</sup> In der diesbezüglichen Urkunde nennen sich die beiden „Jaroslaw und Heinrich, Brüder Berka von Duba, gesehen auf Konow und Mühlstein“. Dies ist die erste Notiz darüber, daß ihnen auch die Konburg bei Drum zeitweilig gehört hat. Hinsichtlich der Art und Weise, wie sie zu diesem Besitze gelangten, könnte man zu folgender Vermuthung geneigt sein. Es ist vom ersten Theile des Aufsazes her erinnerlich, daß nach dem Tode des Wilhelm von Konow der Mühlsteiner Heinrich die Herrschaft Leipa erlangte u. z. wird noch angeführt werden, daß dies vorübergehend bereits 1425 geschah. Es würde nun nahe liegen anzunehmen, daß das Gleiche auch mit der Konburg der Fall gewesen. Indes muß dagegen angeführt werden: wir haben kein einziges Zeugniß, daß jene Herren von Konow wirklich Besitzer der Konburg waren. — Es ist uns auch unbekannt, wie lange die Berka von Duba dieselbe behielten; eine einzige erhaltene Nachricht gibt noch etwas weitem Aufschluß. Ein Schreiben Heinrichs vom 26. December 1437 an die Zittauer ist von dieser Burg datirt. <sup>5)</sup> 1444 aber war sie in der Gewalt des

1) L. confirm. VII, F. 2 und 6.

2) Archiv český IV, 375.

3) L. confirm. VIII, C. 10.

4) Arch. český VI, 485.

5) N. Script. rer. Lusat. I, 244.



Wilhelm von Jsburg, dem sie in diesem Jahre von den Lausitzer Sechsstädten als Raubburg zerstört wurde.<sup>1)</sup>

Beide Brüder blieben natürlich, wie alle andern Glieder des Geschlechtes, in den damaligen Wirren der katholischen Partei treu und kamen schon deshalb, nicht minder aber auch als nächste Nachbarn in enge Beziehungen zur Oberlausitz. Seit dem J. 1422 sind die Nachrichten zahlreich über Boten, die hin und hergingen; über Warnungen vor der nahenden Husitengefahr, die vom Mühlstein nach Zittau gesendet wurden, oder wieder über Züge der Lausitzer, um dem „Herrn Dubsky“ Hilfe zu bringen. Sehr dankbar müssen wir Knothe sein, der in seinem bezeichneten Aufsatz eine ganze Reihe kleiner Notizen zur Geschichte dieser Beziehungen aus den Görlitzer Rathsrechnungen beigebracht hat.<sup>2)</sup> Nur einmal hören wir von einem Zwist der Brüder mit den Baugnern, u. z. durch einen Fehdebrief jener,<sup>3)</sup> ohne Jahreszahl zwar, aber wohl, wie Knothe vermuthet, von 1431.

Nach dem J. 1432 geschieht des ältern Bruders Jaroslaw keine Erwähnung mehr; er muß um dieses Jahr kinderlos gestorben sein, da später Heinrich alleiniger Herr aller ihrer Güter ist.

Auch Heinrich war in der Folgezeit bestrebt, die Zahl seiner Herrschaften noch zu vermehren, und in diesem Streben knüpfte er Verbindungen an mit einer Familie, die der seinigen ja verwandt war, mit den Herrn von Duba auf Liebeschitz. — Diese stammten von jenem Albrecht von Duba, der am Anfange des ersten Aufsatzes erwähnt wurde. Von zwei Enkeln desselben wurde der jüngere, Heinrich, Herr von Muscha, während der ältere, Benesch, Liebeschitz behielt. Dazu erwarb dieser am 18. Mai 1382 vom R. Wenzel die Lausitzer Herrschaft Hoyerswerda als Mannslehen,<sup>4)</sup> und am Anfang des 15. Jahrhunderts kam noch Kostenblatt bei Teplitz hinzu.<sup>5)</sup> Nach seinem Tode (um 1405) finden wir seinen Sohn Heinrich als Herrn auf Hoyerswerda, während Liebeschitz und Kostenblatt der andere Bruder, Albrecht, und die Kinder des dritten, Benesch, der auch bereits um 1407 verstorben war, im Besitze hatten. Am 31. August 1420 verließ R. Sigmund beiden Brüdern und ihrem Neffen Johann neuerdings Kostenblatt und Hoyerswerda als gemeinsames Lehen.<sup>6)</sup>

1) Ebenda 221 ff.

2) S. 86 ff.

3) Mitth. des nordböhm. Excursionsclubs I, 108.

4) Siehe Knothe in Webers Arch. für die sächs. Gesch. 10, 249, wo er über die Geschichte der Herrschaft handelt.

5) Am 9. April 1402: Benessius de Costomlat et de Dube. Reliq. I, 599.

6) Archiv český II, 196.



Heinrich von Mühlstein schloß nun am 28. Feb. 1437 mit Albrecht von Liebeschitz eine Erbeinigung, in die auch Heinrich von Hoyerwerda mit einbezogen ward.<sup>1)</sup> Der Erfolg dieses Actes trat auch bald ein. Um 1441 starb letzterer Heinrich, und der Mühlsteiner war seit diesem Jahre Herr von Hoyerwerda. Allein er behielt dieses Gut nur kurze Zeit; schon 1446 verkaufte er es an Wilhelm von Schönburg.<sup>2)</sup>

Gestützt auf jene Erbeinigung machte Heinrich im J. 1454 vor dem Lehengerichte auch Ansprüche auf Kostenblatt. Es wurde jedoch nachgewiesen, daß Albrecht von Duba dasselbe an Jakoubek von Wresowitz verkauft habe, ohne daß sein Bruder Heinrich Einsprüche erhoben hätte; auch wäre der Verkauf vor der Erbeinigung geschehen. So behielt also Jakoubek dieses Lehen.<sup>3)</sup> — Drei Jahre darauf wurde aber nochmals über dasselbe und über die halbe Herrschaft Liebeschitz verhandelt.<sup>4)</sup> Herbord von Koczow (von Kolovrat) als Vormund nach dem oben angeführten Benesch von Liebeschitz (gest. um 1407) hatte nämlich diese Besitzungen 1418 gewissen Verwandten um 2000 Schock verschrieben.<sup>5)</sup> Jetzt wurde diese Verschreibung als heimgefallen vom Könige dem Benesch von Kolovrat auf Maschau verliehen (1457). Da erhob Heinrich von Mühlstein bezüglich Liebeschitz (und Jakoubek als Herr von Kostenblatt) Einspruch, Benesch von Kolovrat trat endlich nach 7 Jahren zurück, und Heinrich wie Jakoubek behaupteten ihre Ansprüche (1465).

Im übrigen aber ist mir nicht bekannt, wie es sich mit dem Besitze von Liebeschitz damals verhielt.

Ueber die wichtigste Erwerbung Heinrichs, die der Herrschaft Leipa, wurde bereits im ersten Theile des weiteren gesprochen, als es sich um die Erbschaft nach Hinko Hlawacz von Leipa handelte. Ich muß jedoch mit wenigen Worten darauf zurückkommen, einerseits um nach den Ausführungen Knothes<sup>6)</sup> das früher Gesagte zu ergänzen und gewisse Vermuthungen richtig zu stellen, andererseits besonders, weil Heinrichs Verhältniß zu den Nachbarn sich daraus ergibt.

Wir erfahren zunächst durch eine Notiz aus den Görlitzer Rathrechnungen, daß bereits 1425 Wilhelm von Konow gestorben war, und

1) Reliq. II, 154.

2) Knothe in dem kurz vorher citirten Aufsätze.

3) Lehentafel 21, 118. — Vergl. Archiv český II, 475.

4) Lehentafel 16, 221. — Archiv český III, 566.

5) Lehentafel 21, 151.

6) In dem anfangs citirten Aufsätze S. 86 ff.



daß die beiden Mühlsteiner Brüder sich in Besitz von Leipa gesetzt hatten.<sup>1)</sup> Wie lange sie aber dasselbe zu behaupten wußten, bleibt noch immer unklar. Nur soviel ist wohl sicher, daß Heinrich im J. 1435, wo er von R. Sigmund die Verleihungsurkunde erwirkte,<sup>2)</sup> factisch nicht Herr von Leipa war. Vielmehr gehörte es wahrscheinlich schon 1433 den Tetschner Herrn von Wartenberg.<sup>3)</sup> Sicher ist uns dies bezeugt für 1436 und die nächstfolgenden Jahre.<sup>4)</sup> Diese waren ausgefüllt von den Fehden des letztgenannten Geschlechtes gegen die Lausitz, welche mit geringen Unterbrechungen bis 1445 währten. Heinrich von Mühlstein meldete nicht bloß Ende 1437 nach Zittau den bevorstehenden Beginn der Feindseligkeiten,<sup>5)</sup> sondern er stand immer auf der Seite der Lausitzer und seine Leute kämpften in ihren Reihen.<sup>6)</sup> Dafür versprachen sie ihm Hilfe, als er 1440 Leipa den Wartenbergern abnehmen wollte;<sup>7)</sup> allein es kam damals nicht zur Ausführung dieses Planes, und die Tetschner geboten daselbst auch fernerhin,<sup>8)</sup> bis 1444 durch den Zug des Kreishauptmanns Jakoubel von Wreßowitz gegen Tetschen selbst und die nachfolgende Action der Lausitzer gegen Bützgstein, Rübenaun, die Ronburg, Sandau und Ramnitz ihre Macht gebrochen wurde. Seit 1444 war auch Heinrich von Duba wieder Herr in Leipa. — Alles Spätere ist bekannt.

Kurz sei hier erwähnt, daß Heinrich 1454 einige Besitzungen in Dobern zugewann.<sup>9)</sup> Ebenso soll auch nur vorläufig auf die Erwerbung des Restes der Herrschaft Gabel hingewiesen werden. Die eine Hälfte hatte ja bereits sein Vater 1405 an sich gebracht; Heinrich kaufte jetzt die andere (1447, am 17. Juli), so daß damit der 1391 getheilte Gütercomplex wieder in einer Hand vereinigt war. Auf den Kauf werden wir zurückkommen.

---

1) Als man H. Dubsky und seinen Brüdern zu Hilfe sandte, als sie die Leipa nach H. Wilhelms Tode innehatten“ (1425).

2) Siehe im I. Theile S. 131.

3) N. Script. rer. Lusat. I, 230.

4) Am 8. Juni 1436 präsentirt für eine Kapelle in Leipa Sigmund von Wartenberg. (Palacký's Notizen.)

5) In dem bereits erwähnten, von der Ronburg datirten Briefe. N. Script. rer. Lusat. I, 244.

6) a. a. D. 246. Im Solde der Görlitzer waren „Jan u. Janke v. Molstein“.

7) a. a. D. 253.

8) Beim Raudnitzer Landfriedensbünd (1440 Juli 25.) ist Jan v. Wartenberg auf Leipa.

9) Lehentafel 16, 303: In villa Dobranowé (Johannes de.) Kerusse et in Zaluží Georgius de. Roman decesserunt. Bona data Henrico de Duba et de Lipoho. Procl. in Litomer. (1454, Mai 1.).



Heinrich von Mühlstein war mit Elisabeth, der Schwester Georgs von Poděbrad verheiratet; <sup>1)</sup> es war also nur natürlich, daß er auf der Seite desselben stand. Wie er das in dem Streite gegen Albrecht von Duba auf Tollenstein bethätigte, wurde seinerzeit dargelegt. <sup>2)</sup> Bei dieser Parteilstellung kam er in freundschaftliche und, wie es scheint, ziemlich enge Beziehungen zu seinem frühern Feinde, Johann d. j. von Wartenberg auf Tetschen. <sup>3)</sup> — Waren hier langjährige Gegner zu Freunden geworden, so brachten es die politischen Verwicklungen endlich ebenso mit sich, daß Heinrich noch am Abende seines Lebens gegen seine einstigen treuesten Bundesgenossen, die Sechsstädte, ins Feld ziehen mußte. Diese hatten sich nämlich 1467 (Juni) von dem gebannten R. Georg ab- und der ihm feindlichen Adelspartei zugewendet, und gegen Ende August waren sie in Böhmen eingebrochen und hatten um Ausscha gesengt und geplündert. An dem Rachezuge des Herrn von Ausscha, Wenzel Czarda von Petrowitz, der am meisten betroffen worden, nahmen auch Heinrich und sein Sohn Jaroslaw theil. Das hatte freilich für diese nur den Erfolg, daß Ende 1467 und Anfang 1468 ihre Herrschaft Gabel von den Feinden heimgesucht und so gründlich geplündert und verwüstet wurde, daß Heinrich am 28. Mai um Frieden bat. <sup>4)</sup> Dieser kam dann auch am 29. November 1468 zustande. <sup>5)</sup> Erst jetzt wurde Gabel von den Bittauern wieder geräumt.

Die letzten Nachrichten von Heinrich von Leipa stammen aus dem Ende des J. 1469. Er hatte sich bei dem damaligen Administrator Johann von Kolovrat die Befreiung von dem über das Land verhängten Interdict erwirkt <sup>6)</sup> und noch am 16. December d. J. ertheilte ihm dieser neuerdings die Erlaubniß zur Abhaltung des Gottesdienstes für die Zeit bis Lichtmeß. <sup>7)</sup> — Im nächsten Jahre (1470) ist dann Heinrich jedenfalls gestorben, denn bereits anfangs Januar 1471 schalteten seine 4 Söhne als Herrn seiner Güter, wie ein späteres Capitel zeigen soll.

Welche Güter aber Heinrich diesen Söhnen hinterließ, haben die frühern Ausführungen gezeigt. Nur darauf muß hier der Vollständigkeit

1) Paprochý, St. pan. 156.

2) Im I. Theile S. 148.

3) Ich erinnere an den gemeinsamen Zug gegen den Tollenstein und den nachherigen Verzicht Heinrichs auf seine Ansprüche auf Tollenstein, a. a. D.

4) Palachy, Urkundl. Beiträge, S. 532.

5) Ebenda S. 562. Vergl. Knothe a. a. D. 92. und Tomek Děj. Prahy VII, 178, 189, 233.

6) S. den Brief Heinrichs vom 4. Sept. 1469; Abschr. im böhm. Museum.

7) Abschrift ebendasselbst. Der Administrator nennt dort Heinrich seinen Schwager.



wegen noch verwiesen werden, daß er seit den Hussitenkriegen auch im Besitze gewisser geistlicher Güter bei Leipa gewesen sein muß. Ich meine zunächst Neustadel, Besiz des Klosters Münchengrätz, dessen Abt noch am 24. November 1422 daselbst als Patron genannt ist. <sup>1)</sup> — Ausgedehnter noch waren die Güter, die das Kloster Dohan hier besaß. Dieselben begannen bei Graber und reichten über Johnsdorf, Hermsdorf, Jober bis ins Polzenthal, wo noch beide Politz, Staupen u. s. w. dazu gehörten. Noch 1418 (30. April) präsentirt der Propst von Dohan für die Kirche in Graber. <sup>2)</sup> — Wir müssen nun annehmen, daß alle die genannten Besitzungen, vielleicht von K. Sigmund, an die Berka von Duba verpfändet wurden; eine diesbezügliche Nachricht ist aber nicht erhalten, und wir können uns nur darauf stützen, daß im nächsten Jahrhunderte (1544), diese Pfandschaften als langjähriges („an zweihundertjähriges“!) Besizthum der Berka von Duba bezeichnet wurde. <sup>3)</sup> Wir werden seinerzeit darauf zurückkommen.

Wir kehren in der Erzählung wieder auf die Theilung des J. 1391 zurück. Als die drei ältesten Brüder die ihnen vom Vater zugewiesenen Güter theilten, fiel dem zweiten und dritten, soviel wir aus spätern Urkunden schließen können, Gabel zu und die Dörfer Böhmischesdorf, Markfersdorf und Sucha (Kriesdorf); und dies in der Weise, daß auf jeden die Hälfte der Stadt Gabel und ein gewisser Theil von Markfersdorf kam, während Böhmischesdorf ganz dem zweiten zufiel, der zu Gabel gehörige Theil von Kriesdorf aber dem dritten Sohne. <sup>4)</sup>

Heinrich d. ä., der zweite Sohn, hat seinen Gabeler Antheil nicht gar lange behalten. Es ist eine Urkunde vom 13. December 1399 vorhanden, womit den Bürgern von Gabel das Erbrecht auf Güter von Verwandten bis ins fünfte Glied, das ihnen bereits 1364 Gallus von Lemberg gewährt hatte, neuerdings bestätigt wird. <sup>5)</sup> Dies geschieht bereits durch Heinrich Berka, den dritten Sohn, allein. — Wir wissen aus dem früheren, daß Heinrich d. ä. vom Vater andere Güter

1) Zugleich mit Hinko Berka von Duba (und Leipa). L. confirm. VIII, B. 6. — Am 15. März 1423 präsentirt dieser allein. *ibid.* B. 10.

2) *Ibidem* VII, J. 14.

3) Im J. 1544. Kammergerichtsreg. 11, J. 67. Es ist auch möglich, daß man die gen. Güter ohne Pfand-Urkunde einfach in Besitz genommen; wenigstens konnte später keine solche Urk. vorgelegt werden.

4) 1395 präsentirt in Kriesdorf zweimal Heinrich von Duba und Gabel zugleich mit Haschel von Lemberg. L. confirm. V, 228 und 231; im Jahre 1399 aber „Hinko de Beroušek de Duba alias de Gablona“, allein. (*Ebenda* VI, 14.)

5) Beide Urk. in Abschrift im böhm. Museum.



(Milezan) erhielt; daher müssen wir schließen, daß er auf seinen Gabler Antheil zugunsten der beiden andern Brüder verzichtete. Und so bezieht sich gewiß auf dieses auch die Urkunde vom 19. März 1400, womit der älteste Bruder, Hinko von Mühlstein, sein Recht auf die halbe Herrschaft Gabel an Heinrich Berka, den dritten, abtritt. <sup>1)</sup>

Dieser aber behielt den so erworbenen Theil nicht lange in eigenem Besitze; vielmehr verkaufte er ihn schon am 21. Feber 1402 um 1000 Schock an seinen jüngern Bruder Wenzel auf Lebenszeit. <sup>2)</sup> Es vergingen jedoch knapp zwei Jahre, da erhielt Heinrich Berka (1404, Feber 23.) durch Verzichtleistung Wenzels diese Güter wieder zurück, <sup>3)</sup> bis sie ihm dann ein Jahr später, am 14. März 1405, sein ältester Bruder, Hinko von Mühlstein, abkaufte. <sup>4)</sup>

Wenn Heinrich Berka am 29. November 1403 gewisse Besitzungen in Gersdorf und Straußnitz an Hinko von Erkeritz (Algersdorf) verkauft, <sup>5)</sup> so mag er dieselben nicht lange vorher erworben haben. Nachricht ist uns darüber keine erhalten.

Nachdem im J. 1404 der Vater gestorben war, fiel ihm noch die Herrschaft Hauska zu, und seitdem nennt er sich auch stets nach derselben. <sup>6)</sup> Eine weitere Vermehrung seiner Güter fand statt, als 1406 sein älterer Bruder Heinrich und bald auch dessen zwei Kinder gestorben waren, über die er wohl die Vormundschaft geführt hatte. Er erhielt damals Milezan und Hohlen, und es wurde seinerzeit bereits angeführt, daß er schon am 15. Sept. 1407 als Patron in Hohlen genannt wird. <sup>7)</sup>

Als Herr von Hauska war er auch Patron in Kroh, und im J. 1408 (Jun. 13.) schenkte er dieser Kirche  $2\frac{1}{2}$  Schock Zins, <sup>8)</sup> und neuerdings 1417 (Nov.?) wies er derselben ein Stück Ackers zu. <sup>9)</sup> Außer in Kroh gehörte ihm auch das Patronat in Kadlin. <sup>10)</sup>

1) Reliq. I, 586.

2) Ibidem I, 597.

3) Ibidem II, 5.

4) Ibidem II, 14. Zugehör ist danach: halb Gabel, Böhmischesdorf, Markersdorf (theilweise), der halbe Zins in Kriesdorf, der Meierhof Krotumful.

5) Reliq. I, 605.

6) So schon in der genannten Urk. vom 14. März 1405. Ibid. II, 14.

7) L. confirm. VI, 225.

8) L. erect. VIII, 13.

9) Ibidem XI, 150.

10) So präsentirt er den Pfarrer in beiden zugleich 1418, 2. Juni. L. confirm. VII, J. 20.



Auch das Dominicaner-Kloster in Gabel erhielt Zeichen seiner Gunst. Wir hören, daß er am 12. April 1415 demselben 13 Schock Zins anwies auf seinem Antheile des Dorfes Sucha (Kriesdorf).<sup>1)</sup> Doch schon um diese Zeit scheint er daran gedacht zu haben, auch diesen, vom Vater ererbten Theil von Gabel zu verkaufen. Wenigstens kann man es dahin deuten, wenn er im J. 1414 (August 8.) die Mitgift seiner Gemahlin Anna von Gabel und Markersdorf (worauf er ihr dieselbe 1398 verschrieben hatte)<sup>2)</sup> übertrug auf die Herrschaft Hauska.<sup>3)</sup> — Sicher ist, daß der Verkauf 1418 wirklich geschah. Er überließ damals (am 26. Mai) genannten Antheil um 1150 Schock an Benesch von Wartenberg.<sup>4)</sup>

Wie alle Berka, so blieb auch Heinrich von Hauska Katholik und Anhänger des Kaisers; dabei scheint er bemüht gewesen zu sein, eine Versöhnung der Parteien herbeizuführen. Auf der Liste jener, die am 6. Nov. 1419 den Pragern Fehde ansagten, steht sein Name nicht. Dagegen war er der einzige Berka, der 1421 auf dem Czaslauer Landtage erschien;<sup>5)</sup> hier wurde er auch mit unter die 20 Regenten und Verweser der Krone gewählt, was freilich kaum praktische Folgen hatte. In gleicher Weise fand er sich auch wieder auf dem Gallilandtage 1423 in Prag ein.<sup>6)</sup> Sonst ist wohl von seiner politischen Thätigkeit kaum etwas zu vermelden.

Um wieder auf seine Besitzungen zurückzukommen, müssen wir nun anführen, daß er auch der Herrschaft Hauska noch im Alter sich entäußerte; er verkaufte dieselbe am 30. Nov. 1432 an Johann von Smiržitz.<sup>7)</sup> Nach dieser Urkunde umfaßte dieselbe Schloß Hauska, mehrere Meierhöfe und die Dörfer Libowiz, Wolleschno, Jestrzebitz, Dobržin, Klein- und Groß-Dubus, Rabenei (Roveň), Klein- und Groß-Blagen, Thein, Sirtsch (Klein- und Groß-S., Zděrec), Borzim mit Patronat, Nechutnow (?), Kortschen, Wlkow, Kroh mit Patronat, Wosnalitz, 1 Bauernhof in Nedweska (Nedvěz).

Eine Urkunde vom 14. October 1440, die Heinrich Berka von Hauska für zwei Brüder von Tahn ausstellt,<sup>8)</sup> bietet die letzte Erwähnung von ihm, die ich kenne.

1) L. erect. X, 43. Bergl. Paprocký, st. pansk. 155.

2) Archiv český III, 472. Reliq. I, 578.

3) Reliq. II, 108.

4) Ibidem II, 141.

5) Archiv český III, 227.

6) Ibidem III, 240 ff.

7) Obiges Datum trägt die Orig.-Urkunde in Wittingau, Arch. český III, 505. Die landtäfl. Einlage ist datirt vom 7. März 1437. Reliq. II, 158.

8) Lehentafel 4, 55. (Ausgestellt in Raudnitz.)



Es sind uns zwei Urkunden erhalten, wodurch Heinrich die Vormundschaft über seine Kinder ordnete. Einmal übertrug er dieselbe seinem Bruder Wenzel (am 21. Feber 1402); <sup>1)</sup> das anderemal, am 21. December 1415, seiner Gemahlin Anna zugleich mit Mlesch von Duba auf Dražitz und seinem Bruder Heinrich Hlawacz. <sup>2)</sup> In keinem dieser Fälle sind die Namen der Kinder genannt. — Nur eine Urkunde vom 12. November 1423 <sup>3)</sup> hat uns die Namen zweier Söhne erhalten. Dasselbst werden nämlich als Zeugen angeführt: „Heinrich Berka von Duba, Herr auf Hauska; Hinko von Duba und Chwalo von Duba, Herren auf Hauska, Söhne des vorgenannten Herrn.“

Von dem einen, Hinko, erfahren wir später nichts mehr. Chwal dagegen wird, zugleich mit dem Vater, zum zweitenmal erwähnt am 5. December 1430; als sein Sitz wird da Hühnerwasser genannt. <sup>4)</sup> Wir wissen, daß diese Herrschaft um 1407 an Hinko von Mühlstein gekommen war, und hörten auch, daß Wenzel von Duba auf Sakschen als Vormund der Kinder Hinkos 1415 seinen Sitz dort hatte. Wie der Uebergang an Heinrich auf Hauska oder direct an den Sohn Chwal erfolgte, darüber ist mir nichts bekannt geworden.

Von dem Vater hatte dieser jedenfalls geerbt Milezan und Hohlen. Diesen Besitz zugleich mit dem wohl nicht gar lange vorher zu erworbenen Hospitz <sup>5)</sup> verkaufte er am 5. Juni 1437 an Sigmund von Wartenberg auf Tetschen. <sup>6)</sup> — Auch Kadlin gehörte ihm durch Erbschaft. Hier überließ er am 10. Juni 1445 das Patronat dem Kloster in Weißwasser. <sup>7)</sup>

Vor dem J. 1447 starb Chwal und hinterließ seinem Sohne Paul und den anderen noch unmündigen Kindern außer Hühnerwasser auch jenen Theil von der Herrschaft Gabel, den sein Vater 1418 an Benesch von Wartenberg verkauft hatte. Daß Chwal denselben wieder erworben hatte, erfahren wir freilich nur aus der Urkunde vom 17. Juli 1447, in welcher

1) Reliq. I, 597 = Archiv český III, 474.

2) Reliq. II, 124 = Archiv český III, 487.

3) Lehentafel 61, 333.

4) Reliq. II, 240 = Archiv český II, 61.

5) Noch am 22. Juli 1423 präsentirten den Pfarrer von Hospitz: Hinc de Oslavic et Wanco de Hostikovic. L. confirm. VIII, C, 6.

6) Reliq. II, 170 = Archiv český III, 517.

7) Archiv český III, 531. Wir werden auf Kadlin zurückkommen bei Gelegenheit eines Processes, der fast 100 Jahre später deshalb angestrengt wurde.



Paul diesen Besitz neuerdings verkauft an Heinrich Berka auf Leipa, wie schon oben erwähnt worden. <sup>1)</sup>

Als man im J. 1453 an die Neuordnung der Besitzverhältnisse ging und von jedem die Vorlage der darauf bezüglichen Urkunden verlangt wurde, war auch Paul bereits todt; denn im Namen der andern, noch unmündigen Kinder Chwals legte damals Johann von Wartenberg auf Blankenstein die Verschreibungen über Herrschaft Hühnerwasser vor. <sup>2)</sup> — Von jenen Kindern lebte aber schon 1454 nur noch eine Tochter, Barbara. In diesem Jahre wurden also, „nachdem Heinrich Berka d. j. von Duba und Gabel und seine Kinder gestorben“, die Güter derselben als heimgefallen erklärt und vom Könige an Mlesch von Duba auf Sakschen verliehen. <sup>3)</sup> Und insofge dessen wurden als solche Güter proclamirt: Milczan und Hohlen, Habstein und Hühnerwasser, später (1457) auch noch Gabel. <sup>4)</sup> Habstein wurde eigentlich fälschlich einbezogen, wie sich noch zeigen wird. Hinsichtlich der erstgenannten, Milczan und Hohlen (mit dem dort inzwischen erbauten Rübenau) bewies Johann von Wartenberg auf Tetschen aus der Landtafel seine Besitzrechte, und dieselben wurden ihm zuerkannt (1. April 1462). Ebenso zeigte Heinrich von Duba auf Leipa, daß er Gabel (1447) gekauft, und dieses wurde ihm ebenso zugesprochen (1463, März 26.) — So blieb also nur Hühnerwasser übrig. Zwar vertheidigte genannte Barbara, als einzige Erbin, ihre Rechte darauf, doch verzichtete sie bereits am 17. April 1460 zugunsten des Mlesch, und dieser wurde also hier am nächsten 1. Mai eingeführt; u. z. in Rittersitz und Städtchen Hühnerwasser und die Dörfer Schiedl, Blauschnitz (Plącznice), Jesowai, Krupai und Kofitai. <sup>5)</sup>

Von den 4 jüngern Söhnen, welche die Theilungsurkunde vom J. 1391 nennt, wird Johann später nicht mehr erwähnt. Die drei, die noch am Leben waren, nämlich Wenzel, Heinrich Hlawacz und Heinrich, genannt Waněk, schritten am 21. Februar 1402 zur Theilung der ihnen vom Vater zugewiesenen Güter. <sup>6)</sup>

1) Reliq. II, 210. Daß die Wiedererwerbung durch Chwal frühestens 1433 erfolgte, ergibt Paprocký, St. pansk. 272 (Beneš z Wartenberka na Jablouném).

2) Archiv český II, 204.

3) Lehentafel 26, 53. (Urk. vom 11. April 1454.)

4) Ebenda 16, 63 und 53.

5) Ebenda 23, 215.

6) Reliq. I, 596.



Wenzel, der älteste von ihnen, erhielt: Burg Czap und die Dörfer Tuhanzl mit Meierhof; Welhütta (Lhota), Tötschen, Sakschen, Dobrzin und Widim; die emphyteutischen Aecker in Ratsch (Hradištka, südl. von Tötschen) und Zawory (?); die Mühle „Woldanow“ u. a.; Wald am Eichberge. — Die Stelle, wo die Burg Czap stand, bezeichnet noch heute der Volksmund mit dem Namen Tschapfeule (östlich von Tuhanzl); sonst erinnert daselbst fast nichts mehr daran. Schon Wenzel muß dieselbe bald verlassen und seinen Sitz aufgeschlagen haben in einer Burg, die im Süden des Dorfes Sakschen (Zaksin) lag und auch diesen Namen führte.<sup>1)</sup> Bereits 1404 nennt sich Wenzel nach dieser Burg „von Sakschen“ und so seitdem regelmäßig.<sup>2)</sup> Fast alles was von Wenzel zu erzählen wäre, wurde bereits früher angeführt; so daß er 1402—1404 Besitzer einer Hälfte von Gabel war; ebenso daß er 1414 und 1415 die Vormundschaft nach seinem ältesten Bruder Hinko führte, und daher um diese Zeit als Patron seines Kirchdorfes Widim (am 29. Juli und 6. September 1415) genannt wird „Wenzel Berka von Duba, gefessen auf Hühnerwasser“.<sup>3)</sup>

Wie lange Wenzel lebte, kann ich nicht einmal annähernd bestimmen.<sup>4)</sup> Wie über ihn, so schweigen unsere Quellen auch über seine Söhne durch mehr als zwanzig Jahre vollständig. Auch können wir diese nur feststellen durch Rückschlüsse nach den Besitzungen. — Am 10. März 1440 wird unter den Herren, die auf dem Kreistage in Nimburg zusammenkamen,<sup>5)</sup> ein Hynek Berka von Duba und Tötschen aufgeführt, den wir also als Sohn Wenzels ansehen müssen. Wir haben nur diese einzige Nachricht von ihm. — Ein zweiter Sohn, Mejsch von Sakschen, tritt sogar erst seit dem J. 1452 in unsern Quellen auf.<sup>6)</sup> Es ist derselbe, von dem wir bereits erzählten, daß er die Herrschaft Hühnerwasser vom Könige erhielt (1454.) In Urkunden der folgenden Jahre wird er nicht selten genannt; <sup>7)</sup> später nahm er nacheinander mehrere einflußreiche Stellungen am Hofe der Königin ein. Zuerst war er 1461—1465 Oberstkämmerer derselben, dann 1469 bis 1475 Unterkämmerer der königlichen Leibgedingstädte, endlich im letztgenannten

1) Man vergleiche über die Burgen Czap und Sakschen Bernau im Sborník hist. II, 20—22.

2) Reliq. II, 5.

3) L. confirm. VII, F, 2 und 6.

4) Ich finde seinen Namen zum letztenmal 1420, am 21. März genannt. Archiv český I, 405.

5) Ibidem I, 249.

6) Am 11. Juli tritt er eine Verschreibung auf Konojed ab an Ctibor von Tloškow. Reliq. II, 225.

7) Vergl. Archiv český I, 187 und III, 327.



Jahre Obersthofmeister der Königin. <sup>1)</sup> Wann er starb, kann ich nicht angeben; ich kenne nur noch eine Notiz vom J. 1483, die auf ihn zu beziehen sein wird. Sie betrifft eine königliche Schenkung, ist aber so kurz und allgemein gehalten, daß sie nur den Werth einer einfachen Nennung des Namens beanspruchen kann. <sup>2)</sup> — Von seinen Nachkommen bis auf den dreißigjährigen Krieg soll der 4. Theil dieser meiner Arbeit handeln.

Dem nächsten von den jüngern Söhnen, Heinrich Hlawacz, fiel bei der Theilung nachstehender Besitz zu: Klum, Dürchel, Skal, (oder Skalka, jedenfalls bei Dürchel), Wrchhaben mit dem Berge dabei, Horka, Groß- und Klein-Březník, der Meierhof in Low <sup>3)</sup>, Nezlowitz (?), Bdessow (?) Draſchen (Dražejov) Schedowitz (Strizovojice), die zinsbaren Aecker in Schwihof (neben der Roßpresse südl. von Dauba), die wüsten Aecker in „Kufu“ (Kuf?) und Strfaw (?) — Heinrich Hlawacz hatte mit seinem zweitältesten Bruder Heinrich von Habstein eine Erbeinigung geschlossen; <sup>4)</sup> indessen als dieser und bald nachher seine Kinder starben (1407), erbte Heinrich Hlawacz nur Habstein. Daher nennt er sich später meist „von Habstein“, bisweilen auch „von Low“. Bereits in der Confirmationsurkunde des Habsteiner Pfarrers vom 9. Jänner 1408 wird er als Patron genannt. Später ist das noch mehrmals der Fall. <sup>5)</sup> — Auch in Dürchel übte er das Patronatsrecht aus <sup>6)</sup> Grade Dürchel aber und Skalka verkaufte Heinrich am 9. März 1417 an Elisabeth von Klingenstein, die Witwe des Heinrich von Duba auf Muscha um 180 Schock Gr. <sup>7)</sup> — Bereits vorher, am 18. März 1415, hatte er 21 Schock Zins in seinen Dörfern Klum und Nezlowitz (?) veräußert an die Schwestern Katharina und Anna, Töchter des Kzimek von Medonos (um 210 Schock Gr.) <sup>8)</sup> In Klum hatte Heinrich Hlawacz, wie die Theilungsurkunde beweist, auch das Patronat erhalten; dies muß er aber kurz nachher an den Bruder Heinrich auf Milczan (und Habstein) abgetreten haben, nachdem dieser 1404 und 1405 daselbst präsentirt. <sup>9)</sup> Nach dem Tode dieses Heinrich mag es an Heinrich Berka auf Hauska gekommen sein; denn dieser schenkt

1) Palacký, Současný přehled.

2) Lehentafel 6, 21.

3) Die beiden Březník sind wohl um Nedam zu suchen, wo noch jetzt der Meierhof Březinka liegt, In diese Gegend möchte ich auch Low versetzen.

4) Reliq. II, 16 (1405, Mai 8.)

5) L. conf. VI, 235. Ebenda auch noch am 22. Aug. 1418. (ibid. VII, K, 7.)

6) Ibidem VII, B, 12. (1412, Mai 30.)

7) Reliq. II, 134.

8) Ibidem II, 116.

9) L. confirm. VI, 128.



der dortigen Kirche am 22. October 1407 Zins von 32 Groschen, eine Wiese und ein Stück Acker.<sup>1)</sup>

In Fürsorge für seine Kinder ernannte Heinrich Hlawacz zuerst am 14. April 1410 seinen jüngsten Bruder Waněk von Chudy-Gradel zum Vormund.<sup>2)</sup> Als dieser aber bereits wenige Jahre nachher starb, übertrug er die Vormundschaft auf Anna, die Gemahlin seines Bruders Heinrich Berka auf Hauska, und Allesch von Duba auf Dražitz (1415, Dec. 21.).<sup>3)</sup>

Im J. 1419, am 6. November, kündigte auch er, wie die meisten seines Geschlechtes, den Pragern Fehde an.<sup>4)</sup> Sonst tritt er jedoch in den nächsten Jahren nicht mehr hervor, und nur noch eine einfache Nennung seines Namens im J. 1425 (Hlawacz von Duba) muß auf ihn bezogen werden.<sup>5)</sup>

Von seinen Kindern kennen wir einen einzigen Sohn, Namens Czeněk, und auch dieser wird erst 1446 erwähnt, bei der Gelegenheit, wo er die vom Vater ererbte Herrschaft Habstein an Johann von Smirzitz verkauft (28. März).<sup>6)</sup> Letzterer war indeß schon vorher im factischen Besitze der Burg Habstein, nachdem er dieselbe 1445 sich hatte abtreten lassen von dem (unbekannten) Raubritter, der von dort aus die reisenden Kaufleute belästigt hatte.<sup>7)</sup> — In welcher Art die übrigen Besitzungen, die der Vater Czeněks geerbt hatte, früher oder später in fremde Hände kamen, kann ich nicht entscheiden. Es läßt sich eben nicht constatiren, was jener Heinrich, genannt Czeněk, den wir höchst wahrscheinlich als Sohn jenes Czeněk anzusehen haben, an Gütern noch sein nannte. — Wir lernten diesen Heinrich, gen. Czeněk im ersten Theil kennen, als von dem Schicksale der Besitzungen Albrechts von Duba auf Tollenstein die Rede war. 1463 nämlich verließ K. Georg das, was gen. Albrecht in Klum und Malschen besaßen, an Jaroslaw Berka von Duba auf Leipa und Heinrich, gen. Czeněk, von Duba.<sup>8)</sup> Wir sahen seinerzeit wie diese Verleihung von den factischen Besitzern angefochten wurde, und wie sich der Proceß hinzog bis 1487,

---

1) L. erect. V, 148 Ms. — Später gehörte Klum den H. von Smirzitz und kam mit Habstein 1478 an die Wartenberger. Vergl. im 1. Aufsatze S. 150 f.

2) Reliq. II, 60.

3) Ibidem II, 124. Hier steht fälschlich der Name Katharina für die Gemahlin des Heinrich Berka.

4) Archiv český IV, 375.

5) Ibidem III, 253. Auch Palacký, Urk. Beiträge II, 534 bezieht sich wohl auf ihn (1426?).

6) Reliq. II, 204 = Archiv český III, 534.

7) Archiv český III, 32.

8) Lehentafel 16, 328.



wo Jaroslaw und Heinrich auf ihre Rechte verzichteten.<sup>1)</sup> Im letztern Falle nennt sich Heinrich schon nach seiner neuen Besizung „von Dra-  
hobus“; ich vermag indeß nicht anzugeben, wie und wann er dieselbe erwarb.

Um diese Zeit wird sein Name noch einigemal genannt, zusammen mit dem seiner zweiten Gemahlin Dorothea von Welleschitz, die damals (1485) durch königliche Verleihung einigen Besitz in Schelowitz an der Eger erhalten hatte; u. z. zugleich mit ihrer Tochter Dorothea und ihrem Stieffohne Heinrich (dem Sohne des Heinrich Czeněk aus erster Ehe).<sup>2)</sup> In den sich an diese Verleihung anknüpfenden Verhandlungen wird Heinrich Czeněk bis 1488 genannt. — Sein erwähnter Sohn besaß Dra-  
hobus bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts, wo er es verkaufte an Karl von Duban (vor 1504).<sup>3)</sup> Nach dem Brande der Landtafel erneuerte Heinrich dem Sohne Karls, Ulrich von Duban auf Liebeschitz, die bücher-  
liche Einlage (1545). Das ist die letzte Nachricht von ihm; auch von Nach-  
kommen weiß ich nichts. Nur einen Bruder Heinrichs habe ich seit 1502 erwähnt gefunden, nämlich Johann (Drahobuszký) von Duba, der dann 1521—24 in Streitigkeiten mit Anna von Kowan, der Witwe des Albrecht Libsteinsky von Kolowrat auf Lobositz, Graupen u. s. f. verwickelt war.<sup>4)</sup>

Wir sind angelangt beim jüngsten Sohne, Heinrich d. j. genannt Waněk. Sein väterliches Erbtheil umfaßte nach der Urkunde von 1402: Schloß Chudy-Gradek<sup>5)</sup> mit dem Meierhof, Stadt Dauba, die Dörfer Sebitsch, Zdislaw (?), Dschitz (Sussice), Nedwiez (?) und 2 Mühlen („in Strieziem“ und „sub obstaculo“).

Seinen Sitz schlug Waněk auf Chudy-Gradek auf und nannte sich darnach „von Gradek“. <sup>6)</sup> Als Patron von Dauba bestimmte er am 10. März 1408 für einen Kaplan daselbst (bei der Katharinenkirche) 7 Schock Zins.<sup>7)</sup> Ein anderesmal (am 26. September 1411) gab er als Gutsherr seinen Consens zu der Schenkung eines Ackers für die Pfarr-  
kirche ebendasselbst.<sup>8)</sup>

1) S. im 1. Theil S. 151.

2) Lehentafel 17, 360.

3) Landtafel 7, D, 27 (eingelegt 1545). Daß der Verkauf vor 1504 erfolgte, zeigt eine Schuldverschreibung von diesem Jahre (Landt. 84, D, 16), worin Karl von Duban bereits „von Drahabus“ heißt.

4) Kammergerichtsregister Iß, F. vielfach.

5) Die Stelle dieser Burg bezeichnet noch die Ruine oberhalb der Gründemmühle südw. von Pablowitz.

6) Bereits 1403, Nov. 29. Reliq. I, 605.

7) L. erect. XIII, Balbin 293.

8) L. erect. VIII, 151. Ms.



Auch Waněk erhielt von den Gütern des zweitältesten Bruders Heinrich von Habstein, einen Theil. Das erfahren wir zwar nicht aus jener früher citirten Zeugenaussage des Kzimek von Dürchel vom 19. Mai 1456; aber bereits früher, am 25. October 1455, war es bei einem ähnlichen Anlasse von mehreren Zeugen verbürgt worden (unter welchen übrigens ebenfalls genannter Kzimek war).<sup>1)</sup> Aus ihren Aussagen geht hervor, daß Waněk nach dem genannten Bruder Pablowitz bekam; weiter, daß dies 5 (nach andern 3 Jahre) vor seinem Tode geschehen; endlich daß seit seinem Tode bis 1455 an 43 Jahre verflossen seien.<sup>2)</sup> Danach wäre Waněks Tod 1412 (oder 1413) anzusetzen, womit sehr gut stimmt, daß er noch am 26. September 1411 genannt wird.<sup>3)</sup> Jene Gütertheilung nach dem Bruder muß, wie wir seinerzeit sahen, 1407 vorgenommen worden sein; dem entspricht die Angabe, daß Waněk Pablowitz 5 Jahre vor seinem Tode erhalten habe.

Waněks Gemahlin war Barbara, die Tochter Herborods von Koczow aus dem Geschlechte der Kolowrat. Dieser war Vormund der Kinder des Benešch von Duba auf Kostenblatt, und als solcher versicherte er 1418 verschiedenen Verwandten, darunter auch genannter Tochter Barbara („der Witwe des Waněk von Duba“) 2000 Schock auf den Gütern Liebeschitz, und Kostenblatt.<sup>4)</sup>

Die vorgenannten Zeugenaussagen bieten uns auch noch die Namen zweier Söhne Waněks, Heinrich und Johann, mit der Angabe, daß noch andere vorhanden waren. Ersteren finden wir dann erwähnt 1429 (November 25.) als Zeugen beim Verkaufe der Helfenburg (s. S. 59) u. z. als Heinrich Berka von Duba, ges. auf Hradek.<sup>5)</sup> Neben ihm wird genannt Waněk d. j. Berka von Duba, offenbar sein Bruder. — Als am 25. Juli 1440 der Raudnitzer Landfriedensbund geschlossen wurde, waren unter den Anwesenden auch Hinko Berka von der Dauba, geseßen daselbst und Johann Berka zu Pablowitz.<sup>6)</sup> Wir kennen auf diese Weise 4 Söhne Waněks: Heinrich, Johann, Waněk d. j. und Hinko, und müssen schließen, daß dieselben eine Gütertheilung vorgenommen hatten.

1) Archiv český I, 162. Auf den Anlaß werden wir zurückkommen.

2) Es wird auch gesagt, daß er in Weißwasser begraben wurde.

3) S. vorher S. 72, Num. 8.

4) Lehentafel 21, 151. Auf diese Verschreibung wurde bereits oben (S. 61) hingewiesen bei der Geschichte Heinrichs von Leipa.

5) Archiv český VI, 485. Nochmals 1432, November 30. (Verkauf von Hauska) Ibidem III, 505.

6) N. Script. rer. Lus. I, 249. (Aus Scultetus.)



Als im ersten Theile (S. 140) von der Fehde des Nikolaus Berka von Duba auf Lemberg gegen den Kurfürsten von Sachsen die Rede war, wurde kurz darauf hingewiesen, daß ein mitbetheiligter Johann Berka nicht ein Bruder des Nikolaus sein könne. Ich füge jetzt hinzu, daß damit kein anderer gemeint sein kann, als obiger Johann auf Pablowitz. Dazu paßt ganz gut der Ausdruck in einem Briefe vom Juli (?) 1449 „mit dem Birken zum Lemberge und dem von der Daube“. <sup>1)</sup> Wahrscheinlich hatte er nach seinem Bruder Hinko, der nach 1440 nicht mehr vorkommt, Dauba geerbt. Ist das Gesagte richtig, dann war Johann 1453 am Leben, <sup>2)</sup> doch muß er bald gestorben sein, da er in dem gleich anzuführenden Prozesse nicht erwähnt wird.

Am längsten lebte der erstgenannte der Brüder, Heinrich auf Chudy-Gradek. Letzteren Besitz muß er aber, unbekannt wann, an seine Mutter Barbara von Kolowrat abgetreten haben. Dafür finden wir ihn an der Elbe bei Kosteletz begütert. Zuerst erwarb er dort Jiriz, dann Elbekosteletz selbst. Wir erfahren das alles nur aus den Pfandschafts-Registern (Registra zápisů) vom J. 1453. <sup>3)</sup> Dasselbst steht, daß eine Reihe von Urkunden vorgelegt wurden über Elbekosteletz, darunter als letzte die, womit Wilhelm von Schönburg diese Pfandschaft abtrat an „Heinrich von Duba und von Jiriz (z Ježic) und seine Gemahlin Elisabeth von Boskowitz.

Ein Sohn Heinrichs von Duba auf Kosteletz, wie er sich seitdem nennt, <sup>4)</sup> Namens Wenzel, hatte um diese Zeit gegenüber von Elbekosteletz Dorf Rudecz besessen. Vor 1454 war er gestorben, sein Besitz galt als heimgefallen und wurde vom Könige den Eltern verliehen. <sup>5)</sup> — Durch eine gleiche königliche Verleihung kam Heinrich auch wieder in den Besitz seines Erbtheiles Chudy-Gradek. Barbara von Kolowrat, seine Mutter, und ihr zweiter Gemahl Johann von Simburg waren gestorben. Ihr Besitz: Chudy-Gradek und die Dörfer Sebitsch, Zdislawitz (?), Dschitz und Pablowitz fiel an den König, der ihn genanntem Heinrich übertrug. <sup>6)</sup> (1454.) Was Pablowitz

1) Bachmann, Urkunden etc. F. R. A. II, 42, S. 55. — Den Wortlaut der andern einschlägigen Urkunden kenne ich nicht.

2) Knothe, Mitth. des nordböhm. Excurs.-Clubs. S. 91.

3) Archiv český I, 524. — Jiriz kann Heinrich frühestens 1439 erworben haben, da es vorher dem Prager Bürger Nikolaus v. Herrndorf gehörte u. im gen. Jahre von den Pragern an Hannsch von Kolowrat überlassen ward. Tomek, Děj. Prahy VI, 66 u. 75.

4) Auf dem Prager Landtag vom 27. April 1452 ist auch Heinrich Berka von Duba und von Kosteletz. Ibidem II, 309.

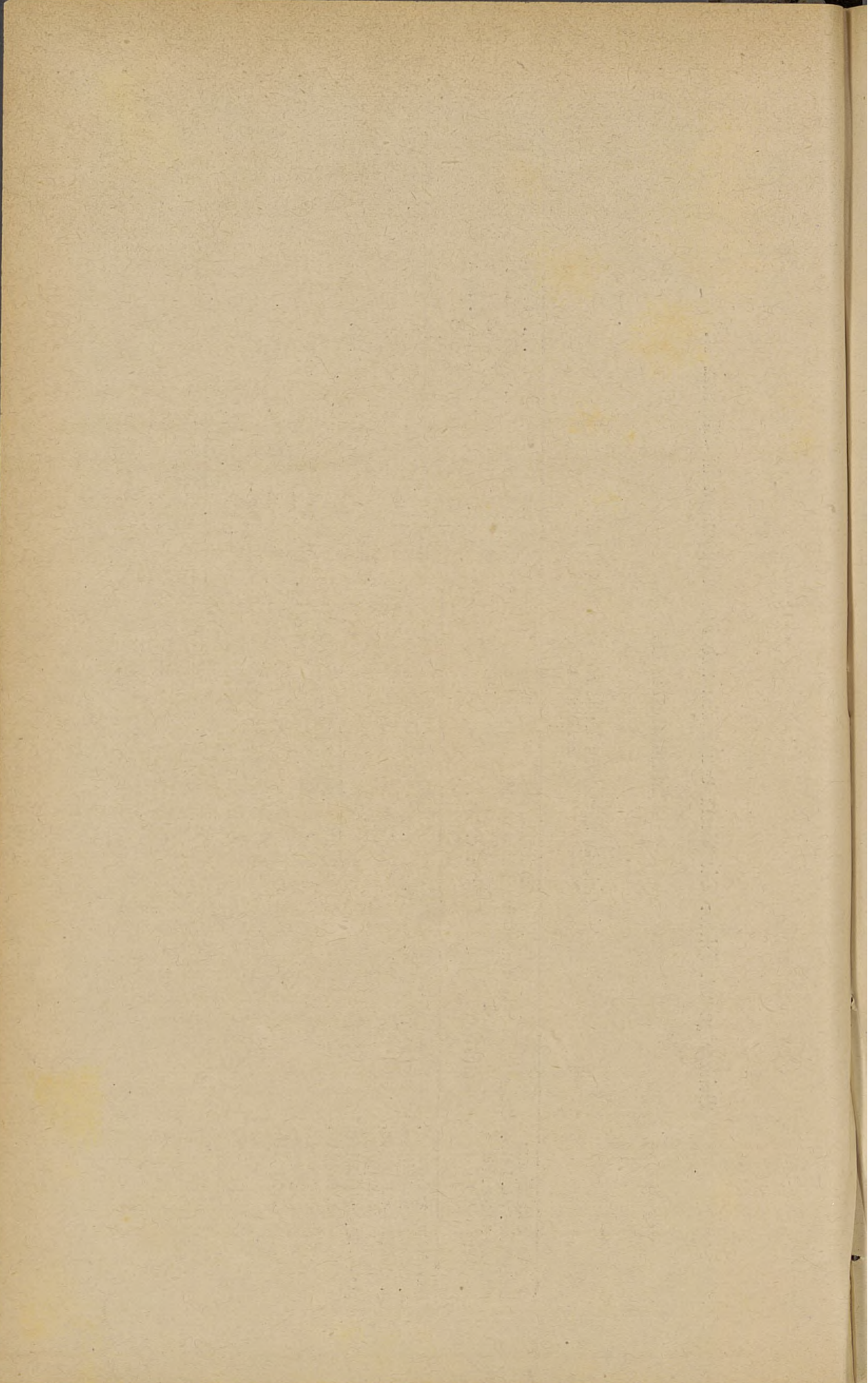
5) Lehentafel 16, 59; vergl. 20, 18.

6) Ebenda 16, 299.











betraff, so erhob Mlešč von Duba auf Sakschen Einsprache gegen diese Verleihung. Als aber Heinrich durch Zeugen<sup>1)</sup> nachgewiesen hatte, daß dieses Dorf wirklich seinerzeit an seinen Vater Waněk gelangt wäre, verzichtete Mlešč auf seine Ansprüche und Heinrich wurde eingeführt. (1455, November 17.)<sup>2)</sup>

Weiter ist von Heinrich nur noch zu berichten, daß er 1458 bis 1462 Obersthofmeister der Königin war.<sup>3)</sup> Sein Tod ist wahrscheinlich ins Jahr 1465 zu setzen; wenigstens berichtet Schaller,<sup>4)</sup> daß in diesem Jahre ein Heinrich von Duba in der Prager Teinkirche begraben wurde. — Von Nachkommen haben wir keine Nachricht, ebenso wie wir auch ganz im Unklaren sind, welche Schicksale seine Güter in den nächsten Jahren hatten. Von Elbe-Kosteletz wissen wir wenigstens, daß es bis auf das J. 1499 mehrfach den Besitzer wechselte.<sup>5)</sup> Von Chudy-Gradek jedoch erfahren wir erst wieder im 16. Jahrhundert. Zwischen 1521 und 1530 verkaufte dasselbe nämlich Georg Wostersky Kaplíř von Sulewitz an Wenzel von Warthenberg auf Rübenu. <sup>6)</sup> So kam es zur spätern Herrschaft Neuschloß.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Dr. Julius Glaser.

Am 26. December des vergangenen Jahres wurde in Julius Glaser der deutschen Rechtswissenschaft einer ihrer hervorragendsten Vertreter, unserem Staate einer seiner treuesten Bürger und einsichtsvollsten Staatsmänner durch den Tod entzogen. Da Glaser seiner Geburt nach Deutschböhmen angehörte und sich an unserem Vereine seit seinem Bestande als Mitglied betheiligte, so gebührt ihm auch in diesen Blättern ein ehrendes Andenken.

Julius Glaser wurde am 19. März 1831 als Sohn unbemittelter israelitischer Eltern in dem an der Sprachgrenze gelegenen deutschen Städtchen Postelberg in Böhmen geboren. Frühzeitig entwickeltes Talent drängte ihn

---

1) Es sind dies die oben erwähnten Zeugenaussagen vom 25. October 1455. Archiv český I, 162.

2) Lehentafel 23, 144.

3) Palachy, Současný přehled.

4) Schaller, Prag III, 93.

5) Vergl. Archiv český VI, 576.

6) Landtafel 5, B, 22. (Neueinlage von 1543.)



auf die Bahn gelehrten Berufes und so begann er seine Gymnasialstudien in Leitmeritz und beendete sie mit Unterstützung eines in Wien ansässigen Oheims in letzterer Stadt. Er widmete sich sodann im Studienjahre 1848—49 an der Universität Zürich philosophischen Studien und wurde daselbst am 13. October 1849 zum Doctor der Philosophie promovirt. Neben diesen philosophischen Studien war es aber bereits in Zürich die Rechtswissenschaft, vor Allem die auf philosophischer Grundlage beruhende Wissenschaft des Strafrechtes, die ihn immer mächtiger anzog und der er nach seiner Rückkehr nach Wien seine geistige Kraft ausschließlich widmete. Als erste Frucht seiner Studien, zugleich als Zeugniß seiner glänzenden Begabung erschien im J. 1850 sein „englisch-schottisches Strafverfahren“, das von der Kritik sehr beifällig aufgenommen, namentlich auch von Seite des zur Zeit ersten Kenners des englischen Strafverfahrens, Mittermaier, vollste Anerkennung fand. Auf Grundlage dieser Schrift habilitirte sich Glaser, nachdem er mittlerweile zum katholischen Glauben übertreten war und am 27. März 1854 die juristische Doctorswürde erlangt hatte, in demselben Jahre an der Wiener Universität als Privatdocent für österr. Strafrecht und eröffnete am 9. October 1854 seine Vorlesungen mit einer gehaltvollen, das Programm echt wissenschaftlicher Behandlung des österr. Strafrechtes klar zeichnenden Rede „über Aufgabe und Behandlungsweise der Wissenschaft des österr. Strafrechts“. In Ausführung dieses Programms veröffentlichte Glaser, der im J. 1856 zum außerordentlichen Professor des Strafrechtes ernannt worden war, außer zahlreichen kleineren Aufsätzen im J. 1858 den ersten und leider einzigen Band von „Abhandlungen aus dem österr. Strafrechte“, welche die so wichtigen und schwierigen Lehren über strafbare Drohungen und strafbare Unterlassungen in so vorzüglicher, die gesammte auch außerdeutsche Literatur und Gesetzgebung umfassenden Weise behandelten, daß Glaser fortan unbestritten unter den Strafrechtslehrern Deutschlands einen hervorragenden Platz einnahm. Aber nicht auf die rein wissenschaftliche Thätigkeit sollte die Wirksamkeit Glaser's, der im J. 1860 zum o. Professor ernannt worden war, beschränkt bleiben; es sollte ihm vielmehr vergönnt sein, seine durch wissenschaftliche Studien gewonnenen Ueberzeugungen im Wege der Gesetzgebung auch in das praktische Leben einzuführen. Denn als es sich in Folge der durch die Februarverfassung vom J. 1861 herbeigeführten Aenderung im öffentlichen Leben Oesterreichs um eine Reform mehrerer Zweige der Justizgesetzgebung, vor Allem des Strafrechtes und Strafprocesses handelte, da war es Glaser, dem vom Justizminister Pratobevera die Aufforderung zuzuging, Vorschläge bezüglich der Reform des Strafverfahrens der Regierung zu erstatten. Dieser Aufforde-



rung entsprach Glaser durch Ueberreichung einer Denkschrift, in welcher er im Allgemeinen auf dem Boden der unter Schmerling's Justizministerium erlassenen Strafproceßordnung vom J. 1850 fußend doch bereits in Bezug auf die Versetzung des Beschuldigten in den Anklagestand und die subsidiäre Strafverfolgung von Seite des Verletzten jene Principien entwickelte, welche in der gegenwärtigen Strafproceßordnung vom J. 1873 ihre Verwirklichung fanden. Auf Grundlage dieser Denkschrift arbeitete nun Glaser den ersten allerdings noch unvollständigen Entwurf einer Strafproceßordnung aus und nahm von nun an durch volle zwölf Jahre an den Vorarbeiten zum Zustandekommen der gegenwärtig in Kraft stehenden Strafproceßordnung den entscheidendsten Antheil. Die Geschichte dieser Vorarbeiten, wie sie in Mayer's „Handbuch des österr. Strafproceßes“ dargestellt ist, zeigt auf jedem ihrer Blätter nicht nur von der tiefen wissenschaftlichen Einsicht Glaser's, sondern auch von seinem bei Theoretikern selten in gleicher Schärfe vorhandenen praktischen Blicke, der ihn eben zu legislatorischen Arbeiten in so hohem Grade befähigte. Die das Maß des Gewöhnlichen weit überragende Arbeitskraft ermöglichte es aber auch Glaser neben der Zeit und Geist in gleicher Weise in Anspruch nehmenden legislatorischen Thätigkeit noch wissenschaftliche Arbeiten von hervorragender Bedeutung der Deffentlichkeit zu übergeben. Wir erwähnen aus dieser Zeit nur die trefflichen für das Schwurgericht mit allem Feuer tiefinnerster Ueberzeugung eintretenden, wiederholt aufgelegten Schriften: „Ueber die Fragestellung an die Geschwornen“ (1863) und „Zur Juryfrage“ (1865), sowie das Werk „Anklage, Wahrspruch und Rechtsmittel im englischen Schwurgerichtsverfahren“ (1866), durch das sich Glaser als einer der gründlichsten Kenner des englischen Strafverfahrens erwies. — Im J. 1868 trat ein Wendepunkt im Leben Glaser's dadurch ein, daß er von dem unvergeßlichen Reformator des österreichischen Volksschulwesens Hasner in das Ministerium für Cultus und Unterricht als Sectionschef berufen und so dem Lehramte und seiner juristischen Thätigkeit zunächst allerdings nur für kürzere Zeit entzogen wurde. Denn als das Ministerium Hasner im J. 1870 von der Leitung der Regierungsgeschäfte zurücktrat, kehrte auch Glaser, von seinem Monarchen in Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste um Staat und Wissenschaft mit dem Comthurkreuze des Franz Josef-Ordens mit dem Sterne geziert, wieder zu seinem Lehramte zurück. Aber auch diesmal nur für kurze Zeit, denn sein Name hatte in Folge seiner hervorragenden öffentlichen Thätigkeit die Aufmerksamkeit auch weiterer Kreise auf sich gelenkt, und so wurde er denn bereits im J. 1870 in der inneren Stadt Wien in den niederösterreichischen Landtag und von diesem in den Reichsrath gewählt, dem er fortan bis



zu den Neuwahlen des J. 1879 als einer der hervorragendsten Redner angehörte. Es waren nicht blos Fragen auf dem Gebiete der Rechtspflege, sondern auch Fragen auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichtes, die in Glaser einen von echt staatsmännischem Geiste beseelten, nicht nur durch inneren Gehalt, sondern auch durch den Adel der Form ausgezeichneten Vertreter fanden. Wir erinnern in dieser Beziehung nur an die treffliche, am 13. Juni 1871 gehaltene Rede über die Sprachenfrage in Oesterreich, in welcher er nicht nur der slovenischen Forderung nach Errichtung einer philosophischen und juristischen Fakultät in Laibach mit aller Entschiedenheit entgegentrat, sondern auch im Allgemeinen die Sprachenfrage in ihrer Anwendung auf Justiz und Unterricht von einem höheren, das wichtige und leider in Oesterreich so sehr verkannte Verhältniß zwischen Zweck und Mittel betonenden Standpunkte beleuchtete. — In das Ministerium Auerperg am 25. November 1871 als Minister der Justiz berufen, übernahm Glaser die Aufgabe, drei hochwichtige legislative Werke endlich zum lang ersehnten Abschlusse zu bringen. Leider gelang ihm dies nur rücksichtlich eines derselben, der Strafproceßordnung vom 23. Mai 1873, welche ganz eigentlich als sein Werk bezeichnet werden kann und ihm einen Ehrenplatz in der Geschichte der österreichischen Gesetzgebung für immer sichert. Nicht nur in den Kreisen der Wissenschaft fand sie die ungetheilteste Anerkennung; sie bewährte sich auch während ihrer bereits zwölfjährigen Wirksamkeit als ein im Ganzen und Großen treffliches Gesetz. Was aber Strafrecht und Civilproceß betrifft, so wurden zwar unter Glaser's Ministerium neue, der bezüglichen deutschen Legislation sich eng anschließende Entwürfe verfaßt und dem Reichsrathe vorgelegt, ohne daß aber die in demselben gepflogenen Verhandlungen zu einem Abschlusse geführt hätten. Für ihren Werth spricht abgesehen von der Anerkennung desselben von Seite der wissenschaftlichen Kritik auch der Umstand, daß sie von dem gegenwärtigen Ministerium abermals mit nur geringen Modificationen dem Reichsrathe zur Beschlußfassung vorgelegt wurden. — Als das Ministerium Auerperg im J. 1879 seine Entlassung nahm, verließ auch Glaser, dessen hervorragende Verdienste neuerdings von seinem Monarchen durch Ernennung zum Geheimrath und durch Verleihung der Großkreuze des Leopold- und des Ordens der eisernen Krone anerkannt worden waren, das Ministerium der Justiz und übernahm das Amt des Generalprocurators am k. k. obersten Gerichts- und Cassationshofe. Von welcher Bedeutung Glaser's Wirksamkeit in dieser Beziehung gewesen, hat der Präsident dieses obersten Gerichtshofes, Ritter von Schmerling, bei der nach Glaser's Hinscheiden veranstalteten Trauerfeier unumwunden anerkannt und zugleich hervorgehoben, daß



die Mitglieder dieses Gerichtshofes Glaser in seiner Thätigkeit als Generalprocurator achten und lieben gelernt, daß er ihnen ein wahrer und treuer Freund geworden, und daß sie Gelegenheit hatten zu sehen, welch' edler Mensch und Menschenfreund Glaser gewesen. — Die Zeit, welche die amtliche Thätigkeit ihm freiließ, widmete Glaser wieder der Pflege der Wissenschaft und betheiligte sich neben kleineren Arbeiten an dem groß angelegten Handbuche der deutschen Rechtswissenschaft von Binding durch meisterhafte Bearbeitung des Strafprocesses. Leider war es ihm nicht beschieden, das Werk, dessen zweiter Band kurz vor seinem Tode erschien, zu vollenden; nachdem er noch am 18. December an sechs Verhandlungen vor dem Cassationshofe sich betheiligt hatte, verschied er, von einer Lungenentzündung ergriffen, nach kurzem Krankenlager am 26. December 1885. — Allgemein in und außer Oesterreich war die Trauer über das Hinscheiden des ausgezeichneten Mannes; allgemein das Bewußtsein von dem schweren, nicht leicht zu ersetzenden Verluste, den die Wissenschaft und die österreichische Rechtspflege durch seinen Tod erlitten. Es würde den Rahmen dieser Mittheilungen überschreiten, wenn wir Glaser's wissenschaftliche Bedeutung, die Universalität seines Wissens, wenn wir das Edle seines Charakters in seinem Verhältnisse als Freund, Gatte und Vater des Weiteren schildern wollten; es ist dies bereits in warmen, aus tiefster Ueberzeugung stammenden Worten von seinem treuen Freunde Unger, von Wahlberg, Steinbach, Janka, Ullmann u. A. geschehen; wir schließen daher diesen kurzen Lebensabriß mit dem alten einfachen Spruche: Ehre sei seinem unvergänglichen Andenken!

Dr. Rulf.

---

## Dr. August Geyer.

Am Tage nach dem unersehlichen Verluste, den die Strafrechtswissenschaft durch den Hingang Glaser's erlitten, wurde derselben abermals einer ihrer eifrigsten und scharfsinnigsten Vertreter durch den Tod entrißen. Dr. August Geyer, v. Professor des Strafrechtes an der Universität München, starb nach kurzem Krankenlager am 27. December des vergangenen Jahres. Auch Geyer gehörte unserer deutschböhmischem Heimat an und blieb unserem Vereine auch in der Ferne stets ein treuer Genosse.

August Geyer wurde zu Asch in Böhmen am 31. Mai 1831 als ältester Sohn des Gerichtsdirectors der gräflich Zedtwizischen Herrschaft



Nisch geboren. Nachdem er die Gymnasialstudien theils privat theils öffentlich am prager Kleinseitner Gymnasium zurückgelegt und sich der Maturitätsprüfung mit bestem Erfolge unterzogen hatte, widmete er sich an der prager und wiener Universität den Rechtsstudien und erlangte an der letzteren Universität im J. 1856 die juristische Doctorswürde. Im akademischen Lehramte den Lebensberuf suchend, habilitirte er sich im J. 1857 auf Grund seiner ersten im Druck erschienenen Schrift: Die Lehre von der Nothwehr (Zena, 1857) an der prager Universität als Privatdocent für Strafrecht und wurde im J. 1860 zum ordentlichen Professor der Rechtsphilosophie und des Strafrechtes an der Universität zu Innsbruck ernannt. Als solcher bekleidete er während der eilfjährigen Wirkksamkeit an dieser Universität das Amt eines Decans der Juristenfacultät sowie auch das Amt des Rectors der Hochschule und war als letzterer Mitglied des tirolischen Landtages. Im J. 1871 folgte er einem Rufe als Professor des Strafrechtes an die Universität zu München und wirkte an derselben bis zu seinem am 27. December 1883 erfolgten Tode. — Dies der kurze Abriß des äußeren Lebens Geher's. Was nun seine wissenschaftliche Bedeutung anbetrifft, so sind es zwei Gebiete, auf denen er sich durch hervorragende wissenschaftliche Arbeiten einen ehrenvollen Namen erwarb: Die Rechtsphilosophie und das Strafrecht mit dem Strafproceß. Im Gebiete der Rechtsphilosophie war es die realistische Lehre Herbart's, welche in Oesterreich durch den unvergeßlichen Exner weite Verbreitung gefunden hatte und in welche Geher während seiner Studien an der prager Universität durch den namentlich auf psychologischem Gebiete hervorragenden Vertreter dieser Lehre, Volkmann eingeführt worden war, welcher er als Grundlage seiner rechtsphilosophischen Forschungen bei Wahrung voller Selbständigkeit in der Anwendung und Durchführung unerschütterlich treu blieb. Schon in seiner ersten Schrift von der Nothwehr waren es die Herbart'schen praktischen Ideen des Rechtes und der Vergeltung, durch die er die Straflosigkeit der in Ausübung der Nothwehr begangenen Handlung nachzuweisen suchte und so gewichtige Einwendungen auch dagegen von Glaser, Jhering u. A. erhoben wurden, seine Schrift bleibt immerhin ein beachtenswerther, mit Scharfsinn durchgeführter Versuch einer Neubegründung dieser mannigfache Schwierigkeiten darbietenden Lehre. Das ganze Gebiet der Rechtsphilosophie auf Herbart'scher Grundlage umfaßt dann die 1863 erschienene „Geschichte und System der Rechtsphilosophie in Grundzügen“ so wie die in der vierten Auflage von Holzendorff's Encyclopädie der Rechtswissenschaften erschienene „Philosophische Einleitung in die Rechtswissenschaften,“ welche beide Arbeiten, da sie auch auf voller



Beherrschung des positiven Rechtsstoffes beruhen, auch für Jene, die nicht unbedingt Herbart's Fahne folgen, doch sehr viel des Beachtenswerthen und Anregenden enthalten. — Bedeutender aber noch als auf dem Gebiete der Rechtsphilosophie war Geysers Wirken auf dem Gebiete des Strafrechtes und Strafprocesses; unter den Vertretern dieser Wissenschaft stand er in vorderster Reihe. Auch hier war es, wie bereits erwähnt, Herbart's Lehre, die für ihn die gemeinsame alle allgemeinen Lehren des Strafrechtes verbindende Grundlage bildete. Auf dieser Grundlage erhob sich dann der Bau des positiven Rechtes, das Geysers in allen Einzelheiten vollkommen beherrschte. Während seiner österreichischen Lehrerlaufbahn war es das österreichische Recht, dem Geysers berufsgemäß seine wissenschaftliche Thätigkeit widmete und dessen Literatur neben zahlreichen kleineren in den juristischen Zeitschriften (Gerichtszeitung, Haimers's Vierteljahresschrift) enthaltenen Aufsätzen die im J. 1862 erschienenen „Erörterungen über den allgemeinen Thatbestand der Verbrechen“ noch immer zu ihren tüchtigsten Monographien zählt. Seit seiner Berufung nach München bildete aber fortan das deutsche Reichsstrafrecht den Mittelpunkt seiner wissenschaftlichen Thätigkeit und er bereicherte die Literatur desselben durch zahlreiche gediegene Arbeiten. Wir heben in dieser Beziehung seine erschöpfenden Monographien über Theilnahme am Verbrechen und Begünstigung, dann über die Verbrechen gegen die leibliche Unversehrtheit und gegen die persönliche Freiheit in Holzendorff's „Handbuch des deutschen Strafrechts“ (4 Bände, 1871—77), sowie den kurz vor seinem Tode beendeten, an eingehenden Ausführungen reichen „Grundriß über gemeines deutsches Strafrecht“ (1884—85) hervor, Arbeiten, welche einer allgemeinen Anerkennung sich erfreuten. Mit gleichem Eifer und gleichem Erfolge betheiligte er sich nach dem Erscheinen der deutschen Reichsstrafproceßordnung an der wissenschaftlichen Erfassung und Bearbeitung dieses Gesetzes, wofür seine Abhandlung über den Beweis in Holzendorff's Handbuch des deutschen Strafprocesses (2 Bände 1879), sowie sein „Lehrbuch des gemeinen deutschen Strafprocesses“ (1880) glänzendes Zeugniß bieten. Neben diesen größeren Arbeiten waren es aber auch noch die wichtigsten Erscheinungen der Literatur und Gesetzgebung des In- und Auslandes, ferner die mannigfaltigsten gerade auf der wissenschaftlichen Tagesordnung stehenden Fragen des Strafrechtes und Strafprocesses, welche Geysers in ungezählten kleineren Aufsätzen in juristischen und nicht juristischen Zeitschriften besprach.

Die freiheitlichen Ideen der Neuzeit fanden an Geysers sowohl auf dem Boden der Wissenschaft als auch bei seinem sonstigen Auftreten im öffentlichen Leben einen entschiedenen und warmen Vertreter; rückhaltlos bekundete



er aber auch stets sein deutsches Nationalbewußtsein und schloß sich, schon in Oesterreich Feind jeder particularistischen Strebung, nach seinem Uebertritte nach Baiern unbedingt den Anhängern der deutschen Reichseinheit an. In dieser freiheitlichen und reichsdeutschen Gesinnung mochte wohl auch der Grund liegen, daß ihm sowohl in Oesterreich als auch in Baiern jene Ehren versagt blieben, die nicht selten Männern von weit geringerer wissenschaftlicher Bedeutung, aber, wie man zu sagen pflegt, von correcterer Gesinnung zu Theil zu werden pflegen. Nur der italienische Kronenorden schmückte seine Brust als Anerkennung für eine von ihm verfaßte gründliche Beurtheilung des italienischen Strafgesetzentwurfes.

Im Privatleben war Geher trotz seines etwas schroffen Auftretens im vertrauten Bekanntenkreise von der größten Liebenswürdigkeit; Freund heiterer Gespräche zeichnete er sich durch seltene Präcision des Ausdruckes und durch überraschende Schlagfertigkeit bei Bekämpfung ihm entgegen-tretender Ansichten aus. Der ideale Sinn, der ihn beseelte, erfüllte ihn mit schwärmerischer Verehrung für die Natur und namentlich war es die Gebirgswelt, die ihn stets mächtig anzog. Jedes Jahr unternahm er in den Ferien eine längere Reise in die Alpen; unterzog sich dabei aber auch nicht selten übermäßigen seine Gesundheit schädigenden Anstrengungen.

Seit 1860 lebte Geher in glücklichster Ehe mit einer Tochter des Fürst Reußischen geheimen Justizrathes Eduard Friedrich Alberti. Dieser Ehe entsprossen vier Kinder, von denen aber nur zwei den Vater überlebten.

Mitten im besten Schaffen, in voller Frische des Geistes wurde Geher der Wissenschaft entrißen; seine Werke sichern ihm aber in den Annalen derselben ein bleibendes Andenken.

Dr. Rulf.

## Das Rittergut Ruben bei Höritz.

Von Franz Schmidt.

Zwischen Höritz und Gojau liegt das Dorf Ruben, einst Mittelpunkt eines wenn auch kleinen Rittergutes und Sitz mehrerer ritterlichen Geschlechter, die sich „von Ruben“, „de Rownich“, „z Rowneho“ und ähnlich benannten. Eine nicht unbedeutende Feste erhob sich in der nächsten

1) Rowné (= Ebene), im Urbar vom Jahre 1524 „Rumb“ (Proscho „Hohenfurt“ 80).



Nähe des Dorfes; — wann und von wem sie gebaut wurde, wie und wann sie in Trümmer sank, können wir nicht angeben. So viel ist sicher, daß noch um das Jahr 1790 der Thurm der Feste bestand und zu Wohnungen für 4 Parteien eingerichtet wurde. <sup>1)</sup> Jetzt erhebt sich an seiner Stelle das Hohenfurter Forsthaus.

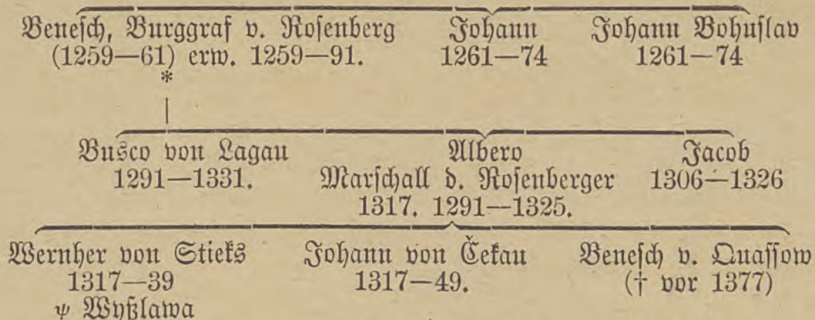
Es scheinen aber außer der Feste noch ein oder zwei Höfe in Ruben existirt zu haben, wenigstens läßt das Auftreten dreier Ritter in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts darauf schließen. Jedenfalls dürfen wir nicht an Rum (Rovné) in der Ottauer Pfarre denken, denn das befand sich im Besitze der Rosenberger. <sup>2)</sup>

Wir bemerken einen fortwährenden Wechsel der Besitzer Rubens; ein erbangesessenes Geschlecht finden wir hier nicht. Der erste urkundlich nachweisbare Besitzer ist

Busco von Ruben aus dem Geschlechte der Harracher, <sup>3)</sup> den wir am 1. Juli 1300 in einem Schenkungsbriefe Dominiks von Passern an die Kirche zu Kirchschlag als Zeugen treffen. <sup>4)</sup> Als solcher erscheint er auch 1305, 29. Mai in Krummau <sup>5)</sup> und am 28. Juni 1308 <sup>6)</sup> in rosen-

- 1) J. Schaller: Topographie des Königreiches Böhmen XIII, 170.
- 2) Truhlár: Registrum honorum Rosenbergicorum 30; ich folge hier der Ansicht August Sedláček's in „Hrady a zámky české“ III, 119; einer dieser Meierhöfe dürfte identisch sein mit dem Hofe Močerady (Muscherad) bei Ruben; die Lage dieses Hofes deutet der Name des „Muschereibaches“ bei Ruben an.
- 3) Es dürfte hier am Platze sein, die Stammtafel der älteren böhm. Harracher anzuführen, soweit wir sie eben aus Fontes rer. Anst. XXIII und XXXVII, sowie aus L. Bröll „Gesch. d. Prämonstratenserstiftes. Schlágl“ kennen lernen.

?



Was Busco von Ruben anbelangt, so vermag ich ihn nicht einzureihen, ebenso auch nicht Busco v. Hřeben (Burggraf in Beleschin 1360—69) u. a. m.

- 4) Bröll, „Schlágl“ 34. Ann.
- 5) l. c. 40.
- 6) Annal. Praemonst. Nancy 1736, II. S. 376.



berger Schenkungsbriefen für das Prämonstratenserstift Schlägl in Oberösterreich. Am 1. Mai 1346 endlich beurkundeten Peter v. Rosenberg — als Lehensherr —, Johann von Čekau und Benesch von Komaritz — als Freunde — in Krummau, daß Busco zu einem Anniversarium für sein Seelenheil der Pfarrkirche in Gojau eine Mühle unterhalb Nespoting (Mezipotočí) geschenkt habe.<sup>1)</sup>

Während dieser Zeit finden wir einen

Ulrich von Ruben am 21. December 1325 unter vielen andern Harrachern als Zeugen — ein Beweis, daß er demselben Geschlechte angehörte. Am erwähnten Tage nämlich versetzte Peter von Rosenberg dem Bohunk von Harrach<sup>2)</sup> für 83 Mark löthiges Silber die Dörfer Zettwing (Zetbune) und Migolz (Nicolts).<sup>3)</sup> Dagegen gehörte, wie aus dem Wappen (ein Helm mit Ochsenhörnern als Zierde) hervorgeht,

Smil von Ruben dem Geschlechte der Harracher nicht an. Er wird 1360<sup>4)</sup> bis 1387<sup>5)</sup> erwähnt. Ungefähr gleichzeitig mit Smil erscheint

Litwin genannt Ujel von Ruben zuerst in einer Urkunde seines Freundes, des Pfarrers Bohunco von Budweis, am Montage vor Maria Geburt 1363.<sup>6)</sup> 1367 verkaufte er seinen Antheil an Neudorf (bei Grazen) dem Herrn von Rosenberg.<sup>7)</sup> Im Kampfe der Passauer Bürger mit ihrem Bischof und mit Eberhard von Walsee bemächtigte sich Litwin Ujel 1369 der Burg Falkenstein (an der Ranna im ob. Mühlsviertel) durch Überrumpelung und übergab sie dem Grafen Leopold von Hals.<sup>8)</sup> 1380 hatte er die Dörfer Sattling und Laimpach (Mühlsviertel) zu Lehen.<sup>9)</sup> Aus seiner Verwandtschaft mit Bohunko müssen wir auf seine harrachische Abkunft schließen. Am 24. Mai 1372 tritt uns noch ein

Johann von Bor (Johann Borovež) als Besitzer einer „curia“ entgegen und zwar in einer und derselben Urkunde mit Smil-

1) F. r. A. XXXVII, 100.

2) F. r. A. XXIII, 71; Bohunk verpflanzte mit Busco v. Harrach und Dietrich sein Geschlecht nach und nach, durch allmäligen Gütererwerb nach Oberösterreich; eine plöbliche Uebersiedelung eines Přibitz v. H. ist unhistorisch.

3) An der oberösterreichischen Grenze.

4) l. c. 121.

5) XXXVII, 186.

6) Borovž, lib. erect. I, 46.

7) Sedláček, Hradý III. 119.

8) Annales Matseenses (Pertz Mon. Germ. XI. 834).

9) Truhlář, Regist. bon. Rosenberg. 28.



Beide nennen sich „von Ruben“, was die obenerwähnte Annahme Sedláčeks plausibel macht. Möglich ist es auch, daß sich Smil oder Litwin so benannten, trotzdem sie sich ihres Besitzes längst entäußert haben konnten. Ueber 30 Jahre blieb Johann Borovež im Besitze seines Gutes. Seine Gattin Margaretha gebar ihm einen Sohn Lambert, der in das Prämonstratenserkloster zu Mühlhausen eintrat und bei der Profess den Namen Leopold<sup>1)</sup> erhielt, und zwei Töchter Agnes und Dfka, die sich mit Pešik von Teindles<sup>2)</sup> und Nicolaus von Michniz<sup>3)</sup> verehelichten. Gewillt sein Besitzthum zu veräußern, erbat er sich von König Wenzel IV. die Bewilligung, seine Güter wann und wem immer testiren zu dürfen, welchem Ansuchen denn auch der König am 11. Jänner 1406 in Žebrát (Mendici) willfahrte.<sup>4)</sup> Schon nach 3 Wochen, am 2. Feber 1406, trat er mit Bewilligung seiner Gattin, seines Sohnes, seiner Töchter und Schwiegersöhne sein Gut in Ruben und den Hof Muscherad (Močerady bei Ruben, jetzt nicht mehr bestehend) gegen eine Kaufsumme von 200 Sch. Prager Groschen, sowie gegen Vorbehalt des lebenslänglichen Nutzgenusses an Goldenkron ab.<sup>5)</sup> Zu diesem Verkaufe gibt sein Sohn Leopold mit Genehmigung seines Abtes Svatomir seine besondere Zustimmung am 25. Mai desselben Jahres.<sup>6)</sup> Einen Theil des Kaufschillings — 80 Sch. Groschen — erhielt Johann Borovež am 11. Juni;<sup>7)</sup> die übrigen 120 Schock nahm Hrocho v. Marschowitz auf Poresching<sup>8)</sup> 4 Jahre darnach, am 30. März 1410 in Empfang;<sup>9)</sup> er mochte sie von Johann Borovež zu fordern gehabt haben. Dieser blieb noch bis zum Jahre 1408 im Besitze seiner beiden Güter; am 25. Mai 1408 trat er sie mit Zustimmung seiner Gattin an das Cistercienserstift Goldenkron sofort ab und bedang sich eine jährliche Leibrente aus, die ihm auch zugesichert wurde.<sup>10)</sup> Uebrigens scheint er bald darauf verschieden zu sein. Eine Zeit lang

1) So glaube ich den Widerspruch in der Namensangabe (F. r. A. XXIII, 241 und XXXVII, 351) erklärt zu haben.

2) Bei Budweis; die meisten Rittergeschlechter Südböhmens sind mit denen von Teindles stammverwandt.

3) Bei Rosenthal.

4) F. r. A. XXIII, 240.

5) F. r. A. XXIII 240—43.

6) XXXVII, 351.

7) F. r. A. XXXVII, 352.

8) Er war zu dieser Zeit Vormund der minderjährigen Kinder Přibik's von Poresching (Gmler, Lib. confirm. VI. 282).

9) XXXVII, 359.

10) F. r. A. XXIII, 246—49.



blieb also Goldenkron im Besitze beider Güter. Vom Jahre 1422 <sup>1)</sup> an erscheint ein

Buzko von Harrach auf Ruben; sei es auf einem seinem Geschlechte erblichen Hofe (Muscherad?), was das wahrscheinlichste ist, oder als Lehensmann des Goldenkroner Stiftes. Er ist 1422 bis 1427 <sup>2)</sup> Burggraf in Krummau; als solcher erscheint er oft an der Seite Ulrichs von Rosenberg in den hufitischen Kämpfen. <sup>3)</sup> Rotten von hufitischen Plünderern steckten seinen Hof in Ruben in Brand, nachdem sie sich bei Neusiedl gesammelt hatten, und brandschatzten alles, was sie fanden. <sup>4)</sup> Am 14. April 1436 erkaufte er vom Stifte Goldenkron das Gut Ruben, welches das Kloster von Johann Borovek gekauft hatte, um 160 Schock Groschen <sup>5)</sup> und am darauffolgenden Tage hängte Ulrich von Rosenberg sein Siegel auf die Kaufurkunde. <sup>6)</sup> Dagegen verkaufte Busco am 1. März 1438 dem Wanko v. Pernlesdorf (Mossikow) <sup>7)</sup> seinen Hof in Malotin <sup>8)</sup> mit Vorbehalt eines jährlichen Zinses von 2 Sch. um 65 Schock Prager Silbergrotschen. <sup>9)</sup> Er lebte noch 1443. <sup>10)</sup> Nach Hohenek hatte er 3 Söhne, Ulrich, Jans und Stephan. <sup>11)</sup> Ulrich Harracher verhehelichte sich 1435 mit Juliana Grueber, <sup>12)</sup> der Sprossin eines alten oberösterreichischen Rittergeschlechtes; 1437, 11. December erscheint er als Besitzer von Bramowitz <sup>13)</sup> und wird noch im Jahre 1459 erwähnt. <sup>14)</sup> Später finden wir im Besitze Rubens Andreas, Johann und Zacharias von Nemyschl, die 1475 der Gemeinde Krummau einen Zins im Dorfe Mehlhüttel verkauften. <sup>15)</sup> Dann war Andreas allein Herr von Ruben (Wappenfigur: stehender Balken, Helmzierde: ein Paar Hörner). Nach seinem Tode verkaufte Peter v. Rosenberg als Vormund der Waisen des

1) Palacký, Archiv český, III, 6.

2) l. c., Notizenblatt d. f. Akad. d. Wissenschaften II, 11 u. a. m.

3) A. č. III, 246 und österr.

4) Popravčí kniha panův z Rožmberka ed. Mareš, 27, 31 flg.

5) F. r. A. XXIII 266, 67.

6) XXXVII 426.

7) Bei Kaplitz.

8) Molerbauer bei Krummau.

9) F. r. A. XXIII, 267; A. č. III, 520.

10) Notizenblatt III, 442.

11) „Genealog. Beschreibung.“ zc. I. 315.

12) l. c. III, 212.

13) A. č. I, 42.

14) F. r. A. XXIII, 294.

15) Sedláček, III, 119.



Verstorbenen 1487 am 17. November das Gut Ruben an seinen Kanzler Wenzel um 600 ungarische Gulden.<sup>1)</sup> Den Hof Muscherad erstand am 23. Jänner 1492 Welfl von Kirchschlag von Dorothea, der Witwe des Andreas. Welfl überläßt ihn am 26. Jänner käuflich an Peter v. Rosenberg, der am 3. Februar zu Gunsten seines Kanzlers seinen Ansprüchen auf besagten Hof entsagt.<sup>2)</sup> So finden wir denn seitdem

Wenzel von Ruben (Wappenfigur: Oberkörper eines Negers, Helmzierde: Federbusch). Wenzel bekleidete in der Wende des 15. Jahrh. die Würde eines rosenbergischen Kanzlers. Sparsam wie er war, konnte er einige Güter in der Umgegend erkaufen. So erwarb er außer Ruben und Muscherad 1488 das Dorf Litschau,<sup>3)</sup> später von Siegfried v. Bernlesdorf das Dorf Pflanzen und einen Bauerhof in Umlowitz<sup>4)</sup> u. s. w. Seine Gattin Elisabeth gebär ihm nur eine Tochter Apollonia, die in das Klarissinenkloster zu Krummau eintrat. Der fromme Sinn, den seine Tochter damit kundthat, offenbarte sich auch am Vater durch zahlreiche Schenkungen, die er theils der Pfarrkirche St. Veit in Krummau, theils den Klarissinen daselbst, theils dem Cistercienserkloster in Hohenfurt zukommen ließ. So stiftete er an der Pfarrkirche St. Veit im Jahre 1489 mit Konrad, Ritter v. Petrovitz, Mathias v. Weverl und Georg Podlipstz aus Krummau eine Altaristenstelle beim Altare der heil. Maria Magdalena<sup>5)</sup> am 20. Juni 1508 eine solche beim Altare des heil. Hieronymus mit Gütern zu Litschau, Radischen und Loënitz;<sup>6)</sup> 1509 beim Altare der heil. Märtyrer; <sup>7)</sup> 1521 beim Altare aller Heiligen.<sup>8)</sup>

Für die Altaristen erwirbt er zwei Häuser; eines schenkt er den Kaplänen an der Krummauer Pfarrkirche zur Wohnung 1499,<sup>9)</sup> das andere weist er 1518 den von ihm gestifteten Altaristen S. Hieronymi SS. Martyr. et OO. SS. an und bestimmt, daß in der daselbst befindlichen Kapelle Conversionis S. Pauli jährlich bei 3 Messen für sein Seelenheil

1) XXIII, 294.

2) l. c. 361, 62.

3) Sedláček, III, 119.

4) Notizenblatt II, 356.

5) Trajer, Diöcese Budweis, 61.

6) l. c. und Notizenblatt III, 445; Litschau bei Beneschau, Radischen bei Pflanzen, Loënitz bei Johannisberg.

7) Trajer 61.

8) l. cit.

9) Trajer 62.



abgehalten werden sollen.<sup>1)</sup> Den Klarissinen, in deren Kloster, wie erwähnt wurde, seine Tochter eintrat, schenkte er 1506 am 12. März das Dorf Pflanz und einen Bauernhof in Umlowitz; diese Güter sollten, falls sie auf was immer für eine Art vom Klarissinenkloster veräußert würden, an das Dominikanerkloster in Budweis fallen.<sup>2)</sup> Außerdem bestimmte er, daß zu Lebzeiten seiner Tochter den Klarissinen, so oft der große Teich in Litschau gefischt werde, immer eine Tonne Fische gegeben werden solle.<sup>3)</sup> Dem Cistercienserstifte Hohenfurt endlich trat er am 12. März 1506 sein Gut Ruben und den Meierhof Muscherad ab; doch behielt er sich den lebenslänglichen Nutzgenuß für sich und seine Gattin vor. Zugleich bestimmte er wie oben den Anfall beider Güter an das Budweiser Dominikanerkloster im Falle etwaiger Veräußerung von Seite des Hohenfurter Stiftes<sup>4)</sup> — eine Bestimmung, zu deren Erfüllung sich der Budweiser Magistrat am Freitag nach Maria Himmelfahrt 1515 urkundlich verpflichtete.<sup>5)</sup>

Später verkaufte Wenzel auch seine Güter in Litschau an die Rosenberger.<sup>6)</sup> Wenzel von Ruben sollte aber sein Alter nicht ungestört genießen. In seinem Rechtlichkeitsgeföhle mag er den Peter von Rosenberg dazu bewogen haben, daß er seine Ansprüche auf die Goldenkroner Güter aufgab. Wir könnten es uns sonst nicht erklären, wie der Greis, der seinem Herrn so treu gedient hatte, von Heinrich von Rosenberg, als dieser das Erbe seiner Väter übernahm, volle dreiviertel Jahre gefangen gehalten wurde. Während dieser Zeit bemächtigte sich Heinrich Rubens, nöthigte die Leute Wenzels zur Unterthänigkeit und entlockte zuletzt vom Gefangenen das Siegel, das er dann zu seinen Zwecken mißbrauchte. Wenzel wurde erst nach dem Tode Heinrichs in Freiheit gesetzt und erklärte 1527 alle Briefe, die von Heinrich auf diese Weise mit seinem Siegel versehen waren, für gefälscht.<sup>7)</sup> Wenzel scheint sich später in Budweis aufgehalten zu haben.

1) l. c.

2) Notizenblatt II, 366.

3) Diese Schenkung wurde 1508, 20. Juni auf dem Prager Schlosse von Magister Ambrosius de Plzna, Dechanten der Prager Kirche und Administrator des Erzbisthums, bestätigt. (Notizenblatt II, 356.)

4) Siegfried Kühnweg: Diplomatarium Altovadense II und Isidor Proschko: Hohenfurt, 21.

5) l. c. 22.

6) Sedláček, III, 119.

7) Lib. confirm. und III, 34. Bekanntlich hat Peter von Rosenberg die königl. Pfandbriefe bezüglich Goldenkron zerrissen — „aus Unbedachtsamkeit“ hieß es später (F. r. A. XXXVII, 596); daß diese That aber gar wohl bedacht war,



Hier erteilte er am St. Veitstage 1530 dem Krättschmer aus Ruben das Bürgerrecht und andere Privilegien. Er starb in Krummau am 29. Jänner 1531, hochbejahrt.<sup>1)</sup> Ein Grabstein aus rothem Marmor am Krummauer Kirchhofe (am Portale der St. Veitskirche) zeigt heute noch seine letzte Ruhestätte.

Wenzel von Ruben zählte zu den gelehrtesten Männern seiner Zeit; rühmend erwähnt seiner Bohuslav v. Lobkowitz in seinen Briefen. Daß er auch schriftstellerisch aufgetreten ist, bezeugt Balbin.<sup>2)</sup> Die Hohenfurter Stiftsbibliothek besitzt einige Handschriften (Klassiker, Geschichte u. a.), die von ihm dem Stifte geschenkt wurden. Sie tragen sämtlich an der Deckelinnenseite das Distichon: „Autor constructae domus en me legat amicis; Grates nunc habeo Vencesilae pias.“

Was die Geschicke seiner ehemaligen Güter Ruben und Muscherad anbelangt, so ist nicht mehr viel zu erwähnen. Beide verblieben seit Wenzels Tode beim Cistercienserstifte Hohenfurt. Dieses verkaufte 1570 eine Wiese, die zum Rubner Gute gehört hatte, an die Klarissinen in Krummau.<sup>3)</sup> Im dreißigjährigen Kriege wurde Ruben öfters von Freund und Feind geplündert, zuletzt im September 1648 auch von den Schweden, die den Einwohnern alles Vieh raubten.<sup>4)</sup> Der Meierhof Muscherad wird schon im Hohenfurter Urbar von 1524 nicht mehr erwähnt. Zum Schlusse wollen wir hier ein Urbar des Gutes Ruben vom Jahre 1479, also aus der Zeit Andreas v. Nemyschl mittheilen.

### Ein Zinsregister des Gutes Ruben vom Jahre 1479.

Nach einer gleichzeitigen Handschrift der Hohenfurter Stiftsregistratur. 4 Blätter in Quart.

Au der letzten Seite stehen, wohl von Wenzels v. Rowna Hand die Worte: „Registrum Proventuum ex rure Rownensi, bona fide excerptum. Pro Coenobio Altovadensi, transmittitur; weiter unten die Jahreszahl 1479, wohl den Ursprung des Urbars bedeutend.

---

zeigt sein Testament vom 10./VI. 1521, in dem er auf Zurückgabe der Goldenkroner, Ostrover und Strahöver Güter an ihre rechtmäßigen Besitzer drang. Ein herber Schlag für die Herren von Rosenberg, wäre sein Wille geschehen!

1) Millauer, Necrolog. Altov. 1819.

2) „Bohemia docta“ ed. Raphael Ungar II, 292.

3) Proschko „Hohenfurt“ 25.

4) l. c. 48; um diese Zeit dürfte auch die Feste zerstört worden sein.



Das Register selbst ist tschechisch mit gegenüberstehender lateinischer Uebersetzung und lautet:

Woytiech Censuſ XXVI gr.

Zenczuow VIII messoros 8  
Senosiekuow III fenisecos 3  
Z chalup zenczuow III ex gaza messoros 4  
Brany II rastra 2  
Slepice III Gallinas 4  
Prziweſti owsa wozy III advehere Avenam currus 3  
Zita wozy III advehere Siliginem currus 3  
Poczty wanoczny XII ᳵ honorantia pro festo nativitatis Christi 12 ᳵ  
Desatek s gedne diediny Decimas ex uno agro.

Feyrer Censuſ XXVI gr. II ᳵ

Zenczuow XVI Messoros 16  
Senosiekuow III fenisecos 4  
Slepicz III Gallinas 4  
Brany III Rastra 4  
Prziweſti owsa wozuow VI Advehere de Avena curr. 6  
Zita VI Siligines currus 6  
Poczty wanocznie XXIII ᳵ honorantias pro festo nativitatis  
Christi 24 ᳵ

Jakesch Censuſ XXIII gr.

Z diediny od Moczeradu II gr. Ab agro ex moczerad 2 gr.  
Zenczuow VIII Messoros 8  
Senosiekuow II fenisecos 2  
Slepicz II gallinas 2  
Brany II Rastra 2  
Owsa prziweſti wozy III Avenam advehere currus 3  
Zita III Siliginis currus 3  
Poczty wanocznie XII ᳵ honorantias XII ᳵ  
Desatek z gedne diediny Decimas ex uno agello.

Pintar Censuſ XIII gr.

Censuſ z diediny od moczeradu III gr. Ez agro in moczerad 4 gr.  
Zenczuow VIII Messoros 8  
Senosiekuow II fenisecos 2  
Slepice II gallinas 2  
Owsa prziweſti III wozy Avenam advehere 3 currus



Zita III Siliginem 3 currus

Poczty wanocznie XII ↷ honorantia Nativitat. Dni XII ↷

Bira Censur XIII gr.

Zenczuow VIII Messores 8

Senosiekuow II fenisekos 2

Slepice II gallinas 2

Brany II Rastra 2

Owsa przywezti wozy III de Avena advehere currus 3

Zita wozy III de Siligine currus 3

Poczty wanocznie XII ↷ honorantias 12 ↷

Z e c h t a n XVII gr.

Zenczuow VIII Messores 8

Senosiekuow II fenisekos 2

Slepicz II gallinas 2

Brany II Rastra 2

Owsa przywezti wozy III Avenam adducere currus 3

Zita wozy III Siliginis currus 3

Poczty wanocznie XII ↷ honorantiam pro festo Nativitatis Christi 12 ↷

Marzijk XIII gr. Censur

Zenczuow VIII Messores 8

Senosiekuow II fenisekos 2

Slepice II Gallinas 2

Brany II Rastra 2

Owsa przywesti III wozy Avenam advehere 3 currus

Zita wozy III Siliginis 3 currus

Poczty wanocznie XII ↷ honorantia pro festo nativitatis Christi 12 ↷

Richtarz Censur X gr.

Po krczemneho X gr. A taberna 10 gr.

Zenczuow IIII Messores 4

Slepicy I Gallinam 1

Turnar Censur VII gr. V ↷

Zenczuow IIII Messores 4

Slepicy I Gallinam 1

Waczlaw Censur VIII gr.

Z luky od moczeradu III gr. Ex prato in moczerad 3 gr.

Zenczuow IIII Messores 4



Senosieka I fenisecum 1  
Slepicy I gallinam 1

Melecznar Census VIII gr. I ↷  
teez z luky II gr. Idem de prato 2 gr.  
Zenczuow VIII Messores 8  
Slepicza II Gallinas 2

Schmid Census XVIII ↷  
Z diediny od moczeradu I gr. Ab agro in moczerad 1 gr.  
Zenczuow IIII Messores 4  
Slepicy I gallinam 1

Waniek Census VIII gr. IIII ↷  
Z diediny od moczeradu I gr. De Agello in moczerad 1 gr.  
Zenczuow VI Messores 6  
Slepicz II Gallinas 2

Schneyder Census VI gr. IIII ↷  
Zenczuow IIII Messores 4  
Slepicy I gallinam 1

Wintrschuster Census III gr. VI ↷  
Zenczuow IIII messores 4  
Slepicy I gallinam 1

Rzehorz Census III gr. VI ↷  
Item a silva super agrum s. gr. pro festo Georgi 7 et pro festo Galli 7  
Zenczuow IIII Messores 4  
Slepicy I Gallinam 1  
Homines ex Prowold dant a pascuis 1 gr.

Molendinator Census XXII gr.  
Item de Agello censum 1 gr.

Et ad hoc obligatur molare aut molere (sic) Brasea quidquid  
necesse est, Sin minus tunc obligatur dare XXX gr.

---

## Schnauhübel.

Von Alois Gruschka.

Der Güte des Herrn Pfarrers Anton Tscherney in Schnauhübel  
verdanke ich die Kenntniß einiger älterer Formen des gewiß interessanten



Namens, die er den Pfarrmatriken von Nixdorf, beziehungsweise Zeidler entnommen hat. In einem Kaufvertrage von 1699 findet sich die Form Schnaubehübel; sie kehrt 1704 wieder, während sonst, und zwar schon in einem Contracte vom Jahre 1668, auffm Schnauhübe', 1667 an Schnauhübel (— hiebel, — hibel), aber 1696 Schnaue Hübel zu lesen ist. Die weiterhin oft begegnende Form Schnaw-Hübel mit vorhergehendem von, vom, auf den, auffm, aufen u. s. w. bietet nichts neues, und so müssen wir uns denn mit der uns erreichbar ältesten Form Schnaubehübel begnügen, aus der wohl zunächst Schnaue — dann unsere jetzige Form des Ortsnamens entstanden ist.

Der zweite Theil des Namens bietet der Deutung keinerlei Schwierigkeiten; das Förstemannsche Ortsnamenbuch, 2. Aufl. pag. 855 führt schon aus dem 9. Jahrhundert Belege für Ortsnamen vor, deren zweiter Theil hubil, huuil, d. i. Hügel ist.

Wie aber ist der erste Theil des Namens zu erklären? In dem bayerischen Wörterbuch von Schmeller-Fronmann, II., pag. 577 finden wir „die Schnauppen“ in der Bedeutung 1. Schnabel, Schnauze; verächtlich Mund. 2. Der schnabelförmige Theil einer Kanne. 3. Das unten spitz zulaufende Ende eines Schnürleibchens. 4. Unzügliche Rede. Sehen wir von der übertragenen Bedeutung des Wortes ab, so ergibt sich, daß bair. Schnauppen etwas schnabelförmig, spitz Zulaufendes bedeutet. Dem widerspricht nicht, wenn ein erfroren oder sonst schlecht Aussehender im bairischen „g'schnaupet“ (Schmeller-Fronmann a. a. D.) heißt, denn wir würden von einem solchen sagen, er sehe „spizig“ aus. — Das schwäbische Wörterbuch von Joh. Chr. Schmid kennt „Schnaupe“ f. in der Bedeutung Gofche (pag. 473), und Stalder, Schweiz. Idiotikon II, 340, führt außer Schnau m., Wort im Tone des Unwillens, „geschnauwig“ neben „schnauig“, mit Worten anfahren, heißig, an. Die beiden Adjectiva zeigen uns, daß an Stelle des obigen p (pp) auch w sich findet, und daß der Labiallaut überhaupt ausfallen kann. — Das bremisch-niedersäch. Wb. IV, 884 liefert uns snau in folgender Bedeutung: 1. „Schnauze, das hervorstehende Maul mit der Nase bei einigen Thieren, also Maul, Nase, Schnabel. Im uneigentlichen Sinn wird es von einigen leblosen Dingen, deren vorderstes Ende hervorragt, oder schmal oder scharf zugeht, gebraucht z. B. Schiffe sind up de snau gebaut, welche vorn spizig zulaufen.“ Ein solches Schiff heißt dann auch Snau-schip, holländisch snauw (das. pag. 885 und vgl. Kluge, Etym. Wb. 302). — Im holstein. Idiotikon von J. F. Schütze 4, 139 steht snau 1. in der Bedeutung von „Schnabel, was vorn eng und scharf zugeht. Schiffe, die leichter segeln und durchschneiden sollen,



werden up de Snaau gebaut, laufen gegen den Vorderstäben nicht rund und häuchtig, sondern schmal und scharf zu. 2. „Ein loses Maul“ und „snauen, afsnauen grob anfahren; ansnauen anfahren; umsnauen um sich beißen“ u. s. w. „snauisch zänkisch, beißig.“ Dieselbe Bedeutung wie das zuletzt genannte Wort hat das holländische snaauwachtig (Brem. Wb. IV. 886). Auch das brem. Wörterbuch liefert uns ein Verb snauen (IV. 885) in der Bedeutung „beißen, jemand ein beißendes Maul zuwenden: Der Hund snauet na mi; dann wird snauen auch von leblosen Dingen gebraucht, deren Schnabel oder Spitze nach der Seite gewandt ist z. B. de Balke snauet een beten to'r Rechten: der Balken wendet sich mit dem vordersten Ende ein wenig zur Rechten“.

Diese Bedeutung des Wendens, Drehens bezeugt uns bereits das Altnordische: snúa wenden, kehren, drehen; snúðhr stm. Windung, Wirbel; snúðhigr sich herumdrehend, wirbelnd, leicht beweglich, schnell; vgl. dän. snoe drehen, wickeln, winden. (Schade, Altd. Wb. 839 und Doornkaat, Ostfries. Wb. III. pag. 241 f.) Das goth. snivan (statt snivan) wie auch das agf. sneôvan sind nur in der Bedeutung gehen, fortgehen, kommen, eilen belegt; agf. sneôme rasch; snúd agilitas, celeritas, snúd agilis celer (Leo, agf. Gloss. 400; Schade a. a. O.; Kluge, Rom. Stammbildungs- § 185 und 221). Beide Bedeutungen, die des Wendens und die des Eilens, Gehens, berühren sich nahe; beiden liegt der Begriff der Fortbewegung zu Grunde. — Alle die oben angeführten Ausdrücke führen auf die gemeinsame Wurzel *snu* zurück.

Nach dieser langen Abschweifung kehren wir wieder zu unserem Schnauhübel zurück. Betrachten wir den Hügel, auf welchem es liegt und dem es den Namen verdankt, so ist seine Gestalt eine eigenthümliche, auffallende: er ist schnabelförmig gekrümmt — und diese seine Form dürfte ihren sprachlichen Ausdruck im Namen Schnauhübel erhalten haben. Stünden uns ältere Formen des Namens zu Gebote als das oben angeführte Schnaubehübel, so würden wir an Stelle des *b* ein *w* finden müssen; *b* tritt gern für *w* ein, und vielleicht soll dieses, wenn auch verkannt, in dem *f* der Form Schnaufhübel zum Ausdruck kommen, welche noch Jaroslauß Schaller in seiner Topographie des Königreichs Böhmen v. J. 1787 im IV. Bd. S. 221 neben Schnauhübel anführt. Im Dialecte heißt der Ort Schno<sup>n</sup> hübel; das *w* oder *b* ist ebenso verschwunden wie in Kro<sup>n</sup>e, Pfo<sup>n</sup>, gro<sup>n</sup>, blo<sup>n</sup>, Pro<sup>n</sup>; und dieser dialectischen Form entspräche dann wohl ein mhd. snouwe?

Ich kann übrigens unserem Ortsnamen einen sehr ähnlichen Namen an die Seite stellen, der allerdings als Personennamen zu nehmen ist, von



dem es aber außer allem Zweifel steht, daß er ursprünglich ein Ortsname und zwar der Name eines Berges ist. In dem Urkundenbuch des in der Graffschaft Wernigerode gelegenen Klosters Isenburg, herausgegeben von Ed. Jacobs, Halle 1877, Band II, pag. 450 erscheint ein zum Jahre 1482—1483 Hermannus Snauwenberch, und in einer Quittung vom 27. Mai 1525 (II, pag. 514) heißt es: van dem ersamen Hermenn Snawenberge dem jungen.

## Sagen aus dem südlichen Böhmen.

Von Franz Hübler.

### 42. Der Schatz im Dobřzer Schloß.

Nicht weit von Nepřiz erhebt sich ein kleiner Berg mit einer Ruine, am Fuße desselben liegt ein Dörfchen, Namens Dobřz. Das Schloß, dessen Ruinen noch da sind, soll von Bizka zerstört worden sein. Besucht man die Ruine, so kommt man im Innern derselben auf eine Thüre, die in den ehemaligen Weinkeller führt. Dieser ist sehr groß. Geht man recht tief hinein, so gelangt man zu einer zweiten Thür und hinter dieser ist ein finsterner Schlund, den Niemand zu betreten wagt.

Im Dorfe lebte vor langen Jahren ein frommes Weib, das immer den Rosenkranz mit sich trug. Ihm träumte einmal, es möge um Mitternacht in jenen dunklen Schlund gehen, dort würde es Schätze finden. Denselben Traum hatte es in der folgenden und dritten Nacht, außerdem ward ihm in der letzten noch befohlen, einen Geistlichen und einen andächtigen weltlichen Mann mitzunehmen; sie würde nacheinander auf zwei Thüren stoßen, welche von gräulichen Hunden bewacht würden, sie möge sich vor ihnen aber nicht fürchten, sondern nur beherzt weiter gehen, dann würde sie in einen großen Saal gelangen, in welchem um einen Tisch Ritter sitzen, obenan der Herr des Schlosses, über dessen Haupte ein Drache fliege. Diesen müsse sie ansprechen und um das Gold bitten, er würde es ihr auch geben. Die Frau erzählte dies dem Geistlichen. Er willigte ein, in Begleitung eines anderen frommen Mannes des Ortes mitzugehen. Nachdem sie sich mit einem Kreuzfuge und mit Weihwasser versehen hatten, gingen sie um Mitternacht in das Schloß. Sie fanden auch die erste Thüre von einem Hunde bewacht, der sich jedoch nicht rührte. Bei der zweiten Thüre löschte aber das Licht aus und sie mußten wieder umkehren. In



der folgenden Nacht träumte jedoch dem Weibe wieder, sie möge noch einmal hingehen, diesmal aber allein. Sie that es auch und gelangte, mit Rosenkranz und geweihtem Wasser versehen, glücklich bis in den Saal, wo um den mit Schätzen bedeckten Tisch die Ritter saßen. Als sie nun vom Schloßherrn das Geld verlangte, weigerte er sich, es zu geben. Da besprengte sie ihn mit Weihwasser, und sofort war er mit den Anderen verschwunden. Am Tische waren aber mehrere Schüsseln mit Gold zurückgeblieben, da sie von dem Weihwasser berührt worden. Sie nahm eine davon mit sich fort und ließ von der Hälfte des Geldes zwei Kirchen bauen, eine in Dobřz und eine in Wakau.

---

## Mittheilungen der Geschäftsleitung.

---

### Nachtrag zum Verzeichniß der Mitglieder.

Geschlossen am 1. Juli 1886.

#### Stiftende Mitglieder:

- Herr Dr. **Kaizerowsky W.**, k. k. Gymnasial-Professor in Leitmeritz.  
" **Liebig** Theodor, Freiherr von, Fabriksbesitzer in Reichenberg.  
" **Oswald Graf von Chun-Hohenstein**, k. k. Kämmerer, Herrschaftsbesitzer etc. in Prag.

#### Ordentliche Mitglieder:

- Herr **Ghinger** Adalbert, Fabriksbesitzer in Oberlangenau bei Hohenelbe.  
" **Lederer** Philipp, Kaufmann in Prag.  
" **P. Mannl** Oswald, k. k. Gymnasial-Professor in Pilsen.  
" **Schnieger** Joseph, Privatier in Zwodan.  
" **Sauer** August, Dr., k. k. Universitäts-Professor in Prag.



# Mittheilungen

des

## Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XXV. Jahrgang. *Celz*

Redigirt von

Dr. Ludwig Schlesinger.

Nebst der

### literarischen Beilage.

Prag 1887.

Im Selbstverlage des Vereins und in Commission bei H. Dominicus  
für die Oesterreichisch-Ungarische Monarchie.

Leipzig und Wien.

In Commission bei F. A. Brockhaus.





Mittheilungen des Vereines  
für  
Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von  
Dr. Ludwig Schlesinger.

---

Fünfundzwanzigster Jahrgang.

Zweites Heft. 1886/7.

---

Gindely's „Waldstein“.<sup>1)</sup>

Von Dr. Hermann Hallwich.

I.

Es war am 2. Januar 1862, somit vor nahezu fünfundzwanzig Jahren, als Dr. Anton Gindely, nachdem er sich, eigener Aussage gemäß, „durch drei Jahre mit dem Studium in- und ausländischer Archive für die Zeit von 1600—1648 beschäftigt“ hatte, der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien den Antrag vorlegte, „das sämmtliche von ihm aufgefundenene historische Material veröffentlichen zu wollen.“ Zur Begründung dieses Antrages wurde betont: „die ganze Quellsammlung soll einen Kanon für die Geschichte von 1600—1648 bilden und die Einwirkung jedes Staates auf die allgemeinen Ereignisse soll erschöpfend aus den verschiedenen Archiven dargestellt werden.“ Der Umfang der Publication war auf zwölf Bände berechnet. Dem Schlusse der Arbeit gedachte der Herausgeber ein Verzeichniß aller Quellenpublicationen über die Zeit von 1600—1648, „mögen sie welcher Nation immer angehören,“ beizufügen, „damit es“ — so meinte der Antragsteller — „auf diese Weise für die erwähnte Zeit nicht so sehr Geschichtsforscher als nur noch Geschichtsschreiber zu geben

---

1) Anton Gindely, „Waldstein während seines ersten Generalats im Lichte der gleichzeitigen Quellen 1625—30.“ Obwohl dieses Buch in diesen Blättern bereits ausführlich besprochen worden ist, so glaubt die Redaction unsern Lesern die Beurtheilung desselben von Seite einer in der Wallensteinfrage anerkannten Autorität nicht vorenthalten zu sollen, zumal der Herr Verf. für seine Ausführungen in Sache und Form die vollste Verantwortung übernimmt.     Ann. d. Red.



Mittheilungen des Vereines  
für  
Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von  
Dr. Ludwig Schlesinger.

---

Fünfundzwanzigster Jahrgang.

Zweites Heft. 1886/7.

---

Gindely's „Waldstein“.<sup>1)</sup>

Von Dr. Hermann Hallwich.

I.

Es war am 2. Januar 1862, somit vor nahezu fünfundzwanzig Jahren, als Dr. Anton Gindely, nachdem er sich, eigener Aussage gemäß, „durch drei Jahre mit dem Studium in- und ausländischer Archive für die Zeit von 1600—1648 beschäftigt“ hatte, der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien den Antrag vorlegte, „das sämmtliche von ihm aufgefundenene historische Material veröffentlichen zu wollen.“ Zur Begründung dieses Antrages wurde betont: „die ganze Quellsammlung soll einen Kanon für die Geschichte von 1600—1648 bilden und die Einwirkung jedes Staates auf die allgemeinen Ereignisse soll erschöpfend aus den verschiedenen Archiven dargestellt werden.“ Der Umfang der Publication war auf zwölf Bände berechnet. Dem Schlusse der Arbeit gedachte der Herausgeber ein Verzeichniß aller Quellenpublicationen über die Zeit von 1600—1648, „mögen sie welcher Nation immer angehören,“ beizufügen, „damit es“ — so meinte der Antragsteller — „auf diese Weise für die erwähnte Zeit nicht so sehr Geschichtsforscher als nur noch Geschichtsschreiber zu geben

---

1) Anton Gindely, „Waldstein während seines ersten Generalats im Lichte der gleichzeitigen Quellen 1625—30.“ Obwohl dieses Buch in diesen Blättern bereits ausführlich besprochen worden ist, so glaubt die Redaction unsern Lesern die Beurtheilung desselben von Seite einer in der Wallensteinfrage anerkannten Autorität nicht vorenthalten zu sollen, zumal der Herr Verf. für seine Ausführungen in Sache und Form die vollste Verantwortung übernimmt.     Ann. d. Red.



brauche." — Die Akademie beschloß, „die Herausgabe dieser Sammlung auf ihre Kosten zu übernehmen.“

Die Herausgabe unterblieb; es wurde meines Wissens niemals bekannt gegeben, warum sie wieder fallen gelassen werden mußte. Wer jemals auch nur eines unserer großen Archive, wie das Reichsarchiv oder das Haus- und Staatsarchiv in München, das Haupt-Staatsarchiv in Dresden, näher kennen gelernt mit ihren tausend und aber tausend Urkunden-Fascikeln, speciell zur Geschichte der Jahre 1600—1648, der wird das begreiflich finden. Der Gedanke eines jungen Gelehrten, nach dreijährigem Studium in- und ausländischer Archive eine Quellenammlung zu Stande zu bringen, die sich als einen „Kanon für die Geschichte von 1600—1648“ bezeichnen ließe, war eine Thatetät so haarsträubender Art, daß sie nur noch von der Ungeheuerlichkeit überboten werden konnte, auf solche Art dafür sorgen zu wollen, daß es „für die erwähnte Zeit nicht so sehr Geschichtsforscher als nur noch Geschichtsschreiber zu geben brauche.“

Immerhin schien es beklagenswerth, daß die Absicht Gindely's, soweit sie ernst zu nehmen war, nicht realisiert wurde. Und gewiß wäre es heute um die Frage, auf die es hier augenblicklich ankommt, besser bestellt, als dies thatsächlich der Fall ist: die immer wiederkehrende, weil unerschöpfliche, anfänglich auch von Gindely sogenannte Wallensteinfrage, zu deren „Lösung“ er schon an jenem 2. Januar 1862 einige Andeutungen gab. „Wallenstein hatte nach seiner Absetzung zu Regensburg entschieden die Absicht, sich am Kaiser zu rächen,“ so behauptete Gindely damals. Jetzt greift er über den Tag von Regensburg weit zurück und bietet — nicht mehr der Wiener Akademie sondern der Lesewelt überhaupt — ein zweibändiges Quellenwerk unter dem Titel: „Wallenstein während seines ersten Generalats im Lichte der gleichzeitigen Quellen 1625—1630“ (Prag und Leipzig, F. Tempsky und G. Freytag, 1886).

Ich wiederhole: Schade, daß Gindely's „Kanon für die Geschichte von 1600—1648“ nicht bereits vor einem Vierteljahrhundert in Druck gelegt wurde. Sein „Wallenstein“ wäre entweder nie geboren worden oder er hätte schon längst wieder das Zeitliche gesegnet. Nun bleibt nichts übrig, als mit ihm zu rechnen, das heißt ihm näher zu treten und mit Gewissenhaftigkeit zu untersuchen, wer oder was uns denn hier als „Wallenstein . . im Lichte der gleichzeitigen Quellen“ vorgeführt werden will. Ich denke diese Untersuchung anderwärts umständlich und quellenmäßig anzustellen. Man bescheide sich vorläufig, hat man des offenbarten neuen Geistes — „einen Hauch verspürt.“

Gindely, der Geschichtsschreiber des dreißigjährigen Krieges, bekennet ohneweiters schon im „Vorwort“ seines neuesten Buches, er gehöre „zu



den Anklägern Waldstein's." Zudem er diesen Standpunkt in den künftigen Bänden seines umfangreichen kriegsgeschichtlichen Werkes einzunehmen denkt, erkennt er die Nothwendigkeit, „die noch unbekanntem Beweise der Oeffentlichkeit zu übergeben.“ Dabei befaßt er sich „noch nicht mit der eigentlichen Schuldfrage.“ Doch sollen seine Actenstücke klarlegen, wie Wallenstein „zu seinem riesigen Vermögen und zu dem Posten als Obergeneral gelangte, auf welche Weise er sein Heer verpflegte, wie er nicht bloß das Reich ausbeutete, sondern auch dem Kaiser große Zahlungen abnöthigte, wie unter der von ihm geduldeten Zuchtlosigkeit der Truppen die Verwüstung um sich griff, wie er absichtlich den Ruin der Ligisten herbeizuführen suchte und auf welche Weise er in den Besitz von Sagan und Mecklenburg gelangte; endlich soll auch erörtert werden, ob die Anklagen, daß er sogar nach der Kaiserwürde gestrebt habe, auf bloßer Verleumdung oder auf Wahrheit beruhen.“ . . . Gewiß ein vielverheißendes „Vorwort.“

Dem Vorwort folgt als Einleitung ein Capitel „Neuere Literatur über Waldstein.“ Dasselbe bietet absolut nichts Neues bis auf die originelle Zusammenstellung von Namen wie „Aretin, Hurter, Ranke und Gädcke“ einerseits und „Förster, Schebek, Hallwich und Bielek“ andererseits. Wahrlich, der Altmeister deutscher Geschichtschreibung, als welcher Ranke denn doch auch von einem Gindely anerkannt werden muß, hat sich sein ganzes, reiches Leben lang in besserer Gesellschaft bewegt, als die ihm nun im Tode zugewiesen werden will. Um nicht persönlich zu werden, was mir vollständig ferne liegt, lasse ich alle Bemerkungen Gindely's betreffs meiner eigenen Stellung in der Wallenstein-Literatur grundsätzlich außer Spiel.

Obgleich sich Gindely, wie gesagt, „noch nicht mit der eigentlichen Schuldfrage“ Wallenstein's befaßt, so glaubt er doch, „daß wohl die Zeit gekommen sein dürfte, welche ein Endurtheil ermöglicht.“ Die ganze Frage erscheint ihm als Sisyphusarbeit. „Wenn ich es trotzdem wage,“ fügt er hinzu, „und mich der voreiligen Hoffnung hingebende, die Wagschale endgiltig nach einer Seite sinken zu machen, so liegt dies in dem Gange und dem Resultate meiner Studien.“

Er fährt in seinem Bekenntniß fort: „Ich wollte mich ursprünglich nicht mit einer Biographie Waldstein's beschäftigen, sondern (habe?) nur die Geschichte des dreißigjährigen Krieges nach allen seinen Beziehungen zum Gegenstande meiner Studien gemacht und im Rahmen derselben meine Aufmerksamkeit auf den berühmten General gerichtet. Bei diesen weiter aussholenden Untersuchungen sind mir eine bedeutende Anzahl wichtiger Actenstücke in die Hände gekommen, die der Aufmerksamkeit der sich nur



mit Waldstein beschäftigenden Forscher entgangen sind und die im Vereine mit den bereits bekannten Schriftstücken in mir die Ueberzeugung von der Schuld Waldstein's begründet haben." Ob nicht Wallenstein trotzdem „seine Panegyriker finden und ihm kein freiwilliger sondern höchstens ein aufgezwungener Verrath zur Last gelegt werden wird," diese Nebensache läßt Gindely — „dahingestellt." Auf alle Fälle will er sich selbst auch von Aretin, Hurter, Ranke und Gädcke „unterschieden wissen," und zwar insofern er die von Wallenstein „beabsichtigte Preisgebung der kaiserlichen Interessen und die angestrebte eigene Erhöhung" nicht erst von einer Entschließung des „Verräthers" im Jahre 1633 datirt, sondern „als das Resultat seiner vielfährigen Laufbahn" betrachtet — um Alles in einem einzigen lapidaren Satze zu sagen, Gindely will in vorliegenden Büchern den Beweis für die Behauptung erbringen: „In den fünf Jahren seines ersten Generalates bildete sich Waldstein zum Verräther heran."

Das klingt auf den ersten Ton, wie offenbar beabsichtigt, frappant genug, frappirt aber nicht, da es wiederum nicht neu, denn ungefähr sagt das Herr Hurter auch — „nur mit ein bischen anderen Worten." Nach Friedrich Hurter war Wallenstein zwar kein Verräther, doch ein „Rebell", und zwar sozusagen vom Mutterleibe an. Man vergleiche dessen Vorwort in dem Buche „Zur Geschichte Wallenstein's" (1855); das genügt. (Die diesem Vorwort angehängten zweihundert Blätter oder wohl gar die Lectüre von „Wallenstein's vier letzte Lebensjahre" mag sich füglich Jeder sparen.)

Auch Hurter wollte „von dem bisher Angenommenen, auch wohl bloß Behaupteten, weit abweichende Beiträge" liefern: ebenfalls lediglich „das Resultat dessen, was der Verfasser in den verschiedenen Archiven gefunden hat." Und da er vornehmlich aus derselben Quelle schöpfte wie Gindely, so liegt es nahe, daß sich die Resultate Beider ziemlich decken.

Ein wesentlicher Unterschied waltet zwischen Beiden ob: Gindely bietet nicht nur das Resultat seiner Quellenforschungen sondern auch zum großen Theile diese Quellen selbst und erleichtert dadurch die Controle. Und die Quellen?

Sie sind nach seiner Eintheilung dreifacher Art: officiële Actenstücke, Gesandtschaftsberichte und Privatbriefe. Zu Jenen zählt er die Protokolle des Wiener Geheimen Rathes, der jeweiligen Sigatage und der Kurfürsterversammlungen, sowie die Correspondenzen der dabei betheiligten Personen. Sie bilden den mäßigen Grundstock der ganzen Publication. Den weitaus meisten Umfang nehmen die Gesandtschaftsberichte in Anspruch: Depeschen der spanischen und Brüsseler Gesandten, der päpstlichen Nuntien, der fran-



zösischen und venetianischen, vor Allem aber der Gesandten der deutschen Kleinstaaten, insbesondere jener von Baiern, Sachsen und Brandenburg. Einen verschwindend geringen Raum beanspruchen die hin und wieder eingestreuten „Privatbriefe.“

Eines muß bei der ersten Uebersicht dieser Quellen wohl jedem Laien auffällig erscheinen. Der Biograph Wallenstein's basirt sein biographisches Werk zunächst auf amtliche Protokolle, zumeist auf Gesandtschaftsberichte, zuletzt auf Privatbriefe — Briefe sogar der obscursten Privatpersonen: nur nicht auf Wallenstein's eigene Correspondenz. Dieser Schatz bleibt beinahe gänzlich unberührt. Aus der Zeit von fünf Jahren hat Gindely kaum fünf bisher nicht bekannte Schreiben Wallenstein's mitzutheilen. Das macht fast den Eindruck, als wäre der Biograph bei seinen Studien solchen Schriftstücken absichtlich aus dem Wege gegangen.

In dieser Annahme wird man bestärkt, wenn erwogen wird, wie sich Gindely dem bisher bereits gedruckten Briefwechsel Wallenstein's gegenüber verhält, der für ihn gleichfalls soviel wie gar nicht vorhanden. Ich spreche nicht von Londorp, Rhevenhiller, Theatrum europaeum &c., die allerdings nur „officielle“ Schreiben Wallenstein's enthalten. Wer aber wüßte nichts von den vielen, meist eigenhändigen und durchaus vertraulichen Briefen desselben Mannes, die seit den Dreißiger Jahren durch Zober, v. der Decken, Förster, Arctin, Chlumecly, Lorenz, Tadra u. A. m. publicirt worden? Von ihnen allen findet bei Gindely wenig mehr als ein Duzend auch nur beiläufige Erwähnung — angeblich, doch irrig, weil die wichtigeren von ihnen, insbesondere bei Förster, den Jahren 1631—1634 angehören, „also außerhalb des Rahmens des gegenwärtigen Werkes fallen.“ . . . Die Zahl der Wallenstein'schen Briefe speciell aus der Zeit von 1625—1630 beläuft sich bei Förster und Chlumecly allein auf mehr als sechshundert (bei Tadra auf 224).

Dazu kommt ein Zweites. Gindely weiß sehr genau, daß gerade Privatbriefe „mitunter den höchsten Werth“ besitzen, „weil sie uns das Innere des Schreibers ohne jede Verhüllung zeigen.“ Ist das im Allgemeinen richtig, so ganz unstreitig bei einer Persönlichkeit wie Wallenstein. In seiner äußeren Erscheinung, seinem Thun und Lassen Allen ein Räthsel, ist er in seinen vertraulichen Briefen die Offenheit selber. Rückhaltlos, ja mit Ungestüm gibt er den tiefsten Gedanken und Empfindungen raschen und bündigen Ausdruck. Man merkt sofort an jeder Zeile, daß, der sie auf's Papier geworfen, zuvor nicht lange an der Feder gekaut hat. Hier gibt er sich selbst, seine Seele, sein allen Regungen der Neigung und des Hasses nur allzuleicht zugängliches, großes Herz. Wer solche Blätter ver-



schmäht, der gesteht damit unumwunden zu, er hat an ihrem Schreiber, seinem Helden, kein psychologisches Interesse; ihm handelt sich's nicht um das Wesen, sondern um bloße Aeußerlichkeiten. Es ist nicht nöthig, das weiter zu begründen.

Und noch ein Drittes. Die übergroße Mehrzahl der von Gindely mitgetheilten Materialien besteht, wie gesagt, aus Gesandtschaftsberichten. Niemand wird solchen Berichten eine gewisse Bedeutung streitig machen; man kann sogar zugestehen, „bezüglich der darin angedeuteten Absichten der betreffenden Fürsten und Regierungen sind sie meistens unanfechtbare Zeugen, weil sie als Bekenntnisse von Freunden und Angehörigen anzusehen sind.“

— Was würde man aber beispielsweise dazu meinen, wenn heute irgend ein sogenannter Historiker es unternähme, ein Stück Biographie etwa Friedrich's des Großen oder sagen wir Bismarck's auf Grund der jeweiligen Berichte österreichischer, französischer und sonstiger Gesandten am Berliner Hofe zu schreiben! Und steht hier die Sache um vieles besser? — Können die Herren Osóña, Aytóna und de Castro, die Cardinäle Caraffa und Ballotto, Graf Wahlenberg und Mr. Manchot auch in Bezug auf die Absichten Wallenstein's als „unanfechtbare Zeugen“ gelten? Weiß denn nicht jeder Gebildete, und wüßte er's erst aus dem trefflichen Buche Gregorovius' „Urban VIII. im Widerspruch zu Spanien und dem Kaiser,“ daß der damalige Papst eine dem Kaiser feindselige Politik befolgte? Konnte, ja durfte sein Nuntius in Wien über den kaiserlichen Feldherrn, je wirksamer Dieser für die Machtstellung seines Monarchen eintrat, mit einer besonderen Befriedigung hierüber nach Rom berichten? Kennt Gindely nicht die von gar kräftigen Belegen gestützte Klage der Spanier, „daß Urban das Haus Oesterreich erniedrigen, ihm die Krone des Reiches entreißen wolle, um dieselbe an das ehrgeizige Baiern zu bringen?“ Wie darf er angesichts dessen glauben machen wollen, „wenn die Nuntien nicht offen mit dem Hofe“ — dem österreichischen Hofe — „sympathisirten, bewahrten sie mindestens eine wohlwollende Neutralität?“ — Brauche ich auszuführen, welche notorisch antikaiserliche Politik die Republik Venedig in den Jahren 1625 bis 1630 befolgte? Dann müßte allerdings dergleichen auch erst von Frankreich nachgewiesen werden.

Und die Gesandten der deutschen Fürsten! Den bairischen voran, waren sie alle darüber im Klaren und konnten sie vom ersten Schritt an, den Wallenstein als selbständiger kaiserlicher Heerführer in's Reich that, keinen Augenblick zweifeln, daß sie geschworenen Feinden, Todfeinden dieses Heerführers dienten. Wir wissen, nur Gindely will es nicht wissen, denn er kennt auch nicht unseren wackeren Ottokar Lorenz: „die katholische



Liga hatte zwar vom Kaiser Hilfe und Unterstützung erbeten; daß es aber möglich wäre, daß ein selbständiges kaiserliches Heer von solcher Kraft und Größe (wie es Wallenstein aufstellte) unter einem selbständigen Kriegshaupt im Felde erscheinen könne, dies hatte man nicht erwartet." Und wohl Niemand war von vornherein besser davon unterrichtet als Wallenstein, was er von jener Liga der deutschen Fürsten als treuer Diener seines Herrn zu gewärtigen habe. Konnte doch selbst das Haupt der Liga in seinem „Congratulations schreiben“ an den neuernannten Herzog-Generalsimus den Groll über dessen Ernennung nur schlecht verbergen, daß Dieser wieder sich nicht enthalten konnte, darüber schriftlich zu äußern: „Ich vermerk draus, daß ihm nicht wohl beim Handel ist. . . .“

So viel oder wenig an dieser Stelle über Gindely's „Quellen“, mit deren Hilfe er sich der eingestandenermaßen „voreiligen“ Hoffnung hingibt, in der Wallensteinfrage „die Wagschale endgiltig nach einer Seite sinken zu machen.“ Von vornherein kann Niemand im Zweifel sein, hier Wallenstein nicht „im Lichte der gleichzeitigen Quellen“ überhaupt sondern lediglich im Lichte ganz bestimmter, zum größten Theil unstreitig partiischer, tendenciöser „Enthüllungen“ geschildert zu sehen und darum selbstverständlich auch gar nicht „im Lichte“ sondern durchwegs im tiefsten Schatten: nur grau in grau oder vielmehr schwarz in schwarz. Unwillkürlich dürfte sich Mancher der Worte erinnern, die schon vor Jahren von berufenster Seite ausgesprochen worden: „Gindely beschreibt die Vorgänge nicht nach dem Maße ihrer Wichtigkeit sondern lediglich nach dem Ergebnisse seiner Funde in den Acten. Die innere Verbindung der Ereignisse geht ihm, da er gedruckte Resultate selten oder gar nicht benützt, verloren; was er bietet, sind ausschließlicly verarbeitete Actenexcerpte.“ . . .

## II.

Hiermit können und sollen nur wenige lose Proben zur Erhärtung des Gesagten geboten werden. Ich beginne mit dem Capitel „Ernennung Waldstein's zum Oberanführer des kaiserlichen Heeres.“ Schon hier liefert Gindely ein drastisches Beispiel der Voreingenommenheit, ja Verbissenheit zu Gunsten seiner allein glaubwürdigen Gesandtschaftsberichte. Ihnen zu Liebe müssen feststehende, anerkannte Facta geradezu geopfert werden.

Ein Anderer als Gindely hat vor zwei Jahren das Document veröffentlicht, wornach Wallenstein am 7. April 1625 officiell in aller Form verständig wird, daß ihn der Kaiser zu seinem General oder, wie für's Erste der technische Ausdruck gewählt wurde, „zum Capo über alles Thro Volk, so dieser Zeit im heiligen römischen Reich und Niederland vorhanden



oder noch dahinwärts geschickt und abgeordnet werden möchte, gnädigst benannt und fürgenommen habe." Datum und Inhalt können von Gindely nicht geleugnet werden. Allein die Aussagen der päpstlichen, venetianischen und bairischen Gesandten stimmen damit nicht überein; besagte Herren haben noch am 16. April von dieser Ernennung keine Kenntniß; man hat ihnen vielmehr um dieselbe Zeit gesagt, daß Wallenstein in die Dienste Spanien's treten soll. Das reicht für Gindely vollkommen aus, trotz jenes Diploms schlankweg zu erklären (I, 46), „daß man sich bis zum 16. April in Wien noch nicht entschlossen hatte, die Dienste Waldstein's für sich selbst in Anspruch zu nehmen." Er bedenkt nicht den klaren, unzweideutigen Wortlaut des entscheidenden Documentes; er erwägt nicht, welches Interesse man am Wiener Hofe hatte und haben mußte, das Geheimniß jener vollzogenen Thatfache vom 7. April vorläufig, namentlich Baiern gegenüber, zu wahren; er übersieht alle Berufungen späterer Acte auf jenes erste Document, ohne welches diese Berufungen sämmtlich in der Luft hängen bleiben —: Dr. Leuker, der bairische Gesandte, in Gindely's Augen ein „classischer Zeuge" (I, 46), konnte nicht irren; er war im Gegentheile unfehlbar; und wußte er nichts von einem Factum, so gilt dieses Factum eben nichts — auch wenn er im Augenblicke des Ereignisses, wie im vorliegenden Fall, gar nicht zur Stelle war. Dr. Leuker kam nämlich erst nach Wien, als Wallenstein seine Ernennung zum kaiserlichen Truppen-capo schon in der Tasche hatte.

Und nun ein zweites Exempel, am besten gleich aus demselben Capitel, um Gindely's Verhältniß zu den schon „gedruckten Resultaten" zu beleuchten. Am 27. Juni 1625 erhält Wallenstein als „Capo" der schon vorhandenen und noch zuwerbenden kaiserlichen Soldatesca eine ausführliche Instruction. Vier Wochen später, am 25. Juli, erläßt der Kaiser ein offenes Patent, mit welchem er Wallenstein seinem Heere als „General" vorstellt, und am selben Tage wird Dieser durch den Hofkriegsrath verständigt, daß ihm der Kaiser als seinem „General" ein bestimmtes Gehalt, u. zw. „zur monatlichen Unterhaltung . . . per Pausch für sich und zu Versehung der hohen Aemter zweitausend Gulden rheinisch zu reichen resolvirt und im Kriegszahlamt unter Einem bereits auch Anordnung gethan." Und Gindely? Er sagt (I, 56): „Ob in dem uns (d. h. ihm) nicht bekannten Ernennungsdecret Waldstein's zum General von einem Gehalt die Rede war, wissen wir selbstverständlich nicht anzugeben. Wir möchten vermuthen, daß ihm nur Versprechungen bezüglich seiner schließlichen Entlohnung gemacht wurden und daß dieser Gegenstand jetzt (1625) unerledigt blieb." Diese „Vermuthung" wird ihm später zur Gewiß-



heit; der positiven Gewißheit aber wird sofort wieder eine neue Vermuthung angehängt, indem er meint (I, 369): „Bei Gelegenheit der Uebernahme des Obercommandos im Jahre 1625 war von keinem Gehalt die Rede, vielleicht darum nicht, weil es sich von selbst verstand, daß ihm derselbe Gehalt wie anderen Oberanführern der kaiserlichen Truppen, nämlich 3000 Gulden monatlich angewiesen werden sollte.“ — Auch die zweite Vermuthung muß Gindely noch etwas später, im zweiten Bande seines Werkes, wieder über Bord werfen, nachdem er endlich belehrt worden, daß das fragliche Decret mit seiner ziffermäßigen Angabe allerdings bereits gedruckt vorliege, in einem Buche, „das wir“ — wie Gindely im gewohnten pluralis majestaticus sich entschuldigt (II, 330) — „erst bei der Abfassung dieses zweiten Bandes zur Hand genommen haben.“ — Ist das Entschuldigung genug?

Nicht immer hat Gindely die eigene Unkenntniß des jedem Anderen längst Bekannten hinterdrein auch bemerkt und in seiner Weise gutzumachen gesucht. Sein Lieblingsthema ist die sonst in biographischen Werken, die außerhalb der Finanzwelt liegen, eben nicht maßgebende Geldfrage. Und, sonderbar genug, in dieser Stärke zeigt er auch seine ganze Schwäche, wie wieder nur an einem einzigen Fall beiläufig gezeigt werden soll. Immer und immer wieder kommt Gindely, oft an ganz unpassender Stelle, als auf das hauptsächlichste Moment, auf die Contributionen zurück, die Wallenstein zur Erhaltung seines Heeres eintrieb. Daß der Kaiser kein Geld dazu hergab, daß vielmehr eben Wallenstein nach den Worten des Kaisers „die darauf gehende Spesa, Uns zu gehorsamsten Ehren, über sich genommen“ hatte, selbstverständlich gegen Wiedererstattung, die aber offenbar nicht von Wien her zu erhoffen war: das ist für Gindely nicht der Rede werth. Er stellt sich vielmehr selbst die Frage (I, 57), ob durch die (im Jahre 1625) von Wallenstein erhobenen Contributionen „nicht eigentlich alle Ansprüche der Soldaten getilgt wurden?“ Er gibt auch gleich selbst die Antwort auf diese Frage, indem er sagt: „Wir erwidern, daß die Contributionen nirgends gebucht wurden, nirgends eine Verrechnung zwischen den berechtigten Forderungen der Soldaten und Officiere und dem, was ihnen zu Theil geworden war, stattfand.“ . . .

Wie ein rother Faden geht durch Gindely's Erzählung, wenn bei ihm überhaupt von einer „Erzählung“ die Rede sein kann, dieser Vorwurf. So heißt es (I, 154): „Als Tilly den Sieg bei Lutter am Barenberge über Christian IV. erfocht, wurde Waldstein von der Angst erfaßt, daß der Dänenkönig einen Frieden schließen könnte, bevor er selbst seinen Lohn vom Kaiser empfangen haben würde. . . . Aus diesem Grunde rief er nach



der Schlacht bei Lutter seine Truppen von Tilly ab." Am schärfsten aber bringt Gindely denselben Vorwurf zum Ausdrucke gelegentlich der Frage der Ueberlassung eines Theils der Friedländischen Truppen an Maximilian von Baiern im Frühjahr 1627. Sie hatte angeblich keinen anderen unmittelbaren Zweck als „die baldige Beendigung des Krieges.“ Wallenstein war gegen die Willfähring der Bitte Maximilian's. Und warum? Die Aufklärung lautet nach Gindely (I, 189): „Wenn der König von Dänemark, durch Tilly gedrängt, Frieden schloß, so war die Bezahlung der Truppen dem Reiche und dem Kaiser anheimgestellt, dann würde man die erhobenen Contributionen berechnet und gefunden haben, daß man dem Heere oder wenigstens dem Führer desselben nichts schuldig sei, und Wallenstein würde mit seinem Wunsch nach einer glänzenden Erhöhung seines Ansehens durchgefallen sein.“ (S. auch II, 339.)

Wohl selten wurde gegen einen großen Todten eine empörende Verdächtigung nach zwei verschiedenen Seiten hin mit größerem Leichtsinne ausgesprochen. Die Contributionen Wallenstein's wurden „nirgends gebucht“; mit Soldaten und Officieren fand „nirgends eine Verrechnung“ statt, und dieselbe Rechnung, die nirgends angestellt wurde, ergab, daß man dem Heere oder wenigstens dem Führer — „nichts schuldig sei.“ — Woher weiß Gindely, daß jene Contributionen „nirgends gebucht,“ daß mit Soldaten und Officieren „nirgends“ Abrechnungen gehalten wurden? Ist ihm unbekannt, daß es, wie in jedem anderen Heere, auch bei der Friedländischen Armee gewisse Rechnungsbeamten gab? Hat er nie etwas von Zahlungs- und Quartier-Commissarien gehört? Weiß er nichts von Muster-schreibern u. dergl.? Nichts von der Bestallung eines „Obersten Muster-, Zahlungs- und Quartierungs-Commissarius“ Johann Aldringen, der eben 1625 seines Amtes gewaltet? Hat er jemals einen Blick in die Bestallungen dieser Officiere gethan? Hat er in ihre Papiere irgend einmal genaue Einsicht genommen? Oder auch nur in ihre Rechnungen, soweit sie das Kriegs-Archiv in Wien und insbesondere die Registratur unseres Reichskriegsministeriums aufbewahrt hat? Wie lautet die Summe, die er für 1625 oder 1627 herausgebracht? —

Kennt er das Alles aber nicht — es ist nicht Jedermann's Sache, das zu kennen — wie kommt er dazu, sich ein Urtheil über solche Dinge anzumaßen? Und hat er nicht selber einen in diesem Fall wirklich „classischen Zeugen“ gegen seine Verdächtigungen angeführt? Niemand wird leugnen, daß Vater Lämmermann, der kaiserliche Beichtvater, als Entlastungszeuge Wallenstein's von Gewicht erscheint. „Mit dem Beichtvater tractir ich gewiß keine negocia,“ betheuert einmal Wallenstein, und er



meint keinen Andern als P. Lämmermann. Am 19. Juni 1627 erstattet der ligistische Gesandte seinem Herrn und Meister Maximilian von Baiern einen Bericht, in welchem die folgende — um wieder mit Gindely zu sprechen — „bedeutsame Mittheilung“ enthalten ist aus Anlaß einer Zahlung der Stadt Nürnberg. Sie lautet (I, 257): „Diese und andere dergleichen dem Herzog von Friedland erfolgte contributiones werden nach Aussage des P. Lämmermann's von ihm (dem Herzog) Ihrer Kaiserlichen Majestät ordentlich verrechnet.“ — Es versteht sich von selbst, daß Gindely von diesem authentischen Zeugniß nirgends die Nutzenanwendung zieht. Im Gegentheil noch in seinem Schlußwort kommt er auf die unzählige Male wiederholte Verdächtigung zurück (II, 314): „Das Wiener Staatsarchiv enthält nicht ein einziges Actenstück, das darauf hindeutet, Waldstein habe . . . je über die erhobenen Contributionen Rechnung gelegt. Es folgt daraus, daß der Kaiser das Gebaren Waldstein's keiner weiteren Controle unterziehen wollte, vorausgesetzt, daß er sich um die Erhaltung des Heeres nicht zu kümmern brauche.“ — Der Leser weiß, was er von Gindely's Prämissen und demgemäß von seinen Folgerungen in diesem Punkte zu halten hat.

Wo möglich noch erbärmlicher ist es um die andere Anklage bestellt, die in obigen Worten Gindely's gelegen: es hätte Wallenstein im Frühjahr 1627 oder überhaupt jemals den Frieden zu verhindern gesucht. Sie wird durch Wallenstein selbst gründlich und glänzend widerlegt. Es gibt in dem ganzen Zeitraum von 1625—1630 keinen zur Anbahnung von Friedensverhandlungen oder zum Abschlusse des endlichen Friedens wie immer geeigneten Moment, der von ihm nicht mit aller Begierde aufgegriffen und möglichst ausgenützt worden wäre. Nie war ein Kriegsfürst mehr als er von ehrlicher, aufrichtiger Friedensliebe erfüllt. Er wußte, daß er hierin mit seinem Kaiser sich in völliger Uebereinstimmung befand. Schon die ersten Unterhandlungsversuche des Feindes im October 1625 nahm er wohlwollend auf; er schrieb nach Wien und bat, „wenn's zu der Tractation kommen soll wegen des Anstands (d. h. des Waffenstillstandes), daß mir Ihre Majestät befehlen, wie weit ich gehen soll — denn der politischen (Angelegenheiten) ma ß e i c h m i c h n i c h t a n.“ Es kam zum Waffenstillstand; zu Wallenstein's Bedauern für allzu kurze Zeit, um während derselben zum Ziele, das heißt zum Frieden gelangen zu können. „Von der Friedenstractation halte ich wenig,“ schreibt er am 19. November; „denn bei so wichtiger Sach läßt sich kein Accomodirung in vierzehn Tagen tractiren, und der Stillstand soll nicht länger als vierzehn Tage währen; ich vermeine, man hätte den Anstand wohl bis auf



Ostern machen können." Er wollte den Frieden und so auch die nöthige Zeit, darüber zu verhandeln.

Ein Kreis- oder Deputationstag trat in Braunschweig zusammen. Wiewohl von der Aussichtslosigkeit seiner Bemühungen aus dem bezeichneten Grunde überzeugt, erwartet Wallenstein ungeduldig für seine Vollmachtsträger die erforderlichen Geleitsbriefe. Nach Verlauf eines Monats klagt er: „Aus dem Frieden wird ganz und gar nichts.“ Als aber bald nachher in gewissen Wiener Kreisen nicht übel Lust geäußert wurde, das von der Friedländer Armee besetzte Braunschweiger Land etwa zu confisciren, erklärt er: „Damit erhalten wir den Credit im Reich, daß Ihrer Majestät Intention auf nichts anderes gerichtet ist, als Frieden und Einigkeit im Reich anzurichten; und wenn Etliche wären, so Ihrer Mt. rathen wollten, solches Land für sich zu behalten, so rathen sie zu Ihrer Mt. Präcipitation, zum ewigen Krieg. . . . Ich müßte meine Entlassung begehren.“ — Bis zum März des nächsten Jahres wurde in Braunschweig verhandelt. Es stellte sich heraus, der Gegner hatte nur Zeit zu gewinnen gesucht, um besser zu rüsten. Der Kriegstanz begann auf's Neue. Bei Wolmirstedt und Tangermünde schlug Wallenstein die Dänen unter General Fuchs (10. und 11. April); beim Brückenkopf zu Dessau schlug er den Mansfelder (25. April). Zumal der letztere Sieg war ein vollständiger (Gindely thut ihn [I, 90] mit kaum zwei Zeilen Text ab). Und der Sieger? Sein dringender Rath ist zum Frieden. „Ißt wäre Zeit, mit dem Deputationstag fortzufahren,“ schreibt er zehn Tage nach der Niederlage Mansfeld's; „denn der Kaiser hat nicht Mittel zu kriegen, und dies Wesen ohne Geld kann keinen Bestand nicht haben.“ . . . Als bald wird mit neuen Verhandlungen Ernst gemacht. Die Fürsten Christian von Anhalt und Wilhelm von Weimar benützt Wallenstein als Vermittler. „Gestern,“ schreibt er am 3. Juni, „habe ich mich wiederum mit dem Fürsten Christian abocciert, und wird der Tractation ein Anfang gemacht.“ Und wenige Tage später: „Der Herzog Wilhelm von Weimar ist heut bei mir zu Mittag beim Essen gewesen; . . . ich habe so viel von ihm vernommen, wenn der Deputationstag wird angehen, daß der König (von Dänemark) wird wohl Frieden machen. Drum ist von Röthen, je eher, je besser, daß man dazuthut.“ . . . Er findet den Gegner nicht abgeneigt, weshalb er auch für den Kaiser günstigere Bedingungen stellen zu dürfen glaubt, um so mehr, als er die Lücken, welche die letzten Kämpfe in den Reihen seines Heeres gerissen, wieder gänzlich ausgefüllt. „Ich habe expresse dem Fürsten von Anhalt gestern gesagt,“ theilt er seinem Vertrauten in Wien am 26. Juli mit, „daß Ihre Mt. nichts anderes begehren als



Fried und Einigkeit im römischen Reich, doch müßte man ihr die Kriegskosten erstatten. . . Ich verhoffe mit Gottes Hilfe, daß wir durch Waffen die Sache besser werden decidiren als durch Tractation." — Im Guten oder Bösen: er will nichts Anderes als Frieden. Allein, seinen Siegen zum Trotz, scheint die Zahl der Feinde nur zu wachsen; der flüchtige Mansfeld, denn doch noch stärker, als man vermuthet hatte, verbindet sich mit den Türken und dem Siebenbürger, in Oberösterreich aber erhebt sich der protestantische Bauer zur Revolte. Da durfte Wallenstein schreiben: „Die, so Ihrer Mt. zum Krieg rathen, sehen izunder, in was für Labyrinth sie dieselbige und uns Alle gebracht haben.“ Wieder nach Ungarn trägt er in Eilmärschen die kaiserlichen Fahnen und zwingt die verbündeten Gegner, um Waffenruhe zu bitten. Sie wird, des heftigen Widerstrebens seiner Umgebung ungeachtet, von ihm gewährt, um des Friedens willen, der Bethlen Gabor und die Türken und damit auch Mansfeld unschädlich machen soll. Der Wiener Hof ist ihm zu langsam mit dem Friedensschluß; es drängt ihn, auf den deutschen Kriegsschauplatz zurückzukehren, nach Schlesien, wo während seiner Entfernung der Feind bedeutende Fortschritte gemacht. Der Winter ist vor der Thür. „Ich bitt,“ schreibt Wallenstein am 30. November an Harrach, „mein Herr helfe, daß der Fried bald geschlossen wird, denn wäre der Fried vor einem Monat geschlossen worden, so hätte man die meisten Dertter in Schlesien wieder recuperiren können.“ . . .

Darnach war Wallenstein ein Feind des Friedens? — Nach den unsäglichen Kämpfen und Strapazen eines Zeitraumes von anderthalb Jahren zu kurzer Erholung heimgekehrt in sein Herzogthum, in den Schooß seiner Familie; auch dahin verfolgt von den endlosen Sorgen für das Heer, von den Machinationen seiner scheelsüchtigen Neider bei Hofe, ruft er aus: „Ich für meine Person verlange nichts anderes, als daheim zu bleiben, . . . denn ich begehre dem Kaiser wohl und nicht übel zu dienen; wird man die Mittel impediren, daß ich nicht könnte wohl dienen, so will ich lieber wohl feiern. Es mag die Manestra vertheilen, wer will.“ — Auch jetzt bei seinen Rüstungen in Allem und Jedem vom Hofe verlassen, droht er mit ernstern Worten: „Ich mache keine Präparation und will auch keine machen. Das kann mein Herr dem Kaiser und allen Ministern sagen, denn man gibt mir keine Mittel. Bis dato hab ich von dem Meinigen zugesetzt, hinfüro will ich's nicht thun; denn ich ruiniere mich und die Meinigen damit, habe keinen Dank darum und in Zeit der Noth habe ich keinen Heller, daß ich mein Weib könnte aus dem Lande schicken.“ . . .



Wieder im Frühjahr 1627 erhebt er sich von seiner Residenz Gitschin zu einem neuen Feldzug, vielleicht dem glänzendsten und für die Sache des Kaisers glorreichsten seines ganzen Lebens. Sein Marsch von Schlesien bis an das äußerste Ende von Jütland ist ein einziger großer Siegeszug. Doch, noch in Holstein stehend, räth er zum Frieden. . . . „Dahier aber sollten Ihre Mt. sehen, den Frieden zu machen, . . . denn solche Gelegenheit, im Reich Fried zu machen, wird sich nicht bald präsentiren wie igunder.“ So am 20. September. Und fünf Tage darauf: „Ich habe Mecklenburg und das meiste Theil von Holstein inne; verhoffe noch dies Jahr Schleswig und Jütland auch zu bekommen, und alsdann rathe ich zum Frieden; denn dies hab ich eingenommen, nicht daß ich vermeine, daß wir's werden halten können, aber daß der Gegentheil desto bessere conditiones pacis für uns eingeht. . . . Man schmiede das Eisen, weil's warm ist, und mache icht Fried.“ . . .

Warum doch hält es Gindely nicht der Mühe werth, von diesen Rundgebungen des Mannes, dessen Biographie er schreibt, auch nur beiläufig Notiz zu nehmen? Welcher andere Biograph würde sich dergleichen so leicht entgehen lassen? Es geht nicht an, solche Dicta einfach todtschweigen. Ob noch so „subjectiv“, charakterisiren sie die handelnde Person, und um so mehr, je subjectiver sie sind. Auf alle Fälle sagen sie aber tausendmal mehr als die Vermuthungen, die sich hinter Wallenstein's Rücken allerhand dritte Personen in die Ohren raunen. Wenn jene Aussprüche nicht wahr sind, warum widerlegt sie Gindely nicht? Sie sind eben wahr, sie tragen das Gepräge der Lauterkeit an ihrer Stirn, und sie stehen in voller Uebereinstimmung mit den Handlungen dessen, der sie gethan hat. Man müßte entweder des Schreibers Worten oder aber seinen Werken Gewalt anthun, wollte man diese Uebereinstimmung nicht finden. Darum werden Jene von Gindely lieber unterdrückt. Es nützt ihm das aber nichts. Er widerlegt sich abermals selbst.

Er bringt (I, 69 fg.) ein Schreiben Wallenstein's an den Kaiser (ohne Angabe einer Quelle oder irgend eines Datums; es kommt vom 28. Januar 1626), worin derselbe den Monarchen zu bewegen sucht, in den Friedensverhandlungen zu Braunschweig, um auch den Schein zu vermeiden, als ob „man schlechten (sic) Lust zu dem Frieden tragen thäte,“ auf „Erstattung der Unkosten“ zu verzichten, „weil ich befunden,“ so versichert der Feldherr, „daß es hierin nicht möglich wäre, etwas zu erhalten, auch die Fürsten und Stände des niedersächsischen Kreises keinen Frieden nicht eingehen würden, wenn mit Begehrung der refundirten Unkosten fortgefahren werden wollte.“ Steht das mit Gindely's Verdächtigung



(I, 189) im diametralen Widerspruch oder nicht? Konnte und durfte Wallenstein weiter gehen, um schon zu Anfang des Jahres 1626 den Frieden zu ermöglichen?

Er ging noch weiter und schrieb am selben Tage seinem einflußreichen Freunde in Wien, ihn bittend, seinem Rathschlag an allerhöchster Stelle den rechten Nachdruck geben zu wollen. Er mußte, sagt er, „von den Kriegsexpensen ablassen,“ hätte er nicht gewollt, „daß sich der Ueberrest vom Reich auch wider Ihre Majestät movirt hätte.“ Darum die Bitte, „daß Ihre Majestät ratificiren.“ „Wo nicht,“ fährt er fort, „so mache man ein paar Millionen alle Jahre fertig, diesen langwierigen Krieg zu führen; ratificirt man's aber, so verhoffe ich im Reich wohl Mittel zu finden, Ihrer Mt. Volk Satisfaction zu geben.“ . . .

Auch dies wird von Gindely verschwiegen, wie die schon mitgetheilten, energischen Mahnungen Wallenstein's zum Frieden aus dem Jahre 1627. Sie waren aber keineswegs die letzten. Im Gegentheil können alle Triumphe und alle Enttäuschungen den Friedensfürsten nur bestärken, seiner Mission getreu zu bleiben. In diesem Sinne schreibt er wieder zu Anfang Juni's 1628 an den Kaiser und wiederholt er dem Freunde: „Ich bin der Meinung, man solle die Tractation nicht ausschlagen, noch thun, was gegen ist.“ Er wünscht und fördert aus diesem Grunde die Sendung Collalto's nach München; „denn Ihrer Majestät Dienst und unser aller Wohlfahrt erfordert's.“ Und als sich im folgenden Winter die Widersacher endlich beugten und förmlich um Frieden baten, war er sofort bei der Hand, das Friedensinstrument zurechtzulegen. Er gibt dem Wunsche der Compaciscenten nach, daß nicht Hamburg sondern Lübeck als Sitz der Verhandlungen gewählt werde. Schon zu Anfang Februar's 1629 verlangt er in Wien die Genehmigung seiner Propositionen, „wiewohl ich,“ schreibt er aus Güstrow, „alle extrema tentiren werde, auf daß er (der Friede) seinen Fortgang gewinnt; man schicke mir nur die Ratification bald hierher.“ . . . In seinen Concessionen geht er nach und nach weit über jene des Kaisers hinaus und nöthigt diesen schließlich, auf jede Kriegsentschädigung definitiv zu verzichten. Am 22. Mai kam der Friede zu Stande. Gindely selber kann nicht leugnen (II, 105), daß Wallenstein „das Friedenswerk sehr erleichterte“ — angeblich „durch seine plötzliche Nachgiebigkeit.“ Ein halbes Jahr lang, wie gezeigt — vielmehr seit einer Reihe von Jahren hatte Wallenstein den Friedensunterhändlern gegenüber nichts anderes als solche „plötzliche“ Nachgiebigkeit bethätigt.

Wo bleibt nun Gindely mit seiner Verdächtigung? Wie ward es, als der Friede perfect war, mit der bewußten Verrechnung der Wallen-



stein'schen Contributionen gehalten? — Was wohl die Welt dazu gesagt hätte, wenn etwa am 7. Juni 1629, an welchem Tage bekanntlich der Friede zu Lübeck feierlich publicirt wurde, ein kaiserlicher Hofhistoriograph in Wien oder sonstwo in einem Tractätlein die Behauptung aufgestellt hätte, „daß man dem Heere oder wenigstens dem Führer desselben nichts schuldig sei“! Sie wäre damals so lächerlich gewesen, wie im Frühjahr 1627 und wie sie heute erscheint, ganz abgesehen von aller hämischen Ehrabschneidung, die ihr Gindely beimischt.

### III.

Ich greife auf's Gerathewohl aus Gindely's Opus eine andere „Ent-  
hüllung“ heraus. Es war bei allen Hof- und Leibhistoriographen, bis auf Friedrich Hurter und Duno Klopp herab, ein beliebtes Thema, den Sieger an der Dessauer Brücke darob zu tadeln, daß er es nicht verstanden, seinen Sieg gehörig auszunützen. Natürlich steht auch Gindely auf diesem Standpunkt. Er weiß (I, 111) von einem Schreiben Wallenstein's an den Palatin von Ungarn, ddo. 27. August 1626; der Schreiber gibt sich in Verfolgung Mansfeld's „voll Muthes und Zuversicht.“ „Seine Handlungen entsprechen jedoch nicht diesen Versicherungen,“ bemerkt Gindely; „weil er nichts that, um den Einmarsch Mansfeld's in Ungarn zu hindern, sondern sich in Reiße vierzehn Tage lang aufhielt und ruhig zusah, wie der Feind Mähren brandschakte. Der Kaiser war über diese Säumigkeit empört“ u. s. w. (Vgl. auch II, 338.)

Aehnliches, wie gesagt, kann man bei Hurter und Klopp nachlesen. Als aber diese beiden Federn Aehnliches schrieben, stand ihnen an „gedruckten Resultaten“ nicht zu Gebote, was Gindely, auf seinen beliebten Gesandtschaftsberichten fußend, mit gewohnter Meisterschaft — übersieht. Er sieht und hört nur, was die schreibseligen Horcher und Schleicher am Hofe bei ihrem ewigen Antichambriren in den kaiserlichen Gemächern an Geheimnissen erlauscht zu haben behaupten, die sie, sofern nur etwas Schlimmes für den Kaiser und den kaiserlichen Feldherrn dabei heraus-  
schaut, mit der unverhohlenen Schadenfreude zum Besten geben. Am 3. September 1626 schreibt Padavin der Signoria: „Graf Montecuculi wurde in der vergangenen Woche zu Waldstein geschickt, um ihn zum eiligen Vorrücken zu mahnen. Er fand ihn in Reiße, einer der Hauptstädte Schlesiens, wo er am 21. des vergangenen Monats angelangt war und zu allgemeinem Staunen nicht blos Halt machte, sondern auch dem Pechmann und Schlick verbot, sich in irgend einen Kampf mit dem Feinde einzulassen.“ Was thut Wallenstein? „Statt den kaiserlichen Befehlen, deren Ueber-



bringer Montecuculi war, zu folgen, schickte er alsbald den genannten Grafen mit einer schriftlichen Erklärung ab" — einer Reihe von Forderungen an den Kaiser, die ihm nach Padavin's Meinung „bei jedem anderen Fürsten den Kopf kosten würden.“ . . „Inzwischen schläft Mansfeld nicht, nimmt einen Ort nach dem andern ein, erhebt starke Contributionen" u. s. w. Und was sagt man bei Hofe zu diesem Treiben Wallenstein's? „Entweder unterhält er ein Einverständniß mit dem Feinde oder hat er kühne Absichten gegen den Kaiser (schon 1626!) oder will er den Mansfeld nicht vernichten — und dies hält man hier für sicher — damit nicht etwa der Krieg zu Ende sei, während seine Interessen noch nicht befriedigt sind.“ (Zimmer dieselbe Leier!) — Nicht viel anders schreibt Leuker nach München: „Es können Eure kurfürstl. Durchlaucht nicht glauben, wie übel und spöttlich man von dem Herzog von Friedland insgemein redt, daß er den Mansfelder hat ausreißen lassen.“ . . Sogar der Feigheit muß sich ein Friedland von den Hoffschranzen beschuldigen lassen — freilich nur insgeheim. Gindely läßt begreiflich auch diesen Vorwurf, wie alles Andere solcher Art, geruhig auf seinem Helden sitzen.

Hören wir anderweitige, gleichfalls contemporäre Quellen, vor Allen wieder Wallenstein selbst. Er gab sich keiner Täuschung darüber hin, daß sein Verhalten nach dem Tage von Dessau in Wien nicht werde verstanden werden wollen. „Ich zweifle nicht," schreibt er bereits am 7. Mai 1626, „daß es allerlei Discourse bei Hofe von Weibern, Pfaffen oder sonsten etlichen welschen Coujonen wird abgeben, daß man die erlangte Victori gegen den Mansfelder nicht prosequirt.“ Dem zu begegnen, setzt er auseinander: „Wenn ich nicht mehr Feinde hätte als den Mansfelder, so wäre diese ihre Meinung ausbündig. Aber ich habe den Obersten Fuchs zu Tangermünde, der sich allda fortificirt und vier Regimenter zu Fuß nebst zweitausend Pferden bei sich hat. Der König läßt all sein Volk bei Wolfenbüttel zusammenziehen und vermeint, in Kurzem sein Heil zu versuchen. Der Herzog Christian (von Braunschweig) liegt in Göttingen und Nordheim mit 3500 Pferden nebst etlichen und zwanzig Fähnlein zu Fuß. Der Graf von Tilly ist zu Hörter an der Weser mit seiner ganzen Armee, von welchem ich keine einzige Assistentz nicht habe, und hat sich von mir auf etwa dreißig Meilen Wegs separirt, hat keinen Feind dort, in summa geht mit mir um, wie der Bairischen Brauch ist.“ Was aber die Hauptsache: „derzeit sich zu Feld zu begeben, bevor Fourage vorhanden ist — wer ein Narr sein will und eine Armee in vierzehn Tagen ruiniren, so kann er's thun. Zudem mit unbezahlter Armee läßt sich nicht thun, was eine bezahlte thut.“ . .



Und endlich noch Cines. Wallenstein ist für eine C o o p e r a t i o n mit Tilly. Er bittet, wie er schon wiederholt gebeten hatte, man schreibe an diesen wie nach München, „daß Herr General Tilly sammt mir Wolfenbüttel belagere.“ Tilly's Manöver sind ihm unerklärlich. „Die Ursachen weiß Gott am besten,“ schließt er; „ich will nicht gern temerariamente von Jemandem judiciren.“

Da waren in der That die Herren Padavin und Leuter nicht so zurückhaltend mit ihrem Judicium. Doch wird man — Gindely ausgenommen — nicht leugnen wollen, daß Wallenstein an Motiven für seine Handlungsweise nicht gerade arm war. Er betreibt aus allen Kräften ein gemeinsames Vorgehen der kaiserlichen und der ligistischen Armeen. Das Gerücht, er hätte sich mit Tilly überworfen, weist er mit Entrüstung zurück. „Daß zwischen dem Herrn Tilly und mir disgusti sollten passirt sein, ich bezeug's mit Gott, daß ich keine Wissenschaft darum hab, und glaube gänzlich dafür, er auch; es müssen etliche böse Leut solches spargirt haben.“ Wir kennen diese „bösen Leut.“ „Der Herr Tilly,“ fährt Wallenstein fort, „ist also mit seiner Armee herabkommen, daß ich mich besorgen thue, daß es einmal wird dürfen seltsam abgehen, denn er ist der bairischen Commissarien Sclavo und muß wider raggion travagliren und die Armee consumiren. Es ist gewiß nicht ohne, daß er wegen seiner tapferen Thaten bei der Welt glorioso ist; wegen der Pacienz aber, so er mit diesen Hundsföttern muß haben, wird er bei Gott coronam martyrii erlangen. . . . Der gute Alte, er befindet sich in ziemlich travagliosem Status, ist aber nicht selbst schuldig dran; . . er hat gethan, was sein Herr geschafft hat, welcher nicht gern Geld umsonst ausgibt.“ . . „Er für seine Person ist gewiß gut und willig, es kommen ihm aber seltsame Ordinanzen von München zu.“ — Man sieht, auch Wallenstein konnte unter Umständen scharf judiciren, er konnte aber auch gerecht sein. Tilly, dem „guten Alten“, ist nie ein schöneres, weil verdientes Lob gespendet worden, als in diesen Worten seines größeren Rivalen.

Von Woche zu Woche harrete Wallenstein der Entscheidung von Wien und München über seinen Vorschlag, sich mit Tilly zu verbinden. „Ich vermeine bald mit dem Herrn Tilly zusammenzustößen und der Sache auf's Beste als möglich ein Ende zu machen,“ schreibt er am 27. Juni; und Tags darauf, nachdem eine Besprechung beider Feldherren zu Duderstadt verabredet worden: „Ich verhoffe mit Gottes Hilfe, daß etwas fruchtbares wird können gerichtet werden,“ und abermals einen Tag später: „Auf die Woche werde ich mich mit dem Grafen von Tilly zu Duderstadt abociren, was wir hauptsächlich gegen den Feind vornehmen sollen,



den es ist Zeit." Am 2. Juli findet die gewünschte Zusammenkunft statt. Sie führte, zu Wallenstein's Leidwesen, nicht zur Vereinigung sondern zur Trennung. Wie sehr auch Tilly und sein Feldmarschall Anholt einer Cooperation geneigt waren, die Weisungen von München lauteten dagegen, und zwar, wie Wallenstein später erfuhr, vorwiegend weil von Wien aus, durch den nach München entsendeten Grafen Fürstenberg, dagegen gearbeitet worden war. „Wäre der buckelte Graf von Fürstenberg nicht gewesen," schreibt er voll Unmuths, „der Feind hätte eine ansehnliche botta bekommen, denn der Graf von Tilly und der von Anholt haben's gar vor gut angesehen, sich mit mir an der Elbe zu conjungiren, er aber, wie ich vernehme, contraminirt sie zu München, und dieweil er ein Ploederer ist, so glaubt ihm der Kurfürst. In summa: man muß sich hüten vor denen, so die Natur gezeichnet hat. Wären wir zusammengerückt, so wäre gewiß der Mansfeld nicht nach Schlesien gezogen und ebensowenig hätte der Bethlehem (Bethlen) sich movirt." . .

Sind das nicht interessante Aufschlüsse? — Gindely will nichts mit ihnen zu schaffen haben, wie mit tausend anderen Dingen, die ihm nicht in den Kram passen. Er müßte bei ihrer bloßen Erwähnung zugestehen, daß vor dem Monat Juli im Wallenstein'schen Lager gar nicht davon die Rede sein konnte, sich noch einmal direct gegen Mansfeld zu wenden. Seit der Abmachung von Duderstadt hat Wallenstein den Gegner allerdings im Auge, der ihm nicht mehr entgeht. Er zweifelt kaum, daß es Mansfeld auf Schlesien abgesehen, nur meint er, „daß des Mansfelder's Sachen derzeit sich nicht in solchen terminis befinden, daß er sich sollte allein hinwagen. Wird aber der König wollen eine Narretei begehen und mit seiner ganzen Armee, wie mich der Kurfürst von Brandenburg hat berichtet, dahin seinen Zug nehmen, so ist er verloren wie Judas' Seel, denn ich werde ihm alsbald auf dem Fuß nachziehen und, wo ich ihn antreffen werde, drauffschmeißen." . . Er sah aber nicht das Nächstliegende allein, nicht bloß das Einzelne sondern auch das Entfernteste, immer zugleich das Ganze, die Gegenwart und die Zukunft. So wußte er von den Conspirationen Mansfeld's nicht bloß mit Bethlen Gabor und den Türken, auch mit dem Kurfürsten von Brandenburg und dem König von Schweden. „Gleich igt," schreibt er am 6. Juli, „kommt der Oberst von Arnim, welcher bestätigt, daß das schwedische Volk innerhalb drei Wochen heraußen sein wird, 15.000 Mann stark. Der Kurfürst von Brandenburg, was er mit uns tractirt, ist Alles auf einen Betrug abgesehen; man merke ihm wohl auf, auf daß er seinen Herrn Schwager in Siebenbürgen (Bethlen) nicht movirt." Darum beschwört er Tilly noch jetzt, ohne weiters zu ihm zu



stoßen, „auf daß wir auf beiden Seiten der Elbe auf den von Weimar und Fuchs ziehen und sie zuvor abschmieren, ehe die schwedische Hilfe kommt.“ — Wie mußte es ihn berühren, in seinen Entwürfen den täglich wechselnden Ereignissen gegenüber vom Wiener Reichshofrath mit Belehrungen und gar durch Absendung reichshofräthlicher Rathgeber behelligt zu werden. Man staunt über die Ruhe und Gelassenheit, mit der er erwidert, wenn er sagt: „Die Herren Gelehrten sind wohl gefaßt, Ordinanzen zu geben, aber wissen nicht, daß keine Mittel vorhanden sind, Kaisers Armee, so unbezahlt ist, auf solche Weise zu führen; dahero wäre gut, daß der von Strahlendorf nicht in Acht nähme, was sein soll, sondern was sein kann und was sein muß. Ich erwarte des Grafen von Trautmannsdorf mit Freuden, auf daß er sie mit Fingern greift, alle Incomoditäten, denn ich thue gewiß mehr bei der Sache als Mancher, der die Armee bezahlter hätte. Weiß nicht, was ich auf die Zeit für einen Dank dafür bekommen werde.“ — Welche bedeutungsvolle Ahnung!

Es war am 10. Juli, als Mansfeld und seine Verbündeten aus der Gegend von Tangermünde und Havelberg aufbrachen, um durch das Brandenburgische gegen Schlesien zu marschiren; zehn Tage später hatten sie Frankfurt a. D. passirt. Am 15. Juli ging die Vorhut der Friedländischen Armee unter Oberst Pechmann über die Dessauer Brücke; sechs Tage darnach war Dieser mit sieben Regimentern zu Roß und Fuß bei Sagan angelangt, um von nun an, dem Feinde fortwährend „hart an den Eisen,“ innerhalb vierzehn Tage sich des ganzen Oberstromes bis Ratibor zu bemächtigen. Bedarf es mehr als einer Gegenüberstellung dieser Daten, um Wallenstein von allem und jedem Verdacht einer absichtlichen oder unabsichtlichen Versäumniß zu reinigen? Er selbst konnte und durfte freilich nicht über Nacht mit dem Gros der Armee seine bisherige Position verlassen und einen voraussichtlich weiten, beschwerlichen Kriegszug antreten, ohne zuvor für zweierlei umfassende Vorkehrung getroffen zu haben: für eben seinen bisherigen und, so lange der deutsche Krieg nicht zu Ende war, auch künftigen strategisch wichtigsten Stützpunkt, die Elbe, und für Proviant.

Besonders die erste Sorge heischte eine zweite Unterredung mit Tilly; sie kam am 19. Juli zu Stande. Friedland verpflichtete sich, 8000 Mann seines Heeres dem Befehle Tilly's zu unterstellen und demselben eine gleiche Anzahl Truppen, die aus den Niederlanden im Anzuge war, zu überlassen; dagegen sollte Tilly verhalten sein, für die Sicherheit der Garnisonen an der Elbe Sorge zu tragen und sich demgemäß der Elbe zu nähern. Wieder und wieder bittet Wallenstein, „daß Ihre Majestät dem Tilly ein



Schreiben thun und ihn ersuchen, er wolle unterdessen an dem Elbestrome fleißig Achtung geben, auf daß sich der Feind der occupirten Dertter nicht wiederum bemächtigt und dadurch dem Kurfürsten von Sachsen zusetzt, denn es entspringeten daraus viel Ungelegenheiten." Alle Vorkehrungen zum Aufbruch nach Schlesien sind getroffen, als ihn ein Schreiben Tilly's belehrt, daß Dieser keineswegs gewillt, der Vereinbarung gemäß, sich zur Deckung der Elbe weiter ostwärts zu wenden, sondern vielmehr entschlossen, sich in die Belagerung des festen Göttingen einzulassen. Das macht Wallenstein neuerdings bedenklich. „Aus Beilag wird mein Herr sehen," schreibt er am 30. Juli seinem väterlichen Freunde, „daß der Herr Tilly wenig Lust hat, nach der Elbe sich zu begeben, daher ich denn in großem Zweifel stehe, was ich thun soll. Ziehe ich von hinne, so sind nicht allein die occupirten Dertter verloren, das Volk, so in praesidiis gelassen, niedergemacht, der Kurfürst von Sachsen mit dem Gegentheile sich zu uniren sforzirt, die übel Intentionirten im Reich werden sich gegen uns erklären, unser Volk in große Furcht und Confusion gerathen. Ziehe ich aber nicht, so besorge ich mich, daß der Kaiser mit allen seinen Ländern periclitirt, denn, wie ich avisirt bin, so zieht der Mansfelder gar stark fort jenseits der Oder, auf daß er sich mit dem Bethlehem conjungirt; so kommt der Schwed auch durch Pommern heraus und nimmt seinen Weg an der Oder heraufwärts. Ich muß mich *necessariamente* noch eine Weile dahier aufhalten, zu sehen, wo es hinaus will, denn sollte ich so plötzlich ohne Consideration hineinplumpen, so möchte etwas draus erfolgen, das nacher übel zu remediren wäre." . . .

Daß Tilly seinen Versprechungen gegen Wallenstein nicht nachkam, erklärt sich einzig und allein dadurch, daß Maximilian von Baiern ganz entschieden gegen den Aufbruch der kaiserlichen Armee nach Schlesien war und diesen bis zum letzten Augenblick mit allen Mitteln zu verhindern suchte. Noch am 23. Juli stellte er Wallenstein brieflich vor, daß sein Abzug von der Elbe nur die Folge haben könne, seine Armee „in äußerster Ruin zu stellen," andererseits aber „Ihro könipl. Majestät zu Dänemark alle Gelegenheit zu eröffnen, sich der Oberhand zu bemächtigen und mehr zu bestärken, auch dieser Orten größere Progressen zu thun, dadurch Ihrer kaiserl. Majestät Erbkönigreiche und Lande, wie auch die ihm untergebene Armada in gleiche Gefahr gesetzt werden müssen." — Wie konnte sich Maximilian's Gesandter in Wien erfreuen, mit hämischen Worten über Wallenstein's angebliches Zögern zu berichten. Wäre ein Gindely nicht verpflichtet gewesen, dem fraglichen Berichte Leuker's die eben erwähnte Thatsache beizufügen? Zum mindesten das angeführte Schreiben Maxi-



milian's konnte ihm nicht unbekannt sein; die Antwort Wallenstein's darauf, vom 6. August, liegt gedruckt vor. Sie konnte bei aller schuldigen Ehrerbietung nicht kategorischer lauten. Er sendet Brief und Antwort Tags darauf nach Wien. „Wenn nur der Herr Tilly mit dem bösen Göttingen fertig wäre, so wären meine Quartiere affecurirt und ich könnte dem von Weimar und Mansfeld nachziehen,“ so hatte er noch kurz zuvor geäußert. Die Nachricht, daß Mansfeld „seinen Zug zwischen Polen und der Oder genommen“ und nach Ungarn zu entkommen suche, macht alle weiteren Bedenken verschwinden. „Mir wäre viel lieber, dahier zu bleiben,“ schreibt er; „aber will ich nicht, daß Ihre Majestät Ihre Länder verlieren, muß ich dieselben entsetzen.“ Und schon am nächsten Tage meldet er: „Jetzt breche ich gleich auf und marschiere auf Schlesien zu; ich werde starke Tagreisen thun und wenig rasten.“ Am eben demselben Tage erfolgte der Ausmarsch. Und wie wurde marschirt? Alle vorhandenen urkundlichen Quellen zusammengenommen geben hierüber die unbestreitbare Auskunft: Friedland erreichte mit seiner Armee am 9. August Roswig, am 10. Jüterbok und Dahme, am 13. Rottbus, am 15. Forst und Rosel, am 16. Sorau, am 17. Sagan, wo einen Tag gerastet wurde. Am 20. in Bunzlau, am 21. in Goldberg (nicht in Reize), eilte Wallenstein mit dem Heere über Jauer, Striegau, Schweidnitz und Langenöls nach Strehlen, wo er am 26. eintraf, um sodann über Grottkau am 28. in Reize einzurücken und dort abermals Halt zu machen — doch nicht länger als höchstens anderthalb Tage, denn schon am 30. steht er in Neustadt, an der äußersten Grenze von Schlesien; am 2. September marschirt er bereits in Olmütz ein, am 3. in Kremsier, am 5. in Ungarisch-Brod an der ungarischen Grenze, die er Tags darauf überschreitet, um sofort an der Waag, bei Neustadt, eine feste Stellung zu nehmen.

Wer, der nur eine blasse Idee vom Heerwesen des dreißigjährigen Krieges zu haben glaubt, wird, mit der Karte in der Hand, nicht zugeben wollen, daß Wallenstein mit diesem seinen Gewaltmarsch vom 9. August bis 6. September eine für seine Zeit ganz unerhörte Leistung in Bezug auf Beweglichkeit und Ausdauer eines großen Truppenkörpers an den Tag gelegt; sie war ein Meisterstück allerersten Ranges. Wer wollte widersprechen, wenn er an Harrach aus Rosel schreibt: „Ich versichere ihn, daß ich mir meiner Seele Seligkeit nicht also lasse angelegen sein als Ihrer Majestät Dienst und ziehe stark fort und versichere meinen Herrn, daß keine Armee so stark marschirt hat als diese.“ Oder aus Sagan: „Ich versichere, daß ich mir keine Sache in der Welt mehr ange-



legen sein lasse als den Fortzug zu befördern, denn ich sehe, daß ja an der Eile Alles gelegen.“ — Dabei unterläßt er nicht, gelegentlich beizufügen: „Eher hab ich von Zerbst nicht aufbrechen können, denn der Fuchs wäre mir in die Stifter gewischt und hätte den Paß an der Elbe genommen.“ Auch den nochmaligen Stoßseufzer kann er nicht unterdrücken: „Hätte der Herr Tilly das böse Göttingen gehen lassen, wie ich ihn so unterschiedliche Male gebeten hab, und sich mit mir conjugirt, so wäre der Sach schon Feierabend gemacht.“ . .

Nochmals: das mitgetheilte Itinerar ist nach Wallenstein's Correspondenz und anderen gleichzeitigen Angaben, zumeist unmittelbar aus den genannten Orten herrührend, als ganz unwidersprechlich anzusehen. Ja, was das Schönste an der Sache: Gindely selbst liefert drei Seiten später, nachdem er darüber raisonnirt, daß Wallenstein „sich in Reize vierzehn Tage lang aufhielt und ruhig zusah“ u. s. w., aus dem Neuhauser Archiv ein „Particularverzeichnis“ (I, 115), das vollkommen geeignet ist, die Richtigkeit jenes Itinerars in allen wesentlichen Details zu erhärten. Gindely sagt: „Als er (Wallenstein) seinen Fuß auf den Boden Schlesiens setzte, wurde ihm Tag für Tag der nöthige Proviant verabfolgt. . . Eine genaue Rechnung hat sich über diesen Gegenstand erhalten und weist nach, daß er für die mit ihm marschirenden Truppen folgenden Proviant erhalten habe: am 17. August in Sorau . . . ; am 18. August in Sagan . . . ; am 19. August in Sprottau . . . ; am 20. August in Bunzlau . . . ; am 21. August in Goldberg . . . ; am 22. August in Jauer . . . ; am 23. August in „Striepe“ (recte Striegau) . . . ; am 25. August in Langenöls . . . ; am 26. August in Strehla (Strehlen) . . . ; am 27. August in „Grotta“ (Grottkau) . . . ; am 30. August in Neustadt.“ . . .

Wie war es möglich, daß Gindely mit eigener Hand diese Daten niederschrieb und doch auf seiner sonderbaren Behauptung von dem vierzehntägigen Aufenthalt Wallenstein's in Reize hartnäckig bestehen blieb? Wie kam er überhaupt zu dieser grund- und bodenlosen Behauptung? Ich hatte, wie ich gestehen muß, einige Mühe, bis ich den allerdings schier unglaublichen Erklärungsgrund gefunden hatte. Wie oben bemerkt, ist Gindely's Gewährsman der venetianische Gesandte Padavin, dessen Bericht vom 3. September 1626 er abdruckt. In diesem Bericht steht aber kein Wort davon, wie lange Wallenstein in Reize geblieben, wohl aber, wie gleichfalls bereits hervorgehoben worden, die irrige Mittheilung, daß Montecuculi „in der vergangenen Woche zu Waldstein geschickt,“ denselben in Reize fand, „wo er am 21. des vergangenen Monats ange-



langt war.“ . . . Die Vermuthung ist nicht ausgeschlossen, daß Padavin's Worte, so wie sie Gindely in der Uebersetzung wiedergibt, dahin verstanden werden wollten, daß Montecuculi am 21. August in Reife eintraf und dort den Feldherrn erwartete, was mit den beglaubigten Thatfachen recht gut in Einklang zu bringen wäre. Auf eine derartige Auslegung verfällt aber Gindely nicht; sie wäre viel zu natürlich und — ohne alle giftige Spitze gegen Wallenstein. Er deducirt vielmehr, in nahezu beispielloser Mißachtung der Resultate aller neueren gründlichen Forschung über denselben Gegenstand, folgendermaßen — man höre und staune —: Am 3. September berichtet Padavin aus Wien, daß Wallenstein am 21. des vergangenen Monats in Reife angelangt; vom 21. August bis 3. September, sagt Adam Riese, macht vierzehn Tage — ergo bedarf es gar keines anderen Beweises, daß Wallenstein „sich in Reife vierzehn Tage lang aufhielt.“ —

Es dürfte schwer halten, in der modernen Literatur ein Seitenstück zu diesem Nonsens aufzutreiben. Man muß in seine eigenen „Funde“ bis über die Ohren vernarrt sein, um Anderen solche Kraftproben höherer — Sachkenntnis, Unparteilichkeit und Logik (!) vorzuführen.

#### IV.

Man mag mit Gindely nicht rechten, wenn er für seine Heldengestalt „im Lichte der gleichzeitigen Quellen“ vom Anbeginne ihrer Laufbahn nirgends ein Wort der Anerkennung findet und, wo er Gefahr läuft, eine solche aussprechen zu müssen, wie etwa angesichts der „bewunderungswürdigen Thätigkeit“ des Landesfürsten Wallenstein „in der Administration seiner Güter,“ dieser Gefahr sich schleunigst entzieht.

Begreiflich, daß er über die Vorgeschichte des Generalissimus — ein Vierteljahrhundert schwerer, aufreibender Kämpfe in Ungarn, Böhmen, den Niederlanden, Friaul und wieder in Böhmen, Mähren, Oesterreich und Ungarn, in welchen der werdende Friedland „der Ehre höchste Staffel“ eben nicht allzu „rasch“ erstieg — mit wenigen gleichgiltigen Federstrichen hinweggeht, um höchstens über die „finanzielle Thätigkeit“ seines Opfers mit Selbstbewußtsein einige „bedeutsame Mittheilungen,“ das heißt Anwürfe wegen Betruges und ähnlicher Sorte gegen den Privatcharakter Wallenstein's vorzubringen. Darauf, wie auf das Schlußcapitel des ersten Bandes — er schließt, wie er beginnt, mit der Erörterung einer Geldfrage, natürlich wieder nur Schmutz in Schmutz gemalt — behalte ich mir eine besonders eingehende, urkundlich belegte Erwiderung ausdrücklich vor.



Schon einmal, im Jahre 1875, wurde der Gegenstand der eben erwähnten Capitel von Gindely in einer Artikelreihe der jetzt Münchener „Allgemeinen Zeitung“ behandelt. In zwei vortrefflichen, überaus dankenswerthen Schriften des Prager Gelehrten Thomas Bilek, „Geschichte der Confiscationen in Böhmen nach dem Jahre 1618“ (2 Bände, 1882—83) und „Beiträge zur Geschichte Waldstein's“ (1886), erfuhren die dortigen Behauptungen Gindely's durch Publicirung alles einschlägigen, unglaublich massenhaften und, Dank dem staunenerregenden Fleiße Bilek's, auch beinahe vollständigen Actenmaterials eine totale Widerlegung. Nichts wäre erklärlicher gewesen, als Gindely hätte nunmehr seine vormaligen, ohne alle und jede Begründung aufgestellten Beschuldigungen des Privatmannes Wallenstein einfach fallen gelassen und damit die eigene Sündenschuld mit dem Mantel kluger — Verschwiegenheit zugedeckt. Statt dessen erneuert Gindely zwar nicht alle seine Anklagen vom Jahre 1875, hält aber gleichwohl den Kern derselben durch allerhand Künsteleien aufrecht, indem er die in Bilek's Schriften enthaltenen Thatsachen zum Theil willkürlich verdreht, zum Theil aber ohneweiters unterdrückt. Doch, wie gesagt, davon an anderem Orte im Zusammenhange.

Um Bilek, noch ehe er auf denselben ausführlicher zu sprechen kommt, von vornherein beim Leser möglichst zu discreditiren, versucht es Gindely gelegentlich, dem Gegner verschiedene Ungenauigkeiten oder Unrichtigkeiten auf minder schlüpfrigen Gebieten nachzuweisen. Ich will hier sogleich zeigen, mit welchem Erfolg. Dabei soll zugleich dargethan werden, wie Gindely die früher ausgesprochene kühne Beschuldigung Wallenstein's wegen „der von ihm geduldeten Zuchtlosigkeit der Truppen“ zu begründen in der Lage ist.

Indem Gindely (I, 179) der Klagen erwähnt, welche von Seite des Kurfürsten von Baiern gegen einen der Wallenstein'schen Oberste, einen Herzog von Sachsen-Lauenburg, erhoben wurden, gedenkt er auch eines Schreibens Wallenstein's an den Kaiser, des Inhalts, er habe den genannten Herzog „zur persönlichen Erscheinung vorgeladen und ihn beweglich ermahnt, der kurfürstlichen und fürstlichen Lande zu verschonen.“ Hiezu bemerkt Gindely: „Auf die bloße Mahnung beschränkte sich also die Bestrafung des Lauenburgers, dessen Schandthaten damals alle Welt empörten.“ Er fährt fort: „Man darf überhaupt die strengen Weisungen, die Waldstein in anderen Fällen auf Untersuchung und Bestrafung einzelner Obersten ertheilte, nicht wörtlich nehmen, man muß auch untersuchen, ob sie ausgeführt wurden. Waldstein's Strenge war keine systematische und gerechte, sondern eine launisch aufbrausende und tyrannisch sich gegen unbequeme Diener



äußernde.“ . . Seine erschöpfende Gründlichkeit in dieser Frage vor Augen zu führen, fügt Gindely noch eine Anmerkung bei, welche lautet:

„Bilek führte in den Beilagen L IV a—d (Beiträge, S. 307 fg.) vier derartige Befehle aus dem Jahre 1627 an, die wider den Lauenburger, die Oberste Fußmann, Boyssi und Fahrnsbeck und den Oberstlieutenant des letztern lauten, und glaubt natürlich in diesen Befehlen einen vollgiltigen Beweis dafür zu finden, daß Waldstein an den Excessen seiner Truppen unschuldig war und sie bestraft wissen wollte. Nun ist dem Lauenburger, wie aus unseren Mittheilungen ersichtlich, nichts geschehen, ebensowenig wurde dem Obersten Fußmann, den Waldstein zu verarrestiren und nach Kriegsrecht zu behandeln gebietet, ein Haar gekrümmt, denn im Jahre 1630 begegnen wir ihm an der Spitze seiner Reiter in Italien (Chlumeck), Regesten, 236. Fahrnsbeck, den der General streng zu überwachen befahl, wurde nicht angefaßt, sondern trieb sein Unwesen noch weiter fort. Ob dem Obersten Boyssi und dem Oberstlieutenant etwas geschehen ist, kann man nach diesen Mittheilungen billig bezweifeln, und so zerplatzt die von Bilek aufgebrauchte Strenge Waldstein's wie eine Seifenblase.“

Wieder (I, 251) kommt Gindely auf eine Mahnung des Kaisers zu sprechen, „den Herzog von Lauenburg, über den die größten Klagen erhoben wurden, zur Verantwortung zu ziehen“ u., mit dem Beisatz: „Dem Lauenburger wurde kein Haar gekrümmt.“ Und noch einmal (I, 256) heißt es: „Der General überfloß von Versicherungen, wie er die ligistischen Fürsten entlasten und den Lauenburger strafen wolle; seine Rede war ebenso falsch, wie sein Thun rücksichtslos und hart.“ (Vgl. auch II, 328.)

Prüfen wir diese Rede. Dazu ist erstlich von Nothen, zu wissen, daß in der Zeit, von welcher gehandelt wird, drei Herzoge von Sachsen-Lauenburg als kaiserliche Oberste im Friedländischen Heere dienten: die Herren Rudolph Max, Franz Albrecht und Julius Heinrich. Schon damit, daß Gindely meist nur vom „Lauenburger“ spricht, scheint er zu verrathen, daß ihm dieser Umstand unbekannt. Die von ihm selbst (I, 172, 241 fg.) mitgetheilten und viele andere Actenstücke sagen aus, daß es sich hier um die Person des Herzogs Rudolph Max von Sachsen-Lauenburg handelte. Derselbe hatte mit Wallenstein's Zustimmung im Jahre 1626 ein Regiment zu Fuß und erst ein Jahr später ein Kürassierregiment errichtet. Er wurde nach Bilek's Mittheilung vom Generalissimus bereits am 11. Juni 1627 beauftragt, sich wegen seiner Excesse persönlich bei ihm zu verantworten. Schon am 19. Juli darauf verständigte Wallenstein den Hofkriegsrath von dieser Verfügung, mit dem Bemerkten, daß er den Herzog Rudolph Max bis zur Austragung seines Processes in dem festen Meisse internirt habe. Die Proceßacten liegen nicht vor — doch auch Rudolph Max erscheint seit dieser Zeit niemals wieder bei der Friedländischen Armee; sein Muskettierregiment wurde noch im selben



Jahre 1627 gänzlich aufgelöst; seine Reiter aber, zu Beginn des Jahres 1628 noch 1220 Pferde stark, wurden — wie Gindely eigenhändig (II, 66) constatirt — im September dieses Jahres auf 500 reducirt. Rudolph May aber war und blieb aus dem kaiserlichen Heeresverbande für immer ausgeschlossen oder ausgestoßen. Gindely habe die Güte, ihn nach dem September 1628 bei irgend einer Action dieses Heeres namhaft zu machen. Und da wurde ihm, dem „Lauenburger“ — „kein Haar gekrümmt“?

Johann Philipp Hufmann de Namedy war mit Bestallung vom 10. Mai 1627 als kaiserlicher Oberst zur Werbung eines Kürassierregiments ermächtigt. Die Bestallung des Marquis von Boissy (nicht Boyssi) ist nicht vorhanden, datirte aber bestimmt auch erst vom Jahre 1627 und lautete auf sechs Compagnien (600 Mann) Arkebusierreiter. Der von Bilek abgedruckte Befehl des Oberfeldherrn gegen Hufmann und Boissy gebot am 27. December 1627 Arnim, damals Befehlshaber in Pommern, beide Oberste als solche zu suspendiren, zu verhaften und gegen sie „ohne einzigen Respect dem Kriegsbrauch nach zu verfahren,“ ihre Regimenter aber zu reduciren. Ich habe dem beizufügen: Schon eine Woche zuvor hatte Wallenstein eine ähnliche Verfügung getroffen und dieselben Officiere auch direct hievon verständigt; und schon Tags darauf wurde Arnim beauftragt, die Compagnien Hufmann's und Boissy's entweder zu reduciren oder „unter andere Regimenter zu stoßen“ und mit ihnen abzurechnen, was gleichfalls beiden Obersten in besonderen Schreiben notificirt wurde, „denn wir wollen nicht, daß durch eines Officiers unbilliges Wahrnehmen unter der kaiserlichen Armada Unordnungen verursacht werden.“ Daß diese Worte nicht in den Wind gesprochen waren, beweist ein vierter Befehl Wallenstein's an Arnim, nachdem „des Obristen Hufmann Obristlieutenant aus dem Arrest ausgerissen,“ denselben „dreimal citiren und, da er zum dritten Male nicht erscheinen würde, seinen Namen an den Galgen anschlagen zu lassen.“

Am 29. December ging eine fünfte Weisung an Arnim, den Proceß gegen Hufmann und Boissy durchzuführen, mit dem Beisatz: „Der Herr gehe aber fürsichtig um, denn sie werden gewiß ein trama (?) mit ihren Officieren haben, auf daß nachher keine Mutation (Meuterei) daraus erfolgt.“ . . Und was weiter? Abermals geht die Antwort ohne Gindely's Wissen aus seiner eigenen Publication (II, 66) hervor. Collalto meldet am 20. September 1628, daß er Hufmann's Reiter von 1220 auf 500 Mann reducirt habe; ein Regiment „Boissy“, wie Gindely schreibt, war bei Collalto's Ankunft 734 Pferde stark und ist an besagtem



20. September aus der Armeeliste der Kaiserlichen gestrichen — es ist das Regiment Boissy. Thatsächlich hat denn auch der Marquis von Boissy seit dieser Zeit aufgehört, kaiserlicher Oberst zu sein: er war, wie jener „Lauenburger“, davongejagt. Wie kann nun Gindely „billig bezweifeln,“ daß dem Obersten Boissy „etwas geschehen ist“?

Freilich behauptet Gindely (II, 61), Collalto hätte jene Reductionen im September 1628 aus eigener Machtvollkommenheit vollzogen, d. h. vom Kaiser den Auftrag gehabt, ohne Wallenstein's Vorwissen „selbständig die theilweise Entlassung der Reiterei vorzunehmen.“ Das ist einfach nicht wahr. Abgesehen davon, daß dies ein Eingriff in die unbestreitbaren Rechte des Generalissimus gewesen wäre, den Dieser nimmermehr hätte zugeben können, ohne sofort seine Entlassung zu nehmen, ergibt schon die vorhandene Correspondenz Wallenstein's mit Collalto die gänzliche Unrichtigkeit dieser neuen Behauptung Gindely's. Bereits zu Anfang Juni's 1628 war bei einer Zusammenkunft der Generale zu Reichenberg die Reducirung der Reiterei um 4000 Mann verabredet worden. Im Juli bedankte sich Wallenstein beim Kaiser dafür, daß er diese Reducirung gutgeheißen, die er „für sehr nöthig erachte,“ und gab er am 10. dieses Monats seinem Feldmarschall den Auftrag, „er reformire was mehr als die 4000, wie wir zu Reichenberg abgeredet haben.“ Am 15. August schrieb Wallenstein aus Triebsees: „Meine Meinung ist, der Herr Bruder eile nicht gar zu sehr mit der Abdankung... Den Boissy, dieweil er so viel Unordnungen thut, danke er nur ab“ u. s. w. — Wer kann da noch meinen, Collalto habe in dieser Angelegenheit gegenüber Wallenstein „selbständig“ handeln dürfen!

Wahr ist, daß Hußmann's Reiter im Jahre 1630 den mantuanischen Krieg mitfochten, doch eben nur in der Stärke eines halben Regiments. Das mußte Jener als schwere Strafe betrachten. „Der Hußmann zieht in Italien zu seinen Reitern,“ schrieb damals Wallenstein an Collalto; „ist mehr ein Partitemacherle als ein Soldat.“ Er kannte seine Leute. Hußmann kehrte im März 1631, mit wenig Ruhm bedeckt, nach Hause zurück, um dem Kriegsdienst für immer Adieu zu sagen.

Bleiben sonach in Gindely's Anfechtung der fraglichen Mittheilungen Bilek's nur noch der Oberst Fahrensbeck, recte Georg Wolmar Fahrensbach Graf zu Karfus, und dessen Oberstlieutenant, den Gindely dem Namen nach nicht kennt. Fahrensbach, sagt Gindely, „wurde nicht angetastet.“

Es gibt in dem ganzen, großen Wallenstein'schen Lager mit seinem bunten Gewimmel mehr oder minder berühmter oder berühmter Gestalten



nur wenige, die ihrerzeit ob ihres eigenthümlichen Schicksals eines so ausgebreiteten Rufes genossen, wie Fahrensbach. Wer davon nichts zu melden weiß, bekennt damit, daß er in Erforschung dieser Zeit und der in ihr handelnden Personen eben nicht tiefer eingedrungen als — Gindely. Ich kann hier natürlich keine erschöpfende Lebensgeschichte schreiben.

Auch Fahrensbach hatte erst im Jahre 1627 ein Oberstenpatent erhalten, und zwar ein solches über ein Infanterieregiment. Er fiel gleich zu Anfang Februar's dieses Jahres in feindliche Gefangenschaft; „mehr aus Unachtsamkeit“ als aus irgend einem andern Grunde, urtheilte der Oberfeldherr, der auch erfuhr, „die vom Feind lamentiren sich sehr über sein Maul, daß er ihnen kein gutes Wort gibt.“ Als Fahrensbach im Mai die Freiheit wieder erlangt hatte, gedachte ihn Wallenstein, der eben Jeden nach seiner Qualification zu verwenden wußte, zu gewissen waghalsigen Unternehmungen zu gebrauchen: „Der Fahrensbach ist gut zu einer desperirten Diverſion oder Impresa.“ Doch schon zwei Monate später war Fahrensbach des kaiserlichen Dienstes überdrüssig und erklärte sich bereit, für 20.000 Gulden sein Regiment zu resigniren, um sich bald darauf eines Anderen zu besinnen. Im Durchmarsch durch Brandenburg beging sein Oberstlieutenant Namens *Echzel* (auch *Dchsel*) viele Anzükömmlichkeiten. Auf die erste Nachricht hiervon gab Wallenstein Befehl, ihn in Eisen zu schlagen und vor ein Kriegsgericht zu stellen: „er muß es mit dem Kopf bezahlen, er hat gar zu viel Exorbitanzen gemacht.“ (Bilek a. a. D.) — Gindely glaubt nicht an den Ernst dieser Worte. Und doch schon am nächsten Tage schrieb Wallenstein an Collalto: „Ich bekomme so viel Klagen über den Fahrensbach, daß er's nicht viel besser, wo nicht ärger, gemacht hat als der *Görzeni*“ (wir werden sogleich hören, was das zu sagen hatte); „nun bin ich resolvirt, eine Demonstration gegen ihn vorzunehmen.“ Dabei besorgt der General nur, daß die Sache „etwas langsam wird fortgehen,“ denn „ehe man alle die Klagen wird zusammengebracht und certificirt haben, so gehen an drei Monate hin; auch, sobald er gefangen wird, so wird sein Regiment voneinanderlaufen, denn allbereit sein Oberstlieutenant entlaufen ist.“ . .

Damit gibt sich Gindely offenbar nicht zufrieden. Blutdürstig, wie er nun einmal ist, verlangt er die Hinrichtung Fahrensbach's ohne viel Federlesen, ohne langwierige Klage und Zeugeneinvernahme, und will er den Oberstlieutenant gehenkt sehen — man hätte ihn denn zuvor gefangen oder nicht. Zum Glück hatte Wallenstein Nachricht, wohin sich *Echzel* gewendet, und befahl darum dem Generalwachtmeister Lorenzo del Maestro, „er solle ihn lassen beim Kopf nehmen — alsdann will ich ihm auch



seinen Proceß machen. In summa ich hoffe, Etliche dermaßen zu überumpeln, daß sich Andere daran spiegeln werden." — Damit ist dieser Echzel (nicht zu verwechseln mit einem andern Dchsel oder Echzel, auch „Eichzell“, der gleichzeitig als Oberstlieutenant im Regiment Torquato Conti diente; s. auch II, 117) für uns v e r s c h w u n d e n. Ich muß es Herrn Gindely überlassen, darüber zu denken und zu schreiben, was ihm beliebt.

Die Untersuchung gegen Fahrensbach ging ihren kriegsgerichtsmäßigen Lauf. Der Oberst blieb „auf freiem Fuß“; doch unterließ es Wallenstein nicht, Arnim fortwährend zu ermahnen: „Auf den Fahrensbach gebe der Herr gute Achtung, denn ich will ihm das Regiment nicht lassen“ — „er kennt ihn wohl“ u. s. w. Der schlaue Oberst verstand es, den Proceß bis in den Sommer 1628 hinauszuziehen und dabei noch andere Pläne zu verfolgen, die uns Wallenstein mit den Worten verräth: „der, so das Volk dem Schweden zu führen will, ist der Fahrensbach; er thut sonst noch mehr lose Stück.“ Fahrensbach aber merkte, daß er verrathen war; er kam seiner Verhaftung durch schleunige Flucht zuvor. Er versuchte zu den Dänen nach Glückstadt zu entkommen, fand aber dort als „verdächtige Person“ keine Aufnahme und ging nach Amsterdam. Sein Regiment wurde aufgelöst. — Nicht mit Wallenstein's Zuthun, sondern während dessen Entfernung vom Obercommando fand Fahrensbach trotz alledem im April des Jahres 1631 auf seine Bitte wieder Aufnahme in das kaiserliche Heer. Als jedoch Friedland abermals die Heeresleitung übernahm, faßte er Fahrensbach ganz besonders in das Auge. Derselbe wurde auf Wallenstein's Befehl im Frühjahr 1632 verhaftet, der „heimlichen Intelligenz“ mit den Schweden überführt, vom Kriegsgericht zum Tode durch das Beil verurtheilt und zu Regensburg am 29. Mai 1633, da er der Hinrichtung gewaltsamen Widerstand entgegensetzte, von den Henkern „j ä m m e r l i c h z e r h a u e n u n d n i e d e r g e m e z e l t.“ — Ist Gindely damit endlich befriedigt? — Wohin doch blinder Eifer und Parteilichkeit einen sonst friedlichen, harmlosen Actenmenschen verführen können! —

Gindely ist nicht berechtigt, einen fleißigen, gewissenhaften Forscher wie Bilek hofmeistern zu wollen. Niemand versteht das wohlfeile Spiel, eine Seifenblase steigen zu lassen, besser als Gindely. Zugleich aber könnte es ganz entschieden Niemand geflüentlicher darauf abgesehen haben, sich selbst zu widersprechen, als Gindely. Es kann nicht anders als widerlich wirken, wenn Gindely einmal (I, 74) als die Ursache „einer allgemeinen Unzufriedenheit“ im kaiserlichen Heere „die b a r b a r i s c h e S t r e n g e W a l l e n s t e i n ' s“ bezeichnet, um später mit derselben Miene dessen unver-



zeihliche Nachsicht gegen die Zuchtlosigkeit seiner Truppen, das „schlemmerische Luderleben der Officiere“ (I, 349) zu beweisen — wie eben bewiesen worden — und wieder später dennoch bestimmte Fälle energischen Auftretens gegen die Excedenten hervorheben zu müssen, wie beispielsweise (II, 81) den Fall, daß Wallenstein am 16. Juli 1628 einen Verhaftsbefehl gegen den Obersten Hebron erließ, „der seine Stellung zu maßloser Bereicherung ausbeutete.“

Leider auch hier muß Gindely sein Halbwissen eingestehen, indem er hinzusetzt: „Welches Resultat dies zuwegebrachte, ist nicht weiter bekannt, schwerlich aber dürfte der Oberst die frühere Machtvollkommenheit erlangt haben.“ Gindely weiß wieder nicht, was er aus den von ihm sogar zuweilen citirten Schriften Förster's und Chlumecky's leicht hätte wissen können, daß Oberst Hebron wenige Monate nach seiner Verhaftung ein todt er Mann war und sein Regiment dem Fürsten Ernst von Anhalt gegeben wurde. Ist ihm ja auch nicht bekannt oder thut er doch so, als wüßte er nichts davon, daß kurz vor Erlassung der von ihm verhöhnzten Decrete Wallenstein's gegen Rudolph Max von Sachsen-Lauenburg, Fußmann u. s. w. ein solches Decret in aller „systematischen“, nicht „launisch aufbrausenden“ Strenge an dem Obersten Adam Wilhelm Schellhardt Freiherrn von Görzenich die Execution wirklich erfahren hatte. „Auf daß man sich über mich im Reich nicht zu beschweren hat,“ schrieb Wallenstein am 12. October 1627 an Collalto, „daß ich die Transgressoren nicht straf, so hab ich heut dem von Görzenich den Kopf weghauen lassen; er ist wohl außs Rad sentencirt worden, aber ich vermeine, daß man sich mit diesem contentiren kam. Er soll gar wohl und andächtig gestorben sein.“ — Noch nach zwei Jahren konnte Graf Pappenheim nach mündlicher Versicherung eines deutschen Kirchenfürsten berichten: „es sei durch die Görzenich'sche Demonstration männiglich genugsame Satisfaction geschehen und aller Kur- und Fürsten Gemüther dadurch acquietirt und contentirt worden.“

Wallenstein war kein Tyrann, kein Wütherich. Er strafte; jedoch mit der äußersten Strenge nur selten und dann nur nach einem förmlichen Gerichtsverfahren. Wer wollte ihm das zum Vorwurf machen? Es schloß nicht aus, daß beispielsweise auf seinem Marsch durch Schlesien im Sommer 1626 bisweilen bemerkt werden konnte, „wie sechs Uebelthäter auf einmal aufgekniüpft wurden.“ Der Gang der Kriegsjustiz war auch bei ihm kein schleppender.



V.

Man findet kein Ende in Aufzählung der greulichen Widersprüche Gindely's, seiner mißgünstigen falschen Behauptungen, seiner absichtlichen oder unabsichtlichen Entstellungen, sowie der schlagenden Beweise seiner beschämenden Unkenntniß des großen Ganzen der Materie, die er behandelt. In Wirklichkeit gibt es in seinem Buche keine Seite Text, auf der ihm nicht eine Anzahl grober und allergrößter Verstöße nach einer und der anderen Richtung nachgewiesen werden könnte.

Wo steht z. B. der Beleg für das sonderbare Dictum, mit welchem Wallenstein in seinem Verhältnisse zu Tilly von vornherein in die für Gindely erforderliche schiefe Stellung gebracht werden soll (I, 82): „Der Kaiser hätte nicht den leisesten Widerspruch erhoben, wenn sich Waldstein der Auctorität Tilly's gefügt hätte“ —? Steht so etwas dergleichen in der ihm vom Kaiser ertheilten Instruction oder sonst in einer kaiserlichen Zuschrift? Hätte denn nicht mit einer solchen Gefügigkeit der Kaiser als oberster Kriegsherr in Deutschland einfach zu Gunsten des Kurfürsten von Baiern abdicirt? Und hatte Wallenstein Recht oder nicht, wenn er behauptete: „Der aus Baiern hat die anderen Kurfürsten an sich gehenkt — er wollte allein gern dominus dominantium im Reich sein“ —? Und weiß Gindely, indem er an derselben Stelle die Klage erhebt, daß „der kaiserl. General ein gutes Einvernehmen mit Tilly gleich im Beginn der Braunschweiger Friedensverhandlungen durch den verlangten Vortritt hinderte“ — weiß er schon nicht mehr, daß er selber kurz vorher (I, 67 fg.) dem fraglichen Widerspruche Wallenstein's gegen die Annahmung Tilly's in Angelegenheit des strittigen Vorranges der Subdelegirten auf dem Tage zu Braunschweig ausdrücklich zugestimmt mit den Worten: „die Richtigkeit dieser Einwendung ließ sich nicht bestreiten“ —?

Hat er denn keine Ahnung, wie überaus komisch es wirken muß, wenn er (I, 282 fg.) so ernsthaft und so umständlich wie nur möglich von der großen und lebhaften Debatte berichtet, die auf dem Sigatag zu Würzburg über die — Titulatur geführt wurde, „deren man sich gegen den verhassten Mann (Wallenstein) bedienen sollte“ —? Wahrhaftig ein köstliches Bild: Kur-Mainz, Trier und Cöln und Baiern, Sachsen und Brandenburg in heftigem Wortkampf gegeneinander, ob Friedland, der Herzog, nicht nur als „Freund“, ja in Gottes Namen, wozu man dem Todfeind gegenüber herzlich gerne bereit war, als „besonders lieber Freund“, sondern auch als Herr und Freund“ u. dgl. begrüßt werden dürfe. Da



wird es Einem in der That schwer gemacht, nicht eine Satyre zu schreiben, so etwa nach berühmtem Muster die Parodie:

„Schmähend mit viel bösen Reden  
Ihres Kaisers General  
Säßen viele deutsche Fürsten  
Einst zu Würzburg in dem Saal.“ . . u. s. w.

Wie gigantisch hebt sich gegen diese Pygmäen die Persönlichkeit Wallenstein's ab. Er kannte die Fürsten und ihre Stellung ihm gegenüber. Es sind packende Worte, die wir nach Jahren über dieses Verhältniß aus seinem Munde vernehmen: „Daß ich im Reich verhaßt bin, das geschieht aus der Ursach, daß ich dem Kaiser gar zu wohl gedient hab wider ihr vieler Willen. Daß ich mit großer Macht Frieden machen will, das ist Raïson, denn si vis pacem, para bellum.“ . . „Wollen sie Krieg führen und menagiren, dem Reich aber Gusto und nicht Disgusto durch die Einquartierungen geben, so suchen sie sich unsern Herrgott zum General und nicht mich!“ . . . „Die Kerls bedenken nicht die futura sondern die praesentia und wissen doch, wenn der Kaiser periclitirt, daß sie verloren sind.“ — Ganze, lange Capitel in dem Buche Gindely's werden mit diesem einen Worte wie eitel Spreu hinweggeblasen.

Es kommt nicht oft vor, daß man in diesem Buche poetischen Umwandlungen ausgesetzt wäre. Das macht vor Allem Gindely's Manie, bei jeder Gelegenheit sein Talent als Rechenkünstler leuchten zu lassen. Als solcher zählt er nicht nur, wie wir gesehen, das heidenmäßig viele Geld, das Wallenstein verdiente oder eigentlich nicht verdiente und doch in seine Tasche steckte; er zählt auch die Truppen, die unter Wallenstein und Tilly standen. Nur ist er auch hier wie überall bis zum Exceß partiisch. Um zu erhärten, wie sehr Wallenstein im Unrecht war, im Sommer 1626 der Liga nicht den größten Theil seines Heeres zu überlassen, wird ohne weitere Zählung schlaunweg erklärt, daß Tilly dem Feinde gegenüber „zu schwach,“ Wallenstein aber „allzu stark“ war (I, 97). Als ob ein Kriegsheer im Angesichte des Feindes überhaupt jemals „allzu stark“ sein könnte. Gindely hindert das nicht, gleich darauf zu erhärten, daß Tilly mit Rücksicht auf seine Truppenzahl das Recht gehabt hätte, viel größere Quartiere zu beanspruchen als Wallenstein. Zwar heißt es (I, 307): „wie groß die effective Stärke der Ligiſten war, ist unbekannt“ (beiläufig gesagt gibt es recht gute Quellen, denen das wohlbekannt ist); . . . so viel ist aber ersichtlich, daß die Zahl der kaiserlichen Regimenter dreimal so groß war, wie die der Ligiſten.“ Man sollte glauben, daß das gegen das letzt-erwähnte Begehren Tilly's spräche. Gindely weiß sich zu helfen und setzt



nachträglich (II, 344) auseinander: da die kaiserl. Regimente „nie complet waren“ (wer sagt ihm, daß die ligitischen es jemals waren?), „oft schwindelhafte Betrügereien getrieben wurden, so kann man mit Grund vermuthen, daß der Effectivstand der Ligiten verhältnißmäßig stärker war als der der Kaiserlichen“ — „verhältnißmäßig“, was im gegebenen Fall allerdings gar nichts beweist, in den Augen Gindely's aber vollauf genügt, das in der Begründung zwar nur „vermuthete“ Mißverhältniß in der Conclusion dennoch als etwas Thatsächliches hinzustellen. Wie käme man sonst zu einem Verschulden Wallenstein's?

Und trotzdem entgeht ihm, wo eine Schuld — im Sinne Gindely's — sich vielleicht finden ließe, der schon auf seiner Hand liegende Nachweis dieser Schuld. Er rechnet es Wallenstein zum Verbrechen an, daß er ligitische Officiere von besonderer Tüchtigkeit, wie Pappenheim und den Grafen von Anholt, für sein eigenes Heer zu gewinnen suchte, freut sich aber darüber, daß hier der Liebe Mühe umsonst gewesen, denn nach seiner Meinung (II, 153) „gelang es ihm mit keinem von Beiden.“ Zum Beweise dessen werden Chlumecy's Regesten, Seite 149, angeführt. Hätte Gindely in demselben Werke nur ein bißchen weiter geblättert, so hätte er daselbst (SS. 154, 157, 191, 211 fg.) erfahren, daß Johann Jacob Bronckhorst Graf von Anholt in der That im Jahre 1629 in kaiserlichen Diensten stand, zwei Cavallerieregimenter auf einmal für Wallenstein warb und auf seinen Befehl im April 1630 dreitausend Mann nach Italien schickte. Anderwärts hätte er auch das Bestallungsdecret dieses Grafen Anholt zum kaiserlichen Feldmarschall ddo. 20. October 1629 finden können und wieder anderwärts das Factum, daß Anholt ein Jahr später gestorben. Doch das sind Lappalien.

Woher nimmt Gindely die Beweise für die unzählige Male wiederholte Verdächtigung (I, 197, 208 zc.; II, 24, 375 zc.), daß alle, die Wallenstein bei Hofe einmal das Wort zu reden suchten oder auch nur zu reden schienen: ein Querstenberg, ein Graf Werda, Fürst Eggenberg, ja selbst ein Pater Lämmermann und der Abt von Kremsmünster, der nachmalige Bischof von Wien, ohne Ausnahme von ihm, dem Friedländer, durch schnödes Geld bestochen waren? Woher dafür (I, 225), daß Wallenstein im Februar 1627 den Posten eines Statthalters von Böhmen und (I, 98 zc.) fast gleichzeitig auch die Kur Brandenburg haben wollte? Woher endlich weiß er, daß Wallenstein, wie gleich eingangs mit Befriedigung hervorgehoben worden, den Wahwitz so weit getrieben (II, 24 fg., 375), bereits im Jahre 1628 daran zu denken, sich über kurz oder lang sogar zum deutschen Kaiser aufzuwerfen? Er hat für das



Alles kein anderes Zeugniß, als daß nicht blos Dieser und Jener sondern „auch zahlreiche andere Personen dieselbe Beschuldigung ausgesprochen.“ — Heißt das beweisen? — Ich kann nur mit Gindely's persönlichem Freunde sprechen: nicht blos nach eines Einzelnen Erachten sondern vielmehr nach allgemein-menschlichem Moralgesetz „geben hundert Verleumdungen nicht ein Quentchen Wahrheit und hundert Muthmaßungen nicht ein einziges Zeugniß.“

Das so denkwürdige Gutachten der kaiserlichen Geheimen Ráthe über die Frage der Entlassung des obersten Feldhauptmannes, erstattet zu Regensburg am 5. August 1630, eine als Ganzes wie in allen ihren Theilen prächtige Apologie der Gesamttthätigkeit Wallenstein's während seines ersten Generalates, weiland von Friedrich Hurter bis zur Unkenntlichkeit und Unbedeutenheit verstümmelt, von Ottokar Lorenz wieder zu Ehren gebracht, wird unter Gindely's Händen (II, 287) durch künstliches Drehen und Deuteln in eine fulminante Anklageschrift verwandelt. Um aber diese Methode bis an die äußerste Grenze festzuhalten, wird zum Schluß der gefallenen Größe nach altem Brauch ein ganzer Hagel von Steinen nachgeworfen: „In seine nunmehrige Zurückgezogenheit,“ sagt Gindely u. A. (II, 305) von dem „gewesten“ Feldhauptmann, „folgte ihm nicht die Achtung und Bewunderung zahlreicher Anhänger, denn er hatte Raubgenossen, aber keine Freunde und Verehrer gefunden.“ . .

Wer wüßte nicht nach einigem Studium des Jahres 1630, welchen gewaltigen, betäubenden Eindruck das Regensburger Ereigniß im ganzen kaiserlichen Heerförper und weit darüber hinaus hervorrief. Bedarf es da erst noch eines Citates? „Obwohl alle diejenigen, so vielfältige Gnaden von Eurer Fürstl. Gn. empfangen, aber daß E. F. Gn. sich der schweren Last abgethan, sich hart betrüben, so halte ich doch dafür, daß es keinem mehr an's Herz geht, als meiner wenigen Person, denn ich gewiß Ursachen unzählig, die mich zu trauern bewegen, . . denn keinem Potentaten in der Welt werde ich lieber dienen als Eurer Fürstl. Gnaden.“ So schreibt der ehrliche Oberst Johann von Götz am 6. October 1630. — „Es ist zu förderst Gott und . . E. Fürstl. Gn. selbst, wie männiglich bekannt, daß aus keinen anderen Ursachen ich mich bei der römisch kaiserl. Armee bis dato aufgehalten, als nur aus unterthäniger Affection und zu gehorsamsten Diensten zu E. Fürstl. Gn. Nun ich aber vernommen, daß E. Fürstl. Gn. bei der Armee nicht länger sein wollen, als ist mir's auch nicht rathsam gewesen, dabei zu verbleiben.“ So schrieb wenige Tage später Hans Friedrich von Sparr, der General-Quartiermeister, und nahm die Entlassung. — Seinem Beispiel folgte mit vielen Anderen Oberst Heinrich



von St. Julien. — Und ganz gleichzeitig berichtet ein Vierter: . . . „Die Herren gebrauchen das Interregnum und segnen sich mit dem Kreuze, weil sie es haben. Ich besorge, daß ich sonder Unglück schwerlich aus dieser Gesellschaft gerathe; die Leute sind so plump eigennützig. . . Daß Jeder mich soll commandiren und doch daneben nichts verstehen, ist mir ungelogen. Weil ich das Leben habe, verbleibe ich Curer Fürstl. Gn. unterthäniger, gehorsamer Diener — Heinrich Holt.“ Nur Wallenstein's lebhafteste Vorstellung vermochte den wackeren Holt bei der Armee zu bleiben, was er mit Widerstreben versprach, „der ganzen Hoffnung, daß E. F. Gn. noch einmal sich unser armen Verlassenen entweder annimmt oder auch uns zu sich an andere Dexter abfordert.“ . . . Dieselben dringenden Wünsche äußert der Generalwachtmeister Johann Birmont v. der Meerßen, ein ebenso braver Soldat: „Ich verhoffe, E. F. Gn. werden sich Ihrer verlassenen Landsknecht bald gnädigst wiederum annehmen, oder ich werde des Krieges müde.“ — Nicht anders lassen sich Caspar von Gramb, Commandant in Wismar, und Feldzeugmeister Hannibal von Schauenburg vernehmen. — „In summa,“ schreibt Burggraf Hannibal von Dohna kurze Zeit darauf, „es ist bei Ihrer Majestät Armee anjeko kein Respect sondern die höchste Confusion, da E. Fürstl. Gn. uns verlassen. Will derowegen vom Herzen wünschen“ u. s. w. — „Jeko besteht Jedermann,“ seufzt Oberst Wolf Rudolph von Dssa. Und schon in der ersten Hälfte Januar's 1631 weiß Maximilian, des Herzogs Vetter, aus Wien zu melden: „Der Fürst von Eggenberg schreibt mir, daß Ihre kaiserl. Majestät und alle Ihre Rätthe bereits erkennen, was sie an Curer Hoheit verloren haben.“ — Hans Georg von Arnim, vor Kurzem noch kaiserlicher Feldmarschall, nun im Begriffe, in sächsische Dienste zu treten, schreibt (6. October 1630) an Oberst Wengiersky auf die erste Nachricht von Wallenstein's Abdankung, es werde dieselbe „in ganz Kurzem sowohl bei der Armee als auch sonsten große Alteration bringen. . . Gewiß, Ihrer kaiserl. Majestät Dienst hätte ein Anderes erfordert. Doch ist Gott der Allmächtige wunderbarlich in seinem Rathe.“ . . .

Haben die aufgezählten Namen, die ich beliebig vermehren könnte, für Gindely kein Gewicht, so wird er dies Anderen doch wohl nicht absprechen können: Männern wie Gottfried Heinrich v. Pappenheim und Octavio Piccolomini. „Ich versichere Eure Herrlichkeit,“ schreibt Dieser aus Chierasco an St. Julien, „daß ich keinen größeren Trost auf der Welt empfinde, als wenn ich sehen sollte, daß der Herr Herzog von Mecklenburg sein früheres Commando wieder übernehme. . . Ich weiß, wie viel ich der Leutseligkeit (gentilezza) jenes Herrn schulde, und bin begierig, dies durch Thaten wahrer Erkenntlichkeit zu bezeugen.“ — Kein Anderer aber als der



ligistische Feldmarschall ist es, der sich zu seinem väterlichen Freunde und Lehrer im Friedländer Hause zu Prag in dankbarem Vertrauen äußert: „Curer Fürstl. Gn. hätte ich diese Zeit hero von unserem guten Zustand gern berichtet, so scheint aber, es seien mit Curer Fürstl. Gn. Person alle gute Succesß zugleich von uns gewichen. Und ob ich zwar deroselben methodum fleißig observirt, den Feind mit Macht bei Zeit zu übersehen, ihn nit zu verachten noch in consiliis so vermessen zu sein, auf's Treulichste gewarnt und demonstrirt, auf was Weise Cure Fürstl. Gn. durch Uebersetzung des Feindes das ganze römische Reich bezwungen und im Zaume gehalten haben: so bin ich doch darüber mehr verlacht als geglaubt worden. Jetzt aber, da es zu spät und die Ruh aus dem Stall, bekennet man, daß kein besser, ja kein ander Remedium ist.“ . .

So zeigt sich denn Schritt für Schritt in Gindely's „Forschung“ die baare Unhaltbarkeit, der absolute Mangel an jenem reinen Wahrheitsfönn, ohne welchen eine objective Geschichtschreibung nicht gedacht werden kann. Nur seine Unzulänglichkeit vermag ihn gegen ein noch ganz anderes Brandmal zu schützen; sie allein — die Unzulänglichkeit — kann ihn entschuldigen, obwohl sie durchaus verschuldet ist, denn Gindely hatte die Acten und Druckschriften, aus denen er sich eines Besseren belehren konnte, zum großen Theil vor sich, er brauchte nur zuzugreifen. Und damit qualificirt sich ganz von selbst seine Methode, deren Absichtlichkeit sich nie und nirgends zu verbergen sucht, als ungeheuerliche — —. Sapientia sat. Der Vorwurf, den er gegen einen der redlichsten Menschen und Forscher zu schleudern wagt (I, 207), fällt auf ihn selbst zurück.

Wohl wäre es Pflicht, auch über die Form des Gindely'schen Buches ein Wort zu verlieren. Ich will sie nur streifen, um eine allgemeine tatsächliche Bemerkung daran zu knüpfen. Wie ein aufmerksamer Beobachter unseres (österreichischen) Parlamentarismus sich der Wahrnehmung nicht wird verschließen können, daß die Gewandtheit in der Beherrschung der deutschen Sprache, die wir vor zwanzig und noch vor zehn Jahren an tschechischen Rednern im Reichsrathssaale oder in der Landtagsstube aufrichtig anerkannt, allmählig verloren zu gehen scheint, indem sich in deren deutschen Reden wider Willen, doch immer auffälliger und störender das Idiom ihres täglichen Umganges geltend macht: so muß ein ähnlicher Uebelstand seit Jahren auch auf literarischem Gebiete constatirt werden. Unsere böhmischen Gelehrten tschechischer Herkunft verlernen allmählig die Fertigkeit, ein richtiges, gutes Deutsch zu schreiben. Ein Beweis hiefür Gindely, dessen erste Bücher in Bezug auf Stil mit Recht als beinahe tabellos angesehen wurden; sein Stil aber hat sich fortwährend verschlechtert. In seinem letzten



Werke wimmelt es von Tſchechiſmen. Wie für die hiſtoriſche Wahrheit hat er keinen Sinn mehr für den Geiſt der deutſchen Sprache. „Die Darlehen von Perſonen, die ſich an dem Aufſtande nicht betheiligt hatten und zurückbezahlt werden mußten,“ heißt es Band I, 25. „Von dem Abbruch der Braunſchweiger Friedensverhandlungen bis auf den Abmarſch Waldſtein's nach Schleſien“ (I, 82) klingt ebenſo gut „böhmisch“ wie die Erzählung (an derſelben Stelle), daß „Tilly und Waldſtein auf einander Anſprüche wegen der Cooperation im Kriege ſtellten.“ Offenbar weiß Gindely nicht, was das altdeutſche „in die Harre“ (d. h. auf die Dauer) zu bedeuten hat; er macht (I, 155) „in die Haare“ und „in den Härren“ daraus. Da kann es freilich nicht wundern, (II, 169) zu hören: „Dem Magdeburger Rath wurde je länger je ängſtlicher zu Muth.“ Wie lange dem Rathe überhaupt „zu Muth war,“ wird nicht ſagt. — Und ſo kommen wir nicht aus dem Staunen bis zur letzten Capitelüberschrift (II, 307 fg.): „Die Ergebniſſe der Waldſteinforschung während der Jahre 1625—30.“

Genug des Details. Wohl Niemand wird Verlangen tragen, deſſen mehr zu erfahren — nicht einmal Gindely. Wie aber nach alledem die Geſamtauffaſſung des Gegenſtandes beſchaffen, der in Gindely's Buche zur Darſtellung gelangen ſoll, iſt unſchwer zu errathen. Da iſt kein Ausblick zur Höhe und zur Größe: nur kleinlicher Haß und Neid, Scheelſucht und widrige Mergerei kommen zur Geltung! Und doch war Gindely vorſichtig genug, ſeine „Funde“ aus den Vorzimmern der kaiſerlichen Hofburg von vornherein gegen Eines in Schutz zu nehmen (I, 11): „Unbegründete Vermuthungen und Klatschereien fanden bei ihnen keinen Raum.“ Und doch kann ſogar er nicht immer leugnen, daß der ſpaniſche Geſandte „nur geflunkert“ (I, 59); daß ein Bericht des päpſtlichen Nuntius „an innerer Unwahrscheinlichkeit leidet“ (I, 85) oder daß Leuker und Padavin und Wahlenberg — ſeine beſten Fundgruben — „dieſmal nicht genau genug unterrichtet ſind“ (I, 161) u. ſ. w., u. ſ. w.

Und ſo kann er auch nicht vertuſchen, daß, ſo oft der von den Hofſchmarozern und Federhelden fortwährend aufs Aeußerſte beſchimpfte und verdächtigte Feldherr und Staatsmann bei Hofe in eigener Perſon erſcheint oder ſich nur in deſſen Nähe zeigt, alle Verdächtiger und Schimpfer, gleichwie die Fröſche im Sumpfe, plötzlich verſtummen und Wallenſtein nach oben wie nach unten nicht bloß ſich vollſtändig klaglos zu ſtellen weiß, ſondern auch in der kaiſerlichen Gunſt immer nur höher ſteigt. Kaum hatte er, der Vielgeſchmähte und Geläſterte, in der merkwürdigen Entrevue



zu Bruck an der Leitha am 25. November 1626 des Kaisers Abgesandten sich offenbart und ihnen sein militärisches und politisches Programm entwickelt, und Gindely muß gestehen (I, 168): „Gewiß ist, daß in Wien die Unzufriedenheit über die Kriegführung Waldstein's jetzt ein Ende nahm.“

— Noch widerhallte der Hof im Frühjahr 1627 von dem Gezeter, mit dem „alle Welt, die Freunde und Feinde des Kaisers, . . . das autokratische Benehmen Waldstein's, seine Nichtbeachtung der kaiserlichen Interessen und Wünsche verurtheilte, über ihn spottete oder klagte“ (I, 208) — sogar die schwere Krankheit, in die er verfallen war, wurde als „nur fingirt“ bezeichnet (I, 207) und „zu sonderbaren Vermuthungen“ ausgebeutet (I, 217 fg.) —

und schon muß sein ärgster Verdächtiger und Verleumder, Padavin, sich gründlich selbst desavouiren und nach Hause berichten (I, 226 fg.): „Bevor Waldstein bei Hof anlangte, hat Jedermann über ihn geschimpft. Heute läßt Niemand mehr seine Stimme ertönen, er selbst aber rechtfertigt sein bisheriges Vorgehen und beruft sich auf die dringenden Umstände, die es unmöglich gemacht, den Befehlen des Kaisers zu folgen, weil dies nur zu seinem größten Nachtheil hätte geschehen können.“

— Und abermals (I, 362): „Als Triumphator kehrte der General im December 1627 nach Böhmen zurück, angestaunt von seinen Landsleuten und beneidet von seinen früheren Standesgenossen, die ihm auf Schritt und Tritt übel nachredeten“ — richtiger: übel nachgeredet hatten. Der Kaiser aber lohnte den kurz vorher als Feigling Gescholtenen mit dem Herzogthum Mecklenburg und dem Titel eines „General-Obersten-Feldhauptmanns, wie auch des Oceanischen und Baltischen Meeres Generalen.“

Gindely hat kein Auge für das Ganze, noch weiß er für sich und seine Leser die Hauptmomente von dem Unwesentlichen und Bedeutungslosen zu scheiden und klar zu machen; er ist und bleibt vom Anfang bis zum Ende in der Fluth seiner famosen Gesandtschaftsberichte gänzlich versunken. Kein Wunder, daß die mehr als achthundert Großoctav-Seiten seiner Publication nicht einmal ein nur ungefähres Bild der äußeren Kriegsbegebenheiten des besprochenen Zeitraumes liefern, denn ebenso wie über Wallenstein's geheimste Gedanken weiß er in der Regel auch über die jeweiligen Vorgänge auf dem Kriegsschauplatz lediglich aus den Wiener Berichten diplomatischer Agenten gefärbte und getrübbte Nachricht zu geben. Ich wiederhole: auch solche Berichte haben ihren besonderen Werth. Wie irgend Einer weiß ich die unnachahmliche historische Kunst Leopold von Ranke's in der Verwerthung solcher Quellen zu schätzen, ja zu bewundern. Was aber Gindely hier geliefert, ist beileibe keine Kunst, ist höchstens ein Kunststück, das wunderliche Kunststück, ein- für allemal überzeugend dargethan



zu haben, wie man Gesandtschaftsberichte nicht verwerthen soll und darf, will man den Ruf eines Historikers nicht für alle Zeit verwirken. — „Ein Unglück für den Lebenden, daß er eine siegreiche Partei sich zum Feinde gemacht; ein Unglück für den Todten, daß ihn dieser Feind überlebt und seine Geschichte schrieb!“ Nie ist mir die ganze Kraft und Tiefe dieser Worte Schiller's, des Historikers, so vor die Seele getreten als bei der Lectüre des jüngsten Werkes Gindely's, seiner zweibändigen Schmähschrift „Waldstein . . im Lichte der gleichzeitigen Quellen.“ Er darf stolz darauf sein: er hat die geschichtschreibenden Feinde Wallenstein's alle übertrumpft; in solcher Erbärmlichkeit und Niedertracht erschien dieser Wallenstein noch bei Keinem — Keinem.

Ich verkenne nicht die gute Seite der Leistung Gindely's; am Ende ist auch ihr eine solche nicht abzusprechen. Es ist ein eigenthümlicher Geschmack, sich nur mit unsauberen Dingen zu befassen; und doch muß es wohl allerwärts auch solche Käuze geben, denen die Arbeit zufällt, dem Schmutz und Roth, an dem es ja nirgends fehlt, ihre ganze Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Sache wird um so löblicher, wenn sich Einer findet, der dies Geschäft aus freien Stücken und noch dazu mit ungeheucheltem Behagen verrichtet. So ist es denn Gindely's Verdienst um die Wallenstein-Literatur, allen und jeden Aehricht übler Nachrede, Verdächtigung und Verleumdung, der sich im Laufe der Jahre in den verschiedenen zugänglichen Staatsarchiven über Wallenstein's erstes Generalat angehäuft, in einem zweibändigen Druckwerk ziemlich chronologisch zusammengekehrt und der Nachwelt aufbewahrt zu haben, um dadurch — so recht „ein Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft“ — endlich einmal Gelegenheit zu bieten, die Anschuldigungen alle der Reihe nach definitiv zu widerlegen und so, wie er gewollt, nur in verkehrter Richtung, „die Wagschale endgiltig nach einer Seite sinken zu machen.“ Seine, richtiger seiner Agenten Unwahrheit — das ist das Facit — vermag zuletzt ja doch, Alles in Allem, nur Eines zu bewahrheiten, den Ausspruch seines Helden: „Ich habe mehr Kriegs mit etlichen ministris als mit allen den Feinden.“

Wallenstein's Sturz im Jahre 1630 war der vollständige Sieg der Feinde deutscher Größe und Reichseinheit; das geht aus Gindely's Publication für Jedermann, nur nicht für Gindely, sonnenklar hervor. Ein Jahr genügte, den Kaiser selbst, der das entscheidende Wort gesprochen hatte, davon zu überzeugen. Er fügte der Stelle in dem erwähnten Protokoll des Confidenzrathes über die Entlassung Wallenstein's, die auch der möglichen Folgen dieses Schrittes in militärischer Hinsicht dachte, nach Jahr und Tag mit eigener Hand die bedeutungsschwere Glosse bei:



„O Jammer, das haben wir an dem unglückseligen 17. September 1631 vor Leipzig erfahren und erfahren's noch heute mit unverwindlichen Schäden!“ — Undeutsch in seinem ganzen Wesen, konnte ein Gindely nach mehr als dritthalbhundert Jahren die Tragweite jenes größten Fehlers Ferdinande'scher Politik nicht ermessen. Sein Buch ist ein Pamphlet und keine Biographie; die Caricatur, die er gemalt, ist alles Mögliche, nur nicht der „Wallenstein“ der Geschichte, ist eben weiter nichts als — Gindely's „Waldstein.“

## Zu dem Gedichte Ludiše und Lubor in der Königinhofer Handschrift.

Von Dr. Joh. Knieschek.

Zu dem um die Echtheit der Königinhofer Handschrift (Rh. Hs.) neu entbrannten Kampfe hört und liest man oft genug den Vorwurf, wir Deutschen ließen uns in unserem Urtheile über jenes Werk nur von einseitig nationaler Voreingenommenheit und nicht von dem Gewichte der Gründe bestimmen und stehen darum unbedingt in den Reihen der Gegner. Die zwei Erfordernisse, die ein bekannter Slavist von jedem verlangt, der die Rh. Hs. in ihrem vollen Werthe erfassen will, können wir freilich nicht aufweisen: nämlich daß man tschechisch fühlen und womöglich auch ein bißchen Deutschenhaß besitzen müsse. Aber so blindlings lassen wir uns in unserem Urtheile nicht von den ersten besten Gründen leiten, vielmehr verlangen wir ihrer recht viele, je mehr desto besser. Daß wir unsere Kräfte nicht einsetzen zur Rettung eines Werkes, das von wildem Deutschenhass durchsättigt ist, das im Vereine mit andern Fälschungen in erster Reihe mit dazu beigetragen hat, den Gegensatz zwischen Deutschen und Tschechen zu verschärfen, ist sehr natürlich. Die Rh. Hs. hat sich als das beste Lehrbuch des nationalen Chauvinismus bewährt, und eben darum will man unbedingt an die Echtheit der Hs. glauben und nichts hören von all' den Gründen, die schon im Uebermaße gegen dieselbe vorgebracht worden sind.<sup>1)</sup>

Ich werde dieselben durch meine nun folgenden Darlegungen nicht vermehren, vielmehr will ich nur eine Behauptung Feisalitz, die derselbe

1) Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß neuentens jüngere tschechische Gelehrte die Echtheit der Rh. Hs. mit wissenschaftlicher Objectivität untersuchen. Nur ist es nicht zu billigen und der Sache gewiß einträglich, wenn zufällige belanglose Privatgespräche in die Polemik gezogen werden. In wissenschaftlichen Fragen sollen nur wissenschaftliche Gründe entscheiden. Ann. d. Red.



in seiner Schrift „über die Rh. Hs.“ mehr angedeutet als ausgeführt hat, in ein schärferes Licht setzen. Ich merke überhaupt, daß dieser Gelehrte schon im J. 1860 ziemlich alles vorgebracht hat, was an gewichtigen Argumenten gegen die Echtheit dieses Denkmals sich finden ließ, wenn auch vielfach nur die Resultate seiner Forschung hingestellt sind ohne die Details der Ausführung. Die Zeit mit ihren Fortschritten auf allen Wissensgebieten beweist immer deutlicher, daß Feisaliks Ausführungen in den Hauptpunkten richtig sind und daß die Brüder Jireček in ihrer Vertheidigungsschrift „die Echtheit der Rh. Hs. kritisch nachgewiesen“ keinen derselben zu entkräften im Stande waren.

Meine Erörterungen betreffen das Gedicht Ludise und Lubor oder „von einem berühmten Turniere“. <sup>1)</sup> Wie der Titel anzeigt, will das Gedicht ein Kampfspiel am Hofe eines namenlosen slawischen Fürsten hinter der Elbe (kněz zálabský) behandeln. Das erste Räthsel, das unlösbar dasteht, ist, daß das Gedicht in die Gesellschaft der Volkslieder gelangen konnte. Es ist uns sonst kein Beispiel bekannt, daß ein Gedicht so rittermäßigen Inhaltes wie das vorliegende in ähnlicher Weise unter dem Volke gesungen worden und verbreitet gewesen wäre, wie etwa Dichtungen mythisch- und historisch-sagenhaften Gehaltes. Der schroffe Gegensatz zwischen der Bauernschaft und dem Ritterthume, der gerade in Böhmen im 13. Jh. besonders scharf in die Augen springt, läßt von vornherein den Gedanken nicht aufkommen, daß die Verherrlichung eines Ritters, der sich in einem Ritterspiele hervorgethan, auch nur von einem einzigen Bauern ohne Widerwillen wäre angehört worden. Aber auch in ritterlichen Kreisen konnte das Gedicht nicht vorgetragen worden sein, ohne das schallende Gelächter der Zuhörer zu erregen, wie Feisalik treffend sagt. Das Gedicht bekundet eine Unkenntniß ritterlichen Wesens und ritterlicher Sitte, wie sie unmöglich bei irgend einem Zeitgenossen der Ritter vorausgesetzt werden darf. Ein solcher hätte in den Jahren 1260—80 reichlich Gelegenheit gehabt, die gerühmte Kunstfertigkeit der böhmischen Ritter im Turniere kennen zu lernen. Allerdings sucht der Verfasser seine Unkenntniß durch vorsichtiges Schweigen und kluge Wortfargheit zu verschleiern, trotzdem aber verräth er noch in jeder Zeile seine Unwissenheit.

So verschweigt er den Namen des Elbefürsten (V. 3 biese druhdy kněz zálabský, es war einst ein Fürst jenseits der Elbe) und dessen Wohnsitz (V. 16 f. by se páni všici sněli na hrad na hody veliké,

1) So übersetzt Feisalik „o slavném sědanie“; J. Jireček (in seiner Ausgabe der Grüneberger und Rgh. Hs. vom Jahre 1879) „das festliche Kampfspiel“. Ich werde unten nachweisen, daß beide Uebersetzungen falsch sind.



daß sich all die Herren versammeln auf der Burg zu großem Festgelage); es ist ihm unbekannt, daß für Turniere der Montag der geeignetste Tag ist. Von den Rittern, die zu dem Feste erscheinen, weiß er gar nichts zu sagen,<sup>1)</sup> während sonst die ritterlichen Dichter gerade bei solchen Gelegenheiten ihre ganze Kunst aufboten, um die Pracht der Ritter zu schildern. Bei dem Gelage werden „sonderbare Speisen“ (V. 28 jedenie divá) und „Honiggetränke“ (pitie medná) aufgetragen. Sollten diese Speisen und Getränke keine näher bezeichnende Namen geführt haben? Von den einzelnen Kämpfen erfahren wir nur das Aller-  
nothdürftigste. Unter welchen Bedingungen dieselben stattfinden, weiß der Verfasser jedenfalls selbst nicht. Wenn das Fest wirklich dichterischer Verherrlichung so würdig war, wie der Verfasser in den Anfangszeilen mit vollem Munde verkündet,<sup>2)</sup> so werden doch wohl auch die Fahrenden nicht gefehlt haben; denn bei solchen Gelegenheiten fielen ihnen immer reiche Gaben zu. Aber auch hievon nichts. Das ganze Turnier war in der That zu erbärmlich, ein fahrender Sänger hätte dem besten Helden in der ganzen Versammlung, dem Lubor, nicht ein Wort des Lobes zu sagen vermocht. Vergebens suchen wir in dem Gedichte auch nach all' den Lustbarkeiten und Unterhaltungen, die mit einem feierlichen Turniere verbunden zu sein pflegen.<sup>3)</sup> Kein Sänger, kein Musikant — ausgenommen die officiellen Trompetenbläser und Paukenschläger — kein Jongleure, kein Seiltänzer oder anderer derartiger Künstler ist an dem slawischen Fürstenhofe zu treffen. Doch dem ist nun nicht abzuhelfen: der Dichter hat uns dies alles verschwiegen, wir müssen uns damit bescheiden.

Das Gedicht beginnt nach zwei einleitenden Versen mit einer Schilderung der Schönheit der Ludiše, der Tochter des ungenannten Slawen-

<p>1) J kdaž bě den ustavený sněchu sě sěm všeci páni z dalných zemí, z dalných vlastí na hrad knězu na sie hody.</p>	<p>Und als der bestimmte Tag da war, sammelten sich hier alle Herren aus fernen Landen, aus fernen Heimats- gauen auf der Burg beim Fürsten zum Gelage.</p>
---	---

2) V. 1 f. Znamenajte staři mladi Bernechmet Alte und Junge  
o potkách i o sědání von Ringen und vom Zweikampfe.  
Ich bemerke, daß Zircel in der schon angeführten Ausgabe der Königinhofer Handschrift o sědání mit „von Kämpfen“ übersetzt. Dies ist falsch. sědání ist singul. loc. nicht plur., ferner bedeutet sědání nicht „Kampf“ sondern „Zweikampf“.

3) M. Schulz, das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger. Wpg. 1880. Bd. II, Seite 124. Anm. 3.



fürsten jenseits der Elbe.<sup>1)</sup> Man sollte meinen, es gelte die Hand dieser schönen Jungfrau als Preis zu erringen, wie im Partonopier v. Konr. v. Würzburg (V. 16394—17362). Dem ist aber nicht so. Das Merkwürdigste in unserem Gedichte ist, daß die Ritter nicht einmal erfahren, daß es zu einem Turniere gehe. Sie werden blos zu einem Festgelage eingeladen. Erst während des Schmausens eröffnet ihnen der Fürst den eigentlichen Grund der Einladung.<sup>2)</sup> Der Dichter dieser Zeilen hatte offenbar keine Ahnung, welche Vorbereitungen nöthig waren, um würdig auf dem Kampfplatze zu erscheinen.

Mindestens drei Wochen vorher pflegte man landeskundige Knappen auszusenden, die die förmlichen Einladungen an bestimmte Personen bringen sollten. Zeit, Ort, Bedingungen, Urheber und Preis (wenn ein solcher ausgesetzt war) des Turnieres mußten genau genannt werden. Das hieß man „den turnei schrien“.<sup>3)</sup> Der Geladene sammelte sein Gefolge und

1) V. 5 ff. ten (kněz) imieše deeř  
jedinú  
sobě i všem milú vele.  
Ta dei na div slična bieše,  
těla urostlého krásně,  
líce jmieše ovšem bielé,  
na lícech ruměnci ktviechu,  
oči jako nebe jasně  
i po jejiej bielej šíji  
vlasi zlatostvúci vějú,  
u prstencech skadeřění.

Diese Schilderung klingt sehr modern!

2) V. 15. f. Aj druhy kněz káže  
poslu,  
by se páni všici sněli  
na hrad na hody veliké  
V. 32. f. Rozstúpí se síla v údech,  
rozstúpí se bodrost v myslech.  
V ta doby kněz vece pánóm:  
„Mužie, nebudi vás tajno,  
z kakých příčin ste se  
sněli.  
Statní mužie! jáz cheu zviesti,  
kací z vás mi najplznějí.  
V míře válku múdro  
ždáti,  
vezdy nám súsědé Němci.“

3) Moriz von Craon V. 623; Partonopier 19190; Ulrich von Lichtenstein frd. 106, 26.

Der Fürst hatte eine einzige  
Tochter,  
ihm und Allen sehr lieb.  
Diese Tochter war wunderschön,  
schön gewachsenen Leibes,  
Wangen hatte sie gar weiß,  
auf den Wangen blühten Rosen,  
die Augen wie der Himmel hell  
und über ihren weißen Nacken  
wallten goldglänzende Haare  
in Ringlein gelockt.

Sieh, eunst gebot der Fürst dem  
Boten,  
daß sich alle Herren versammeln  
auf der Burg zu großem Gelage.  
Kraft strömte durch die Glieder,  
Frohstun strömte durch die Gemüther.  
Da sprach der Fürst zu den Herren:  
„Männer, es sei euch nicht verborgen,  
aus welchen Ursachen ihr euch versam-  
melt habt.  
Wackere Männer! ich will erkunden,  
wer unter euch mir am nützlichsten.  
Klug ist, im Frieden für den Krieg  
besorgt zu sein  
immer sind uns Nachbarn die Deutschen.“



rüstete sich. Seine Rüstung, seine Wappen, sein Helmschmuck (diu zimierde), seine Waffen, sein Streitroß, alles mußte dem vorgeschriebenen Turnieraufzuge entsprechen. Das hatte aber der Ritter nicht immer bereit. So plötzlich überrascht von der Aufforderung, sich zum Turniere zu begeben, wie dies in der Rh. Hs. geschieht, wären die deutschen Ritter nicht in der Lage gewesen, in die Schranken zu treten und dies umfoweniger, als sie eben ahnungslos beim schwelgerischen Gastmahle sitzen.

Soweit uns die mhd. Quellen Aufschluß geben, war es Sitte, nur einen kleinen Imbiß zu nehmen, ja es galt geradezu als schädlich, mit überfülltem Magen das Turnier zu beginnen.<sup>1)</sup> In unserem Gedichte jedoch erheben sich die Kämpfer nach den Worten des Fürsten ohne Zögern und das Kampfspiel beginnt. Wiederum vermissen wir nun die Musterung der zum Turniere Erschienenen.<sup>2)</sup> Sonst wurde immer erst festgestellt, ob jeder Theilnehmer turnierfähig, ob keiner zur Zeit in einem unfreien Sicherheitsverhältnisse stehe, ob jeder in dem vorgeschriebenen Turnieraufzuge erschienen sei, ob sein Roß kräftig genug, sein Helmschmuck, seine Rüstung blank gepuht, besonders aber ob bei allen die Turnierwaffen gleich seien. Das alles ist in unserem Gedichte übergangen.

Nach der großen Zahl der Anwesenden zu schließen, hätte man ein festliches Massenturnier erwartet; denn nur hierin konnte der Ritter seinen persönlichen Muth, seine Gewandtheit und Kraft in dem günstigsten Lichte zeigen, hier entfaltete er Reichthum und Pracht: es galt als der würdigste Ausdruck vollkommener Ritterlichkeit. Auch die historischen Zeugnisse beweisen, daß es ehrenvoller war, im Turniere als in bloßen Tjosten zu kämpfen.<sup>3)</sup> Trotzdem bleibt es in dem Gedichte nur beim „justieren“. Beispiele dieser Art sind zwar nicht unerhört. So veranstaltete König Karl v. Anjou ein solches Turnier, das nur aus einer Reihe von Tjosten bestand.<sup>4)</sup> Freilich wird da von einem einzigen Ritter bedeutend mehr geleistet als von allen „Herren“ zusammen in unserem Gedichte. Im ganzen jedoch galt die Tjoste als dem eigentlichen Turniere untergeordnet, weniger interessant und bildete zumeist die Einleitung (vesperie) oder das Nachspiel zum eigentlichen Turniere.

1) Bergl. Turnei von Nantheiz 287 f.: Die ritter algemeine âzen ouch ein cleine, als in das was gebaere. — Meleranz 9652: Nu was bereit dem werden man ein kleiner imbiß zehant. Den tisch er gerihet vant; der degen vil vermezzen wolt ein wênic ezzen an denselben zîten. Vergleiche Schulz a. a. D. II. 116.

2) Vergleiche Felix Niedner das deutsche Turnier. Berlin 1881. S. 74.

3) Niedner a. a. D. S. 53.

4) Schulz a. a. D. II. 110.







Kampfspiel verfolgen von der Plattform der Mauer, von den Zinnen, den Fenstern des Palastes und den Thürmen der Burg, da ja das Turnier, wie ausdrücklich hervorgehoben wird, „vor der Burg auf weiter Wiese“ stattfand.

Der Kampf beginnt. Ganz gegen jeglichen rittermäßigen Gebrauch begeben sich die Streiter zu Fuß auf den Kampfplatz und führen ihre Roffe. Jedesmal wenn einer zum Kampfe vorgerufen wird, besteigt er erst sein Pferd. <sup>1)</sup> Wie wir jedoch aus deutschen Dichtern wissen, war gerade der Aufzug zum Turniere besonders interessant: „Die Knappen riefen vor ihnen her „Blaz da“, die Herolde (kreiřer) begrüßten mit lautem Zurufe erprobte Kämpfer.“ <sup>2)</sup>

Den ersten Kämpfer bestimmt der Fürst, den zweiten die Fürstin, den dritten die Tochter. <sup>3)</sup> Dieser Vorgang ist wieder unerhört. Sonst pflegte der Muthigste vorzutreten und seinen Gegner herauszufordern. Auch könnte man fragen, warum gerade nur diese drei „Herren“ aufgerufen werden. Der Fürst will doch nach V. 37 f. erkunden, wer ihm im Kriege am nützlichsten sein würde. Střebor und Srpoš haben je einen, Lubor drei Gegner, im ganzen treten also nur 8 Mann in Thätigkeit. Die große Menge der Uebrigen mußte sich mit dem bloßen Zuschauen begnügen. Ein so ärmliches Stechen verdient nur im ironischen Sinne das Attribut „slavný“. Ebenso auffallend wie diese Nöthigung zum Kampfe von Seite der fürstlichen Familie ist die Herausforderung des Partners.

In V. 55 fordert Střebor den Ludislav und dieser muß in die Schranken treten. Ebenso geschieht es V. 69, wo Srpoš den Sphřibor, V. 87, wo Lubor den Bolemir, dann V. 97, wo er den Kuboš aufruft.

Die einzig gebräuchliche Form der Forderung finden wir in V. 105—7:

Lubor na zemany zýva:

„Kto sě chtějú se mnú býti,  
těm v ohradu sěmo jeti.“

Lubor fordert die Edlinge:

„Wer mit mir sich schlagen will,  
der mag her in die Schranken reiten.“

1) Vgl. V. 55—57 J káže kněz na  
Střěbora,

Střěbor Ludislava zýva

Vsedasta oba na koně

In derselben Form kehrt die letzte Zeile wieder V. 70, 88; ganz ähnlich V. 98 und 112.

2) Schulz a. a. D. II. 117.

3) V. 53 wie auch V. 66 und 84 enthalten einen logischen Unsinn. Was soll das heißen: „Welche (als die ersten!) zum Turniere wollen, die werde ich bestimmen.“ Jireček hat der Stelle in seiner Uebersetzung dadurch aufgeholfen, daß er „chtie“ mit „sollen“ wiedergab.

Und der Fürst weist auf St.

St. fordert den L.

beide bestiegen die Roffe.



Nach Ritterfittē stand es jedem frei, eine Forderung anzunehmen oder auch abzulehnen.

V. 57 f. heißt es:

Vsedasta oba na koně,  
vzesta dřevce ostrú hrotú.<sup>1)</sup>

Beide bestiegen die Kofse  
nahmen Schäfte mit zwei scharfen Spizen.

Ueber den ersten der beiden Verse wurde schon oben gesprochen, der zweite enthält wieder einen argen Verstoß gegen die ritterliche Sitte. Nach den Worten des Fürsten (V. 35 f.) soll doch nur ein Kampffpiel abgehalten werden, um so auffallender ist es nun, daß mit scharfen Waffen gekämpft wird.<sup>2)</sup> Gerade die stumpfen Waffen sind Haupterforderniß bei jedem Turnierspiele. „Der Turnierspeer muß unschädlich, d. h. ohne Spitze sein; er heißt dann auch „Schaft“ *κατ' ἐξοχήν* im Gegensatz zu „Speer“ und läuft nach vorne in mehrere Zacken, das Krönlein, aus.“<sup>3)</sup> Nur in einem Turniere „ze ernste“, d. h. gegen Feinde wurden scharfe Waffen verwendet, sonst war auf eine gefährlichere Verletzung des Gegners durch Speer oder Schwert Buße gesetzt.<sup>4)</sup> In unserem Gedichte tragen übrigens die Kämpfer auch scharfe Schwerter. Es läßt sich dies aus den Versen 100 und 125 f. schließen. An erster Stelle haut Lubor den Speerschaft mit dem Schwerte entzwei, an zweiter spaltet Lubor den Helm Bdeslavs. Auch dies ist turnierwidrig; die Schwerter mußten stumpf sein, geeignet höchstens Beulen zu schlagen aber nicht Wunden.<sup>5)</sup>

Auf das Unsinnige in V. 59 und 60 hat bereits Feisalif (a. a. D. S. 52) hingewiesen:

„prudko protiv sobě hnasta,  
dlúho spolu zápasista,  
ež dřevce oba zlamasta.“

„Hurtig rannten sie gegen einander,  
lange rangen sie mitfammen,  
bis beide die Schäfte zerbrachen.“

1) ostrú hrotú ist dual. Wie soll man sich die Form des Speeres denken? Hatte etwa der Schaft vorne und rückwärts ein Speereisen? Jirečel übersetzt „mit scharfen Doppelspizen“; das ist eben so unklar. Gewöhnlich war die Spitze dreikantig an zwei Seiten scharf geschliffen. Der Dichter verräth auch hier seinen Dilettantismus, er kannte weder die Gestalt eines Kampf- noch eines Turnierspeeres.

2) Dreimal, immer zu Beginne eines neuen Waffenganges, werden die scharfen Lanzenspizen erwähnt; so V. 58, 71, 89.

3) Niedner a. a. D. 79.

4) In dem Turniere, das König Karl von Anjou zu Neapel abhalten läßt, wurde als Gesetz beobachtet, daß wer des Andern Pferd mit der Lanze verlegt, den abgeschätzten Werth des Rosses bezahlen muß. Schulz a. a. D. II. 111.

5) Vergl. Schulz a. a. D. II. 113 und Anm. 2.



Wie ist es möglich, solange mit den Speeren zu ringen, bis sie zerbrechen? Die Gegner sprengen doch im Galopp an und stürmen mit verhängten Zügeln auf einander los. Nun sind doch nur folgende Fälle möglich: entweder treffen sie sich und die Lanzen zersplittern sofort; dann wird mit anderen Speeren ein neuer Gang begonnen. Oder einer der Gegner hält nicht stand und wird abgestochen; dann ist der Kampf zu Ende. Ein langes Ringen mit den Speeren ist sinnlos. In dem Gedichte aber ist auch durch das „lange Ringen“ keine Entscheidung herbeigeführt; denn nachdem die Lanzen gebrochen, schleichen beide ermüdet vom Plage. Waren die Speere beider Kämpfer gebrochen, ohne daß einer auf den Sand geworfen war, so brachten die Knappen neue und die Kampfstouren mußten so oft wiederholt werden, bis einer besiegt war. Einen einzigen Speer zu verstechen und ermüdet vom Plage zu weichen, wäre eine recht erbärmliche Leistung in den Augen der Ritter gewesen.

Im Kampfe zwischen Erpoš und Spytibor hebt ersterer diesen gleich beim ersten Gange aus dem Sattel. Man sollte nun meinen, daß hiemit der Kampf zu Ende wäre; denn wenn bloß einer der Kämpfer abgestochen war, so war die Tjost mit dem Speere allein entschieden.<sup>1)</sup> Schwert und Ringkampf sind nach Rittersitte nur dann zulässig, wenn alle Speere verrochen sind oder wenn einer durch Zerstoßung des Sattelriemens auf den Sand geworfen ist, oder wenn sich beide gegenseitig vom Kofse gestochen haben. Trotzdem jedoch schwingt sich Erpoš rasch aus dem Sattel, beide ziehen die Schwerter und schließlich bleibt sogar noch der schon besiegte Spytibor Sieger, indem er Erpoš mit dem Schwerte zu Boden schlägt.

Als drittes Paar treten Lubor und Bolemir in die Schranken. Bolemir wird gleich im ersten Anrennen geworfen, die Knechte müssen ihn aus den Schranken tragen. Der Sieger läßt es ruhig geschehen, ohne von dem Besiegten „Sicherheit“ zu verlangen. Sein nächster Gegner ist Ruboš. Dieser rennt ihn sofort an, ohne überhaupt zu warten, bis er kampfbereit ist. Lubor muß sich mit dem Schwerte vertheidigen.<sup>2)</sup> Freilich bleiben wir im Ungewissen darüber, warum er nicht die Lanze gebraucht.

1) Niedner a. a. D. S. 39 und Schulz a. a. D. II. 107, f.

2) V. 98—103 Ruboš rúčě na kón  
vskočí,

prudko na Lubora žene.  
Lubor kopie mečěm přětě,

křěpce v helm mu vrazi  
ránu.

Ruboš vazem s koně spade.

R. sprang rasch auf das Kof,

rannte hurtig gegen L.

L. hieb mit dem Schwert die Lanze  
entzwei,

schlug ihm kräftig auf den Helm  
eine Wunde.

R. fiel rücklings vom Pferde.



Da er den vorigen Gegner aus dem Sattel gehoben hat, so dürfte wohl sein Speer ganz geblieben sein. Wenn dies wirklich der Fall war, so läßt sich nur annehmen, daß Lubor den Speer fortwarf und das Schwert zog. War jedoch der Speer zersplittert, so war es nach den Turniergesetzen für Kuboš unbedingt Pflicht, zu warten, bis der Gegner neu gerüstet war. Diese Kampfweise, wie sie in unserem Gedichte geübt wird, kann im ernstesten, blutigen Streite am Plage sein, niemals jedoch im Turnierspiele. Mag sich der Dichter die Sache wie immer vorgestellt haben: so viel ist gewiß, daß er keinen Begriff von einem rittermäßigen Turniere hatte, da er die beiden Gegner mit ungleichen Waffen kämpfen läßt. Ein Schwertkampf zu Rosse war überdies etwas ganz ungewöhnliches und Wolfram v. Eschenbach constatirt im Parcival 263, 13 einen solchen Fall ausdrücklich als Ausnahme von der ritterlichen Regel.<sup>1)</sup>

Als dritter und letzter Gegner erscheint Zdeslav auf dem Plage. Feisalik hat bereits auf den lächerlichen Aufzug dieses Ritters hingewiesen.<sup>2)</sup> An seiner Lanze weht ein Fähnlein mit einem Ochsenkopfe geziert (vielleicht war es gar sein Wappen); er brüstet sich erst kindischer Weise mit der Heldenthat seines Großvaters (!), der einen wilden Ur erschlagen, dann mit dem allerdings größeren Verdienste seines Vaters, der die Deutschen vertrieben hat. Hierauf rennen die beiden Gegner mit den Köpfen zusammen (!) und stürzen in Folge dessen von den Rossen.<sup>3)</sup> Daß die Rosse mit den Brüsten aneinanderprallten, wenn die Speere zersprengten und der Stoß noch nicht gebrochen war, mag oft genug vorgekommen sein;<sup>4)</sup> ganz un-

1) Vergl. Niedner a. a. D. 39.

2) a. a. D. S. 53.

3) V. 110—19 Vytče Zdeslav dlúhé  
dřevce,  
i na dřevci tuří hlava.

Vskoči na orš jarobujný,  
hrdivými slovy vece:  
„Praděd mój zbi diva túra,

otčík zahna Němcev sbory,

zkusí Lubor crabrost moju!“  
J tu protiv sobě hnasta,  
hlavařna v sebe vrazista,  
aj oba s koniú spadesta.

4) Schulz a. a. D. II, 111.

3. rechte seinen langen Schaft empor,

und auf dem Schaft war eines Ur's  
Kopf.

Er sprang auf sein muthiges Roß,  
sprach mit üppigen Worten:

„Mein Großvater erlegte den wilden  
Ur,

mein Vater verjagte der Deutschen  
Schaaren,

erproben wird L. meine Tapferkeit.“

Und da jagten sie gegen einander,  
ramnten mit den Köpfen zusammen,  
und beide stürzten von den Pferden.



begreiflich aber ist's, wie die Reiter mit den Köpfen zusammenrennen können.

In dem Kampfe, der nun zu Fuß fortgesetzt wird, spaltet Lubor und Zdeslav den Helm und schlägt ihm das Schwert aus der Hand, daß es über die Schranken fliegt. Zdeslav wirft sich besiegt zur Erde, Lubor läßt sich aber wieder keine Sicherheit geben.

Hiermit ist der Kampf zu Ende und Lubor empfängt aus der Hand der Fürstentochter als Siegespreis einen Kranz aus Eichenlaub.

Ueberblicken wir das ganze Gedicht, so müssen wir gestehen, daß der Verfasser nicht den allernothdürftigsten Begriff von dem mittelalterlichen Turnierwesen besaß. Wir haben gesehen, daß nahezu jede Zeile einen Verstoß gegen die Rittersitte aufweist. J. Jireček<sup>1)</sup> freilich will ganz etwas anderes als ein ritterliches Kampfspiel in dem Gedichte finden. Nach seiner Ansicht handle es sich um ein „heimatliches Kampfspiel“, das aus den Gottesurtheilen hervorgegangen wäre, und so ließen sich dann die Widersprüche mit der Rittersitte genügend erklären. Es ist nöthig auf diese Ausführungen näher einzugehen.

S. 141 der unten angegebenen Schrift sagt Jireček: „Wir stehen nicht an, Herrn Feisalif Recht zu geben, wenn er jeden Zug, ja fast jedes Wort als einen Verstoß gegen die Turniergebräuche bezeichnet, derart daß der Nachweis davon allein eine umfangreiche Brochüre ausmachen würde. Nur dem Schlusse, welchen er daraus zieht, können wir nicht beistimmen. Wenn das in dem Gedichte geschilderte Kampfspiel vom Turniere in allen Stücken so wesentlich abweicht, so folgt daraus nichts mehr und nichts weniger, als daß es eben kein Turnier, sondern etwas vom Turniere durchaus verschiedenes ist.“ Dieser Schluß wäre allerdings ganz richtig — wenn die Echtheit der Rh. Hs. erwiesen ist. Da dies jedoch nicht der Fall ist, so ist eine solche Folgerung ganz sinnlos.

Jireček behauptet,<sup>2)</sup> das mhd. Wort *turnei* heiße im Tschechischen entweder *klánie* oder *kolba* oder *turnej*; *sedáni* aber bedeute sowohl den ernstesten gerichtlichen Zweikampf wie auch die Vorübung zu demselben, so daß es also etwa mit „Zweikampfspiel“ zu übersetzen wäre. Die Beweisführung ist sehr schwach und die Sache wird nicht gerettet: das Merkwürdigste in unserem Gedichte, daß in einem Spiele mit scharfen Waffen gekämpft wird, bleibt unerklärt.

„Vor allem steht fest,“ sagt Jireček a. a. O. S. 131, „daß man im 13. und 14. Jh. das Turnier nie *sedánie*, sondern entweder *turnej*

1) Die Echtheit der Rh. Hs. S. 122 f.

2) A. a. O. S. 131 f.



oder mit einem slavischen Worte klánie (kolba, kol) benannte". Die erste Hälfte des Satzes ist richtig, die zweite falsch. Sědánie bedeutete weder im 13. noch 14. noch zu irgend einer Zeit „Turnier“ — ausgenommen bei dem Verfasser der Rh. Hs. Ebensovienig aber ist kolba oder kol dasselbe wie klání oder turnej. Ich führe ein paar Stellen an, die unzweideutig darthun, daß zwischen kolba (kol) und turnej ein Unterschied bestand. In Weleslavíns Historický kalendář<sup>1)</sup> heißt es: „honby, kolby, turnagowé a giné kratochwile rytjřské“, ein andermal „honby, kolby, turnagowé provozowány“; ebenso in Karions Kronika swěta herausgegeben von Weleslavín „strogil turnage, kolby a rytjřské kratochwjle“; in der tschechischen Uebersetzung der Kyropädie von Abrah. v. Günterode werden ebenfalls „kolby, turnage a giné hry rytjřské“ erwähnt. Ueberall finden wir kolby neben turnagowé besonders genannt, was doch überflüssig wäre, wenn beide Begriffe identisch wären.

Was bedeutet also kolba? Eine Stelle bei Th. v. Štitné in den knihy učení křestanského (Výbor I, 738) gibt uns Aufschluß. Sie lautet in wörtlicher Uebersetzung: „Von der Kurzweile der Ritter nun würde ich gerne etwas schreiben, aber der Menschen Groll ist so groß geworden und hat unter ihnen alle Liebe erstickt, daß ich fürwahr dazu nichts sagen kann. Denn wenn sie auch die Kurzweil in guter Gesinnung beginnen, so wandeln die Leute ihre Gesinnung eher zum Schlechten als zum Guten.“<sup>2)</sup> Und ich sage nichts von der Leppigkeit, die sie entwickeln. Aber sie zeigen dieselbe so, daß alles wahrer Hochmuth oder Unzucht wird, wie wir das in den Tänzen oder in der „kolba“ sehen. Darum richte sich jeder selbst! Ich kann nicht gut reden von dieser weltlichen Kurzweil. Von den Turnieren (o turnejích) fürwahr sage ich, daß diese Kurzweil gar nicht Kurzweil heißen soll. Darum hat die Kirche die Turniere verboten und wenn einer im Turniere kämpft und da Schaden nimmt, so soll er, wenn ihm auch die Beichte oder der Leib Gottes zur Buße gegeben ist, doch nicht bei den Heiligen begraben werden, weil er das Kirchengesetz nicht gehalten hat. Und wenn irgend Priester oder Mönche einem solchen ein Begräbniß geben, so thun sie das entweder aus Geiz oder aus Furcht, indem sie schmeicheln. Und das hat die Kirche deshalb verboten, weil die Leute einen solchen Uebermuth bezeigen und

1) Ich citire nach Jungmanns Lexicon.

2) Auch im deutschen Turnierwesen kam es oft vor, daß ein friedlich begonnenes Turnier durch den Zorn der unterliegenden Parteien ernstern Charakter annahm. Man focht dann mit scharfen Waffen.



zwar mit so großem Aufwande, weshalb mancher da alles verliert, was er hat, und mancher da den Tod findet. Und daß die „kolba“ eine ebenso schlimme Sache ist oder gar eine schlimmere als das Turnier, das kann ein jeder sehen, der es merken will. Denn die Ueppigkeit ist hier noch größer und doch nicht so nothwendig wie sie im Turniere wäre, wenn dies nicht verboten wäre. Denn im Turniere lernt der Mensch, wie einer sich in ernster Schlacht an seinem Plaze benehmen soll. Aber in der „kol“ ist nicht ein Rüstungsstück, das zum Kampfe nützlich wäre. Darum wäre es gut für die katholische Ritterschaft, sich an den kirchlichen Gehorsam zu halten und so zu kurzweilen, daß die Kurzweil nicht schädlich wäre. . . .“

Aus dieser Stelle ist mit Sicherheit zu ersehen:

1. Daß „turnej“ ganz gleichbedeutend ist mit dem mhd. „turnei“ und das Kampfspiel und die gesammte damit verbundene Festlichkeit bezeichnet.<sup>1)</sup>

2. Daß „turnej“ verschieden ist von „kolba“ oder „kol“. Diese Ausdrücke bezeichnen, wie es oben heißt, ein Kampfspiel, in dem „gar kein Rüstungsstück, das zum Kampfe nütze wäre“ angelegt wird. Das ist aber nur im „bähurt“ der Fall. „Es ist dies ein Reiter-schauspiel; wenn auch mit Speeren gestoßen, mit Schilden der Stoß parirt wird, die Waffen mußten gänzlich ungefährlich sein, da die Ritter ohne Rüstung an dieser Uebung theilnahmen.“<sup>2)</sup> Hauptsache hiebei war, daß man möglichst geschlossen aufeinander losritt.

Unrichtig ist ferner die Ansicht Jireček's, daß kláni (verb. kláti 1. pers. koli) nur der tschechische Terminus für das deutsche Wort „turnei“

1) So wird auch das Gilhartische „tornei“ (ed. Lichtenstein V. 1335) im tschechischen Tristram (star. sklád. IV. S. 44, 15) durch „turnag“ wiedergegeben. Auch Dalimil sagt „na turnege gezditi“ (auf Turniere fahren).

2) Schulz a. a. D. II, 96. Als Belegstelle ist hier angeführt Wigalois p. 230, 27 (ed. J. Pfeiffer) „ez were worden ein turnei, hieten sie ir harnasch gehabet“. Wichtig ist auch der Bericht Gislebertus (Chron. Hanon. 1184) über das große Hoffest, das Kaiser Friedrich zu Mainz veranstaltete. „Am Montage und Dienstage nach dem Frühmahle fingen die Söhne des Kaisers an, im Kreise zu reiten, und in dem Kreise waren nach einer Schätzung 20.000 Ritter oder mehr. Der Kreis war aber ohne Waffen; die Ritter ergöhten sich daran, die Schilder, Speere und Banner zu tragen und ihre Rosse zu tummeln.“ (Schulz a. a. D.) Wenn es hier heißt, die Ritter seien „ohne Waffen“ erschienen, so sind natürlich die kampfesmäßigen Waffen gemeint, wie die gleich folgenden Worte darthun. So sind auch die oben citirten Worte aus Stitné aufzufassen.



fei. Auch diese beiden Begriffe (turnag und klánie) werden deutlich von einander unterschieden. Ich ziehe zuerst die wichtige Stelle aus Smil Flaškas *Nová rada* bei.<sup>1)</sup> Das Pferd (kuoň) ertheilt dem neuen Könige den Rath:

k tomu se měj vždy wesele:  
tanec, turnej, časté klánie  
szowa krásné panny i panie

Daran halte dich immer fröhlich:  
Tanz, Turnier, häufiges „kláni“  
ergötzt schöne Jungfrauen und Frauen.

Daran erfreue sich dein Herz. In seiner weiteren Rede schildert es die ritterlichen Kampfspiele genauer, u. z. zuerst des ritterlichen Turnieres (rytieřský turnej). „Hier kann man in herrlicher Rüstung, von Gold und Kleinodien strahlend erscheinen. Und wenn dann die Rotten aneinanderprallen, da gibt es ein Schauspiel! der wird vom Pferde gestoßen, der andere gequetscht, dem wird die Wange zerschunden, jenem die Zähne eingestoßen, dazwischen ertönen die Klufe „reta, reta!“ In solch einem ritterlichen Turniere da vollenden manche ihren Willen. Darnach soll dein Herz, o König, sich sehnen.“ „Dann sei auch,“ fährt das Pferd weiter fort, „auf dem Plane, wo deine Ritterschaft „kolí“. Ueberall ertönen Hörner, mancher schreit nach neuen Lanzen. Furchterweckend ist das Donnergekrache splitternder Speere. Das sei dein Vergnügen und dazu rüste dich immer fröhlich.“

Daß kláni etwas anderes bezeichnet als turnej, beweist in dieser Stelle einmal die ausdrückliche Erwähnung desselben neben „turnej“, dann die gesonderte Schilderung beider Kampfspiele. In dem Gedichte Král Přemysl Otokar a Záviš (Vyb. II, 442) treffen wir gleichfalls die Unterscheidung beider Wörter. Es heißt hier: „i učiní hody veliké, turnej, klánie veliké“. Auch in der Stelle *starob sklád.* III, 204 „genž turnagew nebo klánie hledagj“, bezeichnet die Conjunction „nebo“ nicht die Verschiedenheit des Ausdruckes für denselben Gegenstand, sondern die Verschiedenheit der Sache. Unbegreiflich ist, wie Jireček (a. a. O. S. 131) schreiben kann „Dalimil, für den ritterlichen Sprachgebrauch am Ende des 13. und am Anfange des 14. Jahrhunderts unstreitig der beste Gewährsmann, gebraucht nur „klánie“ als gleichbedeutend mit „turnej“. Dem Hoger von Friedberg schreibt er die Einführung der Turniere mit folgenden Worten zu: on klánie do Čech přinese, tiem chudobu v zemi vnese; jechu sě v turnej jezdit.“ Gerade diese Stelle beweist, daß ein Unterschied bestehen müsse zwischen turnej und klánie, sonst hätte er nicht beide

1) Výbor I S. 873. Die neue Ausgabe von Gebauer habe ich momentan nicht bei der Hand.



Ausdrücke neben einander angeführt. klánie (kláti, koli, urspr. ich steche) bedeutet eben nichts anderes als das Stechen zu zweien, also das mhd. tjost (juste oder tjostiure), ein Kampfspiel zu Rosse zwischen zwei Gegnern. So läßt sich auch die aus Dalimil angeführte Stelle gut erklären. Als einzelne Person kann Hoyer v. Friedberg nur in einem klánie, einer tjost, auftreten. Er erweckte hiedurch die Vorliebe der böhmischen Ritterschaft für dieses Kampfspiel und die Folge davon war, daß sie auf Turniere zogen. Noch deutlicher läßt eine Stelle aus der Legende von den 10.000 Rittern (Výb. II, 14) die Verschiedenheit beider Kampfarten erkennen. Sie lautet: „budúli (naše sluhy) v bojích kdy ve zlých příhodách nebo v turnejích neb v kterém ve zlém potkání nebo v dobrovolném klání“ (wenn unsere Diener in Kämpfen je in schlimmen Lagen oder in Turnieren oder in einem bösen Zusammentreffen oder in friedlicher Tjost sich befinden). Es sind auch hier die vier Begriffe boj, turnej, zlé potkání und dobrovolné klánie ausdrücklich nebeneinander gestellt. Im Tristram (starob. sklád IV, 240) wird erzählt, daß an dem Hofe des Königs Artus die Gewohnheit herrschte, daß die Ritter auf aventiure auszogen, und wer ihnen begegnete, der mußte, ob er wollte oder nicht, mit ihnen fechten (učiniti hnánie) und eine ritterliche Tjost mit dem Speere bestehen (a rytierské s kopjm klánie); also immer zu zweien.

In Martimians historia římská steht ausdrücklich „kláwali spolu, jie tjostierten mit einander“. Ebenso deutlich spricht eine andere Stelle aus Dalimil. Da wird der Name des Neffan erklärt, „že ho s koně nikdy nekláli běchu, daß sie ihn nie vom Pferde gestochen (in der Tjost)“. Ebenda heißt es ferner von Joh. v. Michelsberg: „tehdy pan Jan z Michalovic kole po Rýnu až do Paříže jede; tu ctně klav se ctiú domov přijede, der Herr Joh. v. Michelsberg zog am Rheine hin tjostierend und fuhr bis nach Paris; nachdem er hier mit Ehren tjostiert hatte, kam er mit Ehren nach Hause.“ In gleichem Sinne ist das Wort zu verstehen, wenn derselbe Chronist von Smil sagt: „Smil klániem doby kapra černého, S. erwarb sich durch Tjostieren einen schwarzen Karpfen“. Wir haben uns diese Ritter auf ähnlichen abenteuerlichen Turnierfahrten zu denken wie Ulrich v. Liechtenstein.

Wie im eigentlichen Turniere „ze schimpfe“ oder „ze ernste“ gekämpft wurde, so war natürlich auch in der Tjost ein freundliches oder feindliches Zusammentreffen möglich und auch üblich. In der oben angeführten Stelle aus der Legende von den 10.000 Rittern ist ausdrücklich die Rede von einem „dobrovolném klánie, freundlichen oder friedlichen Zusammentreffen“. Der Gegensatz hievon ist „klaní s ostrým“, wie es



in dem Volksbuche von Štilfrid (Výb. II., 40) heißt. „J jel jest po rozličných zemích na královské a na knížecie dvory a nikdéz sobě rovni nenalezl v udatenství a v klání s ostrým (er fuhr durch verschiedene Länder an die Königs- und Fürstenhöfe und fand nirgend Leute, die ihm gleich an Tapferkeit und Tjostieren mit scharfen Waffen).“ Ebendasselbst S. 43 kehrt der Ausdruck wieder. Symforian ruft dem Štilfried zu „smieli se s ním ostrým potkati, ob er mit ihm im Ernste (eigentl. mit scharfer Lanze) kämpfen wolle.“ In demselben Sinne heißt es am Schlusse des Gedichtes, das uns den Gerichtskampf zwischen Rudolf von Rošic und Běnek erzählt „nepřítelsky se sklály, es war eine feindliche Tjost“.

Die drei Arten des ritterlichen Kampfspieles, die in den mhd. Gedichten so genau unterschieden werden, tragen also auch im Tschechischen ihre eigenen unterscheidenden Namen: turnej das Turnier κατ' ἐξοχήν, kolba (kol) der Bühurt und klání die Tjost. Auch in der Königsaalers Chronik werden bei der Erzählung der Krönung Wenzel II. alle drei Arten erwähnt: hic se barones clipeis per brachia trudent (der Bühurt), illic tirones tirocinia ludunt (das wäre der „turnei durch lernen“ mlt. „tirocinium“. Vgl. Niedner a. a. D. S. 18), vibratas hastas frangunt (die Tjost).

Durchaus verschieden hievon ist der ganz allgemeine Ausdruck „sědání“. Es bedeutet einen Zweikampf auf Leben und Tod zwischen ritterlichen Personen<sup>1)</sup> in ritterlicher Rüstung und zwar zu Roſſe. Wenn Jireček glaubt, dieser Ausdruck (sědání oder sědati) stamme aus uralter Zeit und wäre der terminus technicus gewesen für den gerichtlichen Zweikampf, so ist er im Irrthume.<sup>2)</sup> Er sagt a. a. D. S. 133 „Sowie

1) Wenn im Tristran der Kampf zwischen Tristran und dem Drachen ebenfalls sědání genannt wird, so ändert dies nichts. Der eine Theil gehörte doch dem Ritterstande an.

2) Ich muß hier auf den Widerspruch in der Beweisführung Jirečeks hinweisen. Seite 131 der genannten Schrift steht „vor allem steht fest, daß man im 13. und 14. Jahrhunderte das Turnier nie sědanie, sondern entweder turnej oder mit einem slavischen Worte klánie (kolba, kol) benannt;“ S. 133 aber lesen wir „sowie klánie, so war auch sědanie ein Gerichtskampf, wofür die zahlreichsten Beweise vorliegen;“ endlich S. 135 „es erhellt daß insbesondere das sědanie (Zweikampf zu Pferde) unter dem zu jener Zeit in Böhmen neuen Turniere nicht einbegriffen war, indem Dalimil, dem die ritterschaftliche Sprache seiner Zeit wahrlich nicht fremd war, weder an der fraglichen noch an anderen Stellen vom Turniere das Wort sědanie, sondern consequent immer nur klánie anwendet.“ Was ist hier das Richtige?



klánie, so war auch sědánie ein Gerichtskampf, wofür die zahlreichsten Beweise vorliegen.“ Für klánie ist kein einziger erbracht. Für sědánie werden Belege aus Rechtsbüchern beigezogen. Das alte Rosenberger Rechtsbuch gehört jedoch nach Brandl in die 2. Hälfte des 13. oder in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts d. h. in die Zeit nach der Einführung des Turnierwesens in Böhmen. Uebrigens wird hier wie in dem jüngeren Rád práwa zemského ausdrücklich erwähnt, daß nur Leute adeligen Standes (páni, barones), die damals doch sicherlich auch Ritter waren und nach ritterlichen Sitten lebten, durch derartige Zweikämpfe (sědání) ihre Sache beilegen durften. Die aus Wippo (10. Jahrh.) citirte Stelle (S. 134) kommt hier nicht in Betracht; denn einmal gilt die Aeußerung nur von den Serben, dann erhalten wir nur die Nachricht, daß in den Schlachten zwischen den Sachsen und Serben hervorragende Kämpfer vortraten und durch Zweikämpfe die Sache zu entscheiden versuchten. Solche Geschichten erzählt schon Livius von den alten Römern. Nach dem Sachsenspiegel freilich „soll der Kämpfer erscheinen mit Leder und Leinzeug nach Belieben gerüstet, das Haupt und die Füße vorne bloß, an den Händen dünne Handschuhe, in der Hand ein gezogenes Schwert, eins oder zwei nach Willkür noch umgürtet, einen hölzernen, mit Leder bezogenen Schild tragen, dessen Buckel allein von Eisen sei. Ueber die Rüstung darf er einen Rock ohne Aermel anlegen“; <sup>1)</sup> und ebenso bestimmt auch der Rád práwa zemského im Artikel 22 (Výbor I, 618) den gerichtlichen Zweikampf: <sup>2)</sup> doch damit stimmen die Beschreibungen bei den Dichtern nicht und wir treffen da die Ritter immer in voller Rüstung. <sup>3)</sup> Dieser ritterliche Zweikampf nun heißt sědánie, und es ist durchaus unnöthig, an eine Uebertragung des angeblich alten Ausdruckes auf die neu eingeführte

1) Schulz a. a. D. II, 146.

2) „Sie sollen gleich kämpfen, ohne Rüstung, nur in Röcken und Hosen, mit Schwertern und hinter Schilden, in den vorgerichteten Schranken, wie es Gewohnheit ist.

3) Schulz a. a. D. II, 146. So heißt es auch in dem Gerichtskampfe zwischen Rudolf und Běněk, daß sie wohl gerüstet waren (dobře oděných). Wenn übrigens Jireček glaubt, daß solche Gerichtskämpfe gar so häufig vorgekommen sein mögen, daß man sich sogar dazu übte, so belehrt ihn Dalimil eines Besseren. Von dem eben erwähnten Gerichtskampfe sagt er:

Léta od narozenie syna božieho  
po tisiúciu po třech stech po desieti pátého  
pro mužobojstvo sta še súd neslýchaný,  
ni v českej zemi vídaný.

„ein unerhörtes, im tschechischen Lande nicht gesehenes Gericht“.



ritterliche Kampfesart zu denken. Ueberall, wo wir dies Wort finden, hat es die Bedeutung eines ernstesten Zweikampfes auf Leben oder Tod, nie die eines Kampfspieles zu zweien, wie Jireček will.

Daraus ergibt sich aber, daß die Ueberschrift des Gedichtes der Rh. Hs. mit dem Inhalte in doppeltem Widerspruche steht: 1. ist uns in dem Gedichte nicht ein Zweikampf geschildert, sondern fünf solcher Kämpfe. Der singular des subst. (o slavném sědánie) kann somit nicht richtig sein. 2. Handelt es sich in dem Gedichte nicht um einen ernstesten Kampf, sondern bloß um eine Vorübung zu demselben, es soll also nur ein Kampfspiel sein. In diesem Sinne aber ist sědánie nirgends zu belegen. O slavném sědánie sollte also übersetzt werden „von dem berühmten Zweikampfe (auf Tod und Leben)“ und nicht wie Jireček „will das festliche Kampfspiel“ auch nicht mit Feilalik „von einem berühmten Turniere“. Ein Dichter des 13. oder 14. Jahrhunderts hätte eine so sinnlose Ueberschrift nicht erfinden können. Sehr wohl aber läßt sich denken, daß der Fälscher zu Anfang des 19. Jahrhunderts, wo die Vorstellungen vom Ritterwesen und Mittelalter so romantisch-dunkel und verworren waren, einen solchen Fehler begehen konnte. Daß ihm sědání gleichbedeutend war mit turnei, wird um so wahrscheinlicher, als dies Wort so oft es vorkommt, immer im singular steht. Von der Ueberschrift wurde bereits gesprochen. Dann begegnet es uns in der zweiten Zeile:

Znamenajte staří — mladí  
o potkách i o sědání!

„Bernehmet alt und jung von Kämpfen und sědání,“ der Verfasser meinte offenbar „von einem Turniere“. Das würde gewiß zum Inhalte passen — wenn eben alles nach den ritterlichen Turniergesetzen ablief. Doch die kennt er nicht, wie oben erwiesen worden.

Wie Jireček die zweite Zeile durch „vom Ringen (sing.! im Texte plur.) und von Kämpfen (plur.! im Texte sing.)“ übersetzen kann, ist merkwürdig. Allerdings ist das nicht der einzige Fall, wo er dem tschechischen Wortlaute durch eine schiefe, willkürliche Uebersetzung aufhelfen will. Die gleiche Bedeutung „Turnier“ liegt offenbar dem Worte sědáníu in V. 46 zu Grunde. Sinnlos aber ist es, wenn es in den VV. 53, 64 und 84 heißt: „kto chtie prví (vteří, třetí) na sědánie wer als 1. (2. 3.) zum Turniere will.“ Oder soll hier sědánie den Einzelkampf im Turniere also „Turnierkampf“ bezeichnen? Dann besitzt es eine sehr bedenkliche Dehnbarkeit.

Wenn Jireček sich weiterhin (S. 134) anstrengt, nachzuweisen, daß schon vor der Einführung des Turnieres (1245) in Böhmen Kampfspiele bekannt waren, so ist seine Mühe ganz umsonst. Bei Vergil Aen. 6, 585



werden dieselben auch erwähnt, die Gothen führen um den Scheiterhaufen des Hunenköniges Attila, um das Grab Marichs Reiter Spiele auf, bei keinem Volke werden sie gefehlt haben. Aber das alles hat mit unserem Gedichte nichts zu thun. Um die hier geschilderte Kampfweise als die damals wirklich übliche zu beglaubigen, sind Belege aus anderen Werken nöthig. Diese kann jedoch Jireček nicht beibringen.

Lächerlich ferner ist es, wenn er die Thatsache (S. 136 f.), daß einzelne böhmische Adelige schon im Jahre 1253 in Mainz als tüchtige Turnierer hervorthaten, als Beweis für die Existenz alteinheimischer Kampfspiele anführt. Er denkt offenbar, die böhmischen Adelligen hätten es nicht so bald zu solcher Fertigkeit bringen können, wenn sie nicht schon von früher her eine gewisse Uebung in Reitkünsten besessen hätten. Als ob sie nicht seit 1245<sup>1)</sup> Zeit genug dazu gehabt hätten!

Unwahr endlich ist es, wenn Jireček (S. 138) behauptet, in den tschechischen Schriften des 13. und 14. Jahrhunderts seien die Kunstausdrücke für Dinge, die das Ritterwesen betreffen, nicht deutsch, sondern tschechisch und daraus folgert, daß dieselben schon früher für die alten einheimischen Spiele im Gebrauche gewesen wären.<sup>2)</sup>

Jedermann merkt wohl, wie unlogisch dieser Schluß ist. Diese seine Behauptung aber muß Jireček gleich auf der nächsten Seite durch eine ganze Reihe von Ausnahmen wesentlich einschränken. Zum Ueberflusse setzte ich noch eine Anzahl das Ritterwesen betreffender Ausdrücke, die Jireček nicht entdeckt hat, hieher. Aus der *Alexandreis*:<sup>3)</sup> rytieř V. 1025 u. ö., rytieřstvo V. 323, šturm V. 460, šturmovati V. 2054, oř V. 1399, rota V. 1468, purgrabié JH. 246.

Sämmtliche hier angeführten Wörter finden sich auch im *Tristram*, außerdem: w kryzu gjti, 18, 20; man 40, 18; manstwie 28, 13; turnag 44, 14; šaffár 51, 11; maršalk 54, 4; palác 62, 22; rek 239, 19 und noch viele andere. Feifalik behält doch Recht!

In seiner Entgegnung ist es also Herrn Jireček nicht gelungen, die Existenz alter Kampfspiele, die den Namen „sědání“ geführt hätten, zu erweisen und seine Freude (S. 142), daß das Gedicht „o slavném sě-

1) Vor 1245 kamen die Turniere nicht nach Böhmen. Vergl. Scherer literar. Centralbl. 29. Aug. 1868. Das schließt aber nicht aus, daß einzelne böhmische Adelige die ritterlichen Kampfspiele lange vorher in Deutschland kennen lernten.

2) Er polemisiert hiemit gegen Feifalik, der a. a. D. die oben bestrittene Aeußerung gethan hat.

3) Ed. M. Hattala und Patara. Prag 1881.



dánie“ das Verdienst habe, „uns mit den Details desselben, welche wir aus keiner anderen Quelle kennen, bekannt gemacht zu haben“, ist ganz eitel. Die oben erwähnten Verstöße gegen die ritterlichen Gebräuche kennzeichnen dieses Gedicht deutlich genug als Falsificat. Ueber die Quelle, aus der der Fälscher geschöpft hat, besteht kein Zweifel. Zeifalik hat erwiesen,<sup>1)</sup> daß das Gedicht nahezu lauter Reminiscenzen aus dem Volksbuche Stilsfrid enthält; die Entlehnungen sind so auffallend getreu, daß an eine andere Möglichkeit als an gegenseitige Abhängigkeit nicht zu denken ist. Nicht um die Ähnlichkeit der Darstellung eines Kampfes in beiden Gedichten handelt es sich, wie Jireček meint (S. 122), sondern um wortgetreue Herübernahme ganzer Wendungen und Redensarten.

## Periodicität der Ueberschwemmungen.

Von Dr. W. Kázerowsky.

Im Jahre 1883 veröffentlichte Professor Paul Reis in Mainz unter dem Titel: „Wassersnoth und Wassermangel“ die Ergebnisse seiner Untersuchungen über die Wasser- und Wettererscheinungen im Rheingebiete und kam zu dem Resultate, daß dieselben in Perioden von 110 bis 112 Jahren sich wiederholen und daß die Maxima der Wasserfluthen mit den Maximis der Sonnenflecken und Nordlichter zusammenfallen. Die von ihm angeführte Periode ist der zehnfachen Sonnenfleckenperiode von 11,1 Jahren gleich.

Die Frage, ob Veränderungen auf der Sonne solche auch auf der Erde zur Folge haben und namentlich die, ob vermehrter Fleckenthätigkeit derselben reichlichere atmosphärische Niederschläge entsprechen, ist nach verschiedenen Gesichtspunkten von vielen Forschern bereits behandelt worden. Hermann Fritz, welcher in seiner von der Haarlemer Gesellschaft der Wissenschaften gekrönten Preisschrift: „die Beziehungen der Sonnenflecken zu den magnetischen und meteorologischen Erscheinungen“ die Ergebnisse dieser Untersuchungen publicirte, bemerkt hierüber: die Niederschläge sind entschieden zur Zeit der Fleckenmaxima bedeutender, als zur Zeit der Fleckenminima und aus den Pegelständen der verschiedenen Flüsse ergibt

1) A. a. D. S. 56 f. Vgl. auch Athenaeum, April 1886, S. 265.



sich ebenfalls zur Zeit der Fleckenmaxima ein Ueberschuß der aus den Flüssen abfließenden Wassermassen über das Mittel. Da aber aus älterer Zeit keine Messungen der Regen- und Schneeniederschläge vorhanden sind und die Pegelstände der Flüsse auch nicht weit zurückreichen und von vielerlei Umständen abhängig sind, so ist hier der Versuch gemacht worden, auf historischem Wege diese Frage zu lösen.

Die beiliegende Chronik der Ueberschwemmungen liefert das, wenn auch nur lückenhafte Material, aus welchem die tabellarische Uebersicht der Hochwässer zusammengestellt wurde.

In dieser Tabelle sind die größeren Elbeüberschwemmungen, die zumeist den in den Archiven der Stadt Leitmeritz noch vorhandenen Quellen entnommen sind, zusammengestellt. Aus dieser tabellarischen Uebersicht soll die Existenz der kleinen Periode der Hochwässer und ihre Uebereinstimmung mit der Sonnenflecken- und Nordlichtsperiode nachgewiesen werden.

**Tabelle der Ueberschwemmungen**  
vom Jahre 782 bis 1886.

Ueberschwemmungsjahr	Mittel	Differenz	Periodenlänge	kleine Periode	große Periode
782	782				
821	821	39	180 = 16. 11,3	11,3	220 = 2. 110
962	962	141			
1002	1002	40	55 = 5. 11,0	11,0	
1015, 20	1017	15			
1059	1059	42	42 = 4. 10,6	10,6	116 = 1. 116
1118	1118	59	59 = 5. 11,8	11,8	
1141	1141	23	85 = 8. 10,6	10,6	
1203	1203	62			
1275	1275	72	112 = 10. 11,2	11,2	224 = 2. 112
1315	1315	40			
1342	1342	27	117 = 10. 11,7	11,7	
1432	1432	90			
1454	1454	22	22 = 2. 11,0	11,0	112 = 1. 112



Ueberschwemmungsjahr	Mittel	Differenz	Periodenlänge	kleine Periode	große Periode
1481	1481	27	77 = 7. 11,0	11,0	113 = 1. 113
1495	1495	14			
1501, 4	1502	7			
1515	1515	13			
1531	1531	16			
1549, 51	1550	19	66 = 6. 11,0	11,0	113 = 1. 113
1557, 59	1558	8			
1565, 66, 69	1567	9			
1578, 79, 82, 83, 85, 87	1582	15			
1593, 95, 98, 99, 1601	1597	15			
1607	1607	10	43 = 4. 10,8	10,8	108 = 1. 108
1618	1618	11			
1629	1629	11			
1640	1640	11			
1654, 55	1654	14			
1665	1665	11	43 = 4. 10,8	10,8	108 = 1. 108
1675	1675	10			
1682, 84	1683	8			
1698	1698	15			
1712	1712	14			
1747, 48, 50, 51	1749	37	66 = 6. 11,0	11,0	109 = 1. 109
1760, 61	1760	11			
1767, 68, 69, 71	1769	9			
1783, 84, 85,	1784	15			
1799	1799	15			
1809	1809	10	45 = 4. 11,3	11,3	99) = 12) = 111?
1814, 15, 16	1815	6			
1820, 21, 24	1822	7			
1827, 28, 29, 30, 31	1829	7			
1837, 38, 39	1838	9			
1843, 44, 45, 46, 47, 48, 50	1846	8	33 = 3. 11,0	11,0	99) = 12) = 111?
1855, 58	1856	10			
1862	1862	6			
1872, 76	1874	12			
1881, 86	1883	9			



Schon eine oberflächliche Betrachtung der Tabelle, namentlich aber der Differenzen und der durch Summation erhaltenen Periodenlängen zeigt uns ein auffällig häufiges Vorkommen der Zahl 11 und der Vielfachen dieser Zahl. Nimmt man aber eine kleine Durchschnittsrechnung vor, so ergeben sich folgende Resultate:

Das Gesamtmittel von 782 bis 1883 gibt 1101 Jahre; durch 99 Perioden dividirt, erhält man den Werth 11,12 Jahre als kleine Hochwasserperiode, welcher Zahlwerth mit der von Rudolf Wolf bestimmten Länge der Sonnenfleckenperiode von 11,11 Jahren vollkommen übereinstimmt.

Legt man die aus 17 Berechnungen gefundene kleine Periode zu Grunde, so erhält man den Durchschnitt 11,07 Jahre.

Als Endresultat der Vergleichung der Tabellenzahlen ergibt sich sonach für die kleine Hochwasserperiode der Mittelwerth von 11,1 Jahren, der mit der Sonnenfleckenperiode von 11,1 genau übereinstimmt. Außer dieser kleinen Periode ist noch eine größere von 111,33 oder nahezu 111 Jahren deutlich bemerkbar, die mit der von Reis angegebenen von 110 bis 112 Jahren identisch ist. An der letzten Periode fehlen noch 12 Jahre zur runden Zahl von 111, so daß dieselbe durch eine oder mehrere Ueberschwemmungen sich auf das Jahr 1895 ergänzen dürfte.

In den Rahmen der von Frig aus fast 2000 Jahren gewonnenen großen Nordlichtsperiode von 220 Jahren passen ziemlich genau die großen und weitverbreiteten Hochwässer von 1784, 1565, 1342, 1118.

Eine eingehendere Durchführung dieser Gesetzmäßigkeit nach den 3 Perioden von 11, 111 und 222 Jahren, bezüglich der Elbe überhaupt, der Hochwässer Böhmens und der europäischen Wassererscheinungen erfolgt nach Durcharbeitung des gesammelten Quellenmaterials.

782. Kurz nach dem Einfalle der Wenden und Hunnen, bei welchem die Stadt Magdeburg und die von Kaiser Karl dem Großen erbaute St. Stephanskirche zerstört wurde, hat sich die Elbe ergossen und was vom Feuer an Mauerwerk übrig geblieben, vollends eingewaschen und niedergeworfen (Pöhsch, Ueberschwemmungen der Elbe).

821. Auf den nassen Sommer von 820 folgte ein so heftiger Winter, als er nur jemals gewesen, wodurch nicht bloß die Elbe sondern auch alle Flüsse Deutschlands zugefroren, daß man darüber reiten und fahren konnte. Als das Eis aufgebrochen, hat dasselbe an Städten, Flecken und Dörfern ungeheueren Schaden gethan (Pöhsch u. Spangenberg).

962, November 11. Ein plötzlich eingefallenes Thauwetter brachte durch rasches Aufgehen des massenhaften Schnees eine allgemeine Ueber-



schwemmung in Böhmen hervor. Auch die Elbe bewirkte durch ihr Austreten großen Schaden (Böhsch, Weleslawina).

1002, Sommer. In Folge eines allgemeinen Regenwetters gingen alle Feldfrüchte durch die Nässe zu Grunde. Die Elbe und Moldau ergossen sich gewaltig (Böhsch).

1015. September. Ein anhaltendes Regenwetter brachte in Böhmen große Ueberschwemmungen, namentlich der Elbe und Moldau, hervor (Strnad Naturbegebenheiten).

1020. Alle Quellen erzählen, daß nach einem langen und harten Winter, als der Schnee und das Eis aufthaute, die Flüsse aller Orten, namentlich die Elbe gewaltig ausgetreten wären und die Wässer sich also ergossen, daß eine wahre Sündfluth entstanden, wodurch ganze Städte, Flecken und Dörfer weggerissen und eine unglaubliche Menge Menschen und Vieh umgekommen (Böhsch u. Annal. Saxon. u. Reis „Wassersnoth“).

1059, Herbst. Durch ein allgemeines Regenwetter traten alle Flüsse Böhmens weit über ihre Ufer und überflutheten das Land; auch die Elbe mit ihren Nebenflüssen erreichte eine außerordentliche Höhe (Böhsch).

1118, September. In Folge anhaltender Regengüsse entstand in Böhmen eine so gewaltige Ueberschwemmung, wie solche seit der Sündfluth nicht vorgekommen. In Prag stieg die Moldau 6 Ellen über das Tafelwerk der Brücke, während sie sonst kaum dasselbe erreichte (20 Schuh über Normale); in Tetschen soll die Elbe 18 Ellen 16 Zoll Höhe gehabt haben (Böhsch u. Fabricius, Weck, Cont. Cosm).

1141, März. Plötzlich eingetretene Regengüsse brachten im Frühlinge eine große Ueberschwemmung in Böhmen hervor. In Prag verursachte die Moldau am 15. März durch ihr Austreten ungeheueren Schaden. Auch von der Elbe werden in Meissen Hochwasser gemeldet (Böhsch, Strnad).

1203. Nach langem Regen traten große Ueberfluthungen der Elbe ein, namentlich um Leitmeritz und Ruffig herum und verursachten großen Schaden (Strnad).

1275, August 24. Um den Tag Bartholomäi haben sich die Flüsse, darunter auch die Elbe, so heftig und schrecklich ergossen, daß eine große Menge Dörfer weggespült und unglaublich viel Menschen und Vieh ersäuft wurden (Böhsch, Strnad).

1315, Juli. Nach anhaltender Dürre folgten häufige Regengüsse, wodurch alle Flüsse Böhmens, in sonderheit die Elbe weit aus ihren Ufern traten und großen Schaden anrichteten (Böhsch u. Fabricius, Chron. Franc. Prag).



1342, Februar 2. Ein plötzliches Thauwetter verursachte ein rasches Aufgehen des massenhaft gefallenen Schnees und hatte eine kolossale Ueberschwemmung der Moldau und Elbe zur Folge. Die Brücken zu Prag und Dresden gingen zu Grunde, nur die von Raudnitz widerstand dem Anpralle der Wogen (Böhsch, Strnad).

1432, März 12. und Juli 22. Zwei große Ueberschwemmungen; die 2. jedoch bedeutender. Das Hochwasser durchbrach an zwei Stellen die Prager Brücke, zerstörte die Raudnitzer Elbebrücke und verursachte um Raudnitz, Melnik und Leitmeritz ungeheuren Schaden. Zu Leitmeritz war die Wasserhöhe 22 Schuh 1 Zoll; zu Ruffig 11 Zoll niedriger als 1845 und zu Tetschen 15 Ellen 19 $\frac{1}{2}$  Zoll (Böhsch, patr. öf. Gesellschaft, Sonnwend).

1454. Die im Jahre 1452 erbaute Elbebrücke bei Leitmeritz durch ein Hochwasser zerstört (Notiz im Stadtarchiv).

1481, Mai. Im Frühjahr fiel sehr nasses Wetter ein, worauf am 25. Mai zu Prag ein Hochwasser der Moldau eintrat. Diese Fluth wird auch von Fabritius bei der Elbe in Meissen angeführt (Böhsch, Hagel, Sonklar).

1495, August. War in Böhmen eine gewaltige Ergießung der Moldau, durch welche die massive Prager Brücke stark beschädigt wurde. Auch in Sachsen wird auf diesen Monat eine Elbeüberschwemmung verzeichnet (Böhsch, Hammerschmid).

1501, August 15. In Folge anhaltenden Regens entstand bei Leitmeritz ein Hochwasser der Elbe, bei welchem die Walke, Schleifmühle und 3 Felder der Brücke weggerissen wurden. Das Wasser umgab Mliskojed, dessen Bewohner in die Kirche flüchteten und ihr Vieh auf einem hochgelegenen Felde in Sicherheit brachten. Auch das Eisendörfel und beide Kopist standen unter Wasser.

In Leitmeritz war die Fischerei, die Dubina und alles oberhalb der Mühlen überschwemmt. Das Hochwasser erreichte fast das Pflaster der Brücke und verursachte ungeheuren Schaden (Memorabilien der Stadtschreiber).

1504, März 8. Unerhoffte, große Eiszahrt auf der Elbe bei Leitmeritz, wodurch die neue Elbebrücke sammt 3 Pfeilern von Grund aus weggerissen wurde und ein dreimal so großer Schaden geschah, als anno 1501 (Notiz im Stadtarchive).

1515, Juli 22. War bei Leitmeritz ein Hochwasser der Elbe, welches durch Wegschwemmen von Heu und Getreide viel Schaden verursachte. Dieser Ueberschwemmung, welche bereits am 21. Juli in Prag eintrat,



wird auch bei der Elbe in Sachsen gedacht (Leitmeritzer Archiv, Hammer-  
schmid, Monach Pirn).

1531, Mai. Wird ein Hochwasser der Elbe bei Leitmeritz angeführt,  
welches so groß war, daß man, wie Johann 3 Gradu bemerkt, das Wasser  
von der Brücke aus erreichen konnte (Strnad).

1549. Eine Ueberschwemmung der Elbe bei Leitmeritz (Strnad u.  
e. Leitm. Manuspt).

1551. Wegen des fortdauernden Hochwassers der Elbe und Eger  
haben die Leitmeritzer Fischer keine Lachse fangen können; auch konnte das  
Malz allhier nicht gemahlen, sondern mußte nach Pokratitz verführt werden  
(Schmid Memor.).

1557. Nach einem strengen Winter, der vom 23. Nov. bis 28. März  
dauerte, brachte ein rasches Thauwetter ein großes Hochwasser der Elbe  
hervor, welches an 4 Wochen dauerte und um Leitmeritz und Auffig viel  
Schaden anrichtete (Schmid, Sonnwend).

1559, December 13. Entstand bei Leitmeritz ein großes Hochwasser  
der Elbe, welches 8 Tage andauerte und wieder so hoch war, daß man  
es von der Brücke mit den Händen erreichen konnte (Schmid).

1565, März 3. Kam ein starkes Eis mit großem Wasser und riß  
die Elbebrücke bei Leitmeritz von Grund aus weg. Der Schaden an  
weggeschwemmten Holze betrug viele Tausende (Schmid).

1566, Februar. Großes Hochwasser der Elbe bei Leitmeritz. Mli-  
kojed und Kopist ganz vom Wasser umgeben, die Fischerei unter Wasser.  
Die Elbehöhe so groß, daß man sich von der Brücke aus waschen konnte  
(Mem. d. Stadtschr.).

1569, Juni. Am 21. und 22. Hochwasser der Elbe bei Leitmeritz,  
welches sich bis zu der Ziegelhütte jenseits der Brücke erstreckte und alle  
Wiesen um Kopist unter Wasser setzte (Mem. d. Stadtschr.).

1578, Januar. Am 13. begann der Eisgang der Elbe bei Leit-  
meritz; am 25. nahm eine riesige Scholle 5 Paar Brückenböcke weg und  
ein neuer Stoß führte die übrigen sammt der Fahrbahn der Brücke weg  
(Mem. d. Stadtschr.).

1578, Aug. 28. Ein Hochwasser der Elbe, welches hinter dem Zie-  
gelschlage und gegen Kopist alle Wiesen überschwemmte und über eine Woche  
dauerte, während welcher Zeit keine Mühle in Leitmeritz mahlen konnte.

1579, Juni 28. War ein so großes Hochwasser der Elbe, wie es seit  
langen Jahren nicht gewesen; das Wasser ging bei der neuen Mühle, von  
welcher der Müller behauptete, daß sie selbst beim höchsten Hochwasser



wird mahlen können, über den Pawlatsch weg. Da die Eger wenig Wasser hatte und der gewesene Regen in keinem Verhältnisse zu der großen Wassermasse stand, so vermuthete man, daß irgendwo ein Wolkenbruch gewesen und Teichdurchbrüche stattgefunden hätten (Mem. d. Stadtsch.).

1582, Juni. Vom 2. bis 7. bedeutendes Hochwasser der Elbe bei Leitmeritz. Es ging um das vordere Gebäude der Mühle, wo der Müller wohnt, herum, überschwemmte die Fischerei und drang ziemlich weit in die Dubina vor (Mem. d. Stadtsch.).

1583, März 18. Hat das Eis beim Hochwasser der Elbe alle Brückenböcke vom steinernen Pfeiler bis zum Vogel weggeschwemmt, so daß nicht ein Balken übrig blieb. Einen Theil der Brücke haben die Bauern bei Lobositz aufgefangen, welchen die Gemeinde ihnen wieder abkaufen mußte (Mem. d. Stadtsch.).

1585, Juli 4. Bedeutendes Hochwasser der Elbe bei Leitmeritz; in Folge andauernden Regens. Kopist unter Wasser gesetzt, der Swinias überschwemmt und auf Feldern und Wiesen großer Schaden geschehen (Mem. d. Stadtsch.).

1587, Juni 6. Fing bei Leitmeritz ein großes Hochwasser an, welches durch 2 Wochen anhielt und in der Umgebung der Stadt, namentlich am Swinias viel Schaden an Wiesen, Feldern und Weingärten verursachte (Mem. d. Stadtsch.).

1593, Januar 24. Riß das Eis beim Hochwasser der Elbe die Brückenböcke mit Ausnahme dreier Paare gegen die Vogelstange weg, bald darauf wieder ein Paar und am 26. die Letzten (Mem. d. Stadtsch.).

1593, Juli 8. Fing die Elbe bei Leitmeritz in Folge täglicher Regengüsse gewaltig zu steigen an und überschwemmte am Tage St. Margareth alle Wiesen und Felder und richtete durch Wegschwemmen des Heues und Verschlämmen des Grases und der Felder großen Schaden an (Mem. d. Stadtsch.).

1595, März 7. Brach das Eis der Elbe bei Leitmeritz, welches in diesem Jahre ungemein stark war. Dabei stieg das Wasser so hoch, daß man sich von der vordern Brücke aus in der Elbe waschen konnte. Kopist und Mliskojed standen unter Wasser, die Fischerei und der Judengarten waren überschwemmt. Der Schaden an Wiesen, Feldern und Häusern war ungeheuer (Mem. d. Stadtsch.).

1598, März. Durch das Einbrechen eines Südstromes trat ein rasches Aufthauen des Schnees ein, so daß die Elbe am 11. März eine Höhe erreichte, wie sie seit Menschengedenken nicht gewesen. Das Wasser stand  $\frac{3}{4}$  Ellen höher als 1595 und reichte bis zum Hute des Bradacz am



steinernen Pfeiler der Elbebrücke. Es verursachte in der Fischerei, Dubina, bei den Mühlen und im Zudengarten vielen Schaden; auch ein Theil der Brücke wurde weggeschwemmt. Das gewaltige Wasser reichte fast bis auf die Brücke, so daß Kinder von derselben, zur Erinnerung, sich mit dem Elbewasser wuschen (Mem. d. Stadtsch.).

1598, August 18. Hestige Regengüsse, Wolkenbrüche und Teichdurchrisse veranlaßten ein Hochwasser der Elbe, welches nur um  $\frac{1}{4}$  Elle niedriger als im Frühjahr war und gleichfalls großen Schaden anrichtete (Mem. d. Stadtsch.).

1599, März 12. Entstand beim Eisgange der Elbe ein großes Hochwasser, welches mehrere Tage andauerte und vielen Schaden an Mühlen, Häusern und Feldern in der Nähe des Flusses verursachte (Mem. d. Stadtsch.).

1601, Juni 27. Hochwasser der Elbe, welches etliche Tage anhielt und alle Felder und Wiesen um Mlkojed, Prosmik, am Pernai und in der Polabe überschwemmte. Der Schaden war ungeheuer (Memorabilien der Stadtschreiber).

1607, März 11. War ein solches Hochwasser der Elbe bei Leitmeritz, daß die Mühlen nicht mahlen konnten; am 22. d. M. stand die Elbe im Mühlgraben unterhalb der Brettsäge bis zur Mauerhöhe (Mem. d. Stadtsch.).

1618, Februar 5. War ein starkes Gewitter, worauf allgemeines Thauwetter eintrat und alle Gewässer Böhmens, namentlich die Moldau und Elbe sich mächtig ergossen und wegen des starken Eises großen Schaden anrichteten; besonders in Meissen waren die Verheerungen furchtbar (Böhsch, Kriesche Chr.).

1629, October 2. Trat in Dresden eine Ueberschwemmung der Elbe ein, welche gegen 8 Ellen über dem Normale erreichte und fast 14 Tage dauerte, worauf erst die Moldau aus Böhmen kam, die am 10. October in Prag eine Höhe erlangte, wie sie seit Menschengedenken nicht gewesen (Böhsch, Hammerschmid).

1640. Anfangs Februar. Ist durch das Hochwasser beim Eisgange die Elbebrücke bei Leitmeritz zerstört worden; das Brückenmateriale als: Schiffe, Gehölze, Bretter ist bis Pirna und Dresden fortgeschwommen. General Banner versuchte zwar die Brücke wieder aufzurichten, doch gelang ihm dies nicht (Theatrum europaeum).

1654, Hochwasser bei Leitmeritz; die Elbe nahm alle Mühlen und 40 Häuser mit; die Zahl der ertrunkenen Menschen war eine nicht geringe (Strnad).



1655, Februar 15. Plötzlicher Eisgang und erschreckliches Hochwasser der Elbe bei Leitmeritz, wodurch das Dach von der kleinen Mühle und die Brettmühle weggeschwemmt wurden und der Gemeinde ein großer Schaden geschah. In Mlkojed mußten die Bewohner auf den Thurm sich flüchten, haben gestürmt und um Hilfe gebeten (Schmid).

1665, Februar 16. Großes Hochwasser der Elbe bei Leitmeritz; die Wasserhöhe war nur einen Schuh niedriger als 1845. In Dresden war die Fluth so hoch, daß man das Wasser von der Brücke aus mit der Hand erlangen konnte (Böhsch, Prof. Hackel).

1675, Juni 21. Ist ein großes Hochwasser der Elbe bei Leitmeritz eingetreten, welches 4 Wochen dauerte und einen Schaden von etlichen Millionen verursachte (Schmid).

1682, Januar. Hatte die Elbe wieder eine gewaltige Fluth. Am 18. und 19. begann sie in Meissen, wo sie eine Höhe von 10 Ellen 2 Zoll erreichte; in Prag erlangte die Moldau ihr Maximum am 26. Jänner; am 28. Jänner stieg die Eger in Raaden bis zu der ungeheueren Höhe von 19 Schuh über Normale (Böhsch, *Theatrum europaeum*).

1684, März 2. Eisgang der Elbe bei Leitmeritz; durch das starke Eis wurde die Brücke zerrissen und ruinirt (Schmid).

1698, Juli 22. War in Böhmen eine große Ueberschwemmung, bei welcher viele Menschen zu Grunde gingen und ein Schaden von mehreren Millionen verursacht wurde. Nach Vulpinus war auch in Meissen, in Folge andauernder Regen eine solche Elbefluth entstanden, wie sie seit 113 Jahren kaum geschehen war (Böhsch, Hammer Schmid).

1712, April. Andauerndes Regenwetter verursachte ein plötzliches Hochwasser der Elbe, welches großen Schaden an Häusern, Mauern und Vieh in den am Flusse liegenden Dörfern veranlaßte und auch die Leitmeritzer Elbebrücke sehr beschädigte (Schmid).

1747, December 15. War ein so großes und hohes Wasser bei Leitmeritz, daß man hinter der Brücke nicht mehr fahren, sondern übersetzen mußte; alle Stadtmühlen ersoffen, so daß man 14 Tage nicht mahlen konnte (Schmid).

1748. In Folge der beständigen Regen in den Monaten October, November und December entstand bei Leitmeritz ein Hochwasser der Elbe, durch welches viel Floßholz weggeschwemmt wurde und die Gemeindemühle mehrere Wochen das Mahlen einstellen mußte (Schmid).

1750, Juli. Mehrtägige Regen und Teichdurchbrüche brachten eine große Ueberschwemmung der Elbe bei Leitmeritz hervor, welche vom 11.



bis 14. Juli andauerte und großen Schaden an Feldfrüchten und Floßhölzern anrichtete (Schmid).

1751, März 3. Eisgang der Elbe bei Leitmeritz. Das Eis blieb oberhalb des Wehres stehen und reichte bis Krzeschitz. Dadurch entstand ein bedeutendes Hochwasser, welches seinen Lauf bei Böhmischem Kopitz durch die sogenannte Uhrze nahm und beim Wehre wieder in die Elbe einfiel. Am 5. ging das Eis glücklich ab, ohne großen Schaden verursacht zu haben (Schmid).

1760, Januar 27. Hob sich das Eis der Elbe und Eger gleichzeitig. Ein Theil desselben setzte sich in der Egermündung fest und hatte zur Folge, daß die Eger ihren Lauf durch die Uhrze nahm; ein zweiter Theil blieb zwischen der Insel und dem Jesuitengarten stehen und sperrte durch 2 Wochen die Elbe derart, daß kein Wasser zu den Mühlen gelangen konnte, was eine große Mahlnoth hervorbrachte (Schmid).

1761, Februar 11. Ist das Eis der Elbe bei Leitmeritz gebrochen und gegangen; den 20. bis 28. darauf trat ein Hochwasser ein, welches in dem zu Lobositz nahe an der Elbe gelegenen Magazin großen Schaden an Hafer und Heu verursachte. In Meißnen dauerte diese Ueberschwemmung vom 12. bis 27. und erreichte eine Höhe von  $8\frac{1}{2}$  Ellen (Böhsch, Leitm. Mem. II.).

1767, November. Gegen Ende des Monates trat in Folge anhaltenden Regens Hochwasser der Elbe und Eger ein, welches alle Felder jenseits der Brücke überschwemmte, so daß die ganze Gegend einem See gleich. Bei den Mühlen in Leitmeritz mußten die Bewohner auf Rähnen aus ihren Häusern fahren (Leitm. Mem. II.).

1768, Februar 24. Eisgang der Elbe, Eger und Moldau bei Leitmeritz, wobei ein Hochwasser entstand, wie es seit 40 Jahren nicht vorgekommen ist. Dasselbe verursachte durch Einreißen der Häuser in den Dorfschaften und Abschwemmen des Bodens von den Feldern einen unbeschreiblichen Schaden (Leitm. Mem. II.).

1769, Juli. Durch die seit dem 8. Juni fast täglich eintretenden Regengüsse sind die Elbe und Eger bei Leitmeritz so gestiegen, daß alles Heu von den Wiesen weggeschwemmt und das Getreide auf den Feldern vielen Schaden erlitten und nebstdem auch eine Menge Leute ertrunken sind (Leitm. Mem. II.).

1769, December. In Folge des steten Regenwetters wurden nicht bloß alle Wege und Straßen ungangbar, sondern auch alle Wässer überschritten ihre Ufer; insbesondere in der Leitmeritzer Gegend verursachte die Elbe in allen Ortschaften in der Nähe des Flusses großen Schaden. Alle



Mühlen bei der Stadt sind ganz ersoffen, so daß durch lange Zeit kein Körnlein gemahlen werden konnte (Leitm. Mem. II.).

1771, März. Nach starkem Regen trat ein allgemeines Thauwetter ein und brachte eine große Elbeüberschwemmung hervor. In Sachsen fing sie am 16. März an, in Ruffig drang am 18. das Wasser in die Stadt und in Prag erreichte die Moldau am 17. ihre Maximalhöhe von  $6\frac{1}{2}$  Ellen ü. N. (Böhsch, Sonnenwend, Schaller).

1783, Juni. In Folge heftiger Gewitter mit starken Gußregen und Wolkenbrüchen in Böhmen trat in Sachsen großes Hochwasser der Elbe ein, welches am 3. Juni in Dresden 4 Ellen 12 Zoll ü. N. betrug (Böhsch).

1784, Februar 28. Durch die riesige Ueberschwemmung der Elbe in diesem Jahre wurde bei Leitmeritz ein unsäglicher Schaden angerichtet. Außer den 3 Mühlen wurden 57 Häuser ruiniret, viele Menschen ertranken und nur der aufopfernden Thätigkeit der Behörden war es zu danken, daß gegen 500 Personen aus den inundirten Gegenden auf Schiffen und Rähnen gerettet wurden. Die Wasserhöhe der Elbe betrug bei Leitmeritz im Maximum 20 Schuh 4 Zoll ü. N. (Böhsch, Berthold, patr. öf. Gesellsch.).

1785, Mitte April. Ging das Eis der Elbe bei Leitmeritz; in Prag fing der Eisstoß am 16. an, doch war die Ueberschwemmung der Moldau nicht bedeutend; dagegen erreichte die Eger ihre vorjährige Höhe und führte der Elbe große Wassermassen zu. Am 23. hatte die Elbe bei Magdeburg ihren höchsten Stand von 5.64 Meter, den sie in der Zeit von 1731 bis 1830 je erreichte (Böhsch, Sonklar).

1799, Februar 23. Bei Leitmeritz, Theresienstadt und in der ganzen Gegend verursachte das Hochwasser dieses Jahres besonders darum große Noth, weil diesmal die Eger ungeheure Wasser- und Eismassen der Elbe zuführte. Das große Wasser riß 4 Eisböcke weg, beschädigte 4 Brückenpfeiler und brachte selbst die Brücke in große Gefahr. Am 24. hatte diese Eisluth ihre Maximalhöhe von 21 Schuh 8 Zoll erreicht und überschwemmte zu beiden Seiten der Elbe und Eger 14 Ortschaften, setzte den ganzen Theresienstädter Kessel unter Wasser und bildete einen ungeheuren See. In Leitmeritz standen die unter dem Dom gelegene Vorstadt und die Fischerei 2 bis 3 Klaftern hoch unter Wasser. Der Schaden, den dieses Hochwasser an Häusern, Mauern, Gärten und Feldern, namentlich in Krzeschitz, Trzebautitz, Mliskojed und Prosmik verursachte, war ungeheuer (Böhsch).



1809, Januar 28. Brach bei Leitmeritz das Eis der Elbe bei sehr hohem Wasserstande, weil es zu Prag 3 Tage nach einander geregnet hatte. Die Moldauhöhe betrug bei der Thaufluth 10 Wiener Schuh, beim Eisgange aber nur 6 Fuß (Mem. d. Dechantei, Fritsch).

1814, März 24. Plötzlicher Eisgang der Elbe bei sehr hohem Wasserstande, wodurch die Eisböcke zertrümmert und die 3 mittleren Pfeiler sammt der Brücke zum Einsturze gebracht wurden und 4 Personen mit in's Wasser stürzten und ertranken. An 100 Personen, die auf der Brücke standen, hatten ihre Rettung nur dem Umstande zu danken, daß sie kurz vor der Katastrophe, durch die Nachricht von dem Ertrinken eines Hauptmannes auf der Theresienstädter Straße, auf das jenseitige Ufer hingelockt wurden (Berthold).

1815, Januar 1. Wurde die 1814 erbaute Fochbrücke beim Eisgange der Elbe vom Hochwasser fortgerissen (Mem. d. Dechantei).

1816, December 15. Ist die fliegende Brücke bei Leitmeritz durch den Eisstoß der Elbe fortgeschwemmt worden; ein Theil derselben wurde erst bei Dresden aufgefangen (Berthold).

1820, Januar 20. Eisgang der Elbe bei sehr hohem Wasserstande. Noch am 24. war das Wasser um 1 Elle niedriger als 1814 (Berthold).

1821, März 12. Erfolgte der Eisstoß der Elbe bei sehr hohem Stande des Wassers und verursachte in Trzebantitz, Krzeschitz, Hodezapel u. a. großen Schaden. Wasserhöhe bedeutender als anno 1814 (David, met. Beob.).

1824, Juni 28. In Folge häufiger Regengüsse trat eine große Ueberschwemmung der Elbe bei Leitmeritz ein; der Wasserstand betrug 12 Wiener Fuß ii. N.; 1 Zoll höher als 1821. Der Schaden an Feldfrüchten war ungeheuer (Mem. d. Dech.).

1827, März 2. Eisgang auf der Elbe bei Leitmeritz; Maximallhöhe am 3. März 12 Grade am Gradmesser des Brückenpfeilers, 4 Schuh 8 Zoll niedriger als 1784 (Mem. d. Dech.).

1827, Juni 12. In Folge täglicher Gewitter und starker Regengüsse entstand ein bedeutendes Hochwasser der Elbe bei Leitmeritz. Wasserhöhe 8 Grad am Brückenpegel (Mem. d. Dechantei).

1827, December 6. Durch rasches Aufthauen der Schneemassen trat bei Leitmeritz ein Hochwasser der Elbe ein, welches 7 Grad nach dem Brückenmesser betrug (Mem. d. Dech.).

1828, Januar 13. Eisgang der Elbe bei Leitmeritz. Wasserhöhe 6 Grad am Brückenpegel (Mem. d. Dech.).



1829. Waren 2 Hochwässer der Elbe; das erste am 19. April in Folge eines wolkenbruchartigen Regens; das andere in der Zeit vom 10. bis 12. Juni, welches 15 Zoll höher als ersteres war. Die Ursache des 2. Hochwassers scheinen die beispiellosen Niederschläge im Riesengebirge gewesen zu sein, welche da ein rapides Schmelzen des Schnees und Ueberschwemmungen hervorbrachten (Mem. d. Dech., Petraf, Riesengeb.).

1830, Februar 28. Bei dem Eisgange dieses Jahres wurden die 3 mittleren Eisbocke rasirt und der mittlere Pfeiler der Elbebrücke bei Leitmeritz stark beschädigt. Der Maximalstand des Wassers war am 2. März und betrug 17 Schuh 8 Zoll, also  $\frac{1}{2}$  Elle niedriger als 1799, anderthalb Ellen niedriger als 1784 (Mem. d. Dech.).

1831, Februar 13. Eisgang der Elbe bei Leitmeritz; bei Czernosef thürmte sich das Eis berghoch auf und verursachte durch Rückstauung eine Ueberschwemmung. Erfolglos erwies sich die Beschießung der Eismassen mit Kanonen; am 4. März ging das Eis von selbst weg (Berthold).

1837, Mai 16. In Folge anhaltenden Regens traten die Elbe und Eger bei Leitmeritz über die Ufern und überschwemmten die Felder und Wiesen in der Umgebung der Stadt. Wasserhöhe  $11\frac{1}{2}$  Schuh ü. N. (Hackel).

1838, März 3. Hob sich das Eis der Elbe bei Leitmeritz und ging bei einem Wasserstande von  $13\frac{1}{2}$  Schuh ü. N. ab, sank dann auf 7 Fuß und erreichte am 8. wieder eine Höhe von 14 Schuh (Hackel).

1839, Februar 23. In Folge von öfteren Regen und Schnee erreichte die Elbe bei Leitmeritz eine Höhe von  $10\frac{1}{2}$  Schuh ü. N. (Hackel).

1843, Januar 30. Brach das Eis der Elbe bei Leitmeritz und kam in Gang; am 1. Februar beschädigte die Eger die Ufern bei Doyan und Brnian. Wasserhöhe in Leitmeritz 8 Schuh ü. N. (Hackel).

1844, Mai 20. Hochwasser der Elbe bei Leitmeritz; Wasserhöhe  $7\frac{1}{2}$  Schuh, am 31. Mai Maximum 10 Fuß (Hackel).

1845, März 27. Erfolgte der Eisstoß bei mittlerem Wasserstande; am 28. und 29. stieg das Wasser rapid, am 30. März erreichte die Elbe die unerhörte Höhe von 3 Klaftern 5 Fuß über dem gewöhnlichen Stande, beinahe einen Fuß über dem Stande von 1784. Das Wasser bildete einen förmlichen See und überschwemmte die ganze Gegend zwischen den Leitmeritzer Vorstädten und der Berglehne des Dorfes Göblitz. Die Bewohner von Mliskojed und Prosmik wurden, Dank der Aufopferung mehrerer Menschenfreunde, nur mit großer Noth dem sicheren Tode des Ertrinkens entrisßen (Berthold, pat. öf. Gesell.).



1846, Januar 23. Fing das Eis der Eger an zu gehen, am 24. kam das Elbeeis in Gang; der Wasserstand war ziemlich hoch, am 26. 6 Schuh, am 27. 13 Schuh 2 Zoll und am 28. hatte es seine größte Höhe von 14 Schuh 2 Zoll (Hackel).

1847, Februar 19. Trat der Eisgang der Elbe bei Leitmeritz ein, doch bald erfolgte eine Stockung des Eises, welche ein Steigen des Wassers bis auf 13 $\frac{1}{2}$  Schuh hervorbrachte (Hackel).

1847, Mai 1. Hochwasser der Elbe bei Leitmeritz, welches am 4. seine größte Höhe von 10 Schuh ü. N. erreichte (Hackel).

1848, Februar 9. Erfolgte der Eisgang der Elbe bei einem Wasserstande von 2 Schuh, der vollständige Abgang des Eises trat aber erst bei einer Wasserhöhe von 11 $\frac{1}{2}$  Fuß ein (Hackel).

1850, Februar 4. Früh um 4 Uhr brach das Eis der Elbe bei Leitmeritz; doch blieb es bis 10 Uhr stehen; darauf stieg das Wasser bis 12 $\frac{1}{2}$  Schuh und brachte das Eis in Gang (Hackel).

1855, März 4. Begann das Eis der Elbe bei Leitmeritz zu gehen, blieb aber bald stehen, worauf das Wasser bis 16 $\frac{1}{2}$  Schuh stieg. Am 5. erst ging das Eis vollends ab und zertrümmerte den ersten Eisbock. Das ablaufende Wasser ließ am linken Elbenfer eine Unmasse von Eisschollen von 3 bis 4 Schuh Höhe liegen (Hackel).

1858, August 3. In Folge eines heftigen Regens stieg die Elbe bei Leitmeritz und erreichte am 2. die Höhe von 5 Schuh, am 3. überschritt sie die Ufer und erreichte endlich den Maximalstand von 10 Fuß ü. N. (Hackel).

1862, Februar 2. Große Ueberschwemmung der Elbe bei Leitmeritz. Am 29. Januar trat sie über die Ufer, am 1. Februar überfluthete sie die Insel, den folgenden Tag erreichte sie ihre Maximalhöhe von 20 Schuh; 3 Schuh weniger als 1845; aber schon am 3. sank das Wasser um 5 Fuß (Hackel).

1872, Mai. Am 25. brach in mehreren Gegenden Böhmens ein furchtbarer Wolkenbruch mit Hagelschlag aus, wodurch ein Schaden von über 10 Millionen Gulden verursacht wurde. In Folge dieser großen Niederschläge brachten die Moldau und Eger gewaltige Wassermassen, welche bei Leitmeritz ein Hochwasser veranlaßten; am 27. erreichte die Elbe eine Höhe von 12 $\frac{1}{2}$  Schuh ü. N. und überfluthete die Fasaneninsel und einen Theil der Schützeninsel, setzte den Theresienstädter Kessel unter Wasser und schloß das Dorf Mliskojed ganz ein (Leitm. Zeitung).

1876, Februar. Am 18. bei einem Wasserstande von 3·6 Meter trat der Eisstoß der Elbe bei Leitmeritz ein, am 19. zeigte der Brückenpegel



5.26 Meter und beim Eisgange der Eger stieg das Wasser bis auf 5.6 Meter. Dieses Hochwasser überschwemmte die Schützen-, Mühl- und Herzinsel, drang in die Mühlgasse ein und stand da über 30 Centimeter hoch, bei der Elberestaurations war die Wasserhöhe fast 2 Meter. Mlkojed stand ganz unter Wasser und die Theresienstädter Straße war nur auf Rähnen passirbar (Leitm. Zeitung).

1881, März. Am 8., bei niedrigem Wasserstande, begann das Eis der Elbe und Eger zu gehen, am 9. stieg das Wasser auf 4.5 Meter und überschwemmte die Schützeninsel, trat in der Fischerei aus, umgab die Elberestaurations, überfluthete den Theresienstädter Kessel und schloß das Dorf Mlkojed ein (Leitm. Zeitung).

1886, März 23. Nachmittags um 2 Uhr erreichte die Elbe bei dichtem Eisgange die Höhe von 2.8 Meter, das Wasser stieg fortwährend, am 24. kam das Egereis, worauf die Elbe bis auf 4.8 Meter anwuchs. Vom Damme der Eisenbahn bis zu den Wällen der Festung war ein See, Deutsch-Mlkojed glich einer Insel, so daß man nur auf Rähnen dahin gelangen konnte. Die tiefer gelegenen Häuser der Vorstadt, wie Elberestaurations, Dampfmühle u. a. standen ganz im Wasser. Die Schützeninsel war ebenfalls überfluthet und bei der Mühlgasse erreichte die Elbe gerade die Straßenhöhe (Leitm. Zeitung).

## Beiträge zur Geschichte der deutschen Industrie Nordböhmens.

Von Professor Franz Hübler.

### 2. Ignaz Ginzkey. <sup>1)</sup>

Fährt man auf der Gebirgsstraße von Reichenberg nach dem gewerbsleißigen Gablonz und Tannwald, so ist das letzte große Gebäude Reichenbergs die rühmlichst bekannte, großartige Fabriksanlage von Johann Liebig und Co. Der nächste Ort, welchen man nach kaum viertelstündiger

1) Fortsetzung des ersten Artikels in der ersten Nummer des 24. Jahrganges der „Mittheilungen“. Außer mündlichen und schriftlichen Mittheilungen von Seite der Firma Ginzkey wurde benutzt: „Ignaz Ginzkey.“ Ein Culturbild von Dr. F. Mamroth. (Als Manuscript gedruckt.) Zweite Aufl. Reichenberg 1877. „Dorfschronik“. Geschichte der Ortschaften Maffersdorf, Proschwitz und



Fahrt berührt, ist Maffersdorf, und hier ist wieder eines der ersten in die Augen fallenden Gebäude die großartige Fabrik von Ginzkey, zwischen Park- und Gartenanlagen versteckt, aus welchen die Dächer und schlanken Schloten emporragen. Der Ort, welcher sich längs der Meisse und der Gebirgsstraße dahinzieht, gewährt mit seinen malerisch im Thale und an den grünen Bergabhängen zerstreut liegenden hübschen, weißgetünchten und sauber gehaltenen Häusern und Häuschen, eingerahmt von kleinen Obst- und Blumengärtchen, einen schönen Anblick und macht auf den Fremden den günstigsten Eindruck. Man sieht, daß deutscher Fleiß und deutsche Keilichkeit hier hausen, daß unausgesetzte lange Arbeit und Sparjamkeit das auge- und herzerfreuende Bild schufen.

Maffersdorf und das damit zusammenhängende Proschwitz, liegt zu beiden Seiten der Meisse und wird von zwei Kämmen: dem Proschwitzer Kämme im Norden und dem Maffersdorfer Kämme im Süden eingeschlossen. Dadurch eingeengt konnte sich der Ort nicht in die Breite sondern nur in die Länge, den Meissestrom auf- und abwärts, ausdehnen und wenn man auf der Gebirgsstraße von Reichenberg nach Gablonz fährt, hat man Muße, den Ort in seiner ganzen Ausdehnung kennen zu lernen. Der Proschwitzer Kamm ist ein schöner, isolirt dastehender Berg Rücken, welcher von Südost nach Nordwest streicht und dessen höchster Punkt 592 Meter mißt. Sein äußerster nordwestlicher Ausläufer ist der sogenannte Wachberg vor Maffersdorf. Dieser Berg Rücken schützt einen Theil von Maffersdorf, namentlich das südlich gelegene Proschwitz vor den rauhen Nordwinden, so daß der Obstbau, wenn auch nur in mäßigem Umfange, noch mit Erfolg betrieben werden kann. Parallel mit dem Proschwitzer Kämme und in derselben Richtung streicht der Maffersdorfer Kamm, welcher sich von dem eine halbe Stunde von der Meisse entfernten, 634 Meter hohen Kaiserstein oder Kohlstätter Spitzberge in

---

Neuwald von A. Jäger, Reichenberg 1865. Von demselben Verf.: „Meine Bildungsgeschichte“, Separat-Abdruck der in den ersten 4 Hefen des 12. Jahrganges der „Mittheilungen“ erschienenen Artikel, herausgegeben von Dr. Ludw. Schlesinger. Prag 1874. Ferner: „Böhmische Dorfindustrie“, Mittheilungen IV. Jahrgang, 2. Heft. „Chronik der preussischen Invasion des nördlichen Böhmens im Jahre 1866“ von A. Jähnel. Reichenberg 1867. „Beitrag zur ältesten Ortskunde der Herrschaften Reichenberg, Grafenstein und Lämberg“ von P. A. Hoffmann im 11. Jahrgange der „Mittheilungen des Vereines der Naturfreunde in Reichenberg“. Nekrologe in der Reichenberger Zeitung Jahrgang 1876, Nummern vom 4.—28. Juni, der deutschen Zeitung vom 28. Juli 1876.



nördlicher Richtung abzweigt. Zwischen den beiden Kämmen eingebettet, liegen theils auf dem Bergabhänge, theils in der Thalsohle die beiden genannten Ortschaften Maffersdorf und Proschwitz. Während im Südosten das Thal durch die nahe herantretenden steilen Bergwände eingeengt ist, erweitert es sich im Nordwesten; die Bergabhänge treten etwas mehr vom Ufer der Meisse zurück, sind auch weniger steil und das Thal gewinnt hier eine Sohle bis zur Breite von hundert Schritten. Die Thalwände bestehen, wie beinahe das ganze Isergebirge, aus Granit. Die Thalsohle war vor Jahrtausenden ganz vom Wasser der Meisse eingenommen, denn man stößt allenthalben beim Graben in der Tiefe auf mächtige Bänke angeschwemmten Sandes, vermischt mit Muschelschalen und abgerundeten Kieselsteinen. Besteigt man irgend einen erhöhten Punkt der beiden genannten Kämmen, so genießt man eine weithin sich erstreckende prächtige Rundschau, zunächst auf das zu unseren Füßen ausgebreitete, dicht bebante Meissethal mit seinen zahlreichen Häuschen und stattlichen Fabriken, auf die in sanften Wellenlinien verlaufenden beiden Kämmen, auf das gegen Nordosten und Osten dahinter sich aufbauende Iser- und Riesengebirge und auf das gegen Nordwesten streichende Lausitzer Gebirge mit dem Jeschken, welches fern am Horizonte sich mit den Ausläufern des Isergebirges verbindet und die breite Thalerweiterung bei Reichenberg, das Niederland genannt, abschließt.

Maffersdorf wurde von Slaven und Deutschen gegründet, indem hier, am Endpunkte des Reichenberger Thalkessels, die vom Norden den Meissestrom aufwärts ziehenden Deutschen und die vom Süden vorrückenden slavischen Ansiedler aufeinanderstießen. Die Meisse trennte die beiden Ansiedlungen. Die ältere Ansiedlung war die slavische, und hieß *Wratislawitz* (*Wratislawicz*). Sie befand sich am linken Meisseufer, jedoch nicht in der Thalsohle, sondern auf den Höhen und den Abhängen des Maffersdorfer Kammes. Als Ort mit einer Pfarrkirche wird *Wratislawitz* zuerst im Jahre 1359 genannt. In den Hussitenkriegen wurde der Ort sammt der Pfarrkirche völlig zerstört. Noch jetzt zeigt man den Platz, wo die erste Kirche gestanden sein soll und zwar auf einer Anhöhe des Maffersdorfer Kammes bei den sogenannten *Lobelbirken* (vormals ein schöner Hain) unweit dem ehemaligen Richterhaus No 116. Ein Feldplan unweit davon heißt noch jetzt „*der Kirchhof*“. Die deutsche Ansiedlung erfolgte später und zwar, wie bereits erwähnt, vom Norden und Nordwesten her, indem, wie es auch naturgemäß war, aus dem Niederlande der Lausitz die deutschen Ansiedler stromaufwärts dem Laufe der Meisse folgten und theils über *Zittau*, theils über *Seidenberg* und *Friedland* in den *Reichenberger Thalkessel* vordrangen, wie man dies namentlich aus der Ver-



gleichung der hiesigen Ortsnamen mit denen der benachbarten Lausitz nachweisen kann. Wie heutzutage noch die deutschen Auswanderer in Amerika den Neugründungen die Namen ihrer Heimat geben, so war es auch damals; die Colonisten der Lausitz gaben den Neugründungen im Neißethale theilweise die Namen ihrer verlassenen Heimatsorte. Daher finden wir hier und in der preussischen Lausitz gleichnamige Dörfer, wie: Kunnersdorf, Heinersdorf, Berzdorf und Maassersdorf. Das letztere entspricht dem Meffersdorf in der preussischen Lausitz zwischen Neustadt und Friedeberg, wurde früher Maeffersdorf und Meffersdorf geschrieben und ist jedenfalls eine Colonie des ersteren. Das Vorrücken der deutschen Ansiedlungen, das Neißethal aufwärts, erreichte in dem engen Thalkessel zwischen dem Maassersdorfer und Proschwitzer Kamme seinen natürlichen Endpunkt, da das jenseits der Neiße auf den Höhen liegende Bratislawitz, ferner Proschwitz, Kadl und Gablonz bereits von Tschechen und zwar vom Sserthale aus, angelegt waren. Als im Husittenkriege, wie schon erwähnt, die beiden Ortschaften eingäschert wurden, trat allmählig nach dem Wiederaufbau derselben der ältere Name Bratislawitz zurück, während die deutsche Dorfansiedlung am rechten Neisseufer die Oberhand behielt, so daß der Name Maassersdorf auch auf die ursprünglich slavische Ansiedlung am linken Ufer ausgedehnt wurde, was im Laufe des 16. Jahrhunderts erfolgte. Die ursprüngliche Trennung Maassersdorfs in zwei Gemeinden dauert übrigens bis auf den heutigen Tag fort, obwohl alle Gründe für eine Vereinigung der beiden Gemeinden sprechen würden, indem man gegenwärtig Maassersdorf rechts und links der Neiße unterscheidet. Dies hat darin seinen Grund, daß ursprünglich die beiden Thalseiten der Neiße zwei verschiedenen Herrschaften: Reichenberg und Böhmisches-Micha, gehörten. Als nach Aufhebung des herrschaftlichen Unterthänigkeitsverhältnisses im Jahre 1850 beide Gemeinden in den Reichenberger Bezirk kamen, hätten sich dieselben leicht zu einer Gemeinde vereinigen können, wenn man die Vortheile einer solchen Vereinigung besser eingesehen hätte. Die im Husittenkriege verbrannte alte Kirche wurde nicht mehr an derselben Stelle aufgebaut. Die gegenwärtige Pfarrkirche zur heiligen Dreifaltigkeit befindet sich auf der rechten Thalseite der Neiße innerhalb der deutschen Ansiedlung und stammt vom Jahre 1701, indem sie an Stelle der früheren hölzernen, wahrscheinlich im Jahre 1563 erbauten Kirche von dem italienischen Baumeister Marco Antonio Chianivalle aus Prag errichtet wurde. Das älteste und merkwürdigste Geräth der Kirche ist ein vom Jahre 1563 stammender Taufbrunnen aus Zinn, welcher auf einem steinernen Fuß sich erhebt und mit einem hölzernen Deckel versehen ist.



Die Bewohner Maffersdorfs lebten seit den ältesten Zeiten neben dem Landbau von der Leinweberei und Spinnerei. Das ziemlich rauhe Gebirgsklima, der unebene Kiesboden, aus welchem hie und da die Granitmassen zu Tage treten, sind der Landwirthschaft nicht günstig, so daß schon zur Zeit der ersten Ansiedlung, als die Bevölkerung noch dünn war, die Feldfrüchte zur Ernährung der Bewohner nicht hinreichten und das Fehlende aus dem fruchtbaren Flachlande bezogen werden mußte. Die Mittel zum Ankaufe mußten durch gewerbliche Thätigkeit gewonnen werden. Der erste und ursprünglichste Industriezweig des Ortes und der ganzen Gegend um Reichenberg war die Leinweberei, welche die Ansiedler aus ihrer Heimat mitbrachten.<sup>1)</sup> Man baute Flachs, spann denselben und wob aus dem Garne Leinwand, welche zum Theile an die reicheren Bauern des Flachlandes verkauft oder vertauscht wurde. Die Wiesen an der Meisse boten auch günstige Gelegenheit zum Bleichen. In der früheren Zeit traf man fast in einem jeden Hause, mit Ausnahme der Bauernhäuser, einen oder mehrere Webstühle. Die Weber haufirten auch als „Garnmänner“ im Flachland das Garn zusammen, woraus für die Landleute um Lohn Hausleinwand gewoben wurde. Der Leinweberei der hiesigen Gegend wird auch in alter Zeit schon gedacht. Bereits im 14. Jahrhundert unter König Johann von Luxemburg giengen böhmische Linnen bis nach Hamburg. Im Jahre 1630 gab es in Maffersdorf 24 Weber. Die Linnenhändler dieser Gegend hatten im sogenannten Rogengebäude zu Prag ihren Sitz. Einzelne Weber brachten es im Spinnen und Weben zu besonderer Kunstfertigkeit, so daß von den feinsten Strähnen vier durch einen Fingerring gezogen werden konnten und die daraus gefertigte Waare überall gesucht war. Manche verstanden es auch, das Garn für gemusterte Zeuge zu färben. Es ist eine Thatsache, welcher hier gedacht werden soll, die freilich beinahe schon vergessen ist, daß die Kunstweberei in Berlin durch einen Maffersdorfer Weber begründet wurde. Vor 100 Jahren, so erzählt N. Jäger in seiner Dorfschronik, hatte ein Maffersdorfer Weber in der Fremde die Damastweberei erlernt. In seinem Geburtsort zurückgekehrt, errichtete er einen künstlichen Webstuhl mit vielen Trittlingen, worauf er gezogene Tücher mit allerhand Figuren und Mustern wirkte. Da er jedoch damit in seiner Heimat nicht den rechten Wirkungsbereich finden konnte, sehnte er sich wieder fort. Da hörte

---

1) In Ritter's geographisch-statistischem Lexicon 7. Auflage 1883 wird bei Maffersdorf im preussischen Regierungsbezirk Liegnitz die Leinweberei als Hauptbeschäftigung der Bewohner angeführt.



er, daß der preußische König Friedrich II. geschickte Gewerbsleute schätze und gut entlohne. Rasch entschlossen verfertigte er ein kunstreiches Tafeltuch mit einer großen Zahl von Figuren und Zeichnungen und wanderte damit, begleitet von seinem Weibe, nach Potsdam, wo er sich dem Könige vorstellen ließ und ihm das Tafeltuch als Geschenk überreichte. Er hatte sich auch in seinen Erwartungen nicht getäuscht. Der König nahm ihn huldvoll auf, belohnte ihn reichlich und bewog ihn, in Berlin sich niederzulassen und die Damastweberei zu errichten. Damit war sein Glück begründet und so wurde von Maffersdorf aus die Damastweberei in Berlin eingeführt.

Heutzutage ist die Leinweberei in Maffersdorf wie in Reichenberg beinahe gänzlich erloschen und durch andere Industriezweige verdrängt. Eigentliche Weberdörfer sind gegenwärtig nur noch Langenbruck und Ferschmanitz und andere Ortschaften, in welchen wegen Mangel an fließendem Gewässer keine Fabrik errichtet werden konnte. Außer der Leinweberei bürgerte sich auch frühzeitig in Maffersdorf und den benachbarten Ortschaften (Reichenberg gleichfalls) die Strumpfwirkerei ein, welche namentlich zu Anfang unseres Jahrhunderts, während der französischen Kriege, einen besonderen Aufschwung nahm, da sie beträchtlichen Gewinn abwarf. Später jedoch begann sie rasch wieder zu sinken und von dem ehemals blühenden Strumpfwirkereigewerbe hat sich nur im nahen Proschwitz und den nördlich davon gelegenen Ortschaften ein spärlicher Rest erhalten. Einen weiteren erheblichen Erwerbszweig für Maffersdorf bildeten seit langem die Hilfsarbeiten für die Reichenberger Tuchindustrie, indem auf Handrädern das Garn für die Reichenberger Tuchmacher gesponnen wurde. Wenn auch mit der Einführung der Maschinen dieser Erwerbszweig aufhörte, so blieb doch dem Maffersdorfer Thale eine andere Hilfsarbeit der Reichenberger Tuchindustrie fast ausschließlich erhalten, nämlich die Tuchleisten- oder Zwistenerzeugung. Das Garn, wozu man überaus starkhaarige Wolle, wohl auch Ziegen- und Kälberhaare nimmt, wird jetzt hauptsächlich auf Maschinen, seltener wohl auf Handrädern gesponnen und den Reichenberger Tuchmachern für die Salbänder der Tücher geliefert, ja es wurde bis Görlitz, Sorau und Cottbus sowie nach Brünn ausgeführt. Hierbei ist eine Theilung der Arbeit seit Alters eingeführt, indem die Männer den Einkauf der Wolle, das Färben und die Zwistenerzeugung vornehmen, während die Frauen die fertige Waare auf den Märkten der Umgebung, selbst in Prag, meist aber im nahen Reichenberg absetzen. Doch kam es auch vor, daß die Frauen das Färben und die Zwistenerzeugung gleichfalls besorgten.



Endlich sei noch eines Erwerbszweiges gedacht, welcher in neuerer Zeit manchen Bewohner Maffersdorfs dem Webstuhle entzog und gegenwärtig viele Familien ernährt, nämlich das Steinmetzgeschäft. Das Gebirge und die Thalabhänge weisen in dem zu Tage tretenden Gestein einen feinkörnigen Granit auf, welcher zu Thürschwällen, Stufen, Fensterbänken und Platten verwendet wird. Außerdem sind, namentlich im oberen Neißethale, die Thalgehänge und Wiesen mit einer Anzahl von Granitblöcken bedeckt, welche von den betreffenden regsamen Steinmetzfamilien verarbeitet und in Geld umgewandelt werden.

Der Name von Maffersdorf ist jedoch erst in der neuesten Zeit über die engeren Grenzen der Heimat hinausgetreten, er wurde erst weltbekannt durch die von Ignaz Ginzkey gegründete großartige Decken- und Teppichfabrik,<sup>1)</sup> die größte dieser Art in ganz Oesterreich, wodurch nicht nur ein neuer bedeutender Industriezweig für Maffersdorf und dessen Umgebung geschaffen wurde, die hundert rührige Hände ernährt, sondern wodurch auch die raschere Entwicklung des Ortes selbst, der gegenwärtig zu den bevölkersten des ganzen Bezirkes gehört (er zählt in 458 Häusern 4910 Einwohner und zwar 2503 rechts und 2407 links der Neisse), bedingt wurde.

Ignaz Ginzkey, der Begründer der genannten großartigen Fabriksanlage, und ein würdiges Gegenstück zu Johann und Franz Liebieg, wurde in Maffersdorf links der Neisse am 25. Juni 1819 im schlichten Weberhäuschen No. 212 geboren und in der Pfarrkirche daselbst getauft. Ignaz Ginzkey gieng, wie Johann Liebieg, aus bescheidenen Verhältnissen hervor; sein Vater Ignaz betrieb neben der Gärtnerei die Weberei und Tuchleisterspinnerei, während die Mutter Helena, eine geborene Kretschmer aus Maffersdorf, das Verkaufsgeschäft der erzeugten Waaren besorgte. Ignaz war von 6 Geschwistern, 3 Brüdern und 3 Schwestern, das vierte Kind. Anfangs etwas schwächlich, entwickelte er sich mit Beginn des Schulbesuches zu einem frischen, kräftigen Jungen. Den ersten Unterricht genoß er in der zweiclassigen Pfarrschule seines Heimatsortes, die er fleißig durch 6 Jahre besuchte. Unterrichtsgegenstände zu jener Zeit waren Religionslehre, Lesen, Rechnen, Recht- und Schönschreiben, als Schulbücher waren die Bibel, der Katechismus, die biblische Geschichte und das Evangelium in Verwendung. Obwohl nun zu jener Zeit das Schulwesen,

1) In Ritter's geographisch-statistischem Lexicon ist Maffersdorf zunächst selbständig angeführt mit der Bemerkung: „Viel Weberei, Streichgarnspinnerei und Teppichfabriken“, ohne daß der Name Ginzkey erwähnt wurde, ferner unter Neichenberg nochmals aber unrichtig „Maffersdorf mit Shawlsfabriken.“ Shawls werden in Maffersdorf nicht erzeugt.



verglichen mit unseren gegenwärtigen Verhältnissen, auf einer sehr niedrigen Stufe stand, so waren dennoch unter einem bedeutenden Bruchtheil der Bevölkerung Maffersdorfs gediegene Kenntnisse und namentlich, wie noch heutzutage sowohl hier wie in der ganzen Gebirgsgegend, viel Sinn für Weiterbildung vorhanden. Dies hatte vornehmlich darin seinen Grund, daß Maffersdorf eine der ersten Ortsgemeinden dieser Gegend war, welche im Schulunterrichte die Reformen der bekannten Schulmänner: Felbiger und des Bischofs Kindermann, Edlen von Schulstein (gestorben in Leitmeritz im Jahre 1801), einführte, wodurch das frühere nutzlose Formelwerk und Auswendiglernen beseitigt, die Denkhätigkeit des Kindes geübt, die Schüler nach Alter und Fähigkeit in Classen eingetheilt und der regelmäßige Schulbesuch verbindlich gemacht wurde. Auch Reichenberg nahm damals an den fortschrittlichen Neuerungen einen lebhaften Antheil. Graf Christian Philipp Clam-Gallas hatte im Jahre 1776 den um die Verbesserungen des Schulwesens verdienten und auch als pädagogischen Schriftsteller bekannten P. Franz Scholz zum Director des gesammten Schulwesens auf seinen Herrschaften: Friedland, Grafenstein, Laemberg und Reichenberg eingesetzt. Jede Schule auf der gesammten Herrschaft besaß Lehrer, welche in der Prager Normalchule ihre Prüfung abgelegt hatten. Die von 1810—12 gebaute Altstädter Volksschule in Reichenberg war das größte und schönste Schulgebäude in ganz Böhmen. In Maffersdorf brach dem neuen Unterrichte Gottfried Bischoff Bahn. Er war 1781 in Kunnersdorf bei Friedland geboren (gestorben zu Maffersdorf 1857, 76 Jahre alt), hatte in Prag seine Prüfung als Hauptschullehrer abgelegt und kam im Jahre 1824 von Grafenstein nach Maffersdorf, wo er das alte Lehrsystem der Buchstabirmethode beseitigte und die neue Lautirmethode einführte. Er sah bei seinen Schülern besonders auf eine schöne, gleichmäßige Handschrift und er erzielte auch im Unterrichte die schönsten Erfolge, so daß sich seine Schüler rühmten, bei ihm mehr als in anderen Schulen gelernt zu haben. So erzählt A. Jäger,<sup>1)</sup> daß, als nach einer Taufhandlung in der Maffersdorfer Pfarrkirche der Taufpathe vom Pfarrer gefragt wurde, ob er seinen Namen selber in die Taufmatrif einschreiben könne, der Gefragte antwortete: „Freilich kann ich das, ich bin ja bei Bischoff in die Schule gegangen!“ Gleichzeitig mit Bischoff wirkte an der Maffersdorfer Schule von 1824—31 der Caplan Stephan Sommer aus Oberberzdorf bei Reichenberg, ein Priester in des Wortes edelster Bedeutung und ein großer Kinderfreund, der auf Weg

---

1) Dorschronik, pag. 202.



und Steg stets von einem Schwarm Kinder umgeben war. Dieser Mann pflanzte in der ihm anvertrauten Jugend, ja selbst in weitere Kreise, jenen Sinn für eigene Weiterbildung, der bis auf den heutigen Tag vorhanden ist und welcher unter anderem die trefflichen und eigenartigen Schilderungen des Maffersdorfer Mühlenbesizers Anton Jäger als edle Frucht zeitigte, Schilderungen, die zu den besten Leistungen ihrer Art gerechnet werden müssen.<sup>1)</sup> Aus eigenen bescheidenen Mitteln schaffte er eine Sammlung von Volks- und Jugend-Schriften, z. B. von Christoph Schmidt und Anderen an, welche er an Kinder und Erwachsene zum Lesen auslieh. Von der kleinen Bibliothek Sommers wurde in der Gemeinde fleißig Gebrauch gemacht, und allmählig begann man auch in einzelnen Familien den Wert eigener Büchersammlungen zu schätzen und nach Maßgabe der Vermögensverhältnisse selbst Bücher anzuschaffen, eine Gepflogenheit, die leider und sehr zum Schaden unserer deutschen Literatur heutzutage selbst in sehr reichen Familien noch nicht geübt wird, indem man lieber die schmierigen Bücher der Leihbibliotheken zu lesen vorzieht, statt eigene Büchereien, wie zum Beispiel in England, zu besitzen.

So waren die Schulverhältnisse beschaffen, als der junge Ginzkey den ersten Unterricht genoss und das Zusammentreffen dieser günstigen Verhältnisse mag es auch erklärlich machen, daß Ginzkey in der Maffersdorfer Schule eine so sichere und ausgiebige Grundlage für sein ganzes Leben erwarb, wodurch auch ein guter Theil seiner späteren großen Erfolge bedingt wurde. In der Schule entwickelte Ginzkey eine besondere Vorliebe für das Rechnen, worin er auch seine Mitschüler überragte. Auch in den vorgenommenen Gesellschaftsspielen that er sich hervor, indem er häufig im Spiele einen schlaun angelegten Spaß einzuflechten verstand, wodurch demselben mehr Leben verliehen wurde. Als er die vorgeschriebene Schulzeit hinter sich hatte, wurde er, wie es damals üblich war und selbst heute noch vorkommt, auf ein Jahr „ins Böhmisches“ geschickt, um die zweite Landessprache zu erlernen. In das Elternhaus zurückgekehrt, erlernte er beim Vater die Weberei und half auch der Mutter bei der Verfertigung und beim Färben des Zwistengarnes und trug mit ihr das am väterlichen Webstuhl Erzeugte in die nahe Stadt.

Bald traf die Familie Ginzkey, welche in bescheidenen, aber doch erträglichen Verhältnissen lebte, ein schwerer Unglückschlag. Der großartige

1) So z. B. seine bereits angeführte Dorfchronik von Maffersdorf, sowie „Meine Bildungsgeschichte“ (Mittheilungen, 12. Jahrg.). Er starb zu Maffersdorf am 19. Nov. 1872.



Auffschwung in der Schaf- und Baumwoll-Industrie des Auslandes in Folge der allgemeinen Einführung der Maschinen hatte für die österreichische Industrie, die zu Ende der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts durchaus noch Hausindustrie war, eine Reihe von schlechten Geschäftsjahren zur Folge, welche sich zwischen 1837—39 auf die gesammte Schafwollindustrie erstreckten und in vielen Hütten des gewerbfleißigen deutschen Nordböhmens Noth und Elend brachten. Auch Maffersdorf wurde dadurch hart getroffen und der Vater des Ignaz Ginzkey sah sich in Folge der allgemeinen Arbeitsstockung und eingetretener Zahlungsverlegenheiten im Jahre 1839 genöthigt, sein Besitzthum mit der Gartenwirthschaft seinem ältesten Sohne Josef, welcher die Strumpfwirkerei betrieb, zu verkaufen. Da sich die schlechten Geschäftsgänge auch auf die Strumpfwirkerei erstreckten und diese immer weniger erträglich wurde, war auch er nicht im Stande, das Verhängnis abzuwenden. Nach zweijährigem, vergeblichem Ringen mußte das väterliche Grundstück gerichtlich verkauft werden. Der Bruder überlebte diesen Schicksalschlag nicht lange, er starb bereits am 25. April 1841. Wiewohl in der Vertragsbestimmung des Verkaufes der Familie Ginzkey das Wohnrecht im Hause zugesichert worden war, schien doch der kleine Hausstand den bittersten Entbehrungen entgegenzugehen, weil die Gläubiger unaufhörlich drängten und die Großeltern durch das Unglück gebeugt, kaum im Stande waren, das Nöthige für den täglichen Bedarf aufzubringen. Dies war für den jungen Ignaz eine kummerreiche Zeit, eine rauhe Schule, welche jedoch bei ihm, wie bei allen gesund angelegten Naturen, die Thatkraft ansachte und verdoppelte, den widrigen Verhältnissen Trotz zu bieten. Da traf kurze Zeit darauf die Familie ein zweiter Schlag: schon am 2. März 1843 folgte der Vater dem vorausgegangenen Bruder ins Grab.

Nun war Ignaz im Alter von 24 Jahren das Haupt der Familie, ihr Heimwesen war im Verein mit der Mutter seinem Fleiße und seiner Umsicht anvertraut. Das Unglück und die schwere Zeit hatten seine Thatkraft gestählt, er sah es als seine Hauptaufgabe an, die von den Eltern übernommenen Verpflichtungen und Verbindlichkeiten pünktlich zu erfüllen und das verloren gegangene väterliche Besitzthum durch rastlose Arbeit wiederzuerlangen. Mit durchdringendem Verstand begabt, erkannte er bald, daß das vorgesteckte Ziel nicht mit den gewöhnlichen Mitteln zu erreichen und daß mit einem einzigen Webstuhle, an welchem bloß Wollzeug gefertigt wurde, nicht vorwärts zu kommen sei, daß daher neue Erwerbswege eingeschlagen werden müßten. Infolge dessen verfiel der junge Ginzkey auf die Idee „Teppiche“ zu erzeugen, da er sah, daß in den



mittleren und selbst niederen Gesellschaftsclassen bereits das Streben vorhanden war, die Wohnräume bequemer einzurichten und sie durch Teppiche zu zieren, welche in Folge der massenhaften Erzeugung durch die Maschinen bedeutend billiger geworden waren. Die Zeiten, wo beinahe  $\frac{9}{10}$  der Bevölkerung zur Lagerstätte eine hölzerne Britsche und als Kopfpolster einen hölzernen Block hatten, wo die wenigsten Wohnungen einen Herd besaßen, statt der Glasfenster hölzerne Läden oder in Del getränktes Papier oder Tuchlappen und Flechtwerk verwendet wurden, wo selbst das Schlafgemach der Könige statt mit einem Teppich mit frischen Binsen oder Reisig belegt wurde, wo der Besitz eines Hemdes oder eines Schnupstuches oder eines Paares Strümpfe als Luxus galt, waren eben vorüber. Wie wenige denken aber heutzutage daran, daß sie königlicher wohnen, als früher selbst die Könige, daß anständige Arbeiterfamilien heutzutage sich besser kleiden, wohnen, schlafen und essen als die höchsten Adelsfamilien in Deutschland im 11. Jahrhundert! Gab es ja doch noch zu Anfang unseres Jahrhunderts in dieser Gegend viele Arbeiter- und Häusler-Wohnungen ohne Fenster und irgend welches Hausgeräth, Wohnungen, in welchen der Rauch vom Herdfeuer durch die Thür und die Ritzen der Wand sich Ausgang verschaffen mußte und das Licht durch dieselben Oeffnungen Eingang fand. Wie anders ist es heutzutage! Wie viele Arbeiterfamilien wohnen nicht in hübschen aus Stein gebauten mit Schiefer gedeckten Häuschen, hinter den Fenstern Vorhänge, hie und da auch Gypsfiguren, vor denselben Blumen, auch ein Gärtchen, das Innere nett und gut eingerichtet, mit, wenn auch einfachen, Fußteppichen und Tischdecken versehen. Freilich hat diesen Zustand verhältnismäßigen Wohlstandes in unserer von Natur aus unfruchtbaren Gegend nur angestrenzte, gewerbliche Arbeit herbeigeführt, vermochte nur diese der bereits sehr dicht gewordenen Bevölkerung ihr Fortbestehen und ihre ungefährdete Entwicklung zu sichern, sie zu einem menschenwürdigen Dasein emporzuführen.

So gieng nun der junge Ginzkey in der richtigen Erkenntnis der Verhältnisse seiner Zeit daran, Teppiche zu erzeugen und schon am 12. März 1843, demnach wenige Tage nach dem Tode seines Vaters, sehen wir ihn im väterlichen Hause den ersten Teppichstuhl mit der äußerst sinnreich gebauten Jacquardmaschine aufstellen, dem noch im Herbst desselben Jahres ein zweiter folgte. Neben seinen beiden Teppichstühlen stellte Ignaz Ginzkey zwei Jahre später den ersten Stuhl zur Erzeugung schafwollener Decken auf. Das waren, wie bei Johann Liebieg, die kleinen und unbedeutenden Anfänge eines Fabricationszweiges, welcher später einen so glänzenden und bedeutenden Aufschwung nehmen sollte und welcher



zu der jetzt ausgedehnten großartigen Fabriksanlage führte, deren Erzeugnisse sich den Weltmarkt eroberten und die den Namen „Maffersdorf“ über den Ozean in ferne Länder getragen haben. Wenn auch hier, wie in allen Dingen der Anfang schwierig war, so war doch bald ein Aufschwung des kleinen Geschäftes zu bemerken, und zu Allerheiligen des Jahres 1845 bezog Ignaz Ginzkey zum erstenmale mit seinen selbsterzeugten Teppichen und Decken den Wiener Markt. Für den Anfang war es keine geringe Last, welche Ginzkey mit dieser Betriebserweiterung auf seine Schultern nahm, doch verlor er nie seinen frohen Lebensmuth und seine Hoffnungsfreudigkeit. Stets heiteren Gemüthes und liebenswürdig war er, wo es mit gutem Anstande geschehen konnte, namentlich an Sonntagen, heiter und lebenslustig, und auf dem Tanzsaale beim „Maffersdorfer Scholzen“, damals der Mittelpunkt der besseren Gesellschaft aus Reichenberg und Umgebung, war er als „flotter Tänzer“ gern gesehen. Trotz seiner heiteren, zum Frohsinn geneigten Gemüthsart war Ginzkey in der Wahl seines Umganges wählerisch und er war nicht jedermanns Freund. Er war bemüht, sich immer den besseren Gesellschaftskreisen seines Heimatsortes anzuschließen, und er überragte auch frühzeitig darin viele seiner Jugendgenossen, daß er im geschäftlichen Verkehre eine freiere Lebensanschauung und feinere Umgangsformen sich angeeignet hatte, als bei der Mehrzahl der damaligen Dorfsjugend anzutreffen war. Neben den Sorgen, welche das neue Geschäft und dessen Erweiterung mit sich brachte, hatte der junge Ginzkey noch andere Sorgen zu tragen, die das Herz betrafen und die ihn nicht minder schwer drückten. Er hatte sein Herz an Julie Bergmann, der blühenden Tochter eines angesehenen und vermöglichen Kaufmannes und Gastwirthes seines Heimatsortes verloren, welche ihrerseits die Bewerbung des tüchtigen und weit und breit beliebten Jünglinges mit freundlichen Augen ansah, während der Vater von dieser Verbindung nichts wissen wollte, da er einen auf Geld und Gut festgegründeten Hausstand als erste Bedingung einer richtigen Ehe ansah, und da Ginzkey, wenn auch von Seite des strengen Vaters seinem Charakter und seinen Fähigkeiten volle Gerechtigkeit zu Theil wurde, als Anfänger doch nicht diese Bedingung zu erfüllen vermochte. Zudem nun Joseph Bergmann in dieser Verbindung nach seinen Ansprüchen keine Versorgung seiner Tochter zu erblicken vermochte, verweigerte er seine Einwilligung zur Schließung des Ehebundes und ließ es auch in dieser Beziehung an deutlichen Winken für den Brautwerber und an strengen Rügen gegen seine Tochter nicht fehlen. Allein die muthigen Herzen der Liebenden ließen sich dadurch nicht abschrecken, sie harrten aus, und der Standhaftigkeit des jungen Paares gelang es endlich, allerdings erst nach



Jahren, den starren Sinn des Vaters zu erweichen und seine Einwilligung zur Verbindung zu geben. Doch auch jetzt schien er noch nicht völlig ausgehöhet zu sein, denn obwohl im Besitze eines nicht unbeträchtlichen Vermögens, gab er seiner einzigen Tochter (er hatte noch drei Söhne) nicht die geringste Mitgift mit, indem er vor der Hochzeit zu ihnen sagte: „Ich gebe euch nichts, ihr müßt euch kümmern!“ Die Vermählung des jungen Paares, das endlich am Ziele seiner Wünsche angelangt war, erfolgte am 27. April 1847 in der Maffersdorfer Pfarrkirche, und damit war einer der wichtigsten Lebensabschnitte erreicht, von wo aus bei innigem harmonischen Zusammenwirken der beiden Theile Glück und Zufriedenheit für die Zukunft zu erwarten war. Die junge Frau wurde auch im edelsten und besten Sinne des Wortes seine treueste Genossin in Leid und Freud für das ganze Leben, mit ihr zog neues, frisches Leben in das Ginzken'sche Haus ein, dessen guter Genius sie von der ersten Stunde an war. Sie fand sich bald in die neue, ungewohnte Arbeit des Geschäftes, und nachdem sie ihre hauswirthschaftlichen Obliegenheiten besorgt hatte, schaffte sie emsig am Spulrade, während der junge Ehegatte von jetzt ab mit verdoppeltem Eifer an der Hebung und Erweiterung seines Geschäftsunternehmens arbeitete. Freilich das Jahr, in welchem der junge Herd gegründet wurde, war hiefür kein günstiges, es war ein Noth- und Hungerjahr, welches durch die Kartoffelkrankheit eingeleitet und durch eine Mißernte vervollständigt wurde, und welches durch sein allgemeines Elend in Nordböhmen, seine Schreckenisse und Krankheiten allen jenen unvergeßlich blieb, welche es miterlebten. Infolge der ungeheueren Getreidepreise stieg allenthalben die Noth in's furchtbare. Eine Familie nach der andern setzte den letzten Sparpfennig zu oder erschöpfte ihren Credit; man stillte den Hunger mit Nahrungsmitteln, die sonst nur dem Vieh gereicht wurden, wie Kleienbrod, unreifem Obst und Fleisch von gefallenem Pferden, der Hungertyphus und die Ruhr stellten sich infolge dessen ein und wütheten vom Herbst bis gegen Ostern des folgenden Jahres mit furchtbarer Gewalt. Von einzelnen Familien in Maffersdorf und Umgebung blieb auch nicht ein Glied verschont, in manchem Hause lagen 8—10 Personen an der fürchterlichen Krankheit darnieder. Todesfälle gab es überall. In Reichenberg allein wurden an einem Tage 22 Menschen beerdigt. Arztliche Hilfe war selten. Scharenweise durchzogen die Bettler die Dorfschaften der hiesigen Gegend. Als später der Staat durch Herbeischaffung von Nahrungsmitteln, wie Mehl und Reis, helfend eintrat, war das Schwierigste bereits überstanden. Freilich gar manche Familie war gänzlich aus dem Kreise der Lebenden verschwunden, viele waren an den Bettelstab gebracht. Wenn auch das junge



Ghepaar von den Wirkungen dieser schlimmen Zeit nicht unmittelbar betroffen wurde, so machte es sich doch im Geschäftsgange fühlbar, da infolge der allgemeinen Noth wenig Bestellungen eingiengen. Alle Widerwärtigkeiten der Zeit und alles Ungemach wurde jedoch von den beiden durch gemeinsame Thätigkeit und pflichttreue Arbeit besiegt und überwunden. Allein das Geschick brachte dem jungen Paare bald neue Prüfungen. Da Ignaz Ginzkey nach dem Tode seines Vaters vor allem bestrebt war, die Ansprüche der Gläubiger zu befriedigen und den väterlichen Besitz zurückzuerlangen, so wurden jetzt nach der Hochzeit die Gläubiger mit ihren Forderungen immer dringender und ungestümer, weil sie glaubten, daß der vermögliche Schwiegervater seinem Eidam zu Hilfe kommen und die Geldverbindlichkeiten übernehmen werde. Allein hierin sahen sie sich bei dem unbeugsamen Charakter Joseph Bergmanns völlig getäuscht. Dieser hielt sein Wort: „ich gebe euch nichts,“ so unachtsam streng, daß er, obwohl ihm der Schwiegerohn Woche für Woche bedeutende Mengen von Farbaaren gegen stets baare Bezahlung abnahm, demselben nicht einmal einen diesfälligen geringen Credit gewährte, wodurch sich Ginzkey einigermaßen hätte Lust schaffen können. Von dieser Seite war demnach keine Hilfe zu erwarten. Dazu kam, da ja selten ein Unglück allein kommt, noch ein Trauerfall in der Familie. Die greise Mutter, an welcher Ginzkey mit kindlicher Liebe gehangen, starb nach kurzer Krankheit am 1. Mai 1847. Kurze Zeit darauf, am 10. August desselben Jahres, verkauften die Gläubiger, ohne Ginzkey's Wissen, das väterliche Haus an Franz Skolande aus Dörfel und zwangen ihn, dasselbe zu verlassen. Infolge dessen sah sich Ginzkey genöthigt, das Haus Nr. 111 zu miethen und er übersiedelte dahin im October 1847. Wenn es auch für ihn schmerzlich gewesen war, das Vaterhaus, die Stätte seiner Jugend, in dieser Weise verlassen zu müssen, und wenn auch sein Plan, dasselbe zu erhalten, gescheitert war, so lag doch wieder in den nunmehrigen Verhältnissen der Vortheil, daß die väterlichen Gläubiger größtentheils befriedigt waren und daß diese Last von seinen Schultern genommen war. Er konnte sich nun mit ungetheilter Kraft der Vergrößerung seines Geschäftsbetriebes widmen. Im ersten Stockwerke des gemietheten Hauses Nr. 111 stellte er statt der früheren zwei, sechs Teppichstühle mit Jacquardmaschinen, sowie einen Deckenstuhl auf, errichtete im anstoßenden Nebengebäude, welches früher der Schafwollspinnerei mit Göppelbetrieb gedient hatte, eine eigene Färberei, welche er seinem jüngeren Bruder Wilhelm übertrug. Dieser hatte sich einige Zeit in Reichenau in Sachsen aufgehalten und in den dortigen Fabriken die Färberei gründlich erlernt. An ihm fand Ginzkey den bereitwilligsten und tüchtigsten



Mitarbeiter, unter dessen unmittelbarer Leitung das nicht unwichtige Färbereigeschäft bis zu seinem am 20. September 1885 erfolgten Tode verblieb. Es währte jedoch nicht lange, so trat der Eigenthümer des für die Färberei eingerichteten Gebäudes mit der Befürchtung an Ginzkey heran, daß durch den Qualm und die Ausdünstungen der Färberei das Gebäude Schaden leiden werde, weshalb er auf den Ankauf der Baulichkeiten drang. Um rascher zu seinem Ziele zu gelangen, scheute er selbst kleine Kniffe nicht, indem er einzelne Bestandtheile des für Ginzkey unentbehrlichen Nebengebäudes verkaufen wollte, so daß sich schließlich Ginzkey genöthigt sah, das Gebäude käuflich an sich zu bringen.

Nun kam das Jahr 1848, die Sturm- und Drangperiode der österreichischen Völker, der Völkerfrühling, wie es von der einen, das „tolle Jahr“, wie es von der anderen Seite genannt wurde, mit der Entfesselung der gebundenen Geister, mit seinen überschwänglichen Hoffnungen und bitteren Enttäuschungen. Wenn auch Maffersdorf den Ereignissen des Jahres 1848 nicht ohne eine gewisse Vorschulung entgegentrat, indem früher bereits, freilich auf Umwegen, verbotene politische Schriften des Auslandes, wie die gleichfalls verpönten deutschen Classifier, ihren Weg über die österreichische Grenze gefunden hatten und im Orte verbreitet worden waren, und wenn auch die damaligen Schlagworte „Preßfreiheit“ und „Constitution“ hier richtiger verstanden wurden als in anderen Gegenden, so führte doch auch hier der ideale Drang in's Gebiet des Unerreichbaren, glaubten ja viele junge Männer jener Zeit, daß nun das Heil der Welt angebrochen sei und das Glück und die Wohlfahrt der Völker für immer begründet wären. Im großen und ganzen verlief die Bewegung des Jahres 1848 in Maffersdorf in geordneten Bahnen, da gleich zu Anfang ruhige Elemente in dieselbe eingriffen und die Bevölkerung vor überstürzten Handlungen bewahrten. Für den friedlichen und ordnungsliebenden Sinn der Bevölkerung spricht vor allem die Thatsache, daß während der ganzen Zeit, da in anderen Landestheilen Gesetze und hergebrachte Gewohnheitsrechte aufgehoben zu sein schienen, in der Gegend keine Excesse und selten Eigenthumsverletzungen vorkamen. Mit Wärme hatte auch Ginzkey die neue Zeit begrüßt, allein er war ein viel zu klarer und ruhiger Kopf, um sich von dem allgemeinen Feuer hinreißen zu lassen. Er verfolgte mit ruhigem Blut die Bewegung dieses Jahres und hielt sich von den mitunter hochfliegenden und unausführbaren Anschauungen und Weltverbesserungsplänen seiner Heimatsgenossen fern, unterstützte jedoch das, was ausführbar war und für die Zukunft einen Wert zu haben schien. Daher trat er aus voller Ueberzeugung dem am 9. Juni 1848 in Maffers-



dorf gegründeten „politischen Leseverein zur Verbreitung der Volksbildung durch volksthümliche Schriften“ bei, weil damit wirklich etwas Ersprießliches für die Zukunft geschaffen werden konnte. Jeden Donnerstag versammelten sich die freisinnigen und bildungszeifrigen jungen Männer des Thales beim Richter Anton Schäfer und besprachen den Stand und Verlauf der politischen Ereignisse.

„Es war, wie A. Jäger treffend bemerkt, ein Club eifrigster, aber gutartiger Demokraten, die alle eine schwärmerische Begeisterung für Freiheit und Menschenwohl hegten und von denen jeder gern das Seinige zur Weltverbesserung beigetragen hätte.“ Der Nationalgarde gehörte Ginzkey wohl eine Zeit lang als Mitglied an, vermochte aber, wie Johann Liebig, in den Leistungen derselben nichts Ersprießliches und Dauerhaftes zu sehen, und trat aus derselben wieder aus, da er seine Zeit und Kraft nicht damit vergeuden wollte.

Als der Maffersdorfer politische Verein am 2. November im deutsch-nationalen Vereine in Reichenberg, dem er als Mitglied angehörte, beantragte: „es möge durch ein allgemeines Aufgebot der Landsturm organisiert und mit diesem den Wienern zur Aufrechthaltung der Verfassung und der errungenen Rechte zu Hilfe geeilt werden,“ wurde von Seite Ginzkey's dieser Antrag als zu weitgehend und unausführbar bekämpft und er stimmte auch bei der Beschlußfassung dagegen. Zugleich war Ginzkey bemüht, den politischen Verein in eine praktische Richtung zu drängen, um näher liegende Ziele zu erreichen. So beantragte er, „der Verein möge dahin wirken, daß die zu jener Zeit in Maffersdorf leidenschaftlich betriebene „Winkel-lotterie“, <sup>1)</sup> welche gerade den ärmsten Leuten den letzten Kreuzer aus der Tasche lockt, eingeschränkt oder ganz abgeschafft werde“. Da jedoch von Seiten des Vereines diesem Antrage keine Beachtung geschenkt wurde, so trat Ginzkey aus demselben aus. A. Jäger erwähnt freilich, daß bei längerem Bestehen des Vereines auch in dieser Richtung Ersprießliches hätte geleistet werden können. <sup>2)</sup> Daß Ginzkey in der Zeit idealer

1) Noch heutzutage wird in Reichenberg und Umgebung von Seite der Arbeiterbevölkerung leidenschaftlich in die Lotterie gesetzt. An den Ziehungstagen kann man mitunter ganze Gruppen von Frauen, Kindern und Männern vor den Lotto-Collecturen Reichenbergs sehen, welche mit Eifer die gezogenen Nummern aufschreiben, um sie ihren Angehörigen zu Hause mitzutheilen.

2) Nach Verlautbarung des provisorischen Vereinsgesetzes vom 15. März 1849 löste sich der politische Verein in Maffersdorf am 29. März freiwillig auf und der Erlös aus der Vereinsbibliothek wurde als Grundcapital für die Anschaffung einer Gemeinde-Feuerspritze angelegt.



Schwärmerei einen solchen Antrag stellte, einen Antrag, der ja noch gegenwärtig Jahr für Jahr in unserem Parlamente vergeblich gestellt wird und der ein rein praktisches, aber in volkswirthschaftlicher Beziehung heilsames Ziel verfolgt, ist gewiß für die Denkweise Ginzkey's charakteristisch. Während daher viele heißblütige und vertrauensfelige Naturen nach dem Ende des Revolutionsjahres grauam in ihren Hoffnungen sich getäuscht sahen und mit Schmerz die zertrümmerten Phantasiegebilde betrachteten, blieb Ginzkey bei seiner nur auf das Vernünftige und Erreichbare gerichteten Denkweise vor diesen Enttäuschungen verschont. Zudem hatte er auch den größten Theil seiner Zeit angestrebter Arbeit und Thätigkeit gewidmet. In geschäftlicher Beziehung waren nämlich die Jahre 1848 und 49 für das gewerbliche Nordböhmen sehr günstig. Da die politischen und Kriegsstürme die hiesige Gegend nicht berührten, so hatte sie auch unter den Folgen derselben nicht zu leiden. Es liefen im Gegentheil für die Bedürfnisse der in Ungarn und Italien stehenden Armeen zahlreiche Bestellungen ein, so daß namentlich die Weberdörfer der hiesigen Gegend vollauf mit Armeelieferungen beschäftigt waren. Infolge dessen zog auch wieder in viele Hütten unserer Gebirgsgegend ein gewisser Wohlstand ein, „und wer im Herbst 1849,“ bemerkt A. Jäger in seiner Chronik, „von einem Berg die Gegend überschaute, der erblickte in den Ortschaften seines Gesichtskreises wenigstens die Hälfte der Häuser reparirt und mit neuen Dachungen versehen.“ Auch Ginzkey's Geschäftskreis hatte sich in dieser Zeit zusehends erweitert, und um den gesammten Betrieb noch zu erhöhen, trat er 1849 mit einem Reichenberger Fabrikanten „Franz Kofranek“ in ein Geschäftsverhältnis, welches bei übereinstimmenden Anschauungen bezüglich der Fabricationsweise für beide vom größten Nutzen hätte sein können. Allein Kofranek und Ginzkey zeigten in dieser Hinsicht die schärfsten Gegensätze. Der erstere gieng von dem Grundsatz aus, sofort die vermehrte, gesammte Capitalskraft einzusetzen, das Unternehmen auf großen Fuß zu stellen und einen vollständigen Fabriksbetrieb einzurichten; der letztere war dagegen der Ueberzeugung, es dürfe nur nach Maßgabe der vorhandenen Mittel und des Bedarfes und mit Vermeidung aller unnöthigen Regie-Kosten gearbeitet werden, und es müsse stets darauf gesehen werden, den größtmöglichen Nutzen zu erzielen. Dieser Gegensatz bezüglich der Geschäftsgebarung trat zwischen den beiden noch schärfer hervor, als Ginzkey eine Idee durchführen wollte, wodurch die nachmalige Größe des Hauses Ginzkey begründet wurde. Er verfiel nämlich damals zuerst auf den Gedanken, die riesigen Massen von Wollabfällen, welche in den Höfen der Tuchfabrikanten Reichenbergs als unbenuzter Ballast herumlagen, in der Fabrication zu ver-



werten. Sein Scharfblick hatte erkannt, daß durch die Verarbeitung dieser Wollabfälle ein bedeutender Nutzen erzielt werden müsse. Allein sein Geschäftsfreund wollte davon nichts wissen, er wollte seinerseits durch vortheilhaften Wolleneinkauf sich den Nutzen sichern, welcher jedoch nach den Erfahrungen Ginzkey's meist zweifelhaft blieb, in keinem Falle aber so ausgiebig sein konnte, um die Fabrication concurrenzfähig zu machen und sie im großen Stile einzurichten.

Infolge dieser entgegengesetzten Ansichten löste sich im Jahre 1851 die Geschäftsverbindung sehr zum Vortheile Ginzkey's auf, weil dieser immer klarer einsah, daß er nur auf der vorgesteckten Bahn etwas Großes erreichen könne. Nach der Trennung arbeitete jeder in seiner Weise fort, Kosranek mit dem entsprechenden Capitale, Ginzkey mit seinen immer noch sehr bescheidenen Mitteln. Während aber Kosranek in kurzer Zeit mit der nach seiner Art betriebenen Fabrication zu Grunde gieng, nach mehreren verfehlten Speculationen, an Geist und Körper gebrochen, Reichenberg verließ, um nach Amerika auszuwandern, in Hamburg aber des fruchtlosen Ringens müde, gewaltsam seinem Leben ein Ende machte, hob sich Ginzkey in derselben Zeit aus bescheidenen Anfängen zu immer größerer Bedeutung empor. Er hatte vollkommen richtig geurtheilt, daß bei dem großen, schon bestehenden und von Jahr zu Jahr zunehmenden Wollverbrauch in Reichenberg und Umgebung die Verarbeitung der Wollabfälle zu einem wertvollen Erzeugnisse sich nicht nur lebensfähig, sondern auch sehr gewinnbringend gestalten müsse, und so richtete er seine Fabrication auf die Verwertung der bis dahin, wenigstens in dieser Weise, noch nicht benutzten Wollabfälle ein, und was Em. Tschinkel in Schönfeld bei Kreibitz mit der Eichorie, einem damals als wertlos angesehenen Gewächs unternahm, das führte Ginzkey mit den Abfällen der Wolle durch. Beide brachten den in volkwirthschaftlicher Beziehung so unendlich wichtigen Grundsatz, „daß auch die scheinbar wertlosesten Stoffe immer noch mit Nutzen zu verwerten seien“, zur glänzendsten Geltung. Daß seit jener Zeit die Verarbeitung von Abfällen jeder Art einen außerordentlichen Aufschwung genommen hat, indem die früher so verächtlich behandelten Abfallstoffe und Rückstände durch physische Kräfteanwendung oder chemische Zersetzung der Theile und Formen, in eine andere Gestalt oder selbst in andere Stoffe umgewandelt werden, ist eine bekannte Thatsache, welche am deutlichsten den außerordentlichen Fortschritt der Industrie darlegt. Gegenwärtig bildet die Verwertung der riesigen Mengen von Abfallstoffen jeder Art bereits wichtige Industriezweige, an die man früher gar nicht dachte, und so sind diese scheinbar so wertlosen, ja lästigen Stoffe bereits für die Volkswirthschaft von hoher Bedeutung geworden.



In der Textilindustrie wird aus den schon erwähnten Wollabfällen und Wollumpen Kunstwolle erzeugt, indem durch besondere Maschinen, die sogenannten Wölfe, die Lumpen zerrissen, auf chemischem Wege entfärbt und neu versponnen werden. Die Kunstwolle wird nach ihrer Qualität Mungo genannt, wenn sie aus Tuch und Streichgarnwaaren, und Shoddy, wenn sie aus Kammgarn und langfasrigem Materiale erzeugt ist. In England gibt es besondere Abfallkrämer, welche Wollumpen sammeln, um sie an die großen Shoddyfabrikanten in Leeds, Dewsbury und Batley zu verkaufen.

Die Fabriken bringen alsdann die durch Mischung mit Kunstwolle und einem Theile frischer Wolle gewebten Stoffe unter verschiedenen Namen und Formen in den Handel, so daß die Lumpen als Garn das zweitemal den Weg in die Färberei finden. So kann es demnach der Zufall bringen, daß dieselbe Person die dem Rehrichthausen entriessenen Wollabfälle eines vor einiger Zeit abgetragenen und bei Seite geworfenen Kleidungsstückes als „gutes Kleid“ wenigstens theilweise wieder trägt. Die Erzeugung der Kunstwolle, im Jahre 1848 in England aufgefunden, 1850 in Deutschland eingeführt und 1854 von einem Salzburger Fabrikanten Matthias Gschneizer zuerst in Oesterreich erzeugt, bildet heutzutage bereits eine neue Industrie von hoher Bedeutung. Es sei auch in Erinnerung gebracht, daß die von Franz Liebieg im Jahre 1863 in Dörfel errichtete Kunstwollfabrik eine der ersten in Oesterreich war und gegenwärtig eine Fabrik ersten Ranges ist.

Ginzkey trat frühzeitig mit Johann Liebieg, der bereits um diese Zeit in Reichenberg eine große Bedeutung erlangt hatte, in geschäftlichen Verkehr, indem er von diesem gegen einen mäßigen Preis die großen Massen der Abfallstoffe der Weberei und Spinnerei bezog, die für Liebieg selbst wertlos waren, welche aber von Ginzkey mit bedeutendem Vortheile auf den Handmaschinen rasch versponnen wurden. Da Liebieg in Ginzkey nicht nur einen tüchtigen Fabrikanten, sondern auch einen durchaus makellosen Charakter schätzen lernte, gewährte er ihm später einen unbeschränkten Credit. Aus dieser Geschäftsverbindung entwickelte sich nach und nach zwischen den beiden, in vielen Stücken gleichartigen, Männern ein reger persönlicher Verkehr, wobei sie vielfach ihre gemeinschaftlichen Ansichten austauschten, und schließlich eine aufrichtige Freundschaft, welche bis zum Tode Liebiegs währte. Ginzkey begann sich um diese Zeit immer mehr auf die Erzeugung von „Decken“ zu werfen, eines Artikels, den damals nur wenige kannten. Es gab zu jener Zeit nur „weiße Decken“, welche in Spanien erzeugt wurden. Einige österreichische Fabrikanten hatten wohl



schon den Versuch gemacht, sie herzustellen, aber es war ihnen nicht gelungen. Nun versuchte Ginzkey diesen Artikel nachzuahmen und sein Versuch war vom Erfolg gekrönt, in verhältnismäßig kurzer Zeit schuf er daraus einen Weltartikel. Da mit der Erweiterung der Fabrication auch eine dem entsprechende Vergrößerung der Räumlichkeiten nöthig wurde, miethete Ginzkey im Herbst 1852 ein dem Maffersdorfer Scholzen Ignaz Hauser gehörige Schafwollspinnerei mit 3 Saß Krempeln, in welcher 49 Teppichstühle aufgestellt wurden. Außerdem begann Ginzkey auch auswärts Spinner und Weber zu beschäftigen, er verlegte ferner um dieselbe Zeit einen Theil seiner Weberei nach Reichenau in Sachsen, wobei die daselbst gewebten Teppiche zurück nach Maffersdorf zur Appretur geschickt wurden. Doch wurde bei der bald darauf erfolgten Fabrikserweiterung in Maffersdorf dieser Geschäftsbetrieb wieder eingestellt. Dasselbe Jahr 1852 brachte eine vorübergehende Krise in der Deckenerzeugung. Es begannen nämlich plötzlich die Bestellungen für Decken immer spärlicher einzulaufen, um endlich ganz in's Stocken zu gerathen. Schon erwog Ginzkey den Gedanken, diesen Fabricationszweig wieder aufzulassen, als unerwartet aus Hamburg ein großer Auftrag für Amerika einlief, dem bald andere und bedeutendere nachfolgten. Die Decken- und Teppicherzeugung nahm infolge dessen wieder einen neuen und anhaltenden Aufschwung und dieser hatte wiederum die Vergrößerung der Fabrikträumlichkeiten zur Folge. Zu diesem Behufe brachte Ginzkey im November 1854 das erwähnte, gemiethete Schafwollspinnereigebäude käuflich an sich, erbaute dazu ein Gebäude für die Weberei und ein größeres Magazin und miethete außerdem kurze Zeit nachher die dem Ignaz Wöller gehörige Fabrik im nahen Proschwitz, in welcher er 40 Stühle aufstellte. Für das stufenweise und vorsichtige Vorgehen Ginzkey's im Geschäftsbetriebe ist es bezeichnend und mag hier angeführt werden, daß er bis zum Jahre 1854 nicht einmal einen Buchhalter für sein Geschäft bestellt hatte, sondern alle Arbeiten bezüglich der Evidenzhaltung und Correspondenz selbst besorgte. Erst in diesem Jahre wurde ein Buchhalter aufgenommen und die Führung der Bücher systematisch eingerichtet, kurze Zeit nachher folgte ein zweiter Buchhalter nach. Da bei dem rasch zunehmenden Geschäftsbetriebe die Abfälle der Liebieg'schen Fabrik nicht mehr auszureichen begannen, knüpfte Ginzkey mit französischen Kammgarnspinnereien Verbindungen an und bezog, als erster in ganz Oesterreich, bedeutende Mengen von Wollabfällen aus Frankreich zu so günstigen Preisen, daß er beschloß, die bisherige Decken- und Teppicherzeugung fabriksmäßig umzugestalten und zum Betriebe im großen Maßstabe überzugehen. Hierzu luden nicht nur die günstigen Bezugsverhältnisse des Rohmaterials, sondern



auch die augenblicklichen Verhältnisse bezüglich der Räumlichkeiten ein. Der Eigenthümer der gemietheten Proschwitzer Fabrik sah sich nämlich wegen verschiedenen Reparaturen und Wasserrechts-Prozessen mit den Anrainern veranlaßt, sein Besitzthum zu verkaufen. Infolge dessen brachte Ignaz Ginzkey, in seinem Vorhaben durch den Rath Johann Liebieg's bekräftigt, den ganzen Besitz sammt Maschinen und Zugehör am 15. Jänner 1856 um den Kauffschilling von 16.000 Gulden C. M. an sich und führte die erwähnten Streitigkeiten mit den Anrainern in kurzer Zeit zu einem befriedigenden Abschlusse. Im Jahre 1858 erweiterte er die Fabrik durch einen Anbau, fügte 1861 einen zweiten hinzu, in welchem er die Färberei unterbrachte und eine Dampfmaschine von 20 Pferdekraften aufstellte. Diese Maschine hatte Ginzkey, statt wie Johann Liebieg rieth, aus England zu beziehen, bei Friedrich Völkelt in Harzdorf bei Reichenberg herstellen lassen. Sie erwies sich in der Folge als ebenso vorzüglich in Bezug auf die Leistungsfähigkeit und Dauerhaftigkeit, wie die aus England bezogenen Maschinen. Ginzkey gieng von dem Grundsatz aus, zunächst immer die heimische Industrie zu bedenken, wenn sie leistungsfähig war und nur in unabweislichen Fällen dem Auslande den Arbeitsnutzen zukommen zu lassen. Ein von B. Staßberger gezeichnetes Bild der Teppich- und Deckenfabrik von Ignaz Ginzkey im Jahre 1858<sup>1)</sup> zeigt uns, verglichen mit der großartigen Fabriksanlage der Jetztzeit, noch sehr bescheidene Räumlichkeiten zunächst ein zweistöckiges, hohes Fabriksgebäude (die frühere Schafwollspinnerei) mit einem ebenerdigen, kleinen Anbau, von einem niedrigen Baun umschlossen, worin sich ebenerdig die Dampfmaschine, eine Färberei mit 6 Bottichen und 2 Kesseln, eine Reinigungs- und eine Kunstwollmaschine, 2 Wölfe, 8 Saß Krempeln mit 5 Vorspinn- und 8 Feinspinnmaschinen befanden; der erste Stock enthielt 100 Handwebstühle mit Jacquard-Vorrichtung, der zweite Stock die Spulerei, Treiberei, Zwirnerei, Rauherei und Schererei nebst dem Musterzeichnungslocale. Unter dem Dache wurden die Garnvorräthe aufbewahrt. Das Nebengebäude enthielt ein Kesselhaus mit dem Dampfkessel von 20 Pferdekraften, ferner Räume für Webstühle und die Schwefelei nebst einer Werkführerwohnung. Als Motoren diente die bereits erwähnte liegende Dampfmaschine von Friedrich Völkelt, und ein unterschlächtiges Wasserrad von 12 Pferdekraften, welches in der Filial-Maschinenfabrik der Schweizer Firma Escher Wyß und Co. zu Leesdorf bei Wien erbaut worden war. Neben dem Hauptgebäude zeigt

1) In dem von Dr. F. Mamroth verfaßten, als Manuscript bei Stiepel in Reichenberg gedruckten Buche „Ignaz Ginzkey“ Seite 64.



sich ein schuppenartiges Woll- und Waaren-Magazin mit Remisen und Stallungen und hinter diesem das einstöckige Wohnhaus des Besitzers, in welchem ebenerdig das Comptoir und ein Waarenmagazin, im ersten Stock aber die Wohnung des Fabriksbesitzers sich befand. Im ganzen arbeiteten in der damaligen Fabriksanlage Ginzkey's 230 Personen, außer dem Hause wurden noch etwa 80 Familien bei der Spinnerei beschäftigt. Zwei Buchhalter und ein Zeichner standen der Fabriksleitung zur Seite. Dies war der Zustand der Ginzkey'schen Fabrik in dem genannten Jahre, wie ihn auch Ginzkey selbst für den Londoner Ausstellungsbericht vom Jahre 1862 angab.

Die nächsten großen Handels- und politischen Ereignisse, welche die Industrieplätze Europa's mehr oder weniger beeinflussten, berührten Ginzkey in seinem Geschäftszweige wenig oder gar nicht. So gieng die große Handelskrisis des Jahres 1857, welche die Industrie und Handelsplätze Europas und Nordamerikas so schwer trafen, an ihm spurlos vorüber. Der Krieg Oesterreichs gegen Italien im Jahre 1859 legte wohl für einige Zeit die Teppichweberei brach, dafür aber nahm die Deckenerzeugung einen gewaltigen Aufschwung, da Ginzkey für das Heer bedeutende Lieferungen übernommen hatte. Tag und Nacht mußten sämtliche Arbeiter der Fabrik schaffen, um die Bestellungen fertig zu machen. Der unerwartete Friedensschluß hatte freilich den Nachtheil für Ginzkey, daß mehrere tausend für die Armee bestimmte Decken keine Uebernahme mehr fanden und Jahre lang in den Magazinen lagerten. Es war dies wohl für das Geschäft kein Vortheil, aber Ginzkey hatte doch während der schlimmen Zeit der allgemeinen Geschäftsstockung seinen Arbeitern Beschäftigung gewähren können, während sehr viele Industrielle Oesterreichs zu derselben Zeit entweder feiern oder nur mit halben Kräften arbeiten konnten. Zu Beginn der fünfziger Jahre machte Ginzkey die ersten Versuche, seine Erzeugnisse jenseits der heimischen Grenze zu verwerthen. Dieser Versuch war vom günstigsten Erfolge begleitet und bald wurde nicht nur in die verschiedenen europäischen Länder wie: Oesterreich, Deutschland, Rußland, Spanien, die Türkei und England, sondern auch in andere Welttheile, nach dem Orient, nach Westindien, Brasilien und Peru „Maffersdorfer Decken“ ausgeführt. Die Teppiche fanden den größten Absatz in den österreichischen Kronländern, während die Decken hauptsächlich in die überseeischen Länder ausgeführt wurden. Kurze Zeit darauf wurden auch die Teppiche, welche in den verschiedensten Arten und Qualitäten, sowohl als einfache und doppelte, wie auch als sammetartige Gewebe erzeugt wurden, mit gleichem Erfolge in fremde Länder ausgeführt. Das Hauptabsatzgebiet hiefür war



der Orient und Konstantinopel, wo sie häufig als „echt orientalische“ Erzeugnisse, als „persische“ oder „Smyrna-Teppiche“ an Nichtkenner verkauft wurden. Einen heiteren Beleg hierfür liefert folgende verbürgte Thatsache: Ein österreichischer Magnat, welcher den Orient bereist hatte, machte auf seiner Rückkehr in Konstantinopel einige Einkäufe, um seinen Freunden in der Heimat damit Geschenke zu machen. Unter den Einkäufen befand sich auch ein nach seiner Meinung echter „Smyrna-Teppich“, welchen er nach seiner Rückkehr einem seiner Freunde schenkte. Wie groß war jedoch sein Erstaunen und auch seine Beschämung, als der mit dem echten „Smyrna-Teppich“ beschenkte ihn eines Tages auf das von ihm übersehene Firmazeichen in der Ecke des Teppiches aufmerksam machte, welches lautete: „Ignaz Ginzkey, Maffersdorf“. Für die Ausdehnung der Decken- und Teppichausfuhr war die Bethheiligung an der Londoner Weltausstellung im Jahre 1862 vom größten Werthe. Sie brachte ihm nicht nur für seine daselbst ausgestellten Teppiche und Decken die erste wohlverdiente Auszeichnung: die bronzene Medaille, seine Erzeugnisse erregten auch in England eine solche Aufmerksamkeit, daß sich ihm in dem Musterlande der Wollindustrie ein ganz bedeutendes Absatzgebiet erschloß. Ginzkey hatte gleichfalls persönlich die Ausstellung besucht und sein Hauptaugenmerk war darauf gerichtet, sich in die englische Teppichherzeugung an Ort und Stelle einen Einblick zu verschaffen, was bei der bekannten vorsichtigen Abgeschlossenheit der englischen Fabriken nicht leicht möglich ist; selbst gewichtige Empfehlungsschreiben öffnen nicht immer die Säle berühmter Fabriken. Es kam als ein Zeichen besonderer Achtung, welche sich Ginzkey bereits als Fabrikant nach außen erworben hatte, gelten, daß er bloß durch Nennung seines Namens bei Großley, dem ersten Teppichfabrikanten und Concurrenten in London, Zutritt zu dessen Fabrikräumen erhielt, eine Zuvorkommenheit, welche Ginzkey als Vertrauensbeweis ganz besonders erfreute.

In London erwarb Ginzkey einen neuen mechanischen Webstuhl zur Erzeugung von „Brüsseler Teppichen“ und nach Hause zurückgekehrt, ließ er sofort mehrere solcher Stühle in seiner Fabrik aufstellen, um auch diese Teppichgattung in seine Fabrication einzubeziehen. Um jene Zeit errichtete auch Ginzkey im nahen Bittau in Sachsen eine Filiale, welche er bald darauf in einem eigens angekauften Hause unterbrachte. Auch in Reichenberg wurde im Jahre 1863 ein Haus in der böhmischen Gasse angekauft und daselbst die noch jetzt vorhandene Niederlage errichtet, während die Niederlagen im In- und Auslande, in Wien, Berlin und Hamburg bedeutende Erweiterungen erfuhren. Außerdem hatte Ginzkey kurz vorher in Maffersdorf mehrere Grundstücke und Häuschen angekauft,



worauf er unter gleichzeitiger Erweiterung der Spinnerei im Jahre 1863 das erste große Webereigebäude aufführte. Diese Zeit stiller Entwicklung wurde weder durch die verheerenden Wirkungen der amerikanischen Baumwollkrisis von 1861—64, noch durch den Schleswig-Holstein'schen Krieg des Jahres 1864 gestört. Nur der Krieg Oesterreichs mit Preußen im Jahre 1866 verursachte durch die Besetzung Reichenbergs und der benachbarten Ortschaften am 24. Juli seitens der preussischen Truppen unter dem Prinzen Friedrich Karl die erste und einzige Störung in dem regelmäßigen Betriebe der Fabrik. Doch erstreckte sich die Störung nur auf die Dauer eines einzigen Tages. In Massersdorf waren damals gegen 4000 Mann einquartiert, 2 Infanterie-Regimenter nebst einer Abtheilung Artillerie, welche der Magdeburger und Berliner Gegend angehörten und deren Benehmen im allgemeinen zufriedenstellend war. Ignaz Ginzkey und Ignaz Hauser hatten in Massersdorf die stärkste Einquartierung. Während in kleinen Häusern wenigstens 10 Mann, in größeren 30—100 einquartiert wurden, mußten die Fabriken ganze Compagnien aufnehmen. In dieser schweren Zeit bethätigte Ginzkey zu wiederholten malen seine Einsicht und Thatkraft, in dem er überall, wo es zwischen der Bevölkerung und den kriegerischen Gästen zu Verdrießlichkeiten zu kommen drohte, mildernd und vermittelnd eintrat.

Da der Krieg mit Preußen nicht lange währte, so begann bald nach dem Friedensschluß eine neue Periode großer Geschäftsthätigkeit. Denn wenn auch vor oder während eines Krieges der einzelne sich in seinen Bedürfnissen aufs äußerste einschränkt und wenn auch durch die Unterbrechung des Geschäftsverkehrs die Industrie im allgemeinen Einbuße erleidet, so zerstört andererseits der Krieg eine so ungeheuere Menge von Industrieartikeln, daß diese nach Schluß des Krieges wiederhergestellt werden müssen, wodurch die verschiedenen Industriezweige, namentlich die Textilindustrie, vollauf beschäftigt werden. Ginzkey that kurze Zeit darauf einen Schritt, welcher ihn auf fremde Pfade zu leiten schien. Er kaufte nämlich am 28. Mai 1868 in Massersdorf eine Mahlmühle und richtete hier ein ganz neues Mühlwerk nach amerikanischem System ein und stellte gleichzeitig eine Dampfmaschine auf. Die Müllerei wurde jedoch nur kurze Zeit betrieben, weil das in derselben angelegte Capital sich nicht verzinst. Als Ginzkey diese Ueberzeugung gewonnen hatte, ließ er, ohne sich lange zu beümen, die ganze kostspielige Mühleinrichtung aus dem Gebäude entfernen und richtete dasselbe zur Erzeugung von Kunstwolle ein, wodurch er dem Kranze seiner industriellen Erfolge ein neues Blatt hinzufügte.

Die Gefahr, daß Ginzkey sein Capital und seine geistige Kraft auf andere ihm fern liegende Industriezweige verwenden und vielleicht zer-



splittern könnte, war bei der Klarheit, mit welcher er seine Unternehmungen beurtheilte, wohl nicht zu befürchten gewesen, doch war er mit diesem Versuche für immer von ähnlichen Versuchen geheilt, und er verlegte sich von da an mit dem Aufgebote sämmtlicher nun schon bedeutender Mittel nur auf die bisher mit Erfolg betriebenen Industriezweige und suchte sie nach allen Richtungen hin zu erweitern und zu verbessern.

Eine solche Erweiterung war nun die eigene Erzeugung der Kunstwolle. Ginzkey war unter den österreichischen Fabrikanten der erste gewesen, — und dies muß hier anerkennend hervorgehoben werden — welcher die Vortheile klar erfaßte, die aus der Verarbeitung der Kunstwolle für die Teppich- und Deckenerzeugung sich ergeben mußten. Obwohl es jetzt unwahrscheinlich klingt, so ist es doch Thatsache, daß damals nicht bloß in den industriellen Kreisen Böhmens und der übrigen österreichischen Kronländer, sondern selbst in Deutschland eine heftige Abneigung gegen diesen neuen Artikel vorwaltete, so daß Ginzkey auch in Deutschland wenig Concurrenten hatte, die gleich ihm die Bedeutung der Kunstwolle für die Fabrication so frühzeitig erkannt hätten. Daher war es auch nicht zu verwundern, daß Gschnitzer aus Salzburg, der erste Erzeuger von Kunstwolle in Oesterreich, als er mit seiner neuen Waare die Rundreise durch die österreichischen Industrieorte machte, überall mit dem seltsamen Erzeugnisse verlacht und abgewiesen wurde und nur in Ginzkey einen Mann fand, der demselben die gebührende Beachtung schenkte, dasselbe verarbeitete und durch lange Zeit seine einzige Kundschaft in Oesterreich blieb. Als dann später der Werth der Kunstwolle in der Fabrication sich dennoch Bahn brach und namentlich die Verarbeitung der besseren Sorten allgemeiner wurde, war es wiederum Ginzkey, der zuerst die Verarbeitung der minder beachteten Qualitäten der Kunstwolle begann und damit gleichfalls entschiedene Erfolge erzielte.

Da nun um diese Zeit, nach Beendigung des Preussisch-Oesterreichischen Krieges, bedeutende Aufträge eingiengen und beim raschen Wachsen seines Geschäftes der Bedarf an Kunstwolle ein immer größerer wurde, so gieng endlich Ginzkey, wie schon erwähnt, daran, selbst diesen Artikel zu erzeugen, so daß er thatsächlich auch mit Matthias Gschnitzer und Franz Liebieg zu den ersten in Oesterreich gehört, welche die Erzeugung der Kunstwolle hier begonnen haben.

Die Fabriksanlage Ginzkey's nahm nun in rascher Folge nach innen und außen zu, Bau reihte sich an Bau. Zunächst ließ Ginzkey durch den Reichenberger Baumeister G. Miksch vom Jahre 1866—68 eine von freundlichen Gartenanlagen umgebene Villa errichten, da das frühere ein-



fache Wohnhaus doch nicht mehr allen Bedürfnissen entsprach, und bezog sie am 31. Juli 1868. Durch die mit ebensoviel Geschmac wie bedeutenden Kosten geschaffene Parkanlage hat Maffersdorf nicht nur ein ungemein freundliches Ansehen, sondern auch städtischen Charakter gewonnen. Außerdem errichtete Ginzkey in den nächsten zwei Jahren eine zweite große Weberei und ein Magazinsgebäude, welchem im Jahre 1872 ein neues Magazinsgebäude mit einem Comptoir, und im folgenden Jahre abermals ein großer Neubau folgte, in welchem die mechanische Weberei für Brüsseler Teppiche im großen Maßstabe eingerichtet und eine Dampfmaschine von 40 Pferdekraften aufgestellt wurde. Die so bedeutend erweiterte Fabriksanlage umfaßte demnach im Jahre 1874: 15 Satz Krempeln mit entsprechender Spinnerei und Zwirnerei, 30 mechanische und 400 Handwebstühle, eine Färberei, Walke, Rauherei und Schererei, ferner die Kunstwollfabrik mit 8 Reiß- und den sonst dazu gehörigen Maschinen, nebst drei Dampfmotoren und zwei Wasserrädern von zusammen 230 Pferdekraften. Dazu kam in dem genannten Jahre selbst in einem Erweiterungsbau die Rammgarnspinnerei mit einer Wollwasch- und Trockenmaschine und im nächsten Jahre 1875 wurde die Elstner'sche Fabrik Nr. 78 rechts der Meisse erworben. Um den gesammten Besitz abzurunden und zugleich Wohnungen für die Beamten und das Aufsichtspersonal der Fabrik zu gewinnen, wurden an 13 Grundstücke und Bauernwirthschaften angekauft, darauf Neubauten aufgeführt und die öden Waldstellen mit geschmackvollen Baum- und Gebüschanlagen bepflanzt. Diesen Zustand der Ginzkey'schen Fabriksanlage zeigt uns ein zweites von Straßberger gezeichnetes Gesamtbild des Jahres 1877, welches von der Gebirgsstraße aus aufgenommen, im ganzen acht große, meist zweistöckige Gebäude mit drei hohen Effen aufweist, und zwar zwei Gebäude für Streichgarnspinnerei, die Kunstwollfabrik, die Rammgarnspinnerei, die Kraft- und Teppichweberei, die Deckenweberei sammt Lager, die Färberei, das Comptoir mit den Magazinen, die Beamtenwohnungen und die von freundlichen Gartenanlagen eingeschlossene Villa.

Diese in einem kurzen Zeitraume nacheinander aufgeführten Neubauten beweisen zur Genüge, in welch' gewaltiger Weise sich der Geschäftsbetrieb erweitert hatte, insbesondere kann man diesen gewaltigen Aufschwung durch den Vergleich der oben angeführten von Straßberger entworfenen Abbildungen der Fabriksanlage vom Jahre 1858 und 1877 klar erkennen. Während das erste Bild noch eine Fabriksanlage von bescheidenem Umfange zeigt, ist diese auf dem zweiten Bilde nach einem Zeitraume von 19 Jahren zu einer Fabriksanlage im großen Maßstabe angewachsen, welche nach Art



einer Colonie sich mächtig vor unseren Augen ausbreitet. Naturgemäß hatte während der letzten Jahre auch die überseeische Ausfuhr der Ginzkey'schen Erzeugnisse an Umfang zugenommen. Namentlich mit einer gewissen Gattung von Decken war es Ginzkey gelungen, sich während dieser Zeit den Weltmarkt zu erobern, ja sogar, wie schon früher auch angedeutet wurde, auf englischen Plätzen in erfolgreicher Weise mit den gleichen Erzeugnissen Englands zu concurriren. Lobend muß auch hier darauf hingewiesen werden, daß Ginzkey seine Erzeugnisse unter seinem Namen in die Welt schickte, so daß seine Decken als „Austrian blankets“ als „österreichische Decken“ nicht nur in England, sondern auch in allen anderen Welttheilen als Erzeugnisse österreichischer Arbeit bekannt und geschätzt waren und sind; er würdigte sich nicht herab, wie es so manche vaterländische Fabrikanten thun, die selbst gefertigten Erzeugnisse beim Ueberschreiten der Grenze unter fremder, englischer oder französischer Flagge segeln, oder sie auch im Auslande mit Marken versehen, und als „ausländische Waare“ wieder zu uns zurückkehren zu lassen — ein Verfahren, das gewiß der österreichischen Industrie nicht zur Ehre gereicht. (Schluß folgt.)

---

## Miscellen.

---

### Denkschrift über die böhmischen Landesfinanzen vom Jahre 1618. 1)

Mitgetheilt von Dr. Vinc. Gochlert.

Die böhmische Kammer hat vom gewöhnlichen Einkommen nichts als die Zölle, den Ertrag der Herrschaften und das Biergeld, was alles im Jahre kaum 200.000 Thaler beträgt, welche zum Unterhalte des königl. Hofes nothwendig in die königliche Hofkammer abgeliefert werden müssen. Nun haften darauf über drei Millionen Schulden; diese zu bezahlen, sind

---

1) Abschrift eines Documentes aus dem Archive der böhmischen Hofkanzlei (jetzt Ministerium des Innern). Dieses Document hat auf der Außenseite die Aufschrift, „Wie dem böhmischen hochbeschuldigten Kammerstaat zu helfen sei.“ In Gindely's Geschichte der böhmischen Finanzen (18. B. d. Denkschriften d. hist. Cl. d. k. Akademie d. W.) geschieht dieser Denkschrift nicht Erwähnung.



nur zwei Mittel. Das erste und gewisse, daß die Stände entweder die ganze Bürde über sich nehmen und, wie es Pfalz und Brandenburg gethan, in gewissen Jahren durch dazu bewilligte Contributionen gezahlt werden, oder daß die Contributionen dergestalt, daß sie unfehlbar 500.000 Thaler betragen, auf sechs Jahre bewilligt würden. Wenn solches geschieht, kann die Kammer den Credit erhalten, die Interessen richtig zahlen und im Nothfalle Jr. k. M. mit Geld zu Hilfe kommen. Dieser Modus wäre dem Hofstaat zuträglicher, als wenn die Stände die Schuld über sich nehmen; denn sollen sie solches thun, so würden sie zu Jr. k. M. Hofstaat nichts contribuiren.

Wenn aber Gott, wie zu hoffen, einen Erben gäbe, wäre in allerwegen dahin zu trachten, daß die Länder die Schulden ganz auf sich nehmen, was nicht schwer zu erhandeln; man mache nur 100.000 Thaler Schuld und theile diese unter die Länder.

Das andere und äußerste Mittel ist, daß man die wenigen übrigen Herrschaften verkaufe und wird die Herrschaft Kruman auf 800.000 Th. gesetzt, der jezige Hauptmann all dort ist erbötig, bei jetzt verderbter Wirtschaft 30.000 Thaler jährlich herauszugeben, innerhalb zwei Jahren aber 36.000 Thaler.

Dem Herrn von Rosenberg hat sie 40.000 Thaler getragen. Weil aber Niemand im Lande solchen Kauf vermag, könnte man die Herrschaft in drei oder vier Theile absondern; was in gleichem mit den übrigen Herrschaften geschehen könnte. Möchte man bloß außer den Tafelgütern die Herrschaften behalten, welche man Jr. k. M. auf Lebenszeit zum Genuße läßt. Daß aber die Kammer-Einnahmen so gefallen, sind die Stände selbst Ursache, welche alle Contributionen an sich gezogen, eigene Einnehmer darüber gesetzt und bloß eine Liste von der Kammer begehrt haben, wenn man Interessen zahlen sollte, sie haben aber Niemandem gezahlt.

Wie sie mit den Contributionen umgegangen, sollten ihre Einnehmer billig Rechnung thun; sobald man aber von ihnen Rechnung fordert, antworten sie darauf, warum man seit 15 Jahren keine Rechnung gefordert hätte; eine Hand wäscht die andere.

Derhalben wäre ein sehr heilsames Werk, wenn man mit Gewalt durchdringe und von den Steuereinnehmern die schuldigen Rechnungen abfordere und sie wohl überprüfe.

Damit aber der König zu Böhmen sein eigenes Einkommen habe, sind folgende Mittel. Weil Böhmen außer wenigem <sup>1)</sup> kein eigenes Salz

1) Bei Schlan.



hat, wäre gar zuträglich, daß die Kammer alles Salz, so eingeführt wird, aufkaufte und in allen Städten Salzkästen hielte;<sup>1)</sup> da könnte man über 100.000 Thaler jährlich Gewinn haben. Dies wäre auch leicht, weil zu Budweis bereits ein Salzkasten aufgerichtet ist. Ob man wohl zum Verlag baares Geld bedarf, so kann man doch von den Städten die Nothdurft anticipiren. Es ginge auch den österreichischen Salzstätten und Salzfuhrleuten nichts ab und es wäre allein um das zu thun, daß das Salz Niemand als die Kammer verkaufen würde. Diesen Anschlag practiciren selbst der Papst, Venedig, Mailand, Vitanen und Moskau; allein man muß es auf den Landtag vorbringen und gleich anfangen, das Salzamt richtig zu bestellen; die Hofkammer könnte es dirigiren.

Zum andern liegen die Bergwerke ganz und gar still und öde; diese wären leicht wieder zu heben, wenn ein verständiger Münzmeister vorhanden wäre. Zum Dritten könnte die Kammer an dem Münzschlagen unvermerkt jährlich ein paar Tonnen Goldes zum Besten haben. Man schlage nämlich zweierlei Münze, die kleine, so nur im Lande gilt, und die grobe, so auch außer Landes angenommen wird; bei der kleinen aber ist der Gewinn. Der König in Polen schlägt aus einem Thaler 18 Duffen, auch gar 20 Duffen. Jede Duffe gilt sechs Kreuzer, das bringt, wenn man 100 Thaler münzet, 50 Procent. Diese Duffen werden hier für das beste Geld gehalten, warum wollte man sie denn nicht auch hier schlagen? Es werden viele dawider sein, von denen wollte ich gern wissen, wenn einer den Böhmen wollte an Duffen 200.000 Thaler darleihen, ob sie es nicht annehmen würden. Warum sollte man dann den Gewinn nicht im Lande behalten? Wollte man die geringere Münze hier nicht schlagen, so thue man es in Schlesien oder in der Lausitz. Es ist ein Mittel, welches alle Könige practiciren. Das rechte Gewicht des Geldes schadet dem Lande, denn es wird von der Münze ausgewechselt, in leichtes Geld vermünzt, welches man nachher hereinbringt und den Wechsel dadurch treibt. Dieser Punkt muß auch auf den Landtag kommen. Derwegen ist der Kammer zu befehlen und durch den Ober-Münzmeister das Werk zu treiben.

Zum vierten wäre bessere Wirthschaft auf den Kammergütern zu treiben. Man deputire gewisse gute Wirthe zu Commissären, die auf alle Herrschaften ziehen, tagiren und Register aufrichten, die Meierhöfe und Teiche bestandweise überlassen, um Jr. k. M. ein gewisses Einkommen zu sichern.

Zum fünften könnte man von etlichen Herrschaften großen Nutzen durch Holzflößen anrichten, welches sonst verfaulst und um 12.000 Thaler

---

1) Einführung des Salz-Monopols.



jährlich für den Hofstaat erkauft werden muß. Die Herrschaft Bresnitz hat 80.000 an Sailholz, der Sternberg hat dieselbe eingenommen mit 60.000 Thaler; weil sie an Churfachsen grenzt, würde der Churfürst gern für 20.000 Sailholz 4.000 Thaler geben, wenn man noch drei abgelegene Dörfer dazu verkaufte. Es ist aber zu wissen, daß etliche eigennützige Leute unter dem Scheine, sie wären treue Patrioten, auf dem Landtage rathen, man solle nicht fremden Fürsten Holz verkaufen, sie setzten dann den Fuß weiter ins Land; dadurch haben sie verursacht, daß sie die schöne Herrschaft Komotau unter einander getheilt, die Wälder nicht recht besichtigt und überdies das Holz fast umsonst angeschlagen. Einmal ist bewiesen, daß so viel Holz, als der Herzog und Gustav von Sternberg von der Kammer um einen halben Gulden gekauft, er keinen Kreuzer anders als um drei Thaler gibt. Darum wird der Sternberg, welcher die Herrschaft gern an sich brächte, widerrathen, daß man die 20.000 Sailholz dem Kurfürsten nicht verkaufen soll.

Zum sechsten ist Fr. k. M. in Kenntniß zu setzen, daß über 40 Schlösser und Städte von Eger aus bis Nürnberg in die zehn Meilen Länge der Krone Böhmen gehörig und um ein geringes Geld ablöbliche Pfandschaften oder verschwiegene heimgefallene Lehen sind. Die halten theils Churpfalz, Pfalz Neuburg, Chur Brandenburg, Landgraf v. Leuchtenberg, der alle seine Lehen verschwiegen, Stadt Nürnberg, die um geringes Geld schöne Pfandschaften innehält; diese alle sind über zwei Millionen werth. Es wird aber alles versteckt, theils aus Unverstand, theils aus Eigennutz und theils aus Faulheit.

---

## Des Prager evangelischen Pfarrers M. D. Hänichen's († 1618) Nekrolog.

Von Lic. Dr. Georg Buchwald in Zwickau.

Die Zwickauer Rathsschulbibliothek birgt in einigen hundert voluminösen Bänden, welche Gelegenheitsgedichte und Predigten aller Art enthalten, einen noch wenig beachteten, längst noch nicht gehobenen werthvollen Schatz. Besonders ergiebig für biographische Studien sind die in großer Zahl vorhandenen Leichenpredigten, denen nach der Sitte der Zeit regelmäßig ein curriculum vitae beigefügt ist. Ohne Zweifel würde es eine lohnende Arbeit sein, zunächst einmal nur die Personen (nach den Städten geordnet) zusammenzustellen, deren Lebensläufe uns auf diese Weise erhalten sind.



Wir theilen im Folgenden die Biographie eines Prager Geistlichen mit, welche wir der für denselben gehaltenen Leichenpredigt entnehmen. Diese ist betitelt: „Christliche Leichen-Predigt über den schönen Schwanen Gesang S. Pauli auß der 2. an Timoth. am 4. Verß 6. 8. Bey dem Ehrn-Begrebniß des Weiland Ehrnwürdigen, Hochachtbarn und wolgelehrten Herrn M. Daniel Hänichens Senioris gewesten Schwanbergischen Hoffpredigers und der Löblichen Evangelischen Herren Ständen in Böhmen Theologi. Gehalten in der Deutschen Evangelischen Kirchen zur H. Dreyfaltigkeit der kleineren Stadt Prag, durch M. Casparum Wagneru, Augustanum, Pfarreru und Lutherischen Predicanten daselbst. Philipp. 1. 23. Ich habe lust abzuscheyden und bey Christo zu sein. Gedruckt in der Alt Stadt Prag bey Paul Selsen, im Jahr 1619.“<sup>1)</sup>

Auf Wagner's an die Kirchenpatronen gerichteten Vorrede folgt die Einladung des Rectors und Kanzlers der Prager Universität, Dr. Johannes Jessenius a Jessen, zur Theilnahme an den Begräbnisfeierlichkeiten. Der biographische Theil derselben hat folgenden Inhalt: „Vir Reverendus M. Daniel Haenichius prodiit in hanc lucem Zobelicii Missnae Oppido Anno 1566 Martii 13. Patre Casparo ibidem Theologo, acris ingenii homo, et in linguis, artibus, primaque Philosophia solide in tribus Academiis eruditus. Post plures functiones obitas in Electoris Saxoniae aulam accitus, per octennium ibi fuit a sacris Concionibus. Inde ante annum quasi ab Illustri Barone D. Petro de Ssvambergk Regni Boemiae supremo Curiae Judice, vocatus, ipsius rebus Ecclesiasticis fuit praefectus; ab omni Ordine ob mores commodos amatus. Non videbatur altum sapere, sed satis modeste de intellectis sententiam dicere. Unionem hinc institutam Concione publica collaudavit et in privato Colloquio quodam de rei totius summa fundamentaliter disserens, Mauritium Electorem Saxoniae magno religionem beneficio affecisse fatebatur, similiterque libertati Germaniae cavisse Christianum I. impediendo suo loco, ne qui inhiabat regno Galliae eo potiretur. Caetera pro contione funebri narrabuntur.“

Den Schluß der Leichenpredigt bildet dann nun die folgende, ziemlich ausführliche Biographie, die es allerdings an überschwänglichem Lobe nicht fehlen läßt.

„Belangend nun unsern geliebten und in Gott selig rhuenden Herrn Mitbruder, den weyland Ehrnwürdigen, Achtbarn und wolgelehrten Herrn

1) Der Umstand, daß dergleichen Druckschriften gegenwärtig selten geworden sind, dürfte den theilweisen Abdruck rechtfertigen. Ann. d. Red.



W. Daniel Hänichen, so heysß mit Ihm auch in der that, das wie sein Nam ist, also ist auch sein Rhum. Dann erstlich war Er ein rechter Daniel, als durch welchen Got der Herr sein Kirchen-Gericht allhier auff Erden geübet und verrichtet hat. Denn Daniel wird gedolmetscht judicium Dei, Gottes Gericht und urtheil.

Und ob wol sein Zunam etwas schwach und das diminutivum ist vom Hanen, so hat doch diß Hänichen so stark und hell gekreet, das es mit seinem löblichen Hanengeschrey weit und breit gehöret worden, das man allenthalben von Ihme mit Ehren zu sagen weiß, und wird auch sein Lob ewiglich bleiben. Denn wie die Hanen mit ihrem Geschrey den Tag verkündigen, und die Berenderung des Gewitter anzeigen: also war auch unser Hänichen, nuncius lucis, des Lichtes prediger, der da Christum, das warhafftige Licht verkündigte, welches alle Menschen erleuchtet, die in diese welt kommen. So war Er auch kein Wetterhan, der sich nur nach dem Wind gerichtet, und einem jeden gesagt hätte, was er gern hörte: nein traun: sondern Er lernte den Weg Gottes recht und scherpffet mit gewalt neben der Gnaden Lehr des H. Evangelii die Lehr des Gesetzes vom fluch und zorn Gottes wider die Sünde: als der leicht und bald vermerckt, was für triebe Wetter umb der Welt undanc und Bößheit willen, an dem Himmel umbgiengen, und ist sonderlich denckwürdig, dan ob sich wol der Löwe, als ein beherzt und unverzagtes Thier sonst vor Niemand furcht noch entsetzt, er dannoch ob dem Hanen und seinen Geschrey erschrickt, und die flucht gibet. Gleichergestalt hat unser selige Herr W. Hänichen mit seiner Stimm auß Gottes wort, unsern Widersacher den Teufel als einen Brüllenden Löwen, der umbher läufft und sucht, welchen er verschlinge, davon abgeschwächt und abgehalten, wie grimmig er sich auch durch seine Werkzeug erzeigt und gestellet hat. Das dann allen rechtschaffnen Lehrern inn allweg zu thun eignen und gebühren will. — — 1)

Sein Herr Vater war der weiland auch Ehrwürdig und wolgelerte Herr Caspar Hänichen, gewester Pfarrer zu Zöblig, in einem alten Bergstädtlein in der Herschafft Lauterstein, nicht weit von Marienberg, im Land zu Meisen gelegen. Die Fraw Mutter aber hieß Ursula, ein geborne Pfeifferin, von Hänichen.

Als unser liebe getreue Gott benannten personen unsern Herrn W. Danielem in ihrem Ehestand den 13. Martii A. C. 1566 beschert und geben, haben sie zu pflichtschuldiger danckbarkeit denselben ihren Sohn Got dem Allmächtigen nicht nur in der H. Tauffe wider gegeben, sondern ihn

1) Hier folgt ein längeres Citat aus Apostelgesch. 20.



nachmalen auch in der zucht und vermahnung an den Herrn jederzeit getreulichst auffgezogen und fleißig zur Kirchen und Schulen gehalten, wie Christlichen Elteren zuthun gebüret und obliget.

Und als Er in Schola patria zu Zöblitz seine Fundamenta gelegt, hat ihn sein lieber Herr Vater seliger, nach Marienbergk und Freyberg verschickt, von dannen gehn Braunschweig und Hannover, in Sachsen, in welcher Schul Er drey Jahr lang fruchtbarlich studiret hat; biß Jhn sein Herr Vater auff die Universität Leipzig verschickt hat, da er in die vier Jahr ein Churfl. Sächsi. Stipendiarius gewest. Zu Wittenberg ist Er Magister Philosophiae worden: nach erlangtem Grade aber, gehn Helmstadt gezogen, von welscher Academi Er in sein Vaterland zu einem Pfarrer, an seines verstorbenen Herrn Vaters stadt, ordentlich beruffen worden, Anno domini 1591 hat ihn aber ein Jahr hernach, ein Erbar Rath gen Marienberg vociret, da Er am Wort Gottes in die neun Jahr gedienet und zuvor auch, noch zu Zöblitz gefreyet und zur Ehe genommen hatt die Chrn-Reiche und Tugendtsame Jungfraw Elisabeth, deß Ehrenvesten und Fürnehmen Herrn Hans Fliehers, Bürgers und Rathsverwandten zur Mitweyde, Eheleibliche Tochter, mit welcher Er hernach in Sechs und Zwanzig halbe Jahr friedlich gehauset und durch Gottes Segen zehen lebendige Kinder erzeuget hatt, Vier Söhne und Sechs Töchter: Davon noch zweene Söhne<sup>1)</sup> und zwey Töchter so lang Gott will, am Leben sind, die andern aber sind gestorben, und mit der Fraw Mutter im Herrn seelig entschlaffen, welche erst vor zwey Jahren zu Dresden abgeleibet.

Im Jahr nach Christi Geburt 1600 ist unser seelige M. Hänichen von der Churf. Sächsi. Fraw Wittib zu Cholniz, in ihrer Churfürst: Gna: Wittumb nach der Mitweyda beruffen, da Er zwey Jahr weniger 14 Wochen Pfarrer gewesen.

Darauff ist Er zu einem Superintendentem nach Annae-Bergk verordnet worden, welchem hohen Ambt Er mit sonder großem fleiß vorgestanden, biß auff das Jahr Christi 1610 in welchem Jhn Ihre Churfürst: Gna: von Sachsen, Chur Fürst Christian der Andere, Christ Seeligster Gedächtniß, nicht nur mit sich hieher (neben andern Herren

1) Einer seiner Söhne, Namens Georg, wurde während des dreißigjährigen Krieges vertrieben. In Altwassers Tagebuch (auf welches wir wohl später an dieser Stelle ausführlicher zu sprechen kommen werden) ist die Notiz: Mochaw, in inspectione Oschacensi bey Döbeln an der strasse nach Lomnitsch Georgius Hänichen, exul Bohemus, Pastoris filij.



Theologen) nach Prage genommen, allda Er in allen Vier Städten Cum Laude geprediget, sondern gar zu einem Hoffprediger angenommen hatt, da Er dann in die acht Jahr in der Schloß-Kirchen zu Dresden am Evangelio und Wort Gottes gedienet.

Und weil unser lieber Herr Gott seine Heyligen wunderlich führet, sonderlich seine getrewe Knechte selten an einem Ort gar zu lang lasset, mußte unser Herr M. Hänichen seelig vor einem Jahr wieder nach Praga kommen, da Er von Ihren Gnaden den Hoch- und Woll-Gebornen Herrn, Herrn Peter vom Schwanbergk auff Raunspergk, Heydt, Gesterschan, Worlig und Klingenberg, Herr zu Wittingen, Grözen, Rosenbergl und Libiowiss: König: Maye: zu Böhmen Rath, Cammerer und des Königreichs Böhmen Ober-Hoff- und Lehen-Richter, zu einem Hoff-Prediger bestellet worden.

Was für grosse Müh und Arbeit Er bey wehrendem seinem Ministerio in die 29 Jahr lang gehabt, bevorn, weil Er Officii ratione vielmals verreisen müssen und auff unterschiedlichen Chur- und Fürstlichen Zusammenkünften, zu Fütterbergk, Nürnbergk, Frankfurdt etc. gewesen, ist leichtlichen zu erachten und abzunehmen.

Viel herrlich schöner Predigten, die sehr anmutig und wol zu lesen, sonderlich weil Er drinnen beyhm Text geblieben, und den ordentlich expliciret hat, daß das Vornembst und Best an einer jeden Predigt ist, hat Er selber publiciret und in öffentlichen Druck außgehen lassen. Wer Ihn gehöret, hatt Ihn lieb gewonnen; und müssen Ihm die Adversarii selber das Lob und Gezeugnuß geben, daß Er ein Vortrefflicher Herrlicher Prediger gewesen, ungeacht, daß Er ihrer nicht geschonet, sondern sich ihnen als ein behergt Hänichen, jederzeit im Lehren und Schreiben, getrost widersetzt und ihre falsche Lehr und Menschen Tand solide, auß Gottes Wort refutiret und widerleget hat. Denn Er war ein recht Eysriger und Bstandhaffter Lutheraner, in dem kein Falsch gewesen (wie der Herr von dem Nathanaele zeuget und spricht: Siehe ein rechter Israeliter, in dem kein Falsch ist;) drum hat Er Niemand geheuchelt, sondern die Wahrheit frey öffentlich bekant und nicht auff Menschen, sondern auff seinen lieben Gott gesehen, der Ihm das zu thun befohlen hat.

Und ob Er wol keinen allzugsunden Leib gehabt (welches fast ein proprium ist aller Glerten, die fleißig Studieren und ihnen ihr Ambt einen Ernst und angelegen sein lassen) so hat Er doch ein gesunde Seel in seinem francken Leib gehabt und behalten. Es steht zwar beydes wol beyssammen, Si Mens sana in Corpore sano, wann ein gesunde Seel in einem gefunden Leibe ist; aber wann man je eines entrathen und entperen muß, so ist



viel tausentmal besser einen siechen Leib, als eine Krancke Seele haben, wie das Exempel Lazari und des Reichen Mannes außweiset.

Hat demnach die Cufferliche Leibs-beschwörung unserm Seeligen Herrn M. Hänichen so gar an seiner Seele Hehl und Seeligkeit nicht schaden müssen, daß sie ihm vielmehr darzu nützlich und beförderlich gewest ist, dann sie ihn zu seinem End und Sterbstündelein einen starcken Fortschub gethan hat, darzu Er sich auch recht wol und Christlich bereitet hat, mit Empfangung des Wahren Leibs und Blutts Christi, nach gethaner seiner Beicht und darauff Empfangner H: Absolution und ist sonderlich zu gedencken, daß Er sein Glaubens-Bekentnuß seinem Testament und Letzten Willen mit folgenden Worten einverleibet: Ich bekenn mich von Herzen zu den Prophetischen und Apostolischen Schrifften, Haupt-Symbolen, Ungeenderte Reiner Augspurgischen Confession, Lehr- und Streit-Schrifften Herrn Lutheri, wie dieses in dem Christlichen Concordien-Buch, dem Ich subscribieret, verfasset, darauff Ich auch mein Auditorium in meinen mündtlich gethanen und publicirten Predigten gewiesen. Hierbey ist Er auch biß in sein Letztes Ende hinein bestendiglich, durch Gottes Gnädige Hülff verblieben, hat auch jederman von Herzen vergeben und darauff sein Leben in warer Furcht und Anrufung Gottes die 2. Novembris <sup>1)</sup> An. Chr. 1619 sanfft und seelig beschloffen, seines Alters im 54. Jahr." <sup>2)</sup>

## Sagen aus dem südlichen Böhmen.

Von Franz Hübler.

### 43. Der Zaubergarten auf dem Libin.

In der Nähe von Prachatitz erhebt sich der Berg Libin. Auf dessen Gipfel ist der Zaubergarten, umgeben von den Ruinen der Burg darinnen noch eine Wendeltreppe sich befindet, die zu einer schönen Aussicht führt. Die Burg gehörte vor mehreren hundert Jahren einem Ritter, welcher bei einem nächtlichen Ueberfalle sammt seiner Familie ermordet wurde, worauf

1) Im Orig. Octobris ist Druckfehler.

2) Von Werken H.'s birgt die Zwiskauer Bibliothek folgendes:

Scala Jacobi, außgelegt und erklärt. Leipzig 1615.

Theses de peccato in Synod. Annamont. propos. Frib. 1608.

Capita ex secundo Act. Form. Conc. de Libero Arbitrio Frib. 1608.



die Burg zerstört ward. Hierauf erschien zuweilen in der Nacht eine weiße Gestalt, die Gemahlin des Ritters, welche durch die verödeten Räume des verfallenen Schlosses irrte. Sie that aber Niemandem etwas zu Leide. Einmal verirrte sich auf die Höhe des Berges ein Kind. Das traf die weiße Frau, und huldvoll spielte sie mit demselben in dem ehemaligen Schloßgarten, indem sie Blumen pflückte und Sträußchen daraus band. Endlich verlangte das Kind nach Vater und Mutter, und die weiße Frau nahm es an der Hand und führte es den Berg hinab bis an den Rand des Waldes, von wo es den alten bekannten Weg sah und froh nach Hause eilte. Aber welche Veränderung fand es zu Hause! Die Eltern, die Geschwister und Jugendgespielen waren schon alle längst gestorben, überall sah es fremde Leute, und die Häuser waren auch nicht mehr so wie früher und Niemand erinnerte sich seiner. Endlich ersah man aus den Taufbüchern, daß schon hundert Jahre verflossen, seit das Kind vom Hause sich entfernt hatte. Es war als verschollen eingetragen worden.

#### 44. Das Kreuz am Wege von Prachatitz nach Hussineß.

Wenn man von Prachatitz über die sogenannte Skalka, einen Quarzfelsen, der sich im Norden über die Stadt erhebt, wandert, so gelangt man auf dem beschwerlichen Wege, der bergauf, bergab geht, bei dem Dorfe Altprachatitz vorbei nach Hussineß. Rechts von dem Wege oder Fußsteige, beiläufig die Mitte desselben ausmachend, steht ein altes, schon verwittertes Kreuz. Wenn man von dem Hügel, der sich in der Nähe befindet, zurücksieht, so erblickt man linker Hand den Friedhof der Stadt Prachatitz, dessen alte Kirche, wie die Sage erzählt, der hl. Adalbert eingeweiht haben soll, während im Thale von Altprachatitz nur einige Häuser sichtbar sind. Vor mehreren hundert Jahren bedeckte die ganze Gegend undurchdringlicher Urwald, durch den von Baiern nach Prachatitz der bekannte „goldene Steg“ führte, die einzige Verbindungsstraße zwischen Baiern und Böhmen; an mehreren Stellen kann man noch jetzt die Spuren dieses alten Handelsweges sehen. Obwohl zum Schutze der Handelszüge viele Burgen angelegt waren, so konnten sich dennoch in den dichten Wäldern Räuber und Wegelagerer aufhalten, da ihnen verborgene Schlupfwinkel Sicherheit boten. So trieb auch einmal eine Räuberbande in der Nähe von Prachatitz lange ungestraft ihr Unwesen; die Prachatitzer konnten derselben trotz aller Mühe nicht habhaft werden. Sie verbanden



sich deshalb mit den Bifekern und Winterbergern sowie mit der Landbevölkerung der Umgegend und unternahmen einen gemeinsamen Streifzug gegen die Räuber. Der Aufenthalt wurde erforscht und die ganze Bande gefangen genommen und hierauf gebunden nach Prag geführt. Dort wurden alle vom peinlichen Gerichte zum Stränge verurtheilt. Als der Räuberhauptmann schon auf dem Schaffote stand, sagte er zu den Umstehenden, daß er mitten im Walde unter einer sehr hohen Eiche, deren Platz er genau beschrieb, eine Menge Gold und Kostbarkeiten verborgen hätte. Unter denen, die dies hörten, war auch ein Prachatizer und dieser eilte nach der Hinrichtung sogleich nach Hause, forschte den beschriebenen Platz auf und fand wirklich die eingegrabenen Schätze. Er wurde dadurch zu einem reichen Manne, und seine Nachkommen leben noch jetzt und sind begütert. Seitdem ist der Urwald gelichtet worden, fruchtbare Felder dehnen sich jetzt hier aus, und an der Stelle, wo früher der Schatz gefunden wurde, steht jetzt das schon oben erwähnte einfache hölzerne Kreuz. Vorher befand sich daselbst ein in Lebensgröße aus Papiermaché gefertigter Christus, umgeben von Maria und Johannes, ebenfalls in Lebensgröße. Da aber die Figuren durch die Witterung zu viel litten, so wurden sie in die Prachatizer Friedhofskirche gebracht, wo sie auf einem Seitenaltare links vom Hochaltare noch heute zu sehen sind. Statt dieses Kunstwerkes wurde an jener Stelle das hölzerne Kreuz aufgestellt.

## Mittheilungen der Geschäftsleitung.

Die **General-Versammlung** für das 24. Vereinsjahr 1885—86 wurde den 20. November l. J. um 7 Uhr Abends im „Deutschen Hause“ (Graben Nr. 859—II.) abgehalten. Die bisherigen Ausschußmitglieder wurden wiedergewählt und Herr Dr. Franz Schmejkal zum Ehrenmitgliede ernannt.

Der löbliche Stadtrath Eger hat unserem Vereine anlässlich der Herausgabe der „Chroniken der Stadt Eger“, bearbeitet von Heinrich Gradl, als III. Bandes der „Deutsche Chroniken aus Böhmen“, eine Subvention von dreihundert Gulden gewidmet.

Neugegründet wurde die Vertretung in Tannwald, geleitet von Herrn Ferdinand Thomas, Bürgerschul-Director; neubesetzt wurde die



Vertretung in Reichenberg mit Herrn Anton Fischer, Magistrats-Rath. In Karlsbad wurde Herr Moïse Janetschek, Musikvereins-Director und Obmann des Richard Wagner-Vereins, zum alleinigen Vertreter ernannt.

### Nachtrag zum Verzeichniß der Mitglieder.

Geschlossen am 30. October 1886.

#### Stiftendes Mitglied:

Sr. Durchlaucht Herr **Max Egon Fürst zu Fürstenberg**, Großgrundbesitzer u. in Prag.

#### Ordentliche Mitglieder:

- Herr **Böhm** Heinrich, Bürgermeister in Tannwald.  
" **Hajek** Johann, k. k. Grundbuchsführer in Tannwald.  
" **Hamburger** Wilhelm, Fabriks-Director in Deutsch-Schumburg.  
" **Zentsch** Julius, JUDr., Advocatur-Concipient in Prag.  
" **Klauber** S., Kaufmann in Prag.  
" **Kohn** Leopold, JUDr., Advocat in Unter-Tannwald.  
" **Pahl** Otto, Fabriks-Director in Unter-Tannwald.  
" **Pick** Arnold, MUDr., k. k. Universitäts-Professor in Prag.  
" **Priebisch** Robert, Fabrikant in Unter-Morchenstern.  
" **Ritschel** Robert, Kaufmann in Hohenelbe.  
" **Schwalb** Alfred, Banquier in Karlsbad.  
" **Soyka** Jsidor, MUDr., k. k. Universitäts-Professor in Prag.  
" **Stumpe** August, Fabriksbesitzer in Deutsch-Schumburg.  
Löbl. Stadtgemeinde **Tannwald**.  
Herr **Wagner** Adolph, k. k. Bez.-Ger.-Adjunct in Unter-Tannwald.  
" **Zahn** Franz, JUDr., Advocat in Luditz.

☛ **Jene Herren Mitglieder, denen das letzte Heft der Mittheilungen durch einen Zufall nicht zugestellt worden sein sollte, werden höflichst ersucht, dasselbe bei der Geschäftsleitung (Annaplatz 188-I) gütigst reclamiren zu wollen.** ☚



# Mittheilungen

des

## Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XXV. Jahrgang. *Celz*

Redigirt von

Dr. Ludwig Schlesinger.

Nebst der

### literarischen Beilage.

Prag 1887.

Im Selbstverlage des Vereins und in Commission bei H. Dominicus  
für die Oesterreichisch-Ungarische Monarchie.

Leipzig und Wien.

In Commission bei F. A. Brockhaus.





# Mittheilungen des Vereines

für

## Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von

Dr. Ludwig Schlesinger.

---

Fünfundzwanzigster Jahrgang.

Drittes Heft. 1886/7.

---

### Bonifatius,

der Apostel der Deutschen,

und die Slavenapostel

Konstantinos (Cyrillus) und Methodios.

Eine historische Parallele

von

Constantin R. von Höfler.

### V o r w o r t.

Bei Gelegenheit der tausendjährigen Gedächtnißfeier des am 6. April 885 verstorbenen Erzbischofs von Mähren und Pannonien, Methodios von Thessalonike (Salonichi), wurde von Seiten des römischen Stuhles mit Zug und Recht auf die großen Verdienste hingewiesen, die sich sowohl Konstantinos der Philosoph (Cyrillus), des hl. Methodios früh verstorbener jüngerer Bruder, als dieser selbst um die Befehrung der Slaven erworben und Beiden der ehrende Beiname der Slavenapostel zuerkannt. Damit war die Ansicht derer, welche sich in den Brüdern von Salonichi Träger des Schisma's anzusehen das eigenthümliche Vergnügen gemacht hatten, sie einer Kirche zuwiesen, die selbst die Rechtmäßigkeit der Taufe der lateinischen Kirche bestreitet, den „Misolatinitismus“ zur Seele ihres Bestandes macht, als völlig unhaltbar gekennzeichnet, und es wird, ohne sich nicht lächerlich zu machen, kaum mehr vernünftigen Männern gestattet sein, diese abgethane Doctrin wieder aufzufrischen.

Wenn aber nachher in uns näher liegenden Kreisen die Thätigkeit der beiden Slavenapostel insofern limitirt wurde, daß Method als der eigentliche Begründer des Christenthums in Böhmen aufgefaßt und somit



# Mittheilungen des Vereines

für

## Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von

Dr. Ludwig Schlesinger.

---

Fünfundzwanzigster Jahrgang.

Drittes Heft. 1886/7.

---

### Bonifatius,

der Apostel der Deutschen,

und die Slavenapostel

Konstantinos (Cyrillus) und Methodios.

Eine historische Parallele

von

Constantin R. von Höfler.

### V o r w o r t.

Bei Gelegenheit der tausendjährigen Gedächtnißfeier des am 6. April 885 verstorbenen Erzbischofs von Mähren und Pannonien, Methodios von Thessalonike (Salonichi), wurde von Seiten des römischen Stuhles mit Zug und Recht auf die großen Verdienste hingewiesen, die sich sowohl Konstantinos der Philosoph (Cyrillus), des hl. Methodios früh verstorbener jüngerer Bruder, als dieser selbst um die Befehrung der Slaven erworben und Beiden der ehrende Beiname der Slavenapostel zuerkannt. Damit war die Ansicht derer, welche sich in den Brüdern von Salonichi Träger des Schisma's anzusehen das eigenthümliche Vergnügen gemacht hatten, sie einer Kirche zuwiesen, die selbst die Rechtmäßigkeit der Taufe der lateinischen Kirche bestreitet, den „Misolatinitismus“ zur Seele ihres Bestandes macht, als völlig unhaltbar gekennzeichnet, und es wird, ohne sich nicht lächerlich zu machen, kaum mehr vernünftigen Männern gestattet sein, diese abgethane Doctrin wieder aufzufrischen.

Wenn aber nachher in uns näher liegenden Kreisen die Thätigkeit der beiden Slavenapostel insofern limitirt wurde, daß Method als der eigentliche Begründer des Christenthums in Böhmen aufgefaßt und somit



zum Apostel der Tschechen umgewandelt wurde, wobei wieder das sagenhafte Welehrad in Mähren in den Vordergrund geschoben ward, so war begreiflich, daß diese Anschauung starke wissenschaftliche Bedenken erregte, einen Widerspruch hervorrief und als eine Concession in nationaler Beziehung aufgefaßt wurde, die auf der anderen Seite mehr Verwunderung als Bewunderung erzeugen mußte.

Diese Auffassung eines so wichtigen Ereignisses der früheren Geschichte Böhmens und die daraus hervorgehende Zurückweisung dessen, was von deutscher Seite im Karolingerzeitalter zur Bekehrung Böhmens geschah, ward Anlaß, die Frage noch einmal in Erörterung zu ziehen. Aber auch nur Anlaß, und da ich absichtlich der vorliegenden Schrift den Charakter einer historischen Parallele verlieh, ist damit von selbst ausgesprochen, daß ihr jedwede polemische Tendenz gebricht.

Ich lege das Resultat von Forschungen, die eine Seite aufdeckten, welche bisher nicht beachtet worden war, vor. Mag man es annehmen, so wird man der Wahrheit einen Dienst erweisen; wird man es verwerfen, so habe wenigstens ich meine Pflicht als Historiker erfüllt. Das Weitere wird mich wenig kümmern. Sollte man sich aufs neue Verdächtigungen erlauben, wie es schon einmal der Fall war, so werde ich ihnen wie früher das Stillschweigen entgegenstellen, das sie verdienen. Ich begreife, daß namentlich der Paragraph: der methodische Betrug, mannigfaltige Ueerraschung bereiten wird. Wir bewegen uns jedoch auf einem Boden, auf welchem man sich mehr als einmal starke historische Fälschungen gestattete. Sie ungescheut aufzudecken ist die nicht immer erfreuliche Aufgabe der Wissenschaft, aber auch in manchen Fällen eine unabweisable Aufgabe.

### §. 1. Die Katastrophe im Anfange des VIII. Jahrhunderts.

Seit dem Untergange des westlichen Reiches der Römer und der Ersetzung desselben durch die germanische Vielstaaterci schien kein Jahrhundert eine verhängnißvollere Katastrophe gleich in seinen Anfängen zu bringen als das achte der christlichen Zeitrechnung. Nicht als wenn es bisher an Völkerverschiebungen und Umwälzung der Staaten gefehlt hätte! Mittel- und Westeuropa waren wiederholt dem Schicksale verfallen, Völker auf Völker heranziehen zu sehen, die ihre Reiche nur deshalb begründet zu haben schienen, um so rasch als möglich wieder zu verschwinden, und bald war von den Augiern so wenig mehr eine Spur vorhanden als von R. Geiserichs Vandalen, von den Gepiden so wenig als von den Ostgothen. Man konnte sich fragen, ob die Langobarden sich besser erhalten würden als Odoakers Heruler, Scyren und Turcelinger; ob ihre nördlichen Nach-



baren, die Bajuvarier ihre Selbständigkeit besser vertheidigen würden als die Thüringer den Franken und Sachsen gegenüber, die Burgunder und Alemanen den Franken, die in Spanien eingewanderten Sueven den Westgothen gegenüber; daß aber ein großer Theil des erst seit C. Julius Cäsar und Octavianus Augustus dem römischen Reiche einverleibten Nordgebietes den Germanen dauernd zugefallen sei, konnte man ebenso wenig bezweifeln, als daß unter diesen die in Gallien eingewanderten Franken die Hegemonie erlangten, sich nicht nur die Kelto Römer unterwarfen, sondern auch bereits begonnen hatten, ein deutsches Volk nach dem anderen sich eigen zu machen und so ein deutsches Gesammtreich zu begründen, das damals nur im römischen (romäischen) Reiche von Constantinopel einen ebenbürtigen Gegensatz fand.

Auders aber wurde es mit dem Anfange des VIII. Jahrhunderts, als der Aufmarsch des arabischen Weltreiches in Asien-Afrika vollendet war, dessen beide langgestreckten Flügel Europa berührten, unter Walid I. das neue Weltreich seine größte Ausdehnung erlangte, mit Mühe das römische Reich durch seine größte Festung, die Hauptstadt, erhalten wurde, das große Westgothenreich aber, dieser entbehrend, den Folgen einer einzigen Niederlage 711 erlag. Zwei Jahrzehnte später standen die Sieger schon an der Loire und, obwohl dort zurückgeschlagen, im nächsten Jahre 733 an dem Rhone. Von dieser Zeit an bis zum ersten Kreuzzuge blieb das christliche Europa fortwährend von den Arabern blockirt; die europäische Inselwelt fiel in ihre Hände und die gesammte Südküste war ununterbrochen ihren Räubereien und Einfällen ausgesetzt, so daß deutsche Kaiser mit ihnen nicht minder zu kämpfen hatten als Normanenkönige und romäische Kaiser. Der Kampf mit dem Islam war ein bleibendes Uebel geworden, mit welchem man Jahrhunderte hindurch zu rechnen hatte, und nur darin lag ein Unterschied, daß anfänglich die Araber auf allen Punkten offensiv vorangingen und erst langsam und allmählig die christlichen Völker sich entschlossen, von der Defensiv selbst zur Offensive überzugehen und diese endlich 1096 nach der Brücke zu tragen, die Asien mit Afrika verbindet.

Im gegenwärtigen Augenblicke zeigte sich aber, was ein einheitliches Reich vermag, das eine lang gespaltene und lang gehütete, ebenso kriegerische als intelligente Nation wie im ersten Anlaufe gegründet hatte, als ihm ein wohl ausgebehnter, aber durch religiöse und politische Parteien innerlich gespaltener, zerrissener, von Avaren, Slaven, Persern beinahe bis zur Vernichtung bekämpfter, alternder Staat gegenüber stand. Aber auch mit dem neuen deutschen Reiche, das Ausstalten traf vom alten Gallien aus einen Vereinigungs-Punkt germanischer Völker zu bilden, stand es sehr bald



um nicht viel besser, da rohe Kraft, List und Gewalt zur Erhaltung der Staaten, zur Begründung eines staatlichen Lebens nicht hinreichen. Schien doch das fränkische Reich unter den merovingischen Nachfolgern K. Chlodwigs keine andere Aufgabe zu kennen, als sich in Theile aufzulösen, und, wenn Glück oder Gewalt wieder Vereinigung der getrennten Bestandtheile herbeigeführt, den unseligen Proceß der Theilung und Schwächung, der Bruderfehde und des Bürgerkrieges von neuem zu beginnen!

Es gehörte nun zu den schlimmsten Dingen, daß gerade im Anfange des VIII. Jahrhunderts, kaum daß der lang andauernde Bürgerkrieg unter den Hausmaiern der drei Hauptbestandtheile des fränkischen Reiches durch die Erhebung Pippins II. zum Herzoge aller Franken beseitigt war, die inneren Zwistigkeiten unter seinem eigenen Geschlechte so rasch eintraten, als hätten sich die Pippiniden die unselige Politik der Merovinger zum Vorbilde genommen. Die Maßregeln zur Abwehr der Araber, der Verfall des Königthums der Merovinger, das für die nicht fränkischen Völker der fränkischen Monarchie den natürlichen Einheitspunkt gebildet hatte, drohten auch in der so schwierigen Uebergangsepoche von den Merovingern zu den Karolingern eine innere Zerrüttung, eine moralische Auflösung des fränkischen Gesamtreiches herbeizuführen, der die politische auf dem Fuße nachfolgen mußte. Was aber dann das Schicksal der germanischen Welt werden würde, von welcher Sachsen und Friesen noch im wildesten Heidenthum verharren, während die Scandinavier sich berufen fühlten, noch lange nachher Mord und Brand nach den germanischen Ländern zu tragen, war unschwer zu errathen. Drohten doch noch im X. Jahrhunderte die spanischen Araber durch einen Querritt von Westen nach dem Osten Europa dem Islam zu unterwerfen! Mag man die Thatkraft Karl Martells, die sich in der Schlacht von Tours und Poitiers 732 bewiesen, noch so hoch anschlagen; es handelte sich nicht bloß um den Bestand gegen einen auswärtigen Feind, der jeden Tag wiederkehren konnte, sondern um ein ganz ungemeines Culturinteresse, um die geistige und sittliche Hebung des Frankenreiches, dem die sittliche Führung der germanischen Welt, damit ihre ganze Zukunft, anvertraut war.

Allein die Deutschen waren damals noch weit entfernt, auch nur annähernd ein Ganzes zu bilden. Zerstreut im Süden wie im Westen gab es eine compacte Masse nur in der Mitte des aus Halbinseln bestehenden Erdtheiles. Aber auch diese Masse war gespalten, da der nördliche und nordwestliche Theil, Friesen und Sachsen die erklärtesten Gegner der christlichen Religion waren, die die südlichen Stämme bereits angenommen hatten, ohne jedoch jene Schulung erlangt zu haben, die in der so nothwendigen



Umwandlung von Sitte, Gebräuchen, Lebensanschauung und Lebensgestaltung bestand. Dieser schwankende und unfertige Zustand war aber um so mißlicher, weil, ehe die Germanen sich als Träger einer neuen Aera constituirten, hinter ihnen in zahllosen Stämmen und Schwärmen ein neuer Feind sich zeigte, welcher bis dahin seinen weltgeschichtlichen Beruf nur in der wildesten Betonung des aviten Heidenthums bethätigt hatte. Einerseits bemächtigten sich die Slaven der durch den Abzug der Germanen leergewordenen Sitze dieser Völker, deren Nachtrab sie zu bilden schienen. Sie machten sich in den früheren Sitzen der Markomannen in Böhmen breit, als hätten sie dort von Anbeginn gewohnt und seit Jahrhunderten Bürgerrecht erlangt. Wo Rugier und Quaden, wo Gothen, Gepiden und Langobarden gewohnt, alles gehörte ihnen, den ganzen deutschen Besitz nahmen sie für sich in Anspruch. Während aber die Vorläufer der germanischen Völkerwanderung, die Gothen sich mit den Römern zu stellen versuchten, römisch-gothische Reiche zu errichten, das in seinen Grundfesten wankende römische Reich durch gothische Kraft zu stützen strebten, Westgothen vereint mit den Römern unter Aëtius die Geißel des Abend- und Morgenlandes, den Hunnenkönig Etzel besiegten, verbanden sich die Slaven mit allen der römischen Civilisation feindlichen Stämmen. Selbst Knechte oder wie die Avaren sich ausdrückten, Jagdhunde ihres Chagans, reichten sie den Persern die Hand zur Eroberung und Zerstörung der Basilissa, R. Constantius großartiger Schöpfung, und ihr Verdienst war es nicht, wenn sich Constantinopel gegen den dreifachen Ring der Avaren, Perser und Slaven doch erhielt, als es vom asiatischen Ufer, auf europäischem Boden, zu Wasser und zu Lande belagert und bekämpft worden war.<sup>1)</sup> Ob christlich oder classisch, die Slaven hatten Sinn nur für sich und wohin sie kamen, brachten sie eben nur sich, aber keine Keime der allgemeinen Cultur mit. Siegte dieses Heidenthum so war die Welt verloren. Nur die Vollendung der Bekehrung germanischer Völker bildete eine Brücke, um auch die ungezählte slavische Welt, wenn auch langsam und allmählig, in den Kreis der christlichen Civilisation hineinzuziehen.

So gab es denn im Anfange des VIII. Jahrhunderts der schweren Aufgaben in Fülle und war die so nothwendige Umwandlung der merowingischen Monarchie des Frankenreiches und seiner deutschen Dependenz, so schwierig sie an und für sich war und so sehr sie bedeutender Persönlichkeiten bedurfte, wenn nicht ebenso nothwendig, doch nicht minder schwierig als die Reform, welche auf dem geistigen Gebiete des Völkerlebens sich als

---

1) Höfler, die Epochen der slavischen Geschichte. Wien 1881. S. 35.



unabweisbar darstellte. Es mußte, sollte eine gründliche Besserung der Dinge möglich werden, der innere Zwiespalt der deutschen Nation getilgt und die Vereinigung der deutschen Stämme Centraleuropa's auf dem kirchlichen Gebiete durchgeführt werden. Es war bei dem Verfall der Merowingerherrschaft ebenso nothwendig dem Verfall der kirchlichen Zucht und des kirchlichen Lebens im Frankenreiche wirksam zu begegnen, damit die neue Ordnung der Dinge nicht nur auf Gewalt, sondern auch auf bleibendem ethischen Grunde beruhe. Es war endlich nothwendig, dem Heidenthume, das vom Norden nach dem Süden, vom Osten nach dem Westen sich gewaltsam vorwärts schob, Grenzen zu ziehen, wo sich dasselbe zeigte, und nicht minder der großen Offensivstellung des Islams gegenüber, im Westen und Süden Europa's eine große christliche Defensivmacht zu begründen, wie im Osten das römische Reich, welches wir uns thörichter Weise als byzantinisches zu bezeichnen gewöhnt haben, gerade im achten Jahrhunderte durch die Noth der Zeit getrieben, unter den wilden Fsaurn, den hilderstürmenden Kaisern, sich zu einer solchen Rolle aufraffte, während andererseits ihr militärischer Despotismus zur Auscheidung Italiens aus dem Reiche führte, das seinen lateinischen Charakter seitdem mit dem griechischen (römischen) vertauschte.

Besäßen wir eine Geschichte der deutschen Gesamtnation, ehe sich diese nicht bloß in verschiedene Staaten, sondern auch in Deutsche und Romanen schied, so wäre längst eine der größten Entwicklungsstadien zum Gemeingute unseres Volkes geworden. Ich meine die Thatsache, daß es eine große und ziemlich langdauernde Periode unserer Geschichte gab, in welcher sich die verschiedensten deutschen und selbst nicht deutschen Stämme als Glieder eines großen Ganzen fühlten, gemeinsame Institutionen, Kirche, Schule, Dynastie und Monarchie besaßen, damit eine gemeinsame Vergangenheit und Geschichte, so daß die Helden jener Tage ebenso den Deutschen als den nachherigen Franzosen angehören und selbst die Slaven, wenn sie einen Gesamtsfürsten, nicht einen ihrer Nationalherzoge bezeichnen wollten, ihn nach dem ersten deutschen Kaiser, dem großen Träger einer universalgeschichtlichen Periode — Kaiser Karl = Kral nannten.

Damit aber diese gemeinsame Periode ermöglicht werde, mußte spätestens im VIII. Jahrhunderte und Mitten unter den großen Veränderungen und Umwälzungen desselben der ethische Grund gelegt werden, ohne welchen es wohl wie in Constantinopel auch auf germanischem Boden zu einer rohen und gewaltsamen Militärdespotie gekommen wäre, nicht aber zu dem völkervereinigenden Kaiserthum des Jahres 800.



## §. 2. Der Angelsachse Wynfrith (Bonifatius).<sup>1)</sup>

Weder die Persönlichkeit noch die Wirksamkeit des Wohlthäters und Apostels der Deutschen ist ein Gegenstand der Controverse. Es kann kein Streit darüber entstehen, welchen Völkern er das Licht des Heiles angezündet, welcher Schrift er sich bedient, welche Sprache er gesprochen, welche Länder er besucht, welche Fürsten seine Bemühungen unterstützt, mit welcher Vollmacht er ausgerüstet seine Mission antrat, welche Einrichtungen er getroffen. Sein Andenken schwand so wenig mit seinem Tode, als seine Wirksamkeit, da, was er begründet, durch die Art und Weise, wie es geschah, nicht etwa ephemerer Natur war, sondern in seinen Schülern, in seinen Einrichtungen, in seinem Geiste fortlebte. Seine Einrichtungen umfaßten nicht einzelne Stämme und schloßen nicht andere aus, sondern alle Stämme ein und derselben großen Nation, die er durch gleichmäßige Institutionen geistig einigte und denen er auch einen bleibenden Mittelpunkt zu ihrer politischen Einigung, wie mit prophetischem Blicke die Zukunft beherrschend, in Mainz gab. Zudem er aber seine ganze Thätigkeit an den gemeinsamen Mittelpunkt aller christlichen Völker anknüpfte, vermied er nicht nur jede nationale Spaltung, sondern eröffnete er auch der deutschen Nation den universellen Ueberblick, den sie in ihrer Geschichte bethätigte und der sich im deutschen Reiche, das aus so vielen Nationen sich zusammensetzte, abspiegelte. Seine uns erhaltenen Briefe führen in das Geheimniß seines Lebens ein und machen dasselbe späteren Geschlechtern offenbar; seine Schüler bemühten sich in seinem Geiste zu leben und zu wirken. Sein Grab, keine leere Tumba, die die Phantasie des Beschauers nach Belieben ausfüllen mag, ist bis zum heutigen Tage Gegenstand der größten Verehrung und die Geschichte, jeden Mythos ferne haltend, der bei Andern die Stelle beglaubigter Thatsachen ersetzen soll, aber nicht ersetzt, weist ihn unbedingt den bedeutendsten Persönlichkeiten, den opfermuthigsten Charakteren zu, den wahren Gründern einer neuen Epoche. Worin bestand aber nun die Wirksamkeit des heiligen Bonifatius und wie unterschied sie sich von der, welche die Slavenapostel im Bezug auf die slavische Nation ausübten?

Lange vor dem Jahre 682, in welchem, der Tradition zufolge, im heutigen Kirton in Devonshire Wynfrith, der Sohn angesehenen Eltern geboren wurde,<sup>2)</sup> hatte die große Verschiebung der deutschen Völker vom Osten nach dem Westen ihr Ende erreicht, hatten zuletzt auch

1) Ueber die Schreibart siehe Dr. Cornelius Will, Bonifacius, eine etymologisch-diplomatische Untersuchung. Histor. Jahrb. 1881. Heft 2.

2) Corn. Will, Regesten zur Geschichte der Mainzer Erzbischöfe. I. S. III.



die Langobarden sich Italiens bemächtigt, ohne jedoch wie die Ostgothen die ganze Halbinsel sich unterwerfen zu können, und hatten im ehemaligen Britannien die Angelsachsen jene eigenthümliche Stellung unter den Deutschen erlangt, die ihnen ein geistiges Uebergewicht sicherte. Von den Stammesgenossen auf dem Continente, den Altsachsen, durch das stürmische deutsche Meer — *mare germanicum* — getrennt, gaben die Sachsen in *Saxonia maritima* das Gefühl ihrer nationalen Zusammengehörigkeit nie auf, wenn auch der große Unterschied, daß die Altsachsen wüthende Vorkämpfer des blutdürstigen germanischen Heidenthums blieben, die Meersachsen aber ihrem Herzen nach Rom zugewandt waren, von wo ihnen Abt Augustin die Lehre des Heiles gebracht, die ursprüngliche nationale Gemeinschaft stark in den Hintergrund drängte. Der geniale Wurf P. Gregor des Großen, während er selbst in Rom von den Langobarden bedrängt ward, gleichsam über ihre Köpfe und die anderen germanischen Stämme hinweg, die Eroberer Britanniens für das Christenthum zu gewinnen, hatte das germanische Heidenthum zwischen zwei Feuer gebracht, und da nun, seit Theodor von Tarsos, ein Grieche, Erzbischof von Canterbury geworden war, unter den Neubefehrten auch der Sinn für allgemeine Bildung rege wurde, das Bestreben, einen edlen classischen Ausdruck für seine Empfindungen zu gewinnen, Hand in Hand mit jener strengen Lebensweise ging, die der Orden des h. Benedict übte, so bildete sich in Witten der Kämpfe der angelsächsischen Könige des Südens, der Mitte und des Nordens um die Herrschaft, eine geistige Richtung aus, die sich mit unwiderstehlicher Kraft der Besseren bemächtigte. Die tiefchristliche Ueberzeugung, daß die Völker für einander geschaffen sind, nicht in gegenseitiger Ausschließung, sondern in der Wechselwirkung ihre geschichtliche Aufgabe beruhe, kam früh bei ihnen zum Durchbruche.

In unseren Tagen, in welchen an jeden Denkenden die Aufgabe herantritt, sich mit den christlichen Ideen auseinanderzusetzen und gleichsam Stellung zu ihnen, für oder gegen sie, auf Zeit und Ewigkeit zu nehmen, kann man sich nur schwer eine Vorstellung von der Kraft der damals die Welt beherrschenden Gegensätze zwischen dem Heidenthum und dem Christenthum machen. Sie standen einander im VII. und VIII. Jahrhunderte in vollster Schärfe als zwei Mächte gegenüber, die mit einander rangen und von denen die eine ebenso entschlossen war, es zum blutigsten Kampfe kommen zu lassen, als die andere, alle Kraft der Entfaltung aller christlichen Tugenden aufzubieten, um den gewaltigen Feind durch Befehrung der Einzelnen zu



vernichten. Mehr als 30 Kirchen, klagt Bonifatius in einem seiner letzten Briefe Papst Stephan III., hätten die Heiden verwüstet und verbrannt. Jeder Theil kämpfte mit den ihm zugänglichen Waffen. Da fühlte sich jede bedeutende Persönlichkeit innerlich gedrungen, an diesem Weltenkampfe sich zu betheiligen, sich von dieser Frage nicht auszuschließen. Wie wir uns nun von der Schärfe der großen Gegensätze der Zeit kaum eine Vorstellung machen, so können wir uns auch nur schwer in jene muthige Zuversicht, in jene Begierde, welche die Besten beseelte, einen Kampf auf sich zu nehmen, in welchem täglich das Leben gewagt wurde, und in jene Mischung von Besonnenheit und Berwegenheit versetzen, die schon früher britische Geistliche zum Missionszuge nach den deutschen Niederungen, nach dem Rhein und den Alpen bewogen hatte, im „Meeressachsen“ aber unter den Schülern Abt Augustins um so stärker hervortrat, als es sich um verwandte Stämme handelte. Nichts war natürlicher, als daß, nachdem England eine Burg des katholischen Glaubens geworden war, von hier aus, wie vom archimedischen Punkte eine gesteigerte Thätigkeit nach dem germanischen Süden erfolgte und zwar vorerst in der Art, daß versucht wurde, an verschiedenen Seiten anzuklopfen, bis sich der rechte Mann fand, der mit genialem Blicke die schwächste Seite der Gegner bemerkend, den Keil in das Centrum seiner Schlachtordnung trieb und dann wie ein erfahrener Feldherr zum allgemeinen Kampfe überging. Das war Wynfrith.

Nachdem Wynfrith früh in der Benedictiner Abtei zu Exeter Aufnahme verlangt und gefunden, verflossen die ersten 30 Jahre seines Lebens in stiller Zurückgezogenheit, im Studium der Kirchenväter und in jener strengen Ascese, welche er auch noch später den Seinigen zur Pflicht machte. Zum Priester geweiht, wollte er sich der Bekehrung der Friesen zuwenden, als er zum Abte seines Klosters gewählt wurde. Bereits hatte er sich aber für die Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden entschieden und wandte er sich deshalb, dem Beispiele Wilbrods, des Apostels der Friesen folgend, an P. Gregor II., von diesem persönlich die Ermächtigung zur Bekehrung der deutschen Völker zu erlangen.<sup>1)</sup> Am 15. Mai 719 begann er, mit jener Autorität ausgerüstet, die allein ihn dazu befähigen konnte, das gewaltige Werk, welches er unter Gregor III., Zacharias und Stephan III. fortsetzend, 74jährig -- 130 Jahre vor dem Tode des Slavenapostels Method -- als Märtyrer unter den Streichen der Friesen beendete.

---

1) ad inspiciendos immanissimos Germaniae populos directus est. Willibaldi vita S. Bonifatii c. V. Ad inluminacionem gentis Germaniae circum quaque in umbra mortis morantibus populis. Gregorius III. Bonifatio coepiscopo.



Zuerst wurde und zwar nach Anordnung P. Gregors II. der große Bergwald Thüringens, um welches Sachsen und Franken gekämpft, zum Ausgangspunkte der Mission gewählt, um von da aus zu den Hessen und Ostsachsen überzugehen und diejenigen Völker zu gewinnen, die die Nordgrenze der germanischen Welt, theilweise die Nachbarn der Wenden bildeten, in deren Barbarei sich der Nordosten endlos verlor.<sup>1)</sup> Er konnte bereits im J. 739 berichten, daß es seinen Bemühungen gelungen war, 100.000 Deutsche zu befehren.<sup>2)</sup> Die „entsehligen“ Germanen hatten sich ihm gefügig erwiesen. Er hatte das Mittel gefunden, auf sie einzuwirken.

Die eigentlich fruchtbare und großartige Thätigkeit begann jedoch erst seit dem 30. November 722, als er von P. Gregor II. zum Bischöfe geweiht worden war; sie wurde aber noch erweitert und gesteigert, als er zehn Jahre später vom P. Gregor III. nicht bloß die erzbischöfliche Würde über ganz Germanien erlangte, sondern auch als apostolischer Legat den Papst selbst in Germanien und im fränkischen Reiche der Karolinger 36 Jahre lang vertrat.<sup>3)</sup> Nur dadurch allein war es möglich, einerseits in den dem Christenthum gewonnenen, dunkeln Winkeln germanischer Völker<sup>4)</sup> bleibende Einrichtungen zu schaffen, andererseits in dem Herzogthume Bajuarien und unter Galliern und Franken, im eigentlichen Karolingerreiche die so nothwendige Reformation mit Unterstützung des neuen Königsgeschlechtes durchzuführen. Zur Krönung des Ganzen erfolgte sodann, aber erst in den letzten Jahren seines Lebens die Erhebung von Mainz zur Metropole Deutschlands als Mittelpunkt des kirchlichen Lebens, als Sitz seines Erzbischofs. So hat sich langsam und allmählig im Laufe weniger Decennien durch unermüdlige aufreibende Thätigkeit von kleinen Anfängen mühsamer Befehrung Einzelner, dem siegreichen Beweise hoher geistiger Kraft, der die ungeschlachten Germanen lehrte, zwischen dem Geschöpfe und dem Schöpfer zu unterscheiden und die Nichtigkeit ihrer eigenen Götter, ihre vollständige Machtlosigkeit zu erkennen, ein persönliches Ansehen herausgestellt, wie es weder vor noch nach ihm Jemand besessen. Ausgezeichnet durch seine Lehrgabe, seine Hingebung und Geduld, seinen Ernst und seine Würde gewann er Viele, weil er jeden Einzelnen gewann. Selbst von dem gewissenhaftesten Pflichtgeföhle erfüllt, nur seinem Berufe und zwar mit einer Hingebung lebend, die ihm den Beinamen des sanctissimus ver-

1) Wenedi quod est foetissimum et deterrimum genus hominum. Epist. ad Aethilbaldum, regem Mercionum. Jaffé p. 172.

2) Epist. 38. Jaffé p. 104.

3) Bonifatius Stefano III. ep. 106. Jaffé p. 259.

4) tenebrosos angulos Germanorum gentium.



schaffte, womit die Päpste ihn in ihren Briefen zu benennen pflegten breitete er Schritt für Schritt seine Thätigkeit über die nördlichen wie über die östlichen deutschen Völker aus und während er die heidnischen Germanen bekehrte, reformirte er diejenigen, die das Christenthum bereits angenommen die Bewohner Franciens und Bajuariens. Diese doppelte Thätigkeit schuf einen geistigen Ring, der die Deutschen umschloß, und damit die dauernde Grundlage des Karolingerreiches. Ja sie erwies sich selbst so mächtig, daß, was er begründete, nicht bloß das Karolingerreich überdauerte, sondern auch das Fundament des nachfolgenden deutschen Reiches bildete. Selbstverständlich wird auch Niemand die Wirksamkeit Wynfriths nach jenen kleinen und bescheidenen Kirchlein bemessen, die mit der Art gezimmert, im Thüringerwalde entstanden, den Neubekehrten zum ersten Male einen regelmäßig abgehaltenen Gottesdienst zeigten und in denen sie selbst den Unterricht erhielten, welcher ihnen die Nichtigkeit ihrer „Idole“ wies. Welch ein elendes Klösterchen war nicht anfänglich auch dieses Fulda (744), aber mit richtiger Erfassung der Zukunft an der Grenze von 4 Nationen gebaut, in weiter Lede, so arm, daß Bonifatius den Mönchen<sup>1)</sup> wohl Brod als Nahrung verschaffen konnte, zum Trinken Wasser, aber in Betreff der Kleidungsstücke fremde Mildthätigkeit in Anspruch nehmen mußte. Und doch ist aus dieser bescheidenen Gründung jene Schule Deutschlands hervorgegangen, die Gelehrsamkeit und Bildung, Licht und Leben weithin verbreitete. Wo finden wir in slavischen Ländern etwas Aehnliches, wo eine Einrichtung von so nachhaltiger Bedeutung? Auch bei der Wahl der Bischofsitze zeigt sich die vorsichtige Klugheit, mit welcher die Zweckmäßigkeit jedes Schrittes berechnet wurde. Die Bischofsitze wurden absichtlich an namhafteren Orten eines schon bestehenden Verkehrs gegründet, wie es mit den agilolfingischen Abteien im heutigen Oesterreich auch der Fall war: Thüringen, von 3 Bistümern eingeschlossen, von welchen Erfurt die nördliche, Würzburg die südliche Grenze bildete. Was aber zunächst deutschen Stämmen zu Gute kommen sollte, kam in den nächsten Generationen schon den slavischen zu Gute, die rastlos sich durch die endlosen Wälder nach dem Westen verschoben und den Main und dessen Nebenflüsse bereits erreichten. In dem Herzogthume Bajuarien gab es bereits vier Bistümer, von denen dann auch Salzburg später selbst zum Erzbisthume erhoben wurde. Sie theilten sich nicht bloß in die Bekehrung und Schulung der zur Gewaltthat geneigten Bajuarier, sondern eröffneten

1) viros strictae abstinentiae, absque carne et vino, absque sicera et servis, proprio manuum suarum labore contentos. Ep. 79.



sich auch einen weiteren Wirkungskreis nach dem slavischen Osten, der ein halbes Jahrhundert nach Wynfrith seine trotzigen Reichen durchbrochen sah, so daß die bajuarischen Biethümer und Würzburg<sup>1)</sup> nicht minder, das slavische Apostolat sich früh zur Lebensaufgabe machten. Wer aber ist im Stande, dem geistigen Impulse, der wunderbaren Anziehungskraft geistig überwältigender Naturen Grenzen zu ziehen und die Gebiete zu bezeichnen, auf welche ein hervorragendes Beispiel nachhaltig einzuwirken vermag? Liegt nicht in rastloser zielbewußter Arbeit eines Mannes, der dem Höchsten zugewandt, nimmermüde vorwärts schreitet, etwas Aufsteckendes und Bewältigendes, so daß, wer einer höheren Empfindung theilhaftig ist, sich fortgerissen von dem unwiderstehlichen Impulse, gerne anschließt, und die Persönlichkeit, die das Centrum bildet, bald sich von einem Kranze umgeben sieht, der selbständiges Leben gewinnt und dasselbe wieder in Sphären hinüber trägt, die dem Urheber der ganzen Bewegung auch nur zu erreichen, geschweige zu durchdringen nicht vergönnt war. Und welcher Arbeit und welcher Mühen bedurfte es nicht in jenen Jahrhunderten, die der Hilfsmittel späterer Zeiten so sehr entbehrten, wo die persönliche Kraft hundertfache Steigerung erforderte, und welche Diejenigen nicht als finstere bezeichnen sollten, die selbst sehr an persönlicher Erleuchtung gewannen, wenn sie sich die Mühe gäben, den Unterschied der Jahrhunderte und dadurch den Fortschritt der Zeiten kennen zu lernen?! Doch das ist die Domäne denkender Köpfe und die Anzahl derselben ist in allen Zeiten nie eine zu große gewesen.

Zwei Momente traten nun bei Wynfrith ganz besonders hervor. Anfänglich nur Missionär, nimmt er auch die ganze Bürde dieses mühevollen und gefährlichen Amtes auf sich. Er unterhandelt mit den Fürsten der Thüringer, er unterweist Andere, er bildet sich Gefährten und baut mit ihnen die ersten kirchlichen Niederlassungen, er fällt persönlich die heilige Eiche bei Geismar, er setzt sich überall den größten Gefahren bei Hessen und Thüringern aus. Er handelt unter dem Bewußtsein, daß jetzt für die deutsche Nation der Zeitpunkt gekommen ist, in die Reihe der christlichen Völker einzutreten, ihm selbst aber die Mission zu Theil wurde, aus zerstreuten Stämmen kirchliche Gruppen zu schaffen, die allmählig die verschiedenen deutschen Stämme unter einander verknüpfen. Der Legat ist es aber sodann, der ihnen durch die kirchliche Salbung Pippins zu Soissons 751 oder Anfang 752 ein gemeinsames Oberhaupt gibt, das karo-

1) Wirtzaburg in confinibus Francorum atque Saxonum atque Slavorum. Siehe Seiters, Bonifatius S. 301.



lingische Königthum begründet; wenige Jahrzehnte später vereinigt sie das wiederhergestellte römische Kaiserthum. Jetzt handelte es sich zunächst um die Reformation der Disciplin, um die geistige Vereinigung der Zerstreuten, um Gewinnung einer gemeinsamen Grundlage, durch welche eine bleibende Verständigung angebahnt, dem Ueberwuchern nationaler Gegensätze gesteuert, jedem Einzelnen und Allen zusammen ein gemeinsames Lebensziel vorgezeichnet und dadurch geräuschlos ein Bau begründet werde, mächtig genug trotz aller zersetzenden Bestrebungen der späteren Jahrhunderte immer wieder, wenn das deutsche Volk zur Besinnung zurückkehrte, zum gemeinsamen Sammelpunkte zu dienen. Wenn in den Tagen Wulftriths noch genau unterschieden wurde zwischen Langobarden und Römern und bald nachher die römische Bevölkerung Mittelitaliens durch K. Pippins Schenkung sich unter den Päpsten national und politisch constituirte; wenn die Westgothen Spaniens mit einem Male von den Arabern überritten, für Jahrhunderte verurtheilt waren, zur gerechten Strafe für das Versäumte den Kampf um das Dasein zu führen und noch vier Male in größeren oder kleineren Pausen das Schicksal abwehren mußten, das im Jahre 711 über sie gekommen war; wenn man im fränkischen Reiche in den Tagen Wulftriths noch Franken und Gallier unterschied, ein Jahrhundert später aber aus beiden Bestandtheilen ein romanisches Volk geworden war, bei einem Theile der Burgunder dieselbe nationale Veränderung stattfand, und die Langobarden sich noch im XI. Jahrhunderte romanisirten; wenn ferner noch 1066 der Ruin der Angelsachsen durch die romanisirten Normanen erfolgte: so tritt die großartige Bedeutung Wulftriths, der die deutschen Stämme auf der Nordseite der Alpen in verhängnißvoller Zeit kirchlich einigend, national erhielt auch in dieser Beziehung maßgebend hervor. Gerade dasjenige, was uns sonderbar erscheint, daß er sich nicht begnügte, Apostel der Thüringer oder der Hessen zu sein, sondern seine Thätigkeit den Bajuaren und Franken ebenso gewidmet war, wie anderen deutschen Stämmen, bildet das Charakteristische und Segensreiche seiner Wirksamkeit und macht ihn zum Apostel der Deutschen, ihrem allgemeinen Wohltäter — Bonifatius, wie er mit ahnungsvollem Rechte in Rom genannt wurde. Wir werden noch später auf den wesentlichen Unterschied zwischen ihm und den sogenannten Slavenaposteln, zu sprechen kommen, die in das bereits bekehrte Mähren berufen, unter Völkern wirkten, die sich andern gegenüber durch ihren gegenseitigen Haß kenntlich und bemerkbar gemacht hatten <sup>1)</sup> und die zu vereinigen es ihnen selbst bei dem redlichsten Streben an Mitteln gebrach. Weit

1) ἔθνη μεσάλληια wie die Byzantiner sie deshalb hießen.



entfernt aber, sich in fremde Ernte hineinzusetzen und, wo Andere gesäet, den Schnitter zu machen, ging Bonifatius an diejenigen Pflanzstätten germanisch-christlicher Bildung, welche ihr Entstehen der Missionsthätigkeit irländischer Glaubensboten verdankten, entweder vorüber, so daß die alemannischen und rheinischen Bisthümer von ihm nicht berührt wurden, Mainz und Köln nur inwiefern die Deutschen ostwärts vom Rheine dazu gehörten, oder er setzte sich mit ihnen friedlich auseinander. Anders war es jedoch mit den bajuarischen<sup>1)</sup>, wo Emmeran, Bischof von Regensburg, ermordet 652, Rupert, Bischof von Salzburg, gestorben 718, Convinian, Bischof von Freising, gestorben 730, durch ihren Tod schwere Verwirrungen widerwillig hervorgerufen. Da war ein unmittelbares Eingreifen, um dem Verfall zu steuern, nothwendig. Von den thüringischen Bistümern Erfurt, Buraburg bei Fritzlar und Würzburg erhielt sich nur das letztere, welches bei dem Vordringen der Slaven an Bamberg später ein Vorwerk erhielt, während die beiden ersteren, als das Sachsenland befehrt, gleichsam die bischöfliche Nordgrenze mehr hinausgeschoben wurde, sie der veränderten Lage der Dinge nicht mehr entsprachen, eine Kette neuer bischöflicher Vorlande erhielten. Hingegen vermittelte die Gründung von Eichstädt den geistlichen Zusammenhang zwischen den Donaubistümern Passau, Regensburg und denen des Maines. Der eigentliche Knotenpunkt aber war und blieb hier Regensburg.

Damit streifen wir aber schon die slavischen Verhältnisse.

Der Aufenthalt in Baiern als päpstlicher Legat steht der Wirksamkeit in Thüringen nicht nach, übertrifft ihn vielleicht noch an Bedeutung. Bonifatius war schon nach dem Tode Korbinians von Freising nach Baiern gekommen. Seine Hauptthätigkeit fällt aber in die Regierungszeit H. Dattilo's 735—748. Sein Sohn und Nachfolger, der unglückliche Tassilo II., war bei dem Tode des Vaters unmündig. Handelte es sich auch nicht zunächst um die Neubegründung von Bistümern, so war es doch nothwendig, falsche und eingedrungene Bischöfe und Priester, Verkündiger ihrer, aber nicht der apostolischen Lehre, zu entfernen, geeignete Priester heranzuziehen, die Diöcesen abzugrenzen, die kirchliche Verfassung ebenso zu ordnen als die christlichen Familien, und der trägen Masse einen neuen Geist einzuhauchen, sie um ihr Seelenheil besorgt zu machen und den engen Kreis

1) Ueber die Thätigkeit des hl. Bonifatius in Baiern gibt Oberl, Studien zur Geschichte der zwei letzten Agilolfinger (Neuburg a. d. D. 1881) vortreffliche Aufschlüsse. Ich folge vor Allem den Forschungen Will's (Regesten zur Geschichte der Mainzer Erzbischöfe. Bd. I.) Vergl. auch Seiders.



heidnischer Anschauungen durch die Aufschlüsse zu erweitern, die die christliche Religion für Zeit und Ewigkeit eröffnet. Es ist aufgezeichnet worden, daß in etwas mehr als einem Jahrzehent in Baiern mehr Klöster gegründet wurden als in Ostfranken während eines vollen Jahrhunderts<sup>1)</sup>. Eine ungeheurere Veränderung ward dadurch an der Schwelle der slavischen Welt angebahnt, die größte, welche überhaupt die Geschichte der einzelnen Völker kennt. Zu der kriegerischen Beschäftigung des Adels und der Freien gesellte sich jetzt eine andere, an der alle Theile des Volkes Antheil zu nehmen berufen waren, die Erkenntniß einer Lehre, die dem Leben eine höhere Weihe geben sollte. Die Heilighaltung der Ehe und das Verbot, Blutsverwandte zu heiraten, wodurch die natürliche Stärke erhalten wurde; die Weihe des Eintrittes in das Leben wie des Austrittes aus demselben durch den Gebrauch der Sacramente; das Verbot des Verkaufes von Sklaven außer Land, die Sicherung der Stellung der Freigelassenen. Die Urkunden zeugen, wie die Einzelnen es offen aussprachen, daß sie an das Heil der Seele dachten, an die Gewinnung des ewigen Lebens, an die Verbreitung des Glaubens, an die Begründung von Schulen. Es war das schönste Zeugniß seiner Wirksamkeit, als P. Gregor III. seinem Legaten schrieb, mit zum Himmel erhobenen Händen danke er Gott für seine unter den Bajuariern erzielten Erfolge. Wie wir dir befohlen haben, so hast du es vollführt.<sup>2)</sup> Der gegebene Impuls zeigte sich, als 769 Herzog Tassilo II. Innichen und näher bezeichnete Gebiete dem Abte von der Scharniz schenkte, um das ungläubige Slavenvolk auf den Pfad der Wahrheit zu führen. Sieg des Christenthums und Sieg der christlichen Cultur, das waren die zwei großen Aufgaben, welche H. Datilo, der Zeitgenosse und Förderer aller Bemühungen des hl. Bonifatius und sein ihm gleichender Sohn Tassilo auf ihre Fahnen geschrieben. „Neben dem Domstifte erhob sich in den bischöflichen Sitzen die Domschule; um das Kloster wurde die Wüste zum Saatsfelde, zum Garten die Wildniß umgewandelt. Eher als im Frankenreiche hat eine rege literarische Thätigkeit im Baiernland am Saume der Slavenländer begonnen. Bevor noch Karl d. G. die Barbarei seiner Gelehrten durch Alcuin bekämpfen ließ, schrieb ein Aribo in Freising in einer Weise, daß man sieht, Baiern hat das Frankenreich weit überholt.<sup>3)</sup> Der gelehrte Abt Sturm von Fulda, der Schüler des hl. Bonifatius und der Erzbischof Arn von Salzburg, der große Förderer der slavischen Mission

1) Dr. Eberl S. 13.

2) Ep. 38.

3) Eberl S. 86.



waren Baiern." Zehrte später im Reiche der geistliche Reichsfürst den Bischof auf, jetzt trat der Bischof und zwar in jener vollen Thätigkeit hervor, die ihr Ziel so lange nicht erreicht zu haben glaubte, als es noch ein germanisches oder slavisches Heidenthum gab. Dieses Episcopat ist die segensvollste Frucht der Bemühungen des heiligen Bonifatius.

Nun darf der Deutsche nicht vergessen, daß es sich um die Zukunft der letzten Stämme seines Volkes handelte, die sich in Centraleuropa angesammelt hatten und hinter denen, nicht angeführt von Herzogen oder Königen, auf Tausenden von Waldwegen über Sumpf, und Moor, Fluß und See, sich die Slaven nachdrängten, die die Romäer wegen ihrer raschen Vermehrung als die unzählbaren bezeichneten. Die Stockung in der Völkerwanderung war eingetreten und die Germanen, die nun in bestimmten Wohnsitzen erscheinen, behaupten diese auch im ganzen Laufe der deutschen Geschichte. Aber wie viele von den deutschen Stämmen waren, seit Tacitus Heerschau über sie gehalten, spurlos untergegangen? Wenn nicht jetzt die Ueberlebenden, aus dem allgemeinen Schiffbruche der Ihrigen Geretteten sich constituirten, nicht mehr, wie es Gepiden und Langobarden und so viele andere gethan, an ihrer gegenseitigen Vernichtung arbeiteten, sondern das Princip der modernen Geschichte, das im gegenseitigen Wett-eifer begriffene Nebeneinanderbestehen der Völker als ihre Lebensaufgabe lernten und erkannten, so war es rettungslos um die Zukunft der Deutschen geschehen.

Und in diesem entscheidenden Augenblicke der deutschen Geschichte in die ganze Entwicklung des germanischen Volkes constituirend eingegriffen zu haben, unterscheidet ja Bonifatius von seinen Vorgängern auf deutschem Boden, wie von den gottbegeisterten Männern, die den Slaven das Christenthum mundgerecht zu machen suchten.

Es gehört nun nicht zum Plane dieser Schrift, weitläufiger zu erörtern, welche Verdienste sich Bonifatius um das fränkische Reich erwarb, in welchem bei dem Uebergange von den Merowingern zu den Karolingern Sitte und Religion in nicht geringere Verwirrung gerathen waren als das königliche Ansehen. Er verfügte als päpstlicher Legat mit einem Ansehen ohne Gleichen auf dem vom Herzog Karlmann, dem Fürsten der Franken, berufenen Concil des Jahres 742. Er gab dem Frankenreiche an der Stelle verkommener Metropoliten bessere Hirten der Völker und traf Anstalten, die seit 70 Jahren eingerissene Zerrüttung unter dem fränkischen Clerus durch geordnete Zustände zu ersetzen. In ähnlicher Weise wurde 743 und 744 zu Liffinä und Soissons an der Ausrottung der Ueberreste



des Heidenthums bei dem Volke und des uncanonischen Lebens in dem neufränkischen Theile von Francia gearbeitet.

War zu allen Zeiten die Ehrfurcht vor Recht und Sitte, vor göttlichem und menschlichem Gebote die Bedingung gedeihlichen Völker- und Staatenlebens, so war dieses vor Allem in der schweren Uebergangszeit des VIII. Jahrhunderts der Fall. Das nachfolgende Karolingische Zeitalter mit seiner für jene Tage beträchtlichen Höhe geistiger Entwicklung wurzelte auf der Basis, die unermüdetlich Wynfrith gelegt, und die sich im Norden, Osten und Westen gleich sehr bewährte. Er hat nachfolgenden Heidenbefehlern den Weg gewiesen, der auch für andere Völker als die germanischen nicht bloß in Betreff ihrer Befehrung, sondern auch in Bezug auf ihre nationale und politische Constituirung die meisten Erfolge aufwies.

Wenn in Betreff der Heiden sein leitender Gedanke war, sie aus Feinden Christi so weit er konnte in getreue Anhänger des Heilandes umzuwandeln, ihnen den Weg des Heiles zu zeigen, so mußte er sich doch sagen, daß ohne den Schutz des Fürsten der Franken er weder das Volk zu leiten noch Clerus oder Mönche zu schirmen vermöge, er ohne seine Unterstützung außer Stande sei, den Götzendienst und heidnische Sitte in Deutschland zu unterdrücken. Er selbst floh den Hof „wie Gift“ und gebrachte das Ansehen, welches ihm als päpstlicher Legat und Erzbischof zukam, in Bajuvarien wie im Frankenreiche nur dazu, Bischöfe und Geistliche auf das kirchliche Gebiet zurückzuführen, sie darauf zu beschränken und Priestern und Mönchen die freie Ausübung ihrer apostolischen Pflichten zu sichern. Schon Gfrörer hat seiner Zeit aufmerksam gemacht, welchen Einfluß auf die spätere Begründung des deutschen Reiches die Erhebung von Mainz zur Metropole der Franken 747 und Bonifatius zum Erzbischofe derselben hatte. Als der neue Erzbischof dann Pippin zum Könige salbte, knüpfte sich an Mainz die Tradition des deutschen Königthums an, wenn es sich auch vorderhand vor Allem um Verkündigung des Evangeliums handelte. Jetzt war der rechte Mittelpunkt gefunden, dem zunächst unter dem Stellvertreter des Papstes Zacharias die Bisthümer Torgern, Cöln, Worms, Speier und Utrecht untergestellt wurden.<sup>1)</sup> War damit der entscheidende Wurf erfolgt, daß die deutschen Völker<sup>2)</sup> an Mainz einen gemein-

1) Bei der Begründung des Mainzer Stuhles sind Eichstädt und Straßburg die südlichsten deutschen Bisthümer, deren Inhaber genannt werden. Ladewig Regesta episcop. Constant p. 24. P. Zacharias schreibt an 13 deutsche Bischöfe, daß er ihnen Bonifatius zum apostolischen Legaten gebe. Will. 71.

2) omnes Germaniae gentes quas tua fraternitas per suam praedicationem Christi lumen cognoscere fecit. Zacharias papa Bonifatio.



samen Mittelpunkt für ihr kirchliches Leben erhalten sollten, so war damit auch die Möglichkeit gegeben, daß diese Vereinigung in der ganzen kirchlichen und politischen Entwicklung der deutschen Nation eine bleibende Gestaltung schaffe. Ihn selbst aber, der noch in seinem letzten Schreiben an P. Stefan III. sich auf das unter 3 vorhergehende Päpste bekleidete Amt eines apostolischen Legaten beruft,<sup>1)</sup> hinderte die neue Würde nicht, hochbetagt seinen Lieblingswunsch zu erfüllen und seine Missionsthätigkeit da zu beschließen,<sup>2)</sup> wo er sie begonnen, in Friesland. In Demuth hatte er sie begonnen, glorreich endete er sie, den Seinen die Gegenwehr wehrend, bei Toftum, nachdem er erreicht, Allen Alles zu sein, ein treuer Diener des Erlösers der Welt, nach dessen Worten er sein Leben gestaltet, festhaltend an den Traditionen der Väter und das Evangelium verkündigend, treu bis zum Tode, unter den Streichen der Friesen 5. Juni 754, den Glaubensboten aller Zeiten ein herrliches Vorbild, der deutschen Völker geistiger Vater und Wohltäter.

So reichhaltig auch verhältnißmäßig die Quellen über sein ereignißvolles Leben fließen, so fehlt uns doch jede Nachricht, die uns in Stand setzte, den Apostel der Deutschen uns vorzustellen, wie er lebte und lebte, in welcher Gestalt wir uns ihn zu denken haben; nur von körperlichen Beschwerden, die ihn verhältnißmäßig früh trafen, besitzen wir einige Kunde. Beinahe noch mehr ist zu bedauern, daß die ihm mit vollster Hingebung zugethanen Schüler und Gefährten keine Zeit fanden, ein Itinerar aufzuzeichnen und dadurch der späteren Zeit ein getreues Bild der Wanderungen zu geben, die über Berg und Thal, durch Wälder und Sümpfe, über reizende Flüsse und durch trostlose Wildnisse drei Jahrzehnte statt fanden. Wie dankbar wäre die Nachwelt, für eine derartige Aufzeichnung; aber wie konnte sie unternommen werden, da die Wildnisse keinen Namen hatten, erst die von Bonifacius gebauten Kirchen und klösterlichen Colonien topographische Anhaltspunkte gewährten, und, wie wir aus dem Leben des Abtes Sturm wissen, Tage lang der Wanderer einherzog ohne eine menschliche Behausung zu treffen, die wilden Thiere allein die Dede be-

1) Er war derselben nicht beraubt worden, sondern sie erlosch von selbst mit dem Tode des Papstes, der sie ihm ertheilt und bedurfte somit einer Erneuerung.

2) Jam enim instat resolutionis meae dies, et tempus obitus mei adpropinquat. Jam enim deposito corporis corpusculo aeternae retributionis revertar ad bravium. Bonif. ad Lullum. Delsner Jahrbücher des deutschen Reiches unter König Pipin, Cyclus VI. Das Todesjahr des Bonifaz. Richter Annalen der deutschen Geschichte I. Ich folge Witt, u. 133.



lebten, wohl aber es Grauen erweckte, wenn man dann zufällig den noch heidnischen Slaven begegnete?

Nur sein geistiges Bild können wir entwerfen. Gott ergeben aus dem innersten Grunde des Herzens, des göttlichen Wortes eifrigster Vollstrecker und Verkünder und nur seinem hohen Berufe lebend, würdig sich an die ersten Verkünder des Heiles anreihend, fand er Trost und Hilfe in der unversiegbaren Quelle, im Studium der heiligen Schrift, die der innere Antrieb seiner Mission wurde. Geduldig, demüthig und anspruchslos, aber auch ebenso unerschrocken, wo es galt, die Wahrheit zu bekennen, und sie auch den Päpsten nicht vorenthaltend, unnachsichtlich gegen sich, aber auch diejenigen meidend, die, wenn gleich in hoher Stellung er als Verleger göttlicher Satzungen erkannte, ein Prüfer und Kenner menschlicher Seelen, besaß er eine bewunderungswürdige Fähigkeit auf sie bleibend einzuwirken, die Gabe, mit klarem Blicke zu erkennen, worauf es ankam. Zu dem Mittel stets seine Zuflucht nehmend, das allein helfen konnte, unverwandt das höchste Ziel im Auge fassend und diesem Alles und vor Allem sich opfernd, nie sich Ruhe gönnend und nie der Ruhe bedürftend, war er nicht bloß eine hervorragende Erscheinung, sondern gemacht, Allen, die ihm näher traten, einen unvergeßlichen Eindruck zu hinterlassen, sie mächtig, sie unwiderstehlich anzuziehen. Ihm aber erschien, was er war, nur als Nebensache; daß das bleibe, was er geschaffen, daß das dauere, was er zum Heile der Anderen gegründet; daß der Sieg des Kreuzes über das Heidenthum vollständig werde; daß eine neue Aera, die christliche, in Germanien beginne, war das Ziel seines Lebens und diesem opferte er auch das eigene Leben. Nur nach einer so großartigen Thätigkeit pflegt das irdische Dasein sich so harmonisch abzuschließen. Was er schuf, verging nicht wieder.

### §. 3. Von dem Tode des heiligen Bonifatius bis zum Auftreten der Slavenapostel.

Man war allmählig im Westen vor einer großen Thatsache angelangt. Nicht bloß in politischer Beziehung schied sich im VIII. Jahrhunderte der Westen von dem Osten; er bildete auf die Grundlage der lateinischen Sprache trotz aller Verschiedenheit der Nationen ein kirchliches Ganzes und überwand hiedurch die große Gefahr nationalreligiöser Spaltung, die den christlichen Orient schwach gemacht, Secten hervorgerufen, eine armenische, syrische, koptische Kirche veranlaßt und zuletzt das Uebergewicht der Araber über diese nationalkirchlichen Bruchtheile entschieden hatte. Erhob sich aus der politischen Scheidung des römischen Reiches und des Abendlandes, als



dieses unter den Karolingern politisch geeinigt dastand, auch die so lange widerstrebenden Altsachsen bezwungen und zur Annahme des Christenthums genöthigt waren, mit einer Art von Naturnothwendigkeit das abendländische Kaiserthum, so war dieser Einheit eine andere, der lateinischen Kirche vorangegangen. Hier gab es weder Franken noch Alemannen, weder Alt- noch Neusachsen — nicht Burgunder oder Westgothen, nicht Bajuvarier oder Langobarden; überall herrschte derselbe Ritus, dieselbe Kirchensprache, dieselbe Einheit des Gottesdienstes, die Allen dasselbe Gepräge verlieh und jede Spaltung ausschloß.

Man ersieht aus den Briefen, die Bonifatius aus seiner Heimat (Meersachsen) erhielt, wie sehr man sich daselbst einer schönen Latinität befließ und in abgerundeter Stilwendung erging. Mögen diese Ausdrücke vor unseren Philologen vielleicht keine Gnade finden, sie machten doch Anspruch auf Eleganz und zeigten das Bemühen darnach. Zudem aber der Priester sich einerseits der Volkssprache, andererseits der lateinischen Sprache bediente, wurde er selbst ein Glied der großen Kette derjenigen, welchen sich mit dem lateinischen Idiom die Kenntniß einer doppelten Literatur und eines doppelten Ideenkreises aufschloß. Hinter der slavischen Sprache gab es weder die eine noch die andere, und wenn noch so viele Bücher in das Altflavische übersezt worden wären, der antike Ideenkreis war den Slaven dadurch so wenig aufgeschlossen als der christliche, den sich der deutsche Priester durch seine Kenntniß des römischen Idioms aus den Werken Augustins, Hieronymus, Gregor des Großen u. A. erschloß. Der deutsche Priester wurde nicht dadurch gelehrt, daß er deutsch verstand. Er mußte auch noch mehr lernen und dadurch, daß er eine Weltsprache lernte, wurde und blieb er auch der natürliche Lehrer des Volkes, das in seinem Clerus nicht bloß die Priester, sondern auch den verehrte, welcher durch seine Standesbildung den Layen Jahrhunderte hindurch überragte und an welchen der Laye nicht bloß in religiösen Dingen untrennbar angewiesen war. Bonifatius war auch in dieser Beziehung seiner Zeit vorangegangen. Er war Dichter und Grammatiker, behandelte die Regeln der Metrik und verstand die Runen<sup>1)</sup> und wenn später der Erfinder einer slavischen Schrift, Konstantinos von Thessalonike, den Beinamen des Philosophen erlangte, so verdiente diesen Bonifatius vielleicht in gleichem Grade. Nun gab es aber nichts Schwierigeres als die zum Unterrichte, zum Selbststudium und eigener Förderung nothwendigen Bücher und Geräthschaften zu erhalten und die Briefe des Bonifatius beweisen hinlänglich, mit welchen Schwierigkeiten er

1) Will, Regesten I. S. III.



in dieser Beziehung zu kämpfen hatte und wie unermüdet er sie zu bewältigen suchte. Als Hrabanus Maurus Kloster Fulda zum Sitze einer großen literarischen Thätigkeit umwandelte, ersehen wir aus einem Briefe des Bischofs Treculf von Lisieux an ihn,<sup>1)</sup> daß der Bischof in seinem Bisthume weder die Bücher des alten noch des neuen Testaments vorfand, geschweige Erklärungen derselben. Kaum war der Mönch Hrabanus Erzbischof von Mainz geworden 847 so wurde auch schon auf Grund einer Synode von Mainz und von Tours vom Jahre 813 bestimmt, daß jeder Bischof Homilien haben solle, mit den für Layen nöthigen Ermahnungen.<sup>2)</sup> Jeder Bischof solle auch Sorge tragen, daß dieselben deutlich (aperte) in die Volkssprache — in rusticam Romanam linguam aut Teotiscam — übersetzt würden, damit Alle das Gesagte um so leichter verstehen könnten.<sup>3)</sup>

Es war zum Gedeihen des in Deutschland begonnenen und mit siegreicher Anstrengung durchgeführten, kein geringes Moment, daß sich die früher aus Irland nach dem Continente gekommenen Missionäre vollkommen mit denen des hl. Benedict verstanden, die, wie seiner Zeit Ozanam so schön nachgewiesen, mit ihrer christlichen Colonien flußaufwärts zogen und dafür sorgten, daß auch in die entferntesten Thäler das Licht des Evangeliums drang. Die Gemeinsamkeit der Mittel war bei der Gemeinsamkeit des Zweckes und desselben Glaubens unschwer herzustellen, wie dieses Friedrich in seiner deutschen Kirchengeschichte unwiderleglich darthat. Man wird auch nicht irre gehen, wenn man in den Tagen des hl. Bonifatius den Abt Pirmin, Begründer von 12 in den verschiedensten Theilen Deutschlands liegenden Klöstern, als den bedeutendsten Repräsentanten der ersten Richtung annimmt. Aber auch Pirmin hatte selbstverständlich die Vollmacht für seine Mission sich am Grabe des hl. Petrus erholt wie der angelsächsische Apostel der Deutschen. Beide Männer verständigten sich im J. 747 im Pirmin'schen Kloster Hornbach über die feste Begründung der Kirche und des christlichen Volkes in Deutschland.<sup>4)</sup> Die Pirmin'schen Klöster gaben sich eine festere Organisation als die des hl. Benedict nach Außen besaßen; ihre Mönche nannten sich peregrini, deren Heim in der auswärtigen Begründung des Christenthums lag. Es ist aufgezeichnet, daß die Bibliothek von Reichenau, der großartigen Stiftung Abt Pirmins, vorzugsweise grammaticalische Handschriften besaß. Zu den Klöstern der peregrini gehörte auch Niederaltaich,

1) Kunstmann, Hrabanus Maguentius Maurus. S. 160.

2) Von den wichtigen der Prager bischöflichen Kirche (Saec. XI.) wird weiter unten die Rede sein.

3) Dümmler, Gesch. des ostfränk. Reiches. I. p. 305.

4) De stabilitate ecclesiae populiue christiani. Friedrich II. 1. S. 141.



dem Ludwig des Deutschen getreuer Herzog Pribina sein Eigen zu Salapiuga an der Szala in Pannonien vermachte (860),<sup>1)</sup> nachdem schon 30 Jahre früher Altaich auf ehemals avarischem Boden ein Besizthum erlangt. Am 16. Juni 863 erhielt es von K. Ludwig auch die Villa Nabarvinida und die Bestätigung des Eigenthums von pannonischen Orten, die K. Karl dem Kloster gegeben. Da im J. 860 Tachulf (Thaculf oder Trachulf), Graf vom Böhmerlande,<sup>2)</sup> seine Landschaft bei Böhmen, Saröwe, dem Kloster Fulda schenkte, letzteres wie die hochverehrte Abtei Sct. Emmeran in Regensburg slavische Grundholden hatte,<sup>3)</sup> der hl. Gotthard Abt von Niederaltaich in den frühesten Zeiten in Böhmen verehrt wurde, kann man mit Fug annehmen, daß unabhängig von dem, was zur Bekehrung der Slaven von Würzburg,<sup>4)</sup> Fulda und Sct. Emmeran (Regensburg) geschah und geschehen war, die peregrini von Altaich auch eine ganz besondere Thätigkeit zur Bekehrung der Slaven entwickelt haben. Man würde sich sehr täuschen, wenn man in dieser Beziehung nur auf die verhältnißmäßig wenigen Daten Rechnung tragen würde, die von der Thätigkeit der Bischöfe von Regensburg, Passau,<sup>5)</sup> Salzburg berichten. Wie wenig pflegt noch heutigen Tages bei ganz anderen Communicationsmitteln über die geräuschlose und doch so nachhaltige Thätigkeit segensbringender Missionäre in die Oeffentlichkeit zu dringen!<sup>6)</sup>

Die große karoligische Monarchie war auf dem Wege der Vereinigung sämtlicher deutscher Völker — der letzten von so vielen der früheren Zeit, muthig vorangeschritten. Ehe die Sachsen vollständig bezwungen worden und die Gleichberechtigung mit den Franken erhalten, hatte es die Langobarden, dann die Bajuaren getroffen, mit Beseitigung ihrer Könige oder Herzoge lebensvolle Glieder des einen großen germanischen Reiches

1) Dümmler, I. S. 618.

2) Erben Reg. n. 30.

3) Kunstmann, S. 27.

4) Erben n. 26.

5) Lachner, Memoriale Altahae inferioris. Passav. 1775 f. 63 a. Constat, quod Altacha episcopatus Laureaco. Pataviensi in sua prima fundatione subiecta fuerit.

6) Wir werden an diese vereinzelt Thatsachen später noch anknüpfen. Karl v. Raumer hat in seiner lehrreichen Schrift über die Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache wiederholt hingewiesen, wie sehr Rücksicht genommen wurde, dem Volke in seiner Sprache zu predigen und wenn im VIII. Jahrh. hiebei der deutschen und romanischen Sprache (lingua barbara) besonders gedacht wurde, so geschah dies im IX. Jahrh. selbstverständlich auch mit der slavischen, wenn man auf Slaven einwirken wollte.



zu werden, das aber die Scheidung von Deutschen und Romanen schon in seinem Schoße barg. Es erlangte im Osten slavische Bestandtheile; an den überwundenen Avaren selbst avarisch christliche, die gegen ihre früheren Unterthanen, nunmehr ihre Todfeinde, geschützt wurden. Slaven auf dem Reichsboden galten als tributär. Wer aber zu dem Reiche gehörte, war dem Christenthum verfallen, wenn auch Alcuin, K. Karls Vertrauter, weise rieth, bei den Slaven nicht mit dem Verlangen des Zehnten zu beginnen und dabei in die Fehler zu verfallen, die bei Bekehrung der Sachsen gemacht worden waren. Nicht blos, daß jetzt, als Salzburg zum Erzbisthum erhoben, und die bajuarischen Bisthümer zu Suffraganen erhielt, die Bekehrung der angrenzenden Slaven mit besonderem Nachdrucke von Seite der Bischöfe unternommen wurde, der Kaiser selbst ordnete testamentarisch den Bau von 14 Kirchen an, um auf die Bekehrung der Main- und Regnitzwenden einzuwirken und dadurch die Position des Christenthums nach dieser Seite zu stärken. Da schon 817, wo nicht früher, das Land der Boemanen als Bestandtheil des Reiches angesehen wurde, <sup>1)</sup> wie Carentanien und Avarien, die bajuarischen Klöster Fünichen, Kremsmünster, Mondsee, Schledorf, um von anderen nicht zu reden, ihre Missionsthätigkeit „um das ungläubige Geschlecht der Slaven auf den Weg der Wahrheit zu leiten“ <sup>2)</sup> weithin eröffnet hatten, so sprach Alcuin offenbar nur die Meinung seines kaiserlichen Herrn aus, wenn er den Erzbischof von Salzburg zur Bekehrung der Slaven ermunterte. Unwiderleglich aber ist die Thatsache, daß es das fränkische Reich als Vorkämpfer des Christenthums, für seine Hauptaufgabe ansah, auf die Bekehrung der östlichen Nachbarn einzuwirken, die noch im Schatten des Todes saßen, und zu diesem Zwecke namentlich auch an der Gewinnung der einzelnen Fürsten und Oberhäupter gearbeitet wurde. Man konnte die Bischöfe der Salzburgerprovinz als geistliche Markgrafen bezeichnen, die, wie die weltlichen die Grenzen zu schützen, die große Handelsstraße zu wahren und den Handel mit den Slaven zu beaufsichtigen hatten, so von Regensburg nach Böhmen, von Passau nach Mähren, von Salzburg nach Carentanien die christlichen Pfade zu bereiten hatten. Eben deshalb ist auch die bekannte Thatsache, daß sich 14 böhmische Großen (ex ducibus) mit ihren Leuten, also eine erhebliche Anzahl, nach Regensburg wandten und dort am 13. Januar 845 nach dem Wunsche K. Ludwigs von dem Bischof von Regensburg die Taufe empfangen, nicht als vereinzelt

1) Bajoariam et Carentanos et Beheimos et Avaros atque Sclavos qui ab orientali parte Bajoariae sunt. Charta divisionis.

2) Monum. Schled. ad. 769.



aufzufassen, wenn sie auch von dem Annalisten als das wichtigste Ereigniß unter so vielen andern minder wichtigen mit Recht hervorgehoben wurde.

Sie enthält aber nichts Geringeres, als daß die vornehmen Tschechen, welche nach Regensburg kamen, um dort in der Octave des hohen Festtages Epiphanie die Taufe zu erhalten, selbstverständlich auch den Bischof als ihren Diöcesan anerkannten und diesem sich unterwarfen.

Umgekehrt, nachdem 14 Vornehme, die doch in ihrer Heimath schon den Unterricht empfangen haben mußten, nun in Regensburg sich taufen ließen, war auch der Bischof von Regensburg berechtigt, ihre Heimath als seine Diöcese anzusehen, wie denn auch kein einziges Zeugniß vorhanden ist, daß sich irgend Jemand anders als Bischof von Böhmen benahm, geschweige sich als solchen bezeichnete. Wir wissen, was auch auf anderen Gebieten damals geschah. Der Bischof von Passau hielt in Mähren Synoden, der Erzbischof von Salzburg gründete zwischen 821 und 836 das Bisthum Neitra, das eine Burg des lateinischen Ritus war und blieb. Als der aus Mähren vertriebene Fürst Privina Christ wurde, übergab ihm K. Ludwig sein bisheriges Lehen zum freien Eigenthum. Sein Sohn Fürst Rocel, der Erbauer der Moosburg (Szalavar) galt als besonderer Förderer des Christenthums. Als er daselbst die prächtige Basilica baute, die als Hauptkirche angesehen wurde, sandte Erzbischof Liupram von Salzburg Maurer, Tischler und Maler dahin, sie zu bauen und auszuschnücken, und weihte sie dann, als sie vollendet war, selbst. Hatte nach dem Ausspruche des Mainzer Concils im J. 853 das Volk der Marhanen noch keine großen Fortschritte im Christenthum gemacht,<sup>1)</sup> so lautet es wenige Jahre später doch schon anders, es habe bereits dem Götzendienste entsagt und wünsche das christliche Gesetz zu bewahren und schien es nur noch einiger Nachhilfe zu bedürfen. Es ist undenkbar, daß jetzt mit einem Male alle Anstalten zur Bekehrung der Tschechen stille standen, und nur hier sich ein Rückschritt gezeigt hätte, wenn auch kriegerische Ereignisse eine vorübergehende Störung herbeiführen konnten. Was mit so großer Energie begonnen war, ließ sich nicht mehr aufhalten.

Gerade jetzt (5. Juli 846) bestätigte Ludwig der Würzburger Kirche die 14 zur Bekehrung der Slaven erbauten Basiliken.<sup>2)</sup>

---

1) Rudis adhuc christianitas gentis Marahensium. Ginzel S. 31. n. 3.

2) Erben Reg. n. 26.



#### §. 4. Die Slavenapostel bis zum Tode Konstantins (Cyrillus)

14. Februar 869 (868).

Es ist eine bekannte Thatsache, daß der mährische Herzog Rastislaw, ein beharrlicher Gegner der Karolingerherrschaft, sich von dem römischen Kaiser Michael (862. März) einen Lehrer erbat, der das mährische Volk zu unterrichten und im Glauben zu befestigen vermöge.<sup>1)</sup> Welche Nebengedanken hiebei Rastislaw vom politischen Standpunkte aus hegen mochte, von einem Schisma und dessen Begünstigung konnte hiebei nicht im Entferntesten die Rede sein, wenn auch die Thatsache feststeht, daß durch die Berufung der Slavenapostel der Ausbreitung des lateinischen Ritus Schranken gezogen wurden und dieser selbst unter den Mähren in Abnahme gerieth.<sup>2)</sup> Allein ehe sich Rastislaw an den römischen Kaiser wandte, hatte er sich, wie aus dem Briefe Adrians II. an die Mährenfürsten Rastislaw, Svatopluk und Rozel hervorgeht, deshalb an den römischen Stuhl gewendet, und die Absendung des Philosophen Konstantinos und seines älteren Bruders Methodios, geborene Theffalonicenser, deren Vaterstadt gleich Mähren einst zum römischen Sprengel gehörte, bewies nicht minder, daß hiebei an eine Begünstigung des Schismas nicht im Entferntesten gedacht werden konnte. Konstantinos,<sup>3)</sup> ein frühreifer Geist von seltenen, bewunderungswürdigen Anlagen, hatte sich rasch durch seine Gelehrsamkeit nicht minder als durch seine christlichen Tugenden ungewöhnliches Ansehen erworben. Es war ein Act großer Unersehroffenheit, als er den Patriarchen Photios, den Begründer des orientalischen Schisma's, bisher seinen Freund, laut tadelte, daß er durch seine Irrthümer, die er gleich Pfeilen unter das Volk geworfen, die aufgeregte Menge verwundet habe. Die traurige Geschichte des Schisma's und des daraus hervorgegangenen Misolatinismus — des blinden Lateinerhasses der griechischen Welt, — hat seinen Ausdruck nur zu sehr gerechtfertigt. Griechen durch Geburt, Erziehung und Familienverbindung glaubte er seinem Vaterlande den größten Dienst zu erweisen, selbst aber die höchste Lebensaufgabe zu erfüllen, wenn er sich der Bekehrung der heidnischen Völker zuwende, die das römische Reich, diese Stütze des Christenthums im Osten, befehdeten. Es ist angezweifelt worden, ob er an der Bekehrung der Bulgaren gearbeitet, jenes hunnischen Volkes, das bei seiner Einwanderung in das

1) Ginzel, Geschichte der Slavenapostel S. 33.

2) Vilescere coepit.

3) Geb. 827.



romäische Reich selbst auf zahlreiche Slavenniederlassungen stieß und zuletzt von diesen national bewältigt wurde; sicher ist, daß Konstantinos und Methodios sich der Befehung der Chazaren zuwandten und bei dieser Gelegenheit die irdischen Reste des nach Cherson verbannten und daselbst verstorbenen Papstes Clemens auffanden. Sie nahmen sie, als sie ihre Mission vollendet, mit, und ihre Absicht war zweifellos, sie zum Grabe des hl. Petrus zu bringen, als Konstantinos und sein Bruder vermocht wurden, die Befehung der Mährer auf sich zu nehmen. 863.

Hier beginnt nun die Controverse, die sich ebenso sehr auf die Berechtigung der beiden Brüder zu ihrer Mission als auf dasjenige bezieht, was sie wirklich unternahmen. Von letzterem wird nachher die Rede sein.

Man wird gut thun, vor Allem das Auftreten des Konstantinos von dem seines Bruders zu trennen. Was wir über sein früheres Leben erfahren, trägt den ausgesprochenen Charakter eines ungewöhnlichen Mannes, einer seltenen Persönlichkeit, die gleich Bonifatius nur ein Ziel vor Augen hatte, Gott zu dienen. Daß er eine einflußreiche Stellung, eine vortheilhafte Heirat anschlug, um Priester zu werden und dann diesem Amte sich mit vollster Seele widmete, beweist, mit welcher Energie er daselbe verfolgte; wie die Ernennung zum Bibliothekar der Hagia Sophia in Constantinopel und die Verwendung zu Missionen, die große Gelehrsamkeit, Sprachkenntniß, Scharfsinn und Gewandtheit verlangten, darthun, welches Vertrauen seiner ungewöhnlichen Begabung und seiner Geschicklichkeit namentlich in der religiösen Controverse ihm geschenkt wurde.

Ob dem Auftrage Michaels III., aus der phrygischen Dynastie der Amorrhäer (820—867), eine große Bedeutung zuerkant werden muß, mag dahin gestellt werden. Jedenfalls ungleich weniger als dem Auftreten des Patriarchen Photios, gegen den sich zu erklären Constantinos kein Bedenken trug. Ich fände es vollständig begründet, wenn dem Bürger von Thessalonike, dessen Traditionen mit Rom auf das Engste zusammenhingen, der von Photios aufgewählte Boden zu heiß wurde und er ihn gerne mit dem römischen vertauschte. Sein und seines Bruders Gedanke war es gewiß nicht, die theuren Ueberreste des hl. Papstes Clemens in Constantinopel zu belassen, sondern sie nach Rom zu bringen, und die Romfahrt, mit der er sein Leben beschloß, war sicher lange, ehe er sie antrat, das Ziel seiner Wünsche und nicht die Reise nach Mähren, wohin er von Rom aus nicht wieder zurückkehren wollte.

Nun war die Befehung Mährens und Pannoniens, wie wir wohl wissen, von deutschen, selbst von italienischen und griechischen Geistlichen



unternommen,<sup>1)</sup> von deutschen Bischöfen und dem Erzbischofe von Salzburg, ebenso als ihre kirchliche Aufgabe wie als Reichs Sache angesehen und behandelt worden.<sup>2)</sup> Fortwährend, wie wir dieses aus der Denkschrift der deutschen Bischöfe vom J. 900 wissen, hielten aber auch die bajuarisch-fränkischen Bischöfe an dem Sage fest, daß die dem Christenthum von ihnen gewonnenen Länder und Völker auch dem deutschen Reiche gewonnen seien und daraus ging dann eine sehr weitreichende Controverse hervor.

Eine zweite entstand in Bezug auf die Berechtigung der slavischen Sprache nicht bloß zur Predigt, das war selbstverständlich, sondern auch zum Gottesdienste. Wenn in dieser Beziehung auf die Controverse gewiesen wird, welche Konstantinos in Rom mit dem Papste und den Cardinälen gehabt haben und in welcher er Sieger geblieben sein soll, so vergißt man, daß diese Sache im fränkischen Reiche durch das berühmte Capitular des J. 794 zu Frankfurt principiel entschieden war, das da sagte: „daß Niemand glaube, man dürfe Gott nur in 3 Sprachen (hebräisch, griechisch, lateinisch) anbeten. Denn Gott wird in jeder Sprache angebetet und der Mensch wird erhört, wenn er nur das Rechte betet“.<sup>3)</sup> Kam dieses Capitular auch zunächst der deutschen und romanischen Sprache zu Gute: so galt es doch überhaupt für die *lingua rustica* oder *barbara*, also auch für das Slavische so gut als für das Deutsche oder Romanische.

Mit welchem Eifer nun in Deutschland gearbeitet wurde, eine deutsche Kirchenliteratur zu Stande zu bringen und wie sehr sich hiebei einzelne Klöster wie z. B. Sct. Gallen auszeichneten, und was in dieser Beziehung schon vor Diefrieds Evangelienharmonie geschah, ist eine bekannte Thatsache, welche eine unermüdlige, ununterbrochen fortgesetzte Wirksamkeit eröffnet. Und es war unstreitig der richtige Weg, wenn zur Befehrung der Slaven dieselben Mittel in Anwendung gebracht wurden, die bei der Befehrung der Deutschen sich so wirksam erwiesen. Nur waren vielleicht die Schwierigkeiten noch größer, da, was in Francien an vielen Orten und von vielen Personen in Angriff genommen wurde, die Abfassung deutscher Bücher zum Gebrauche des Gottesdienstes und der Befehrung, die Uebersetzung der Psalmen und der nothwendigen Homilien, in Betreff der Slaven von einem einzigen Manne ausging, der Alles aus dem Stegreife schaffen und denen, die er sich zu seinen Werkzeugen auswählte, nicht bloß die geeigneten Schriften, namentlich die Homilien und Predigten verfassen, sondern auch in einer erst zu erfindenden Schrift niederschreiben mußte; er hatte

1) Ginzel, Pannonische Legende.

2) Büdinger, Gesch. Oesterreichs I. S. 191.

3) Raumer S. 248.



geradezu Alles neu zu schaffen. Eine andere Frage aber war, ob die Messe oder einzelne Theile derselben slavisch zu halten seien <sup>1)</sup> und diese muß genau von dem unterschieden werden, was Konstantinos unternahm, um den Lehrern und Belehreten Schriften in die Hand zu geben, die die einen und die anderen bedurften. Das allein war schon eine Riesenaufgabe. Dazu kam noch vieles Andere.

Die genauen Abgrenzungen der modernen Diöcesen machen es unmöglich, daß fremde Priester, Unbekannte, die aus der Ferne kommen, Jahre lang ohne Ermächtigung des Bischofes kirchliche Functionen ausüben. Aber auch die Einrichtungen früherer Jahrhunderte und Synodalbeschlüsse regelten bereits diese Verhältnisse und schieden sehr genau den unberechtigten Eindringling von demjenigen, der vorschriftsmäßig die Vollmachten bei dem Diöcesan sich erholt. Das Auftreten eines unbekanntem Griechen in Mähren zu einer Zeit, als große Dissidien die lateinische Kirche von der griechischen zu trennen begaunen, die Erfindung einer unverständlichen neuen Schrift, in welcher die in das Altslavische übersetzten Kirchenbücher geschrieben wurden, mehrten den Verdacht, und wenn, was ich trotz der Behauptung der Legenden für undenkbar erachte, Constantinos sich nach eigenem Ermessen herausnahm, ohne Wissen des Papstes die lateinische Messe in eine slavische umzugestalten, so gab es Gründe genug, das Verfahren „des Griechen“ nicht bloß als eine Neuerung, sondern auch als eine gänzlich unberechtigte Anmaßung anzusehen.

Es ist jedoch mehr als wahrscheinlich, daß Konstantinos mit jenem Tacte und jener Vorsicht auf fremdem Boden einherschritt, durch welche störende Conflictte vermieden, aber nicht gefördert werden sollten; daß er die Zeit, welche er bis zu seiner Romfahrt in Mähren zubrachte, dazu verwandte, die Glagoliza zu erfinden, jene Schrift, die Sazavik als eine sehr veratorische bezeichnete und die sich auch nicht zum Range einer Volksschrift erschwang, noch behaupten konnte. Es ist zweifellos, daß es vieler Zeit und großer Mühe bedurfte, sich in die neue Schrift einzuüben und sie Anderen zu lehren; daß Konstantinos mit einer Sprache zu kämpfen hatte, der es an Ausdrücken gebrach, um namentlich den so schwierigen Inhalt des neuen Testaments richtig wiederzugeben; daß es vieler Zeit bedurfte, um die nothwendigsten Kirchenschriften zu übersetzen; vieler

---

1) Mit Recht hat Raumer aufmerksam gemacht, daß während das Mögliche aufgeboten wurde die Deutschen im Glauben zu unterrichten, sich in den Capitularien Karls d. G. und in den Concilien seiner Zeit keine Spur des Versuches sich vorfindet, die Messe deutsch zu halten. S. 242. Es ist auch gar nicht denkbar, daß Konstantinos auf eigene Autorität so weit gegangen wäre!



Zeit und großer Mühe, um wenigstens einige verlässige Schüler heranzuziehen. Es ist dem Charakter eines strengen und ascetischen Mannes viel angemessener, nachdem er beides so weit als möglich gefördert, sich die Autorität zu einer durchgreifenden Veränderung der Liturgie da zu erholen, wo sie allein erholt werden kann, als, wie die Legende will, sie im Kampfe mit Anderen durchzusetzen und zuletzt auch den Papst zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Man darf dabei nie vergessen, daß das Ziel des Thessalonicensers Rom war, und als er die Reliquien des hl. Clemens daselbst in Sicherheit gebracht, er sein Tagewerk auch für beendet ansah. Statt als Bischof zurückzukehren und nun das Werk der slavischen Mission recht in Angriff zu nehmen, leistet er auf Würde und Amt eines Bischofs, ohne welche die Neuerungen nicht durchgeführt werden konnten, Verzicht. Seine Kraft war früh gebrochen. Glücklich sein irdisches Tagewerk vollendend, wich er auch den unausbleiblichen Conflicten aus, unter welchen 15 oder 16 Jahre nach ihm sein Bruder (885) zusammenbrach. Die Rechtfertigung seines Verfahrens den Bischöfen der Salzburger Erzdiocese gegenüber beruhte einfach darin, daß er, wie die Mährenfürsten überhaupt, an dem Satze festhielt, Pannonien und Mähren wie alles, was einst zur syrmischen Diocese gehörte, unterstünde von Rechtswegen direct dem hl. Petrus, gehöre unveräußerlich (hereditarie) dem römischen Stuhle. Dadurch war ihm der Vorwurf eines Eindringlings benommen; da es aber ausdrücklich hieß, er habe nichts gegen die Canonen unternommen,<sup>1)</sup> darf man auch überzeugt sein, daß er sein weiteres Verfahren erst der Approbation des römischen Stuhles unterstellte und in keiner Weise eigenmächtig vorging, wie die Legenden ihn handeln lassen.

Der Bibliothekar des römischen Stuhles, Anastasius, wußte sehr wohl, was er sagte, wenn er Konstantinos als einen wahrhaft großen Mann, als einen Lehrer des apostolischen Lebens bezeichnete, somit als einen Mann der größten persönlichen Selbstaufopferung. Daß aber ein Mann von so seltenen Tugenden, ein Priester, der die Mönchsgelübde dem bischöflichen Amte vorzog, es wagte, zur lateinischen und griechischen Kirchensprache unberechtigt die Messe in einer dritten zu halten, was in Deutschland kein Bischof zu unternehmen den Muth gehabt hätte, ist psychologisch undenkbar. Dem Thessalonicenser mußte aber sehr wohl bekannt sein, daß erst die bilderstürmenden Kaiser dem römischen Stuhle seinen Sprengel, zu dem auch Salonichi gehörte, geschmälert hatten, und alte Traditionen ihm Pannonien

---

1) Hi autem cognoscentes apostolicae sedi hereditarie obvenire vestras partes, extra canones nihil fecerant.



und Mähren zuwies. Dann war es ein großer Unterschied, sich zur Befehung der Slaven slavischer Schriften, die zu diesem Zwecke von ihm aus den allgemein üblichen Kirchenschriften ausgewählt und überjert wurden, zum Unterrichte zu bedienen und die Messe slavisch zu halten, wozu sie selbst, wie zu ihrem ganzen Auftreten der Autorität des römischen Stuhles bedurften. Konstantinos war nach Allem, was wir wissen, gar nicht der Priester, der sich eine Vollmacht anmaßte, zu der ihm die Berechtigung fehlte, und sein Ende in Rom, ferne von den schismatischen Bewegungen in Constantinopel beweist unwiderleglich, wie wenig er an das dachte, was die Legende ihn thun läßt, sich in einen Gegensatz zum römischen Stuhle zu setzen. Wenn man aber glauben sollte, daß dem Kaiser Michael III. ein besonderer Einfluß hiebei zuzuschreiben sei, so befände man sich im größten Irrthume. Michael, über dessen Leiche im J. 867 sein früherer Stallknecht, Stallmeister, Oberstallmeister, Cäsar und Gemal der kaiserlichen Geliebten Eudoxia, der angebliche Slave Basilios,<sup>1)</sup> zuletzt Michaels Mitkaiser, den Thron des römischen Reiches bestieg, war ein Fürst ohne alle Würde und Pflichtgefühl, der nur für Theater, Pferde und Wettrennen Sinn hatte, ein Trunkenbold, der mit seinen Gesellen die heiligsten Mysterien des Glaubens verspottete und verhöhnte und den Zonaras mit Recht den schlechtesten Kaisern des Reiches beigeßelte, das in die Wette von seinen Autokraten bedrückt und mißhandelt wurde. Da seine Unthaten mit den Jahren zunahmen, es in Constantinopel immer unheimlicher wurde, alle Wissenschaft (Philosophie), wie Zonaras sagt, beinahe vollständig erloschen war, ist es sehr begreiflich, wenn der Philosoph Konstantinos 4 Jahre, vor dem Tode des erbärmlichen Imperators nach dem Westen zog. Der Impuls, den Michael gab und geben konnte, bestand nur in der Nichtswürdigkeit seiner Person und der allgemeinen Verlotterung der Zustände, die daraus hervorging, in dem gerechten Wunsche sich dem Schisma und der allgemeinen Erbärmlichkeit zu entziehen.

Durchgehen wir nun den Inhalt der Legenden, deren Alter zu erforschen nicht zum Endzwecke dieser Schrift gehört. Uns genügt es, innere Widersprüche hervorzufehren.

Nach der italischen Legende seien die Einwohner jener Stadt, die diese nicht zu benennen weiß, als sie hörten, die Brüder brächten die Reliquien des hl. Clemens mit und Konstantin habe das Evangelium auch in

---

1) Man hielt den Nachfolger des Makedoniers, Leo, für den Sohn Michaels und der Eudoxia und nur insoferne für den Sohn des Basilios, als der Grundsatz galt: pater est quem nuptiae demonstrant.



ihre Sprache übersezt — also ehe sie nach Mähren gekommen — den Brüdern freudig entgegengezogen, diese aber hätten die kleinen Kinder unterrichtet, christliche Aemter (als wären sie Bischöfe) eingerichtet, vier und ein halb Jahre in Mähren zugebracht und dort alte Schriften, die zum Kirchendienste nothwendig gewesen, zurückgelassen, dann aber auf Einladung des Papstes Nicolaus sich nach Rom verfügt. Die mährische Legende aber läßt erst Konstantin, dessen Gelehrsamkeit und Ansehen seinen Bruder in den Hintergrund drängt, ehe er nach Mähren kommt, die Bulgaren bekehren, den mährischen König, der also noch ein Heide gewesen sein mußte, taufen, sein Volk bekehren, Vieles aus Latein und Griechisch in das Slavische übersezen und die canonischen Stunden und die Messe in slavischer Sprache halten. So sehr sich aber P. Nicolaus über die Bekehrung der Bulgaren und Mährer und über die Auffindung der Reliquien des hl. Clemens freute, so war ihm doch die Einführung slavischer Horen und Messen zu viel. Er citirte deshalb Konstantin nach Rom, und da der Papst vor seiner Ankunft, 13. Nov. 867, starb, stellten sein Nachfolger P. Adrian und die übrigen Regierer der Kirche Konstantin deshalb zur Rede; dieser aber habe Papst und Regierer zu seiner Meinung bekehrt, so daß sie den slavischen Ritus gestatteten, er selbst aber habe die bischöfliche Würde ausgeschlagen, sei Mönch geworden, was er wohl schon früher war, und habe seine Würde seinem Bruder übertragen. Viele Unrichtigkeiten auf einmal. Auch die böhmische Legende erwähnt, daß Cyrillus erst die Bulgaren bekehrte, gebraucht selbst im Uebrigen die Worte der italischen, erwähnt jedoch, daß slavische Messen und Horen noch jetzt in Bulgarien und mehreren anderen slavischen Ländern im Gebrauche seien. (Ein Ausdruck<sup>1)</sup> der auf die spätere Abfassung der übrigens sehr unbedeutenden Legende hinweist.

Die pannonische Legende vom hl. Methodios hat es nur vorübergehend mit dem Philosophen Konstantin und dem ihm von Kaiser Michael ertheilten Auftrage zu thun, den Bitten Rastislavs mit Svatopluk dem Fürsten der Slovenen entsprechend, mit seinem Bruder, dem Abte Methodios, da beide als Thessalonienser slavisch verstanden, nach Mähren zu reisen. Gott habe Konstantin die slavischen Buchstaben gelehrt. Beide seien aber nach 3 Jahren wieder zurückgekehrt, nach vielen Tagen aber habe Konstantin sterbend seinen Bruder aufgefordert, das Werk der Bekehrung wieder aufzunehmen!

1) Usque hodie in Bulgaria et in pluribus Slavorum regionibus observatur. Merkwürdig, daß diese böhmische Legende nicht sagt: usque hodie in Bohemia. Sie wußte eben nichts davon, daß Method der eigentliche Begründer des Christenthums in Böhmen war.



Die bulgarische Legende legt den Nachdruck auf die Befehrung Bulgariens durch die beiden Brüder. Sie übersetzen, nachdem sie die bulgarischen Schriftzeichen erfunden, Schriften aus dem Griechischen in das Bulgarische, wobei die Bulgaren auch als Slaven bezeichnet werden, sie ziehen den Gorasduß, Clemens, Naum, Angelarius und Sabbas heran. Die Brüder aber begeben sich nach Rom, um dem Papste ihre Interpretation der Schriften vorzulegen; werden dort ungemein freundlich empfangen, Method Bischof des Pannonischen Morabos, Cyrill aber Mönch und wird in der Kirche des hl. Clemens begraben.<sup>1)</sup> Später kommt der Verfasser noch einmal auf die Befehrung der Bulgaren durch Cyrill und Methodius zurück, für diese sei die Schrift erfunden worden, in ihrer Sprache die Uebersetzung geschehen, durch sie habe das bulgarische Volk den Weg des Heiles gefunden. Von Böhmen ist nirgends die Rede.

Fragt man sich nun um die Quintessenz des Ganzen, so wird die Berufung der beiden Brüder ebenso allgemein behauptet, als daß Konstantinos der Erfinder der sogenannten slavischen oder Bulgarischen oder slovenischen Schrift, der Uebersetzer der nothwendigsten religiösen Schriften war, daß er mit seinem Bruder einige wenige Jahre als slavischer Missionär thätig war, dann mit diesem nach Rom ging, dort Mönch wurde und (in San Clemente) beerdigt wurde.<sup>2)</sup> Somit handelt es sich von der Ankunft im J. 863 an bis zu Cyrills Tode 14. Febr. 869, nach Anderen 868, um nicht ganz fünf Jahre.

Controverse ist, wohin sich die beiden Brüder zunächst begaben, ob nach dem jetzigen Mähren, ob nach Pannonien, ob sie erst die Bulgaren bekehrten, was auch nicht im Fluge geschah, ob ihre Hauptthätigkeit den Bulgaren oder den Mähnern gegolten, oder ob sie nicht die fünfthalb Jahre bei dem Fürsten Kozel in der Moosburg zugebracht,<sup>3)</sup> um dort in Ruhe die nöthigen Vorarbeiten zu treffen.

Controverse ist, welche Schrift Konstantinos erfunden, ob die Kyrilliza, ob die Glagoliza; Controverse, ob die Erhebung Konstantins zum Bischofe

- 1) Quasi enim ad eum finem manere in carne ei concessum esset, ut inventionem literarum et translationem scripturarum efficeret. Postquam hoc praestiterat divinae voluntati ab eo, qui ipsi Dei cognitionem tradiderat, adsumitur. Ginzcl. codex p. 35.
- 2) Card. Hergenröther, Photius II. pag. 35. Cyrills Reliquien wurden übrigens vom Vatican nach S. Clemente gebracht.
- 3) Wie Safarik, Prof. Jireček und der griechisch-katholische Domcustos Anton Petruszewic in Lemberg (in Slovno) behaupten. Diese Ansicht hat dadurch, daß auch Cardinal Hergenröther sich dafür aussprach (Photius II. p. 617), nicht wenig an Bedeutung gewonnen.



der Fortführung der slavischen Mission gegolten; Controverse, ob er slavische Messe und Horas auf eigene Faust und ohne Ermächtigung eingeführt; Controverse, welche Ermächtigung er überhaupt vor seiner Komreise zu seinem Apostolate besessen; Controverse, mit welchem Rechte er sich in ein fremdes Feld eingedrängt, über welches N. Michael ganz und gar nicht verfügen konnte; Controverse, welche Schriften er in das Altslavische übersetzte; Controverse, wie er sich zum Erzbischof von Salzburg, dem Bischof von Passau gestellt; Controverse, wie er, wenn er die Bulgaren nicht bekehrt, sondern nur vier und ein halbes Jahr an einem uns nicht näher bekannten Orte in Pannonien oder Mähren saß, Apostel der Slaven genannt werden konnte; Controverse, ob er in Rom auf die bischöfliche Würde resignirend Mönch wurde und nicht schon früher Mönch war; Controverse ob er 868 oder 869 starb. Controverse, ob er überhaupt Bischof wurde.<sup>1)</sup> Keine Controverse endlich, daß, wenn die beiden Brüder ihre ursprüngliche Mission erfüllend, die Reliquien P. Clemens nach Rom brachten, der feierliche Empfang nicht ihnen, sondern vor Allem den Ueberresten eines Papstes galt, der sein Leben ruhmvoll im Exile beendet hatte. Keine Controverse ist, daß Cyrillus im Vatican am Grabe des Apostelfürsten starb, ein treuer Sohn der römischen Kirche.<sup>2)</sup>

Somit ist die Frage, welche slavische Völker Konstantinos (Cyrillus) bekehrte, gar nicht so leicht zu beantworten. Wir überlassen sie auch Anderen und bleiben nur dabei stehen, daß die Unterstützung, welche der elende Kaiser Michael dem Patriarchen Photios verlieh und die erst mit dem Tode des Kaisers aufhörte, die eigentliche Ursache gewesen sein dürfte, warum er und sein Bruder sich veranlaßt sahen, den Weg nach Rom über Mähren anzutreten. Sicher ist, daß Cyrillus die Tschechen nicht bekehrte, und wenn sein Bruder Methodius in seinen Pfaden wandelte, diese auch ihn nicht nach dem Lande der Beheimen führte. Das ist doch wohl unbestreitbar.

Wenn aber dadurch seine Wirksamkeit als Apostel der Slaven eingeschränkt zu werden scheint, so ist dieses doch nur scheinbar. Die Welt staunte als sein Wunderwerk die Erfindung der neuen Buchstaben an. Erfand er aber dieselben, so mußten denn doch seine Schüler erst lesen lernen, während er die Bücher übersetzte, die uns nur im Allgemeinen angegeben werden, Theile des alten und des neuen Testaments, Psalmen oder Homilien. Es war eine geradezu aufreibende Arbeit, in einer

1) Ginzel, Die Slavenapostel S. 48, n.

2) Hergenröther l. c. n. 39.



Sprache ohne Literatur, in einer Schrift, die erst erfunden werden mußte, deren Richtigkeit und Gebrauch noch nicht erprobt war, die keine Vergangenheit besaß, treu und richtig den Ausdruck für die großen inhaltsschweren Gedanken der heiligen Bücher zu finden. Nur derjenige, welcher sich mit dergleichen Arbeiten vertraut gemacht hat, vermag hierüber ein richtiges Urtheil zu fällen.

Immer war es aber von Cyrill ein großartiger Gedanke, einer Nation, die aus so vielen einander feindlichen Stämmen bestand, an den kirchlichen Lehrbüchern einen gemeinsamen Sprachschatz, ein gemeinsames Fundament christlicher Zusammengehörigkeit und Vereinigung zu geben und von diesem Standpunkte aus verdient er vollkommen den ehrenden Namen eines Apostels der Slaven. War es, wie es scheint, die Absicht P. Adrians II. das westliche Illyricum wieder enge an das römische Patriarchat anzuschließen, die alte Metropole Sirmium, den Stuhl des hl. Andronicus, als pannonisches Erzbisthum wieder aufzurichten, für die Christianisirung der slavischen Lande einen festen Mittelpunkt, ein kirchliches Bollwerk gegen die beiden römischen Kaiserthümer zu schaffen, das an den Stuhl Petri fest gekettet bleiben sollte <sup>1)</sup> — so konnte man zu diesem Zwecke sich keine tüchtigere, reinere, aufopferndere Persönlichkeit vorstellen als die Konstantins. Nur bedurfte es dazu auch des Entgegenkommens slavischer Fürsten und Völker; und das eben blieb aus. Der Sturz Rastislavs brachte einen Mann empor, den zwar die Legende sehr als Beschützer des beabsichtigten Neubaues verehrt aber nicht die Geschichte. Offen bleibt dabei immer die Frage, ob die Sache, wenn sich Cyrill nicht freiwillig dieser Bürde entzogen hätte, nicht zu früh gestorben wäre, nicht unter ihm zu einem besseren Gedeihen gelangt wäre? Nicht minder auch eine zweite, ob der Abzug der Brüder von Thessalonike aus Constantinopel nach Rom nicht in directem Causalzusammenhange mit dem römischen Concil (April 863) stand, das Photius und alle seine Genossen jeder geistlichen Würde verlustig erklärte <sup>2)</sup> und den durch kaiserlichen Terrorismus gestürzten Patriarchen von Constantinopel, Ignatius, als rechtmäßigen Patriarchen anerkannte?

Wir scheint es, daß beide Fragen sehr wohl erwogen werden dürften. Ihre Beantwortung mag das ohnehin zweifelhafte Ansehen mancher Legenden mindern, nicht aber die historische Bedeutung des „Philosophen Konstantinos“.

---

1) Wie Card. Hergenröther II, S. 36 die Sache so richtig auffaßte.

2) Hergenröther I. S. 52.



### §. 5. Methodios, Erzbischof von Mähren und Pannonien.

Man konnte sich kaum eine schwierigere Lage vorstellen, als die Methodos, den P. Adrian II. zum Erzbischofe von Mähren und Pannonien consecrirt hatte. Nicht blos deshalb, weil er bei seiner Rückkehr Herzog Rastislaw im offenen Kampfe mit K. Ludwig dem Deutschen fand, der zuletzt sich des Mährenfürsten bemächtigte und an seiner Stelle Swatopluk einsetzte. Seines Bruders beraubt, dessen moralisches Ansehen ihn selbst bisher gedeckt hatte, erschien Method als natürlicher Feind der bestehenden kirchlichen Ordnung. Er griff als Erzbischof von Mähren, das sich selbst nach Pannonien an die March, Donau und Gran erstreckte, in die Gerechtigkeit von Passau, als Erzbischof von Pannonien in die von Salzburg ein und erschien als Störer dessen, was seit mehr als 70 Jahren auf dieser Seite aufgebaut war. Der leitende Gedanke des Papstes war unzweifelhaft kein anderer als ihn zum Erzbischof der Slaven zu machen, ohne ihm vorderhand sei es Laureacum, sei es Sirmium zum Wohnsitz zu bestimmen, die ja beide zerstört waren; daher auch die Empfehlungen an verschiedene slavische Fürsten, die er erhielt. Er befand sich als Erzbischof auf altem Grund und Boden des hl. Petrus, die deutschen Bischöfe auf Grund und Boden des ostfränkischen Reiches, den Slaven abgerungenen oder ihnen nur zugestandenen Besitzes, und ihrer nach dem Osten in's Unbestimmte reichenden Diöcesen. Ob Methodius, der nun die zu Diaconen geweihten Schüler mitbrachte, die ihm nach Rom gefolgt waren, jetzt slavischen Gottesdienst einführte oder nicht; der Conflict bestand bereits in seiner Person als Erzbischof und war somit unvermeidlich, ob er den slavischen Gottesdienst hielt oder nicht. Die slavischen Fürsten, an die er empfohlen war, konnten ihn nicht schützen, wenn er sich auf dem deutschen Reichsboden befand — der Sturz des Rastislaw 870 führte auch den Seinen herbei. Den Bischöfen der Salzburger Erzdiöcese wollte es nicht eingehen, daß ihre ganze Thätigkeit auf slavischem Boden ungiltig sei. Der Gedanke mußte um so ferner liegen, als der lateinische Gottesdienst wohl factisch dem neuen slavischen weichen konnte, aber nirgends gesetzlich aufgehoben ward. Aber diese Frage trat in den Hintergrund vor der Rechtsfrage, bei welcher K. Ludwig selbst theilhaftig war. So entstand nun jenes gerichtliche Verfahren, bei welchem Method sei es als Gefangener, sei es freiwillig zur Rechtfertigung vor dem Könige und dem Salzburger Episcopate<sup>1)</sup> gezogen wurde und wobei er weder persönlicher Mißhandlung

1) Martinovic S. J. St. Méthode apôtre du Slaves et les lettres des souverains pontifes conservées au british Museum. (Revue des questions hist. 1880. 1 Bd.)



noch zuletzt harter Gefangenschaft<sup>1)</sup> entging. Die Bischöfe behandelten ihn als Eindringling, wandten sich mit einer Klageschrift an den Papst, ihre Rechte zu vertheidigen und ihre fruchtbaren Bemühungen um die Bekehrung der Slaven darzulegen. Aber auch Method fand Gelegenheit eine Rechtfertigung seines Benehmens nach Rom gelangen zu lassen und nun erfolgte, was vielleicht besser gleich anfänglich am Plage gewesen wäre, die Sendung des Bischofs Paul von Ancona, den Streit als päpstlicher Legat zu schlichten. Method wurde nach 3 Jahren<sup>2)</sup> in Freiheit gesetzt, die über ihn verhängte Absezung aufgehoben, die Bischöfe von Freising und Passau, welche am stärksten gegen ihn aufgetreten, wurden für so lange Zeit suspendirt, als Method im Gefängniß zugebracht, die neue Erzdiöcese wurde als dem römischen Stuhle unmittelbar unterstehend bezeichnet, Method zu Swatopluk geleitet.

Die ersten 3 Jahre der erzbischöflichen Wirksamkeit Methuds, in welche Zeit Balachy unbegreiflicher Weise die Taufe des Böhmenherzogs Borivoj versetzte (871), verstrichen also theils in den unerquicklichsten Conflicten, theils im Gefängnisse. Unterdessen starb P. Adrian II, Nov. oder Dec. 872, und sein am 14. December geweihter Nachfolger, P. Johann VIII., bestand zwar auf dem Anrecht des römischen Stuhles an Pannonien-Mähren, ließ aber die Frage über die Residenz des neuen Erzbischofes unentschieden — weshalb wieder von Welehrad gar keine Rede sein kann,<sup>3)</sup> sondern verbot ihm auch geradezu, durch einen ihm durch Bischof Paul zugekommenen Erlaß, die Messe in lingua barbara das heißt, in slavischer Sprache zu celebriren. Da sich der Papst in seinem spätern Schreiben vom 14. Juni 879 hierauf ganz bestimmt bezieht,<sup>4)</sup> kann darüber kein Zweifel obwalten, wenn auch, wie Ginzel in seiner sehr fleißigen Monographie auseinandersetzt, Methud fortfuhr, die Messe slavisch zu halten?! Der neue Papst nahm die Ordnung der slavischen Verhältnisse selbst in seine Hände, hielt im J. 874 eine Synode in Ravenna, wobei er der slavischen Unsitte, nach Belieben die eingegangene Ehe zu trennen und andere Frauen zu

1) colaphis caedentes heißt es von den Bischöfen. Selbst noch ärgeres geschah.

2) Siehe die Instruction an den Legaten Paul. Höfler, die Epochen der slavischen Geschichte. Wien 1881. S. 44.

3) Ausdrücklich sagt auch Cardinal Hergenröther II. S. 616 der Sprengel Methuds habe noch keinen bestimmten Metropolitansitz gehabt, weshalb er sich hauptsächlich in dem Gebiete des Kozel aufhielt.

4) prohibuimus te in barbara h. c. selavina lingua, sacra missarum solemniam celebrare.



nehmen,<sup>1)</sup> auf das Schärffte tadelt, an den „Grafen Rocel“ schrieb und diejenigen, welche davon nicht abließen, mit dem Banne belegte. Es gelang ihm den Ausgleich mit K. Karlmann zu treffen und das neue Erzbisthum dem römischen Stuhle zu vindiciren. Damit war die eine Controverse beseitigt und handelte es sich nur mehr um das Maß des Gebrauches der slavischen Sprache bei dem Gottesdienst in Mähren-Pannonien. Die Thätigkeit Papst Johannis VIII. war vorzugsweise den orientalischen Angelegenheiten, den Conflicten mit Photius, und der Bekehrung der Bulgaren und Kroaten, der Serben und Dalmatiner zugewandt.<sup>2)</sup> Aber in Betreff Methuds war ein neuer Conflict ausgebrochen, nachdem ihm bereits gestattet worden war, in dem, dem Papst zurückgegebenen Erzbisthum Pannonien nach altem Brauche alle bischöflichen Amtsverrichtungen ungehindert auszuüben. Seitdem erfolgten erst weitere Klagen über seine Rechtgläubigkeit und machte sich der Mährenfürst Swatopluk, der seinen Oheim Rastislav entthront hatte, selbst zum Organe der deshalb erhobenen Klage, so daß Papst Johann den Erzbischof aufforderte, ungesäumt zu seiner Rechtfertigung nach Rom zu kommen. Ihn begleitete einer der Getreuen Swatopluks, der dem Papste seine und seines Volkes Begierde ausdrücken ließ, wie seine Vorfahren dem hl. Petrus — und nicht der deutschen Kirche — unterworfen zu sein. Der Schwabe Wiching, gleichfalls nach Rom gesandt, sollte bei dieser Gelegenheit zum Bischofe von Neitra consecrirt werden. Er war selbstverständlich Vertreter des lateinischen Ritus.

So wurde denn in Rom unmittelbar die Frage über die Rechtgläubigkeit Methods auf einer Synode untersucht, der Erzbischof schließlich als vollkommen rechtgläubig in seiner Würde bestätigt und der Entscheid dem Mährenfürsten kundgegeben, Methud aber in vollster Anerkennung, daß die wider ihn erhobenen Anklagen ungegründet seien, zur weiteren Amtsführung zurückgesandt.

Hatte P. Johann erst dem Erzbischofe sein Mißfallen ausgedrückt, daß er die Messe in slavischer Sprache statt in lateinischer oder griechischer sänge, da ihm nur Predigt und Volksunterricht slavisch zu halten gestattet sei, es aber bei dem Erstaunen darüber bewenden gelassen, daß er höre, er predige dem Volke Irrlehren, und gleichzeitig (14. Juni 879) Swatopluk

---

1) Sie war noch im XI. Jahrhunderte nicht ausgerottet, weshalb Bischof Severus den Böhmen sagte: *vestra connubia quae hactenus habuistis ut lupanaria brutis animalibus communia, a modo sint privata.* Cosmas.

2) Bergentröther II. S. 604 ff.



die Mittheilung von der an Methodus erfolgten Citation nach Rom gemacht, so enthält das päpstliche Schreiben ein Jahr später (Juni 880) die vollste Rechtfertigung des, sei es von deutscher, sei es von slavischer Seite unrechtmäßig Angeklagten.<sup>1)</sup>

Die oberstrichterliche Entscheidung, die Swatopluk von P. Johann selbst mitgetheilt wurde, beruhte in Folgendem:<sup>2)</sup>

Erstens wurde den Mährern aufgetragen den Erzbischof, der sich in Allem rechtgläubig erwiesen, als ihren rechtmäßigen Oberhirten zu ehren, der die Sorge für alle geistlichen Dinge habe.

Zweitens weihte der Papst nicht blos Wiching zum Bischofe, sondern sollte auch noch der Erzbischof einen zweiten (Priester oder Diacon) nach Rom senden, den der Papst zum Bischofe consecriren würde. Mit diesen zweien vom Papste consecrirten Bischöfen sollte nachher für geeignete Orte der Erzbischof andere Bischöfe ordiniren. Alle Priester, Diaconen, Cleriker, Slaven oder Nichtslaven innerhalb der neuen Kirchenprovinz sollten sämmtlich dem Erzbischofe gehorchen, diejenigen, die ein Schisma herbeiführen wollten, seien gemäß der dem Erzbischof mitgegebenen Bestimmungen (*capitulis*) geradezu auszuweisen.<sup>3)</sup>

Der Sinn dieses zweiten Punktes war klar. Der Erzbischof und seine 2 Suffragane wurden in Rom und nicht in Deutschland ordinirt. Sie ordiniren dann für neue Bisthümer neue Bischöfe. Die ganze Kirchenprovinz untersteht dem Papste, Deutsche oder Slaven, Lateiner oder Nichtlateiner, die neue, von Salzburg und dem deutschen Reiche völlig getrennte Erzdiöcese ist aufgerichtet und ihre Einrichtungen trennen sie davon „für ewige Zeiten“.

3. Die slavistische Schrift und Bücher Constantins — und das wird als das Missionswerk des einstigen Philosophen von dem Papste bezeichnet — *litterae slavinae a Constantino quondam philosopho*

- 
- 1) Mir will es bedünken, daß die Anlagenschrift der deutschen Bischöfe dem früheren Conflict angehöre und es jetzt sich nur um die Swatopluk's handelte, beide nicht verwechselt werden dürfen.
  - 2) Einzel codex S. 59. Ueber den dogmatischen Theil der Controverse möge man die gründliche Erörterung des Card. Hergenröther II. S. 623 ff. nachsehen.
  - 3) Dieser letzte Spruch wiederholt sich, aber offenbar nicht zu Gunsten Methodus in dem P. Stephan VI. zugeschriebenen (apocryphen) Erlasse. Von einem erzbischöflichen Sitze ist auch jetzt keine Rede, noch viel weniger von Böhmen, das ja nie zum römischen Patriarchate gehört hatte.



repertae — in welchen Gottes Lob ertöne, werden gut geheißten, da es nicht bloß in 3 Sprachen, sondern in allen Zungen gepriesen werden solle.<sup>1)</sup>

4. Weder im Glauben noch in der christlichen Lehre ist etwas dagegen, in der slavischen Sprache Messen zu singen, das heilige Evangelium oder die Sectionen des alten oder neuen Testaments, wenn sie nur gut übersezt und erklärt würden, zu lesen (psallere) oder die Horen zu halten.

5. Die Abhaltung des slavischen Gottesdienstes war jedoch nicht etwa geboten, sondern nur gestattet, Swatopluk aber und seinen Richtern (judicibus tuis) durchaus freigegeben, wenn ihnen die lateinischen Messen besser gefielen, sie sich in lateinischer Sprache halten zu lassen.

6. War durch letzteres klar geworden, daß der slavische Gottesdienst unmöglich ein Bedürfniß des mährischen Volkes sein konnte, wenn der Herzog, dessen weites Gebiet euphemistisch als ein Großreich (imperium) und der selbst als König bezeichnet wurde, und seine Vornehmen, die Richter des Volkes, keine Begierde darnach hatten, so gesellte sich zur Erlaubniß der slavischen Messen noch eine besondere Bedingung. Es sollte in allen Kirchen, wo diese gesungen würden, das Evangelium zuerst in lateinischer Sprache und dann für diejenigen, die es nicht verstanden, slavisch gelesen werden. Der Zweck war klar. Niemand sollte glauben, daß er, wenn er dem slavischen Gottesdienste beimohne, deshalb aufhöre, der lateinischen Kirche anzugehören.

P. Johann VIII. erteilte im Juni 880 seine Zustimmung zu einem Experimente, das glücken, aber auch mißglücken konnte. Vorderhand war Gines erreicht. Die neue Erzdiöcese mit ihren nach Bedürfniß zu vervielfältigenden Bisthümern war kirchlich vom fränkischen Reiche getrennt und wenn Swatopluk der rechte Mann war, so konnte sich auf dieser Basis auch ein vom deutschen Reiche ganz unabhängiges selbständiges Reich erheben. Wenn später der römische Stuhl dem Kroatenfürsten eine Königskrone sandte, der Maghare Stephan durch P. Sylvester eine Königskrone erlangte, von dem Polenkönige nicht zu reden, warum sollte nicht auch in dem vom deutschen Reiche kirchlich getrennten Mähren, sobald auf diesen Grund auch die politische Trennung siegreich erfolgt war, eine päpstliche Königskrone das Gebäude krönen? Ist doch bereits von König Swatopluk die Rede. Nun hatte aber die neue Organisation der slavischen Kirche von Anfang den Nachtheil, daß sie im Gegensatze zu dem fürstlichen Cultus

---

1) Damit war das oben erwähnte carolingische Capitular von dem Papst sanctionirt. Was die Legende Cyrill in den Mund gelegt, erweist sich umgekehrt als päpstlicher Ausspruch.



der Karolinger war, den auch unter den Slaven herrschenden Traditionen des großen Karl und seinen Nachfolgern nicht entsprach. Der lateinische Ritus war der Ritus des königlichen und kaiserlichen Hofes und wer es diesem gleich thun wollte, durfte nicht zu dem Volksritus herabsteigen, den Method einführte. Dieses Moment, das so ganz übersehen wird, war von großer Bedeutung und diese nahm noch durch den Umstand zu, daß ja im Schoße des neuen Episcopates keine Einheit war. Der Bischof von Neitra blieb bei dem lateinischen Ritus, Swatopluk und seine Richter wie es scheint, nicht minder und der slavische Gottesdienst litt durch die lateinische Verkündigung des Evangeliums, welche auf einen höher berechtigten Ritus hinwies, vor dem sich der slavische beugen mußte.

Die Bischöfe des Salzburger Sprengels schienen aber die dem ostfränkischen Reiche aus diesen Verfügungen drohende Gefahr wohl erkannt zu haben und hielten um so fester daran, daß „die Slaven im Osten“ Theile des deutschen Reiches seien. Die Tschechen aber arbeiteten ihnen in dieser Beziehung im J. 895 selbst in die Hände.

Wenn nun von allen Forschern darauf hingewiesen wird, daß erst der Streit mit dem deutschen Episcopate, der die erste Zeit der Wirksamkeit Methods nach seiner ersten Rückkehr aus Rom 869—873 erfüllte, dann der erneute Streit und zwar um seine Rechtgläubigkeit und die Bedingungen und Cautelen des slavischen Gottesdienstes, die eine zweite Reise nach Rom 879—880 zur Folge hatten; endlich die großen Kriege Rastislavs und Swatopluks mit dem ostfränkischen Reiche eine ununterbrochene und gesegnete Thätigkeit Methods in Mähren nicht aufkommen ließen, so steht doch die Thatsache fest, daß seine Wirksamkeit unter den Kroaten und den Slaven am Küstenlande ungleich größer gewesen sein muß, da ihre Spuren noch heutigen Tages sichtbar sind. Wir können bei dem Mangel an Quellen auch hier die Jahre nicht angeben, wohl aber mit Bestimmtheit sagen, daß für eine Wirksamkeit nach dem Norden über Mähren hinaus in dem Rahmen der Chronologie kein Raum vorhanden ist, sondern im Gegentheile Pflicht und Beruf ihn stets nach dem Süden drängten, wo keine Conflict fanden. Und wenn nichts desto weniger auf angebliche Gründungen Methods in Mähren in den Jahren nach 873 hingewiesen wird, so muß ich schon hier mich auf das Zeugniß des gelehrten Abtes Dudik berufen, der geradezu sagt, daß, aus den elf Jahren von 874—885, in welche seine größte Wirksamkeit als Erzbischof fallen mußte und fiel, <sup>1)</sup> nicht ein einziges

1) Allg. Geschichte Mährens I. p. 227 Ginzels Darstellung S. 89 n. 14, 15 läßt sich dagegen nicht behaupten.



bewährtes Zeugniß seiner kirchlichen Thätigkeit auf unsere Zeit kam.

Wir wissen nicht, was er in dieser Zeit in Mähren, nicht was er in Pannonien that,<sup>1)</sup> geschweige, daß er, wie eine Legende sagt, nach Constantinopel ging.<sup>2)</sup> Da ist dann freilich ein weites Feld eröffnet für Hypothesen aller Art und wenn ihn nichtsdestoweniger Historiker nach Belieben dahin oder dorthin reisen lassen, so mögen sie ihm auch die Fahrgelegenheiten zahlen! Es ist eine Nachricht vorhanden, daß er zuletzt aus Karentanien vertrieben, sich nach Mähren wandte.<sup>3)</sup> Wir kennen aber so wenig als den Namen seines bischöflichen Sitzes so den des Ortes, wo er starb, wohl aber, daß der Haß der deutschen Bischöfe, welche in ihm die Ursache erblickten, warum der mährische und pannonische Theil ihrer Sprengel ihnen entzogen wurde, mit den Jahren eher zu als abnahm. Es war ihm nicht gelungen, in seiner Erzdiocese den slavischen Ritus zum herrschenden, zum einzigen zu erheben; er hatte weder Pannonien noch viel weniger Mähren kirchlich geeinigt, im Gegentheile es war ein Dualismus geschaffen, der das von Konstantin wie von ihm begonnene Werk schon bei seinen Lebzeiten untergrub. Wieder ist es ein Brief P. Johannis VIII., der uns hierüber belehrt (23. März 881).<sup>4)</sup> Es ist ein Trostschreiben über die Widerwärtigkeiten, die den Erzbischof betroffen und von welchen dieser dem Papste Mittheilung gemacht hatte. Es enthält zugleich die Erklärung, daß der Papst an den Fürsten Swatopluk keine anderen Briefe geschrieben habe als jene, in welchen er ihn der Rechtgläubigkeit des Erzbischofs versicherte und ebenso wenig habe er dem Bischöfe (Wiching?), von dem Method geschrieben, offen oder in geheim einen Auftrag gegeben, geschweige ihm den Schwur (des Stillschweigens) abgenommen. Der Erzbischof möge daher jedes Bedenken aufgeben. Was aber die großen Vergehen betreffe, welche gegen ihn stattgefunden und die der ungenannte Bischof sich gegen sein Amt erlaubt, so werde der Papst, sobald Method (nach Rom) zurückgekehrt sei, beide Theile vernehmen und die Sache so gut zu Ende führen, daß fremde Verwegenheit dem Gerichte nicht entgehe. Der Brief, der schließlich den Erzbischof tröstet, wirft ein Licht auf Zer-

- 
- 1) Wann soll er aber in Pannonien gewesen sein, wenn nicht in dieser Zeit?!
  - 2) Auch die Vollendung der Bibelübersetzung wird ihm zugeschrieben. Je weniger man Sicheres von ihm weiß, desto mehr bemühte sich die griechische Legende des hl. Clemens ihm Thaten anzudichten.
  - 3) Tandem fugatus a Karentanis partibus intravit Moraviam ibique quievit. De conversione Carentanorum.
  - 4) Codex p. 62.



würfnisse, die er mehr andeutet als erörtert, die aber eine neue Romreise benöthigten. Es ist das letzte echte Document, das wir über die Wirksamkeit Methods besitzen. P. Johann starb 882, zwei Jahre später sein Nachfolger Marinus und nun ward wohl von Stefan VI., der auf Marinus folgte, ein Schreiben an den König Zwentopolk bekannt gemacht, in welchem Method des Aberglaubens und der Streitsucht, ja selbst des Meineides beschuldigt wird, da er über dem Körper des heil. Petrus geschworen, Messe und Gottesdienst nicht in slavischer Sprache zu halten und doch es thue. Wicking habe sich, obwohl von Method mit dem Anathem belegt, in Rom gerechtfertigt. Der Papst befiehlt endlich dem König Swatopluk die ungehorsamen und Aergerniß gebenden aus seinem Reiche zu vertreiben.

Gerade das letztere dürfte abgesehen von den vielen Gründen, die der gelehrte Verfasser des Lebens des Patriarchen Photius als Beweise der Unechtheit dieses Schreibens P. Stephans anführte, später zur Rechtfertigung des gewaltsamen Vorgehens gegen die Schüler Methods dienen, die 200 an der Zahl Swatopluk nach dem Tode des Erzbischofes aus Mähren vertrieb. Die unverholene feindselige Haltung Swatoplufs, der, weit entfernt dem großartigen Plane Adrians II. gemäß, dem slavischen Interesse, Vorschub zu leisten, dem lateinischen Ritus der ostfränkischen Könige huldigte, war nicht geeignet, Method den Aufenthalt in einer Herzogsburg genehm zu machen, in welcher die slavische Sprache nur zur Erbauung einfältiger Leute gebraucht werden sollte.<sup>1)</sup> Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Hauptkirche, in welcher er starb, die einst von Salzburger Handwerkern in der Sumpfstadt erbaut war, er hier am 6. Juli 885 sein Leben beschloß. Sein Werk endigte in Mähren mit ihm. Seine Schüler zerstreuten sich;<sup>2)</sup> die nach Bulgarien flüchteten, verfielen dem Schisma. Mähren selbst, anstatt der Mittelpunkt einer großen christlichen Slavenmacht, ein slavischer Zwischenstaat zwischen dem ostfränkischen und römischen Reiche zu werden, ging im Magyarensturme wie in einer Versenkung unter. Die Bestrebungen des römischen Stuhles, das Erzbisthum aufrecht zu erhalten — aber nicht Gorazds, dem von Method zum Nachfolger bezeichneten, die erzbischöfliche Würde zukommen zu lassen, fanden, als Volk und Reich verschwanden, keine Basis mehr; im Anfange des X. Jahrhunderts gab es auch in ganz

1) Ad simplicis populi et non intelligentis aedificationem. Angebliches Schreiben P. Stephans VI.

2) Daß Einzelne auch nach Böhmen kamen, wird Niemand bestreiten wollen. Gerade jetzt wäre der richtige Moment gewesen, wenn Method der eigentliche Begründer des Christenthums in Böhmen gewesen wäre, einen seiner Schüler zum Bischofe zu erhalten. Aber auch hievon keine Spur.



Pannonien nicht eine christliche Kirche mehr. Das Andenken Methods ward nur noch in Bulgarien gefeiert, wohin sich seine Schüler gewendet. Es dauerte nicht lange und es hieß in Dalmatien, er habe die gothischen Buchstaben erfunden. Er habe viel Lügenhaftes in slavischer Sprache geschrieben, er sei ein Häretiker. Jahrhunderte verstrichen, ohne daß man seiner gedachte. Er verdiente ein besseres Schicksal.

### §. 6. Methodios oder Emmeran von Regensburg.

Die Traditionen der mährischen Fürsten knüpften an eine Zeit an, in welcher ihr Land, das ja nach Pannonien reichte, dem römischen Stuhle oder wie sie sich ausdrückten, dem hl. Petrus unterworfen war. Diese Traditionen, an welchen die Päpste festhielten, führten, wie wir gesehen haben, zu der Begründung eines eigenen Erzbisthums Mähren-Pannonien und zur Trennung dieser Länder von dem Erzbisthume Salzburg; wie wir gleichfalls gesehen haben, zu einem Conflict mit dem lateinischen Ritus des ostfränkischen Reiches, bei welchem sich der mächtigste Fürst der Mähren auf die Seite der Gegner seines Erzbischofes stellte.

Die Traditionen der Mähren waren aber nicht die Traditionen der Boemannen d. h. der verschiedenen Stämme derselben, deren Namen und Wohnsitze noch 1086 urkundlich unterschieden werden. Unter ihnen findet sich keine Spur von ähnlichen Traditionen vor. Wohl aber heißt es, als es sich um die Begründung eines eigenen Bisthums handelt, und das Kloster S. Georg für Benedictinerinnen begründet wurde, das solle nicht geschehen nach dem Ritus oder der Secte des bulgarischen oder russischen Volkes oder der slavischen Sprache.<sup>1)</sup> Nicht blos, daß sich der Name des Abtes Emmeran in Böhmen vorfindet, Boleslav I. läßt sogar seinen Sohn Strachtwas in der Abtei des hl. Emmeran in Regensburg erziehen und wenn der im Jahre 1125 verstorbene Chronist Cosmas von Prag von der Taufe der 14 böhmischen Herzoge in Regensburg nichts berichtet, so ist dies nur ein neuer Beweis der vielfachen Unzuverlässigkeit jenes Schriftstellers des XII. Jahrhunderts, dem von Franz Palacký, in dessen erster und bester Schrift, der Würdigung der alten böhmischen Geschichtschreiber, eine so herbe Zurechtweisung sowohl in Betreff dessen was er verschwieg, als was er sagte, zu Theil geworden ist.

Nichtsdestoweniger soll eine Angabe eben dieses so unzuverlässigen Chronisten des XII. Jahrhunderts, der 240 Jahre nach Method starb, nicht blos allgemeine Geltung verdienen, sondern auch die Ansicht be-

1) Cosmas ad a. 967.



stätigen, daß Method der eigentliche Begründer des Christenthums in Böhmen gewesen sei.

Sie ist uns in zweifacher Form, jedesmal zum Jahre 894 überliefert. Einmal versichert Cosmas, es sei in diesem Jahre S. Borivoy getauft worden (anno dominicae incarnationis 894 Boriwoy baptizatus est primus dux (Boemorum) sanctae fidei catholicae, was ein Cosmas ganz gut sagen konnte, da er von den Vorgängen des J. 845 absolut nichts weiß oder nichts sagen wollte. Dabei ist ihm aber die Unannehmlichkeit widerfahren, das Jahr 894 anzugeben, in welchem Borivoy nicht mehr lebte, wodurch von selbst die Nachricht sich als irrig und unzuverlässig darstellt. Das hindert aber Cosmas nicht, nochmal auf die Sache zurückzukommen und wieder zum Jahre 894 anzugeben, Borivoy sei in diesem Jahre von dem ehrwürdigen Bischof Method in Mähren getauft worden. (Hostivit genuit Boriwoy qui primus dux baptizatus est a venerabili Metodio episcopo in Moravia 894.) Nicht genug also, daß Borivoy damals nicht mehr lebte, auch Method, nicht Bischof, sondern Erzbischof, war damals und zwar seit 9 Jahren todt; ein Beweis der Leichtfertigkeit oder Unwissenheit des Cosmas, die alles Maß übersteigt. Ein Todter hätte somit einen Todten getauft. Aber das bringt Cosmas in keine Verlegenheit. Er könnte Näheres berichten, will es aber nicht, weil es schon von Andern berichtet worden wie das Christenthum in Böhmen zugenommen. Ausdrücklich aber sagt er, die Taufe sei geschehen in der Zeit Kaiser Arnulfs<sup>1)</sup> und des Mährenkönigs Swatopolk 894. Es war nun bisher das erste Erforderniß historischer Kritik, namentlich bei Angaben, die sich nur bei einem einzigen und späteren Schriftsteller vorfinden, sich in Betreff der Zuverlässigkeit des Gewährsmannes, ob er Zeitgenosse war, welchen Glauben er verdiene, ins Reine zu setzen; nicht minder die Angabe der Zeit, des Ortes und der Personen zu erörtern. Nun wird Cosmas gerade von denjenigen, welche ihm in Betreff der widerspruchsvollen Angabe folgen zu müssen glauben, als höchst unzuverlässig bezeichnet und während er selbst die Zeit Kaiser Arnulfs und des Königs Swatopluk angab, vereinigen sich die Commentatoren beinahe sämmtlich darin, daß dieses zum J. 894 erzählte angebliche Factum, wenn überhaupt, in einem anderen Jahre statt gefunden haben müsse; Wir haben aber mindestens 10 verschiedene Hypothesen in Betreff des Jahres, wobei die Commentatoren nicht bemerkt zu haben schienen, wie sehr sie die Glaubwürdigkeit der Angabe selbst untergraben, wenn sie die zum J. 894 und unter Kaiser Arnulf und König Swa-

1) Arnulf wurde aber erst am 27. Febr. 896 Kaiser.



topluk angeführte Thatsache als so absolut unmöglich, in ein anderes Jahr versetzen, selbst aber sich dabei in zehn, wo nicht in mehrere Widersprüche verwickeln. Die einfachste Kritik würde unter diesen Verhältnissen gar nichts Anderes verlangen, als die drei- und vierfach irrige Angabe eines späten und nachgewiesener Maßen unzuverlässigen Schriftstellers, welche für sich allein dasteht und in Betreff der Zeit und der angeführten Personen von allen Forschern zugegebene handgreifliche Irrthümer enthält, von keinem Zeitgenossen bestätigt wird, einfach als eine Fabel, als eine der vielen Unzuverlässigkeiten des Cosmas anzusehen und mit Stillschweigen zu begraben.

Leider haben ganz unwissenschaftliche Motive, auf welche näher einzugehen ich mich nicht berufen fühle, es gerathener erscheinen lassen, den Weg der Logik und der Kritik zu verlassen und einen anderen, höchst gewagten einzuschlagen, der von Hypothese zu Hypothese führend, mit jeder zu neuen Phantasiegebilden anwachsend, zuletzt aus dem Erzbischofe von Mähren und Bannonien geradezu einen Apostel Böhmens entstehen ließ, als ob die Doppeldiöcese, welche der römische Stuhl ihm genau angewiesen und die Zerwürfnisse, die daraus entstanden, ihm nicht hinreichende Beschäftigung gegeben und seinen Wirkungskreis nicht canonisch beschränkt hätten!

Der eigentliche Urheber dieser historischen Extravaganz, die jetzt zu einer Art von nationalem Evangelium geworden ist, ist aber derselbe Gelehrte, welcher am schärfsten die Unzuverlässigkeit des Cosmas hervorhob. Dieses sein eigenes wissenschaftliches Verdienst in Frage stellend, behauptet er nicht blos die Taufe Borimons als sichere Thatsache, sondern führt auch aus, daß „trotz dem Schweigen der ältesten Quellen es nicht zu bezweifeln sei, (?) daß Method selbst nach Böhmen kam — um das so glücklich begonnene Werk der Heidenbekehrung mit Wort und That zu fördern. Oder sollte der apostolische Mann, der den größten Theil seines Lebens in Reisen zur Verbreitung des Christenthums zubrachte, nur die kurze und gefahrlose Fahrt aus Mähren nach Böhmen gescheut haben, um sich des Gedeihens der von ihm selbst gepflanzten ersten Reime des Heiles bei einem zahlreichen Volke zu versichern?!“) Kurz vorher führte derselbe Gelehrte an, daß seit 845 ein großer Theil der Tschechen und darunter einige der mächtigsten Fürsten des Landes das Christenthum angenommen hatten. Diese Bekehrung fand jedoch unabhängig von Method und jedenfalls lange vor einer seiner imaginären Fahrten nach

1) Gesch. Böhmens I., S. 136. Vergl. Einzel. S. 36 n.



Böhmen statt. Dann wird das Jahr 871 als die Epoche der Taufe Böhmens bezeichnet, was ganz unmöglich ist, und hinzugefügt: Ob der Taufact in Böhmen oder in Mähren stattgefunden habe — Cosmas sagt aber ausdrücklich in Moravia — muß unentschieden bleiben! Offenbar war es die nur anfänglich nicht klar genug ausgedrückte Meinung Palachys, daß Method damals zum ersten Male und später um sich zu überzeugen, ob der von ihm in Böhmen (!) ausgestreute Samen aufgegangen sei, zum zweiten Male nach Böhmen kam. Da aber die Quellen für das erste Mal so wenig vorhanden sind als für das zweite Mal, müssen wir eigentlich froh sein, daß der böhmische Historiograph nicht auch von einer dritten oder vierten Fahrt oder gar vom bleibenden Aufenthalte Methods in Böhmen berichtete! Das ist selbst noch etwas stärker als die Entdeckung von dem böhmischen Gegenpapste in den Tagen P. Innocenz IV., der auch so lange gläubig zugestimmt wurde, — in Prag, London und St. Petersburg, — bis ich in den Mittheilungen des deutsch-historischen Vereines<sup>1)</sup> bewiesen, daß der fragliche Gegenpapst in Bosnien aufgestellt worden war. Wundern wir uns, wenn, nachdem der Historiograph aus eigener Vollmacht, wo die Quellen schweigen, angibt, was sie hätten berichten sollen, und weil er es so für gut hält, annimmt und berichtet, die Epigonen — jedenfalls mit gleichem Rechte — Method zum eigentlichen Begründer des Christenthums in Böhmen erhoben?!

Man kann, wenn alle Regeln der Kritik beseitigt werden, sehr Eigenthümliches und selbst Widersinniges behaupten; aber man kann zuletzt der Kritik, für welche der Satz: er hat es gesagt, also muß es so sein, nicht gilt, doch nicht entgehen.

Viel vorsichtiger als der Historiograph Böhmens behandelte der von Mähren die heikelste Controverse, obwohl man gerade bei diesem (Abt Dudik) eher eine Vorliebe für die unbedingte Anerkennung der von Cosmas so seltsam zusammengestellten Angabe erwarten sollte. Er bezeichnet sie als ein zwar bestrittenes, aber noch nicht entkräftetes Factum,<sup>2)</sup> das er aber selbst in jene Zeit versetzt, aus welcher, wie er früher gestand, wir über Methods kirchlicher Thätigkeit auch nicht ein einziges bewährtes Zeugniß besitzen,<sup>3)</sup> zwischen 878 und 880.

„Obwohl er Kirchen und Altäre geweiht und für selbe Consecrationsbriefe verfaßt haben mußte, diese Kirchen und Altäre bestiftet und beschenkt

1) VII. Heft 5. 6. Höfler, Kritische Wanderungen durch die böhmische Geschichte I. Palachy's böhmischer Gegenpapst vom Jahre 1244.

2) S. 271.

3) S. 227.



„worden sein mußten, was Donationsurkunden verschiedener Art zur Folge  
„hatte, so besitzen wir nichts von Alle dem; selbst das populär  
„gewordene Factum, daß Böhmens Herzog Borivoy an Swatoplufs Hofe  
„(Cosmas sagt: in Moravia) durch Method getauft wurde, selbst  
„dieses Factum (?) unterliegt einigen, nicht ganz zu lösenden  
„Schwierigkeiten, ja sogar das Andenken an unseren heiligen  
„Apostel war bis zum XIV. Jahrh. in Mähren und Böhmen so  
„gut wie verschwunden.“ Er kommt dann in der Note I. S. 230 zum  
dritten Male auf diesen Gegenstand zurück und sagt: Daß überhaupt  
Borivoy durch den hl. Method getauft wurde, steht wohl mit Hinsicht auf  
Cosmas fest (d. h. behauptet Cosmas). „Die Hauptschwierigkeit beruht  
„aber in der Festsetzung der Zeit, wann die Taufe stattfand. Cosmas, die  
„älteste Quelle über dieses Factum (?), nimmt das Jahr 894 an, welches  
„jedoch, da damals weder Method noch Borivoy mehr am Leben waren,  
„gewiß unrichtig ist.“ Ich entscheide mich, fügt der gelehrte Historiograph  
Mährens hinzu — wenn überhaupt das ganze Factum zu-  
gegeben werden kann, für das Jahr 878—880. — Aber gerade in  
diesen Jahren befand sich Method theils in Rom theils in den größten  
Zerwürfnissen mit Swatopluf, an dessen Hofe angeblich — wie eine Legende  
meint — gleich nach dem Essen, ohne Unterricht und Vorbereitung, Method  
den Borivoy — natürlich erst 894, getauft haben soll!

Es ist unnöthig, ein Wort mehr darüber zu verlieren. Wer noch auf  
das Zeugniß des Cosmas die Taufe Borivoy's annimmt, wird kaum dem  
Verdicte entgehen können, daß er dadurch auf die Berechtigung verzichte, in  
strittigen historischen Dingen, wo Kritik und Logik allein entscheiden, gehört  
zu werden. Es sei mir gestattet, ehe ich fortfahre, hier einige Momente  
aus der Geschichte Regensburgs im IX. Jahrhunderte hervorzuhoben.

Wenn auch das ostfränkische Erzbisthum in Salzburg seinen Sitz  
hatte, so war der Mittelpunkt der politischen Bewegung der alte agilolfin-  
gische Herrsersitz Regensburg, nicht mehr eine herzogliche Residenz, sondern  
eine königliche, „ein Mittelpunkt, wie ihn die anderen Stämme enbehrten. 1)  
Hier baute K. Karls Enkel Ludwig der Deutsche eine Marienkapelle nach  
dem Muster der Achener; hier hielt er 861 eine Reichsversammlung, nahm er  
865 eine Reichstheilung vor. Hier erhielt schon früher der Slavenfürst Pribina  
seinen karentanischen Besiß (Zalavar) zum freien Eigenthum. Hier wurde  
selbst Erzbischof Theotmar von Salzburg 874 consecrirt. Barfuß zog K. Ludwig  
der Deutsche mit der Procession durch die Stadt zum Grabe des heiligen

1) Dümmler I. S. 21.



Emmeran. Frömmigkeit und Macht, antike Herrlichkeit und das königliche Ansehen der Karolinger vereinigten sich, Regensburg zur Metropole Ostdeutschlands zu machen, zum Mittelpunkte aller kriegerischen und friedlichen Bestrebungen, um auf die Slaven einzuwirken. Hieher kamen die zahlreichen Gesandtschaften slavischer Volksstämme, die den Karolingern Contingente zu ihren Römerzügen stellten.<sup>1)</sup> Feierte K. Arnulf daselbst Weihnachten, so kamen mit Ostfranken, Sachsen, Thüringen und Alemannen auch in großer Zahl Slaven hin.<sup>2)</sup> Hieher wurden die Siegeszeichen aus der großen Normanenschlacht an der Dyle<sup>3)</sup> 891 gebracht. Namentlich aber wuchs unter K. Arnulf die Verehrung des hl. Emmeran, dem der König 893 seine Rettung gegen Swatopluk zuschrieb.<sup>4)</sup> Hier erfuhr er, siegreich aus Italien zurückgekehrt, den Tod dieses seines mächtigen Feindes, den Bischof Wiching bereits verlassen hatte, um in K. Arnulfs Dienste zu treten. Wie in den Tagen Karls des Großen das fränkische Reich auf seinen Kaiser als den Hort des Glaubens blickte, schaute jetzt das Reich auf den „weisesten Fürsten“, den frommen Vertheidiger der Kirche, K. Arnulf, wie er auf der Synode von Tribur 895 hieß. Als Aspert Bischof von Regensburg und Kanzler K. Arnulfs starb, erlangte seinen Einfluß und seine Stellung der vertriebene Bischof Wiching von Neitra.<sup>5)</sup> Es ist dadurch ein weites Feld für historische Combinationen eröffnet. Wir beschränken uns auf die Thatsache hinzuweisen, daß, als K. Arnulf Mitte Juli 895 die Reichsversammlung zu Regensburg hielt, „aus Slavania alle Herzoge der Boemannen, welche einst Swatopluk aus der Verbindung und der Macht des Bajuarischen Volkes mit Gewalt herausgerissen, zu dem Könige kamen und sich diesem unterwarfen.“<sup>6)</sup> War, solange die Uebermacht Swatopluks über die tschechischen Herzoge dauerte, auch eine politische Trennung erfolgt, die kirchliche Eintracht mit Bajuarien bestand sicher seit 845 durch die Befehten selbst. Jetzt, ein Jahr nach der angeblichen Taufe Borimhos, 895 war sie vom ganzen Volke angenommen. Das Jahr 845 hatte über die christliche Zukunft Böhmens für immer entschieden.

1) J. B. 877 K. Karlmann.

2) Magna parte Slavorum. Ann. Fuld. 888.

3) 1. Nov. 891. In diesem Jahre erfolgte auch die große Feuersbrunst, die die Stadt in Asche legte.

4) Speciali tuo patrono Emmerammo pro gratiarum actione contulit totum palatii ornatum. Arnoldus de Emmeranno. Script. IV 551.

5) Dümmler, Gesch. II. S. 401.

6) Dümmler II. S. 411 macht hierbei aufmerksam, daß Palacky willkürlich den Namen des zweiten böhmischen Herzogs Wityla in Wrafastlav änderte (n. 58.)



Die Stellung des Bischofs von Regensburg war unter den wechselnden Verhältnissen immer die gleiche. Sie war eine gegebene, ob nun ein oder alle böhmischen Herzoge nach Regensburg zogen. Er war ostfränkischer Reichsbischof und schloß sich als solcher an die Proteste des Salzburger Erzbisthums an, in wie ferne das Reichsrecht durch päpstliche Verfügung gekränkt, die kirchliche Ordnung durch eine eingedrungene verletzt schien. Allein nirgends findet sich ein Protest gegen Eingriffe Methods in seine eigenen Diöcesanrechte, während der Bischof von Passau wiederholt Klage auf Klage stellt wegen Verletzung seiner Diöcesanrechte und daß seine Diöcese zuletzt fünffach getheilt werden sollte.

Man vergißt gänzlich, daß dieses Schweigen sehr beredt ist. Method hat sich in die böhmischen Diöcesanverhältnisse nicht eingemischt, er ist nicht nach Böhmen gekommen, er hat dem Bischofe von Regensburg in Betreff Böhmens keinen Grund zur Klage gegeben. Nur in Betreff der Rechtgläubigkeit des unbekanntenen Griechen und seines Eindringens in Mähren-Karentanien, in den Passauer und Salzburger Sprengel, schließt er sich an die Klagen seiner Mitbischöfe an.

Nun haben wir aber noch eine andere und sehr wichtige Frage zu beantworten. Wissen wir denn gar nichts von dem Unterrichte, den die Beheimer erhielten, ehe sie zur Taufe, sei es in Regensburg, sei es in ihrer Heimat zugelassen wurden? Welches war ihre Glaubens-, welches ihre Sittenlehre? Können wir darüber Aufschlüsse geben und weisen diese auf Method hin? Die Antwort ist entscheidend. Sie lautet: „alle unsere Traditionen, ob kirchliche, ob herzogliche und somit přemyslidische, weisen auf deutsche Glaubensboten, nicht eine auf Method hin.“ Wir besitzen aber in dieser Beziehung die unverwerflichsten Zeugnisse, die man freilich, wenn man es über sich bringen kann, ignoriren mag, die aber für wahrheitsliebende Leute überzeugend sprechen. — Das erste ist dem Homiliar des Prager Bischofs aus dem eilften Jahrhundert entnommen, das ich vor einem Vierteljahrhundert auffand und in den Sitzungsberichten der kais. Akademie 1861 besprach und das dann Dr. Hecht in Prag mit einem lehrreichen Commentar herausgab <sup>1)</sup> Die Quelle ist authentisch. Spricht sich der Bischof, welcher die Traditionen der Prager Kirche und des Christenthums in Böhmen sammelte und niederschrieb, für Method aus, so ist jede Discussion unnöthig und abgethan. Spricht er sich nicht für ihn aus, übergeht er ihn mit

1) Saec. XII. ist hiebei ein lapsus calami.



Stillschweigen, so ist die Wucht dieses Argumentes auch unwiderstehlich. Folgen wir ihm.

Das Homiliar enthält nun zwei für unsere Erörterung höchst merkwürdige Momente. Zuerst die Anleitung, wie bei der Befehrung der Tschechen verfahren werden sollte; was bei der Taufe abzuschwören, was zu glauben, was zu üben ist, die Glaubens- und die Sittenlehre für die Neubekehrten. Es ist das somit die Grundlage der Befehrung, das Symbolum, das im christlichen Böhmen angewendet wurde und zwar nicht etwa das der Apostel der Slaven, sonderu des hl. Bonifatius, des Apostels der Deutschen, wie Jedermann sich aus der Homilie mit der Ueberschrift: *ammonitio sive praedicatio S. Bonifacii episcopi de abrenuntiatione baptismatis* — der Absagung bei der Taufe — überzeugen kann.<sup>1)</sup>

Nicht ein Formular Methods, nicht die Glaubens- oder Sittenlehre der Thessalonicenser wurde in Böhmen zu Grunde gelegt, sondern die im ostfränkischen Reiche angenommene Anweisung des heiligen Bonifatius, darnach wurden die Tschechen getauft. Das zweite ist folgendes:

Wir haben wiederholt auf die Bedeutung der Abtei St. Emmeran in Regensburg hingewiesen. Hier ist der Ort, um anzuführen, daß statt Method's der im J. 652 als Märtyrer verstorbene Bischof Emmeran in der Prager bischöflichen Kirche als Patron Böhmens, als heiligster Vater<sup>2)</sup> und Fürsprecher, als unser Emmeran bezeichnet und verehrt wurde. Er war ein Zeitgenosse des Wendenkönigs Samo (des Franken) und befand sich eben auf der Fahrt zu den Avarn, um diesen das Christenthum zu predigen, als Herzog Theodo I. von Bajuarien — der Agilolfinger — zur Befehrung der Heiden ihn in Regensburg zurückhielt. Man kann freilich versuchen, auch die in der Prager Kirche gebrauchten Ausdrücke: *Sanctissimus pater et protector noster, praeclarus et pius praedicator etc.*, der herrliche und fromme Verkündiger des Wortes Gottes, der uns von den Irthümern des Heidenthums wegzuführen sich gewürdigt hat — auch so lange zu deuteln und zu düpfeln, bis das Entgegengesetzte herauskommt. — So lange aber noch eine Wahrheitsliebe vorhanden ist, man der wissenschaftlichen Kritik nicht ganz entsagt, bleibt die Thatsache unanfechtbar, daß die Prager Kirche und die Prager Bischöfe den hl. Emmeran als den Verkündiger des Christenthums, als den Patron und Protector Böhmens verehrten und nicht Method.

---

1) *Haec est fides quae paucis verbis tenenda in symbolo novellis christianis datur.* S. 66.

2) S. 50.



Dazu gesellt sich aber noch ein schwerwiegendes Moment.

Das herzoglich přemyslidsche Kloster St. Georg auf dem Gradschin, welches nach seinen ältesten Aufzeichnungen den Vater des hl. Wenzel als fundator primus canonicorum et matronarum hujus ecclesiae und Boleslaw den Frommen als zweiten Fundator anführt<sup>1)</sup>, gewährt ganz überraschende Aufschlüsse über diejenigen Heiligen, die von Seiten der herzoglichen Familie verehrt wurden. Da möchte man doch vor Allem vermuthen, daß in den Calendarien, welche handschriftlich auf uns kamen, in den Codices, die sich auf die Aebtissin Kunigundis, † 1321, die Tochter Ottafars II., beziehen, irgend eine Andeutung in Betreff Methods und Cyrills, namentlich in Betreff der Taufe Borivons durch Method vorkomme. Die hl. Ludmilla und ihre translatio ist erwähnt, der hl. Wenzel, Adalbert und Prokop. Erst ganz spät hat eine Hand des XVI. Jahrhunderts mit unverkennbaren Zügen dieser Zeit und einer ganz anderen Tinte Cyrill und Method hineingekl. Mit den unverkennbaren alten und gleichmäßigen Zügen der früheren Jahrhunderte finden sich aber im Calendar, sowie in den älteren Litaniën fast alle Heiligen aufgezeichnet, die sich an dem großen Missionswerke des VIII. und IX. Jahrhunderts, ja auch noch der früheren Zeit betheiligte, an ihrer Spitze S. Emeranus episcopus et martyr, Sanctus Bonifacius und zwar letzter einmal für sich und ein zweitesmal mit seinen von den Friesen erschlagenen Gefährten. Noch mehr. Er folgt in den Litaniën, welche durch ihre große Einfachheit ihr hohes Alter bekrunden, unmittelbar nach den ersten Päpsten Linus, Cletus und Clemens; der hl. Emeranus gleich nach Sixtus, Cornelius, Cyprianus und Blasius, und das ihm gewidmete Gebet war dasselbe wie das zum hl. Clemens, dessen Cultus unabhängig von Cyrill oder Method dasteht, und auch der späteste unter den Codices S. Georgii enthält noch die ganze Oratio an ihn und die Worte, die er sterbend geäußert.<sup>2)</sup> Es ist merkwürdig, daß noch Niemand aufmerksam machte, welcher eigenthümlicher Eindruck hervorgerufen wird, wenn am Grabe der hl. Ludmilla, die auf Befehl ihrer Schwiegertochter Drahomira ihr Leben verlor, Jahr für Jahr und Tag für Tag der ganze Verein deutscher Heiliger angerufen wurde, Martin von Tours und Gotthart von Altaich, Willibald von Eichstätt, Kilian von Würzburg, Magnus von Füssen, Corbinian von Freising, der Bischof und Märtyrer Emmeran von Regensburg, Bonifatius ohnehin, Wolfgang von Regensburg und Pirmin (episcopus et confessor), der Freund und

1) Cod. Univ Prag. XII. D. und XII G. 20.

2) De. S. Emerano oratio et de S. Clemente.



Meister Wynfriths, Willibröt der Apostel der Friesen, die Abte Dthmar und Columban, Gangolf, dessen Andenken in der Tvr, der slavischen Vorstadt Bamberg's (der Turstadt), noch heutigen Tags verehrt wird, und St. Valentin, Ulrich der Bischof von Augsburg und St. Goar von Cöln, Rupert von Salzburg, St. Gallus und die hl. Afra von Augsburg wie die alemannische Odilia und Walpurgis von Eichstätt. In dem einen Codex, dessen Anfang in das XII. Jahrhundert reicht, fanden sich zu den ersten 9 Psalmen altdeutsche Glossen von zierlicher, ich möchte glauben, weiblicher Hand <sup>1)</sup>

Es sind hier zwei christliche Weltalter miteinander verknüpft, das urchristliche apostolische mit Kirchenvätern und den ältesten Ordensstiftern der gemeinsamen Kirche, und die germanisch christliche Welt, die sich auf slavischem Grund und Boden wiedergefunden hat und sich ebenbürtig an die erste anreihet. Da ist kein Platz für die beiden Griechen aus Thessalonike und wenn sie nichtsdestoweniger hineingeschrieben wurden, so ist das ein aufdringlicher Versuch, eine ungeeignete Störung durch eine Hand, die sich nicht einmal die Mühe gab, die Schrift der früheren Jahrhunderte nachzuahmen und durch ihre dreiste Plumpheit auffällt. Alles trägt den vollen Stempel des Sieges deutscher Bemühungen, die Tschechen dem

1) Cod. Univ. Prag. XIII. F. 14. d. membr. mit Miniaturen. Saec. XIV.

Psalterium

1. Beatus vir.  
Disen salm David tihte  
damit er daz goth dienst rihte.
2. Quare fremuerunt gentes.  
Den salm sprich vber rôbaere  
und vber diebe, daz si got  
vervvaldele.
3. Beati sunt.  
Diesen salm sprich ob dir  
îemen mit gewalte din gvt nême.
4. Cum invocarem.  
Disen salm sprich so diu  
den nivven mânen sêhest.
5. Verba tua  
disen salm sprich dn sêlen.
6. Domine ne in furore  
den sprich den siechen.
7. Domine Deus meus  
den sprich dinem wertlichen  
front daz in got dvrh

siner mârter êve von sinen  
synden bechêre.

8. Domine Deus noster  
daz dir niht gevverre an  
dinen wertlichen eren  
noh dhein valivnt so  
sprich die dri salm  
taegelichen  
domine deus noster in  
te speravi.  
Confitebor tih domine  
In domino confide  
So dy dih niderlegest  
so sprich domine quot  
multiplicati.

Confitebor (p. 14)

Einem geweltigen manne  
din wünsch heiles in  
eren mit disem salme.  
In domino confido (p. 20)  
Den sprich umbe die  
sele daz si got des  
helle — wizzes vberhêre.



erblichen Irrthum der Abgötterei zu entreißen. Es ist der Sieg des Kreuzes, wie er sich im neunten und zehnten Jahrhunderte durch die geistigen Eroberungen der kurz vorher noch als ungezähmt bezeichneten Germanen herausstellte, ein glorreiches Denkmal der älteren deutschen Geschichte und die freudigste Anerkennung erfolgreichster, von Geschlecht zu Geschlecht fortgesetzter Wirksamkeit.

Wir müssen, ehe wir zum Schlusse gelangen, noch einer Thatsache gedenken.

Die Handschriften, welche man bisher nicht zu befragen pflegte, liefern noch einen indirecten Beweis. P. Alexander II. (1061—1073), der Vorgänger P. Gregors VII., unterstellte die herzogliche Collegialkirche des Wissehrads, auf dem Hügel an der rechten Moldauseite, ehe sie nach Prag einlenkt, dem Schutze des hl. Petrus. Sie wird bei dieser Gelegenheit bezeichnet als *sacrosancta ecclesia*, als *totius provinciae caput*, als *metropolis Bohemiae*, als *omnium terrae illius civitatum quasi mater et domina*. Von einer mit so großen Prädicaten ausgerüsteten Kirche sollte man doch vermuthen, daß sie Traditionen zu bewahren wußte und welchen Nachdruck verlieh nicht ein von ihr stammendes Zeugniß für Methodius! Nun besitzen wir unter den Cymelien der Prager Universitätsbibliothek den berühmten Wissehrader Codex, ein Perikopenbuch, das von Herzog Sobieslav um 1131 der sacrosancten Kirche, der Metropole, geschenkt wurde und sich durch eigenthümliche Miniaturen auszeichnet, von welchen ich aber auch eine ganz ähnliche in einem Codex von St. Georg fand. Zu den Sonn- und festtäglichen Evangelien gesellte sich daselbst auch das in *nativitate S. Wenceslai* zu gebrauchende und daneben von allen Heiligen nur Einer, der hl. Martin von Tours, Apostel der Gallofranken und hochverehrt von den Karolingern. Es findet sich auch hier, wie in den Calendarien von St. Georg von Method keine Spur! Wohl aber besitzt der Wissehrad von alten Zeiten her eine noch im Gebrauche stehende St. Martinskirche. Der Westen, wie der Osten Deutschlands und nicht der Orient wiesen Böhmen seine kirchliche Stellung an. „Wir finden in den ältesten Zeiten und so hoch hinauf unsere Quellen reichen, in Böhmen, in der böhmischen Kirche nur die in Deutschland üblichen rituellen Formen reproducirt,“ wie Dr. Hecht in der Einleitung zum Prager Homiliar unwiderlegt nachgewiesen hat. Wie wäre dieses denkbar, wenn Method wirklich der eigentliche Begründer des Christenthums in Böhmen gewesen wäre? Wie hätte dann sein Andenken für ein halbes Jahrtausend abhanden kommen können?



### § 7. Der methodische Betrug.

Dem „Durchstecher der Christenheit“, wie man R. Karl IV. nannte, da er Alles veränderte, überallhin seine Neuerungen trug, dem großen Sammler von Reliquien, unter denen sich auch die Kuthe Marons und der Stein befanden, von dem der Versucher verlangte, daß er in Brod umgewandelt werde, dem königlichen Verfasser von Homilien war es vorbehalten, der Welt mitzutheilen, „daß der hl. Hieronymus die hl. Schrift aus dem Hebräischen in das Latein und in das Slavonische übersetzt habe, woraus dann das Idiom des Königreichs Böhmen vorzugsweise seinen Ursprung genommen.“ Und als er nun das Kloster Emaus für den Cultus in der slavischen Sprache aus Ehrerbietung für den hl. Hieronymus neu begründete, bezeichnete er am 21. Nov. 1347 die jungfräuliche Mutter des Herrn, Hieronymus, Cirullus, Methudius, Adalbert und Procopius als Patrone von Böhmen.<sup>1)</sup> Am 15. Nov. 1350 aber gibt er noch eine Erläuterung, da er sagt, daß das Benedictinerkloster Emaus oder, wie er sich ausdrückt, monasterium sancti Jeronymi Sclavorum ordinis S. Benedicti nove fundationis nostre mit dem Namen des heiligen Hieronymus und der anderen Patrone, nämlich Procopius, Adalbertus, Cirullus und Methudius geziert war.<sup>2)</sup>

Es war dieses in der vorherrschend slavischen Periode Karls, in welcher er noch „von der Süßigkeit und Amuth der slavischen Sprache“<sup>3)</sup> wie herauscht erscheint.“ Man möchte glauben, er habe selbst Cirullus und Methudius für Slaven gehalten.

Es war wirklich ein etwas seltsames Unternehmen, nachdem Böhmen ein halbes Jahrtausend nichts davon gewußt, daß Cyrill und Methud das Christenthum daselbst begründet hätten und sie die Apostel Böhmens gewesen seien, mit einem Male mit dieser Kunde hervorzutreten, ein eigenes Officium für die Feier ihres Gedächtnisses zu veranstalten und damit mit einem Schlage das Andenken an jene verdienstvollen Männer zu beseitigen, deren bisher unbestrittenes Verdienst es war, Böhmen der Nacht des Heidenthums entrißen zu haben. Man mußte sich daher um historische Beweise umsehen, um der Zeit klar zu machen, warum man so lange sich um die neuentdeckten Apostel nicht gekümmert habe, und dann blieb noch immer übrig, den kühnen Sprung zu wagen und aus ihnen, deren Wirksamkeit doch notorisch

1) Pelzel, Urkb. n. 83.

2) Quorum vocabulo exstitit insignitum. Pelzel, Urkb. 94.

3) Natalis linguae dulci et suavi mansuetudine heißt es im Schreiben aus Eisenach. 18. Jan. 1349. l. c. n. 90.



jenem Mähren zugewandt war, das sie 500 Jahre vergessen hatte, Apostel der Böhmen und dann Patrone von Böhmen zu machen. War das Erste gelungen, so ergab sich das Zweite von selbst. Das Officium sorgte für beides.

Durchgehen wir die historische Auseinandersetzung, wie sie in den 8 Lectionen des Officiums vor uns liegt. Ich lege die für Sct. Georg bestimmte Reinschrift zu Grunde.<sup>1)</sup>

Man kann den Grad der Glaubwürdigkeit des Officiums, mit welchem für weitere 500 Jahre Cyrill und Method als Apostel von Böhmen eingeführt wurden, gleich aus dem Eingange erkennen, der die beiden Brüder, die in Salonichi wurzelten, aus dem griechischen Alexandria abstammen läßt. Dies wird bereits bei der Vesper (dem Tag vor dem Feste) mit großem Jubel verkündet und mit dieser Unwahrheit die nachfolgende noch größere eingeführt. Dann wird im ersten Nocturn in einem Athemzuge erzählt, P. Nicolaus habe beide mit dem Körper des hl. Clemens empfangen — es war aber Adrian II. — und habe Cyrill (der Name Konstantinos kommt nicht vor) auf sein Erzbisthum Verzicht geleistet, was wieder nicht wahr ist, dann sei ihm sein Bruder im Erzbisthum Belegrad, das gar nicht existirte, nachgefolgt und genau genommen, sei er ihm substituirt worden, und beeilt sich die Antiphone zu erwähnen, Method sei vom Könige Swatopluk freundlichst aufgenommen, habe bei einer Mahlzeit den Herzog Borivoj mit 30 der Seinen getauft, dann gelehrt und ihm Priester zur Befehrung seines Volkes gegeben.

Daß die Taufe nicht nach einem Festgelage, sondern nur zu bestimmten festlichen Zeiten erteilt wurde, auch die Täuflinge nicht erst getauft und dann unterrichtet wurden, auch Method erst Geistliche haben mußte, ehe er sie absenden konnte, und zwar doch wohl zuerst nach Pannonien und Mähren, Böhmen auch gar nicht seinen Sprengel bildete, weiß heutigen Tages wohl Jedermann. Der Verfasser des Officiums setzt sich über solche Kleinigkeiten hinweg. Böhmen muß eben die beiden Brüder aus Alexandria zu seinen Aposteln gehabt haben. In der ersten Lection wird nun „aus den Geschichten sehr vieler Heiligen und verschiedenen Chroniken“ dargethan, daß die Brüder aus dem griechischen Alexandrien und aus Slavonien nach Mähren kamen als Pilger und einfache Geistliche, worauf sie den heidnischen König Swatopluk und das ganze Volk taufte. Swatopluk aber sorgte nicht blos, daß in seiner Haupt-

1) Cod. membr. S. Georgii XIII. E. 4. a. Wie ich höre, enthält auch ein Wittnigauer Codex Saec. XIV. dieses Officium.



stadt ein Erzbisthum gegründet wurde, sondern auch sieben Suffragane in „Ungarn und Polen,“ Cyrill aber wurde erster Erzbischof und hielt nun Messen und Gottesdienst in slavonischer Sprache. Ob die sieben fabelhaften Bischöfe ihn consecrirten oder er sie, ist leider nicht angegeben. Er handelt gleich einem Papste, wie er es für gut findet, ohne Rücksicht auf das Kirchenrecht, bis ihn endlich, als er nach Rom gewallfahrt, der Papst heftig tadelt. Allein Cyrill zieht einen Psalter heraus und rechtfertigt sich vollkommen, bei welcher Gelegenheit man auch erfährt, daß er zum Unterricht des hartnäckigen Volkes Uebersetzungen aus dem Griechischen oder Lateinischen in das Slavonische veranstaltet habe. Natürlich haben Papst und Cardinäle nichts anderes zu thun als seiner weisen Auseinandersetzung Bewunderung zu zollen (lectio II III). Man sollte meinen daß es sich wohl von selbst verstand, daß er zur Befehrung sich der dazu nothwendigen Schriften bediente und zur Abhaltung slavischer Messen seine eigene Autorität nicht hinreichte.

Die Lection V schildert nun den freudigen Empfang des Körpers des hl. Clemens in Rom. Cyrill resignirt auf das Erzbisthum zu Gunsten seines Bruders, stirbt in S. Clemente und wird dort begraben. Nun aber erfolgt die Hauptsache, ein „staunenswürdiges Wunder.“ Methud erhebt mit Zustimmung des Papstes, jedoch heimlich, den Körper seines Bruders, um ihn nach Mähren zu bringen; aber nach einigen Tagereisen kann er ihn nicht mehr fortschaffen und nachdem Methud gefastet und gebetet, um den Willen seines Bruders zu erfahren, so erhebt der Todte seine Rechte, zeigt nach Rom und verlangt wieder dort begraben zu werden, worauf wieder Papst und Clerus entgegengehen und die Leiche in der früheren Begräbnißstätte beisetzen. Methud aber wird von Swatopluk feierlich empfangen und in seine Kirche geführt, verkündet bei dem Gastmahle den unter dem Tische sitzenden Borivoj die nachfolgende Größe Böhmens, das alle slavischen Könige übertreffen werde, wie es auch bis zum heutigen Tage sich erfüllte, — ein Beweis der späten Abfassung dieser Legende — worauf der Herzog mit 30 der Seinen sich taufen läßt und nach Hause gefehrt dafür sorgt, daß seine Gemahlin, die hl. Ludmilla, und das ganze Volk der Böhmen getauft werden. Nicht bloß daß Cyrill und Methud die Befehrer fast des ganzen slavischen Volkes wurden, waren sie vorzugsweise die Apostel des böhmischen und mährischen Volkes.

Es gehört nun zum Ganzen, daß, nachdem in Rom Cyrill die Ausübung seiner Neuerungen zugestanden worden, er auf seine Bitten zurückkehrte (lectio IV.), sich dann nach der Meeresinsel Terson (Cherson) und in die daselbst von Engeln erbaute Kirche begab. Dort fand er den



Körper des hl. Clemens und den Anker, mit welchem der Heilige in das Meer versenkt worden war. Er nahm den Körper mit sich nach seiner Kirche *Velegrad* und blieb dort lange Zeit. Erst da ihm geoffenbart worden, daß *Mähren* zerstört werden würde, bringt er den Körper zu *Papst Nicolaus* nach *Rom*, wo er dann in *St. Clemente* seine Ruhestätte fand.

Dieser Zug ist dem *Officium* ganz eigen und beweist mehr als alles übrige die vollständige Unglaubwürdigkeit, da er sich an ein *Factum* anlehnt, das wir auf das Genaueste kennen. Man sollte meinen, daß diese kolossale Lüge einer Rückkehr von *Rom* nach *Velehrad*, der Reise von hier nach der Insel *Terson* und von da wieder nach *Velehrad*, von *Velehrad* zum zweiten Male nach *Rom* auch diejenigen längst von der allgemeinen Verlogenheit des *Officiums* hätte überzeugen müssen, die das zu Hilfe gerufene *stupendum miraculum* noch nicht überzeugen konnte, zu welchen Mitteln man damals griff, um die neuen Patrone von *Alexandrien* und *Slavonien* an die Stelle der Deutschen, der wahren Befehrer der *Tschechen*, zu setzen. Und dennoch fand die Sache heutigen Tages Glauben und sah man in der ersten Hälfte des *XIV.* Jahrhunderts über die so wichtige Frage der Befehrung *Böhmens* klarer als — im *XIX.*, das zu der abenteuerlichen Darstellung eines Unbekannten, vielleicht *Kaiser Karls IV.* selbst, wahrscheinlicher eines *Velehraders*, zurückkehrte. Mag damals das *Gaude Velegrad et tota gens Bohemorum de adventu istorum praesulum Beatorum Cyrilli et Methodii, a Deo tibi concessis de Alexandria progenitis* aus voller Kehle ertönt haben; nur kehre jetzt die Fabel vom *Erzbisthum Velehrad* nicht wieder, da die Thatsache, daß *Method* keinen bestimmten Sitz hatte, er *Erzbischof* von *Mähren* und *Pannonien*, aber nicht von „*Velegrad*“ war, unwiderleglich ist, auf dem Zeugnisse der Päpste beruht. Lassen wir damals in wunderbarster Weise die slavischen Völker befehrt werden, ja trotz ihrer ausgesprochenen Hartnäckigkeit im Fluge, mit dem Handumdrehen, nach der Mahlzeit — nicht nur *inter pocula!* Man hatte Gile. Weniger *Cyrrill* und *Method*, als der Verfasser des *Officiums*, der die Seinigen zur würdigen Feier des Festes der Apostel der *Böhmen* auffordert, nachdem dieselbe, wie es heißt, so lange Zeit vernachlässigt worden war. „*Berehren wir diese glorreichen Fürsten (principes, mit der Nebenbedeutung der Urheber, Anfänger, Begründer) und unsere Patrone, Cyrrill und Method, die sieben Suffragane unter sich hatten, ihren Sitz in Velehrad zum Heile schmückten und die Apostel und Befehrer jenes Volkes (der Mährer) und unsere (Apostel und Befehrer) waren.*“ Dazu die *oratio: piissime Deus.*



Also nicht genug, daß Method, der nachweisbar nie seinen Fuß nach Böhmen setzte, Urheber des Christenthums und Befehrer Böhmens war, auch Cyrill muß es gewesen sein! Beide hatten nicht weniger als sieben Suffragane unter sich — der einzige, den Method hatte, Wiching, machte ihm bekanntlich schon mehr als genug zu schaffen. Nicht blos Method, auch Cyrill hatte seinen Sitz in Welehrad, wie man jetzt 500 Jahre nach ihnen herausbrachte, und sie waren die Apostel von Mähren und Böhmen; ein Gewebe von trivialen Unwahrheiten, mit denen der Autor sich und leider auch Andere belog.

Die Angabe von den sieben Suffraganbisthümern hat jedoch eine komische Seite. Sie scheint auf einer Verwechslung aus jener Bulle P. Eugens 824—7 an die Suffragane des Erzbischofs Urolf von Laureacum<sup>1)</sup> zu beruhen, in welcher gesagt ist, daß es in der Zeit der Römer und Gepiden sieben Bisthümer (septem episcoporum parochiae) gegeben habe! Unter den angeführten Suffraganen gab es aber auch einen Methodius, Bischof von Speculum Julium. Da lag es für eine so kritisch angelegte Natur, wie der Verfasser des Officiums war, sehr nahe, nicht blos aus den sieben Kirchen der Gepidenzeit sieben slavische Suffragane Cyrills und Methods zu machen, sondern auch jenen Methodius mit dem von Thessalonike zu verwechseln.

Die Rolle, welche K. Karl dem hl. Hieronymus zuerkannte, gibt auch einen Anhaltspunkt in Bezug auf einen anderen blühenden Unsinn, die beiden Slavenapostel zu Alexandriner zu machen. Bekanntlich übersetzte Bischof Johann von Olmütz, bis 1374 Karls Kanzler, das Leben des Hieronymus in das Deutsche, eine Schrift, die große Verbreitung fand,<sup>2)</sup> und in der Cyrill, Bischof von Alexandrien, eine hervorragende Rolle spielt. Die Briefe Augustins an Cyrill, Cyrills an Augustin wurden gleichfalls von Bischof Johann in das Deutsche übersetzt. Was war natürlich, als wenn von Cyrill die Rede war, an Alexandrien zu denken! Wenn man für das IX. Jahrhundert ein Ungarn und Polen construirte, sieben gepidisch-römische Bisthümer zu Suffragane Cyrills machte, darf man sich nicht wundern, wenn der Anonymus Cyrill und Method zu Alexandrinern stempelte, da es dort einen Cyrill gegeben!

An der ganzen historischen Behauptung ist nur das Eine wahr, daß die Feier dieser Slavenapostel in Böhmen so lange Zeit vernachlässigt

1) Erben, Reg. n. 21.

2) Dr. N. Benedict hat sich durch Herausgabe und Commentirung des Lebens des hl. Hieronymus ein großes Verdienst erworben. Bischof Johann widmete es der Schwägerin K. Karls, der Markgräfin Johanna von Mähren.



war, d. h. nicht stattgefunden hatte, bis der My'hus fertig geworden war. Sie war nicht das einzige Märchen, mit welchem das erfindungsreiche XIV. Jahrhundert, das Novellenzeitalter, seine Zeitgenossen beglückte.<sup>1)</sup>

Man sieht deutlich den Grund des Irrthums; man schob das nähergelegene Böhmen statt Pannoniens ein und die Legende von der Taufe Borivovs vermittelte dabei den Uebergang. Mähren erhielt zu seinem Antheil das Erzbisthum Welehrad, Böhmen Cyrill und Method als Heidenbefehrer, Pannonien fiel bei dem Ausgleich durch und Regensburg nicht minder. Die Fabel war fertig und an dankbarem Publicum fehlte es nicht.

1) Ich theile hier das Wichtigste aus dem Officium mit:

Officium. Ss. Cyrillo et Methudio. Ad Vesperas.

Adest dies gloriosa Pontificum beatorum Cyrilli et Methudii germanorum de Alexandria Graeciae genitorum.

Resp. Gaude Welegrad et tota gens Bohemorum de adventu istorum praesulum BB. C. et. M. a Deo Tibi concessis de Alexandria Graeciae progenitis laudaque Deum in excelsis. Hymnus.

Festa celebra pandit ecclesia in vocis jubilo dulcis simphoniae ve-hitque ad regnum Christus sempiternum Cyrillum cum Methudio.

Digne fert homini dulcis memoria in Christum dominum quem tunc Moravia credidit laetanter cum fide constanter haec probant luminaria.

Adsint coelicolis inclita gaudia et nostris incolis festa celebra quorum simphoniis se pia tota societ plebs in Bohemia.

Clemens obsequiis talibus affore dignetur dominus clementi amore in fide strenuos nos suos servulos servans per cuncta saecula.

Ad Magnificat antiphone. Quibus Papa Nicolaus cum clero et populo Romano occurrit et corpus St. Clementis Romam cum ipsis adduxit indulgentiasque magnas omnibus adsistentibus donavit et Deum cum omnibus ob adventum tanti thesauri laudavit.

Invitator. Sonora voce et mentis jubilo iubilemus altissimo in sanctorum C. et. M. nostrorum patronorum natalitio.

In primo nocturno antiph.

Papa Nicolaus corpus allatum S. Clementis Romam in ecclesiam intulit dudum in honorem ipsius constructam et honorifice sepelivit. — Ibique B. Cyrillus Archipraesulatu cedens monachum se fieri obtinuit et in eodem loco datis miraculis vitam finivit. — Cui frater suus S. Methudius in sede Welegrad substituitur remuneratusque a Papa multis gratiis ad sedem praedictam remittitur. — Beatus vir Methudius de Roma remeans a Rege Suatopluck et sua gente gratulanter suscipitur et eis laetitia magna ex adventu suo cumulatur. — Iste Beatus ducem Bohemorum Borzovium in quodam convivio Regis Suatopluck convertit et cum triginta suis baptizavit et de fide catholica edocuit. — Sacerdotesque eis adjunxit qui gentem suam in Bohemia regnantem (degentem) ad fidem Christi converterent et ad baptismi gratiam perducerent.



Mir ist eine dreifache Fälschung der Geschichte nicht vorgekommen. Aber es ist eine merkwürdige psychologische Erscheinung, daß sich nichts rascher verbreitet, als — eine tüchtige Unwahrheit; nichts wird leichter geglaubt, an nichts beharrlicher festgehalten. Nichts bricht sich schwerer Bahn, als die Wahrheit im Kampfe mit einem inveterirten, landläufigen und lieb gewordenen Irrthume.

Lectio (I.) Quemadmodum ex historiis plurimorum Sanctorum et ex chronicis diversis colligitur, B. Cyrillus et Methudius fratres germani de Alexandria Graeciae et Slavonia venerunt ad terram Moraviae Domino Deo concedente ad salutem gentis illius in forma peregrinorum ac sacerdotali gradu sine titulo insigniti. Quibus Rex Suatopluck terrae Moraviae paganico ritui deditus cum gente sua occurrit et reverenter eos suscepit qui tandem gratia Dei largiente ipsum cum tota gente sua ad fidem Christi converterunt et ad baptismi gratiam perduxerunt.

Resp. Cum B. Cyrillus Papae et Cardinalibus esset delatus quod in Slavica lingua missas et divina officia decantaret, multum de hoc est per eos reprehensus. Versus. Sed ille Davidicis et Apostolicis autoritatibus se digne excusavit.

Lectio (II.) Qui Suatopluck Rex procuravit pro augmento fidei christianum sedem Archiepiscopatus in Welegrad Ecclesia quam idem fieri ordinaverat et ubi sedes regni sui erat, et septem episcopi suffraganei sub ipsa sede ordinati in Polonia et in Ungaria fuere. Sm. quoque Cyrillum in Archipraesulem obtinuit ordinari, cui magnifice B. Cyrillus praesidens multos in fide Christi roboravit et per ejus sanctam doctrinam multorum animae ad coelum transierunt. Resp. Cujus rationibus Papa cum collegio Cardinalium sibi assistente acquievit. Et ut slavice in partibus suis missa et divina cantarentur approbavit. Vers. Quodque in partibus Slavonicis ad haec tempora observatur.

Lectio (III.) Et cum B. Cyrillus missas et divina officia slavonice decantaret et Romam causa orationis venisset, delatus fuit summo Pontifici et dominis Cardinalibus quod in lingua prohibita hoc faceret contra St. patrum instituta. Propter quod vocatus fuit ad D. Papam, qui veniens suo se conspectui praesentavit causam suae vocationis requirens. Quem D. Papa cum indignatione magna reprehendit cur in lingua vetita missas et divina officia praesumeret celebrare illo humiliter satisfaciente et eos volens mitigare arrepto psalterio versum Psalmigraphi in medio recitavit videlicet: omnis spiritus laudet dominum et ait cur patres electi prohibetis missarum solemnia decantare in lingua sua slavonica et verba graeca seu latina transferre in Slavonica: nam nisi hoc facerem nullo modo possem genti per me conversae subvenire quia gens durae cervicis est et idiota et ignara viarum Dei. Solum hoc salutare eis reperi Deo inspirante per quod multos illic acquisivi. Qua propter ignoscite mihi patres et domini mei. Resp. Omnes qui aderant sunt admirati S. Spiritus dona tanta ei donata qui tot et tantis autoritatibus eis superesset! Vers. Quibus per eum victi acquievere.



Wir haben zum Schlusse noch einen wichtigen Punkt zu berühren. Es wird ausdrücklich erwähnt, daß sich Methods Schüler nach seinem Tode überall hin (*πανταχοῦ*) zerstreuten — daß sie auch nach Böhmen kamen, ist unzweifelhaft — nicht minder, daß die Glagoliza — die von Cyrill erfundene Schrift — hier geübt und zweifelsohne auch gelehrt

Lectio IV. Siquidem et B. Paulus Apostolus inquit, loqui diversis linguis nolite prohibere. At illi hoc audientes admirantes tantam viri Dei fiduciam et meritum, autoritate sua statuunt et confirmant sclavicam linguam in precibus illis missarum solemnibus ceterasque horas canonicas decantari. — Demum S. Cyrillus ad preces suas rediens Spiritu Sancto edoctus ad Terssonam insulam marinam properat et mari siccato divinitus ecclesiam dudum per angelos ibi constructam ingreditur et corpus S. Clementis Papae et martyris cum anchora invenit quod multa tempora fuerat ibi projectum. Quod reverenter recipit et illud ad ecclesiam suam Welegrad deportat et ibidem multo tempore retinuit. Sed in spiritu praevidens terrae Moraviae destructionem futuram suscepto corpore S. Clementis Romam illud defulit et Papae Nicolao nunciat quod tantum thesaurum Romam deferat.

In secundo nocturno. Antiph. S. Methudius praedixit ore prophético duci Borzivoi, quod si fidem Christi assumeret maior ipse et sui posteris linguae Slavicae fierent. Antiph. Quod ab illo tempore est verificatum et usque hodie impletum quia principes et reges Bohemiae majores sunt totius linguae Slavicae. Ant. Hoc testantur sacrae historiae et cum multorum sapientia dictatae chronicae. Antiph. Qui totius quasi Slavicae linguae ad fidem Christi conversores fuerunt Apostolice eorum mirifici extiterunt. Ant. Praecipue tamen gentis Bohemicae et Moraviae Apostoli fuerunt isti et ad fidem conversores Christi. Ant. Hi beatum namque Clementem Apostolicum de Crisone insula marina sustulerunt mirificum.

Lectio (V.) D. Papa cum clero et toto populo Romano cum ingenti gaudio occurrit et illud corpus in ecclesia S. Clementis quae ante multa tempora fuit fabricata honorifice sepelivit. Ubi S<sup>us</sup>. Cyrillus episcopatus renuncians monachum se fieri obtinuit et ibi miraculis (cor) uscans in Domino quievit et per D. Papam in eadem ecclesia tumulatur, cui fratrem suum S. Methudium substituit in locum archipraesulatus quem multis gratiis remunerans ad ecclesiam suam Welegrad remittit qui benedictione Papali recepta rogat ut fraternum corpus secum posset deferre pro augmento devotionis gentis Moraviae et fidei christianae per eos susceptae confirmatione. Resp. Laetare felix Cyrille qui meruisti convertere Regem Moraviae Suatopluck cum gente sua incredula et ad fidem Christi perducere.

Lectio (VI.) Cujus petitioni Papa voluit annuere Sanctus tamen Methudius clam pro tempore stetit Romae et tandem nocturno tempore ingrediens ecclesiam S. Clementis corpus S. Cyrilli occulte recepit et secum illud versus Moraviam deportat et cum aliquot diebus cum eo fuisset tandem in loco amoeno cum eo requievit et cum ab illo loco illud vellet



wurde, wie die glagolitischen Fragmente bezeugen, die ich auffand und Šafařit commentirte und herausgab. Wir haben im Leben des hl. Wenzel, des Abtes Prokop, um von anderen Dingen nicht zu reden, unumstößliche

---

deferre, nulla ope seu oratione hoc facere potuit et abinde relevare. Resp. Gloriosos principes nostros Cyrillum cum Methudio digno honore veneramur qui sub se septem praesulatus habuerunt. Et Welegradensis ecclesiae regni Moraviae Archipraesules fuerunt. Vers. Nam et apostoli gentis illius extiterunt.

Lectio (VII.) Et cum orationibus vigiliis ac jejuniis S. Methudius insisteret petens sibi divinitus revelari utrum vellet Moraviam vel demum Romam deferri qui manu dextera elevata ostendit multis videntibus quod Romam deberet reportari. Papae hoc nunciatur qui cum clero et populo Romano ei occurrit et illo recepto ad ecclesiam S. Clementis illud defert et honorifice in eadem in tumulo in quo prius jacuerat recondit. Resp. Magnificemus salvatorem omnium qui meritis praesulum BB. Cyrilli et Methudii convertit gentem Bohemorum.

Lectio (VIII.) Post haec veniente S. Methudio ad suam ecclesiam in Welegrad Rex Suatopluck cum gente sua ei occurrit et usque ad suam ecclesiam conducit. Qui in Christi fide subditos suos informans tandem in quodam convivio facto per Regem Suatopluck principibus plurimis ducem Borzivoi Bohemorum qui sub mensa Regis in detestationem suae perfidiae locatus in convivio fuerat convertit, praedicans ei ore prophetico, quod si baptizaretur ipse et sui successores principes et reges majores omnibus principibus et regibus linguae selavicae fierent. Quod verifice est impletum usque in hodiernum diem, cujus verbis dux Borzivoi consentiens post refectionem petiit baptizari cum suis omnibus numero triginta qui tunc ibi secum aderant et eis baptizatis de fide Christi edoctis et sacerdotibus secum receptis liberis et aliis ad propria revertitur et uxorem suam S. Ludmillam cum tota gente Bohemorum procurat baptizari, qui in fide Christi viventes post multa tempora animas Christo reddiderunt sancta exempla post se relinquentes suis posteris usque in hodiernum diem ad laudem et gloriam Deo omnipotenti cui est laus et gloria per infinita saecula saeculorum. Amen.

Resp. Studio hic consumato in sanctis virtutibus et agone terminato coelorum agminibus fine jungit beato S<sup>us</sup>. Praesul.

Ad: Benedictus — antiphone. Festa veneranda ad haec tempora per nos neglecta digne solemnissimo officio Cyrilli et Methudii beatorumque nostrorum Apostolorum, qui gentem Bohemorum de statu damnatorum suis dignis operibus angelorum agminibus sociare meruerunt, quemque consortium adjungamus et nos eorum patrocinio.

Ad Magnificat. Gloriosos principes et patronos nostros digno honore prosequimur BB. Cyrillum et Methodium qui sub se septem suffraganeos episcopos habuerunt sedemque suam salubriter ornaverunt Apostolique et conversores gentis illius et nostri fuerunt. Oratio: piissime Deus. Somit nicht Method allein, sondern auch Cyrill!



Beweise, daß die von Cyrill ausgegangene Bewegung an Böhmen nicht spurlos vorüberging. In Betreff des Maßes und des Umfanges kann eine Controverse sein; keine, in Betreff des Glaubens, destomehr in Betreff der Zeit, der Personen und ihrer Berechtigung. Gesezt aber, es sei Alles irrig und unhaltbar, was wir vom Standpunkte objectiver Kritik gegen die Taufe Borivovs durch Method und die daraus gezogenen Folgerungen einwenden mußten; gesezt — und zwar, „trotz des Schweigens aller Quellen“ — Method habe Böhmen als seine Kirchenprovinz wiederholt besucht; gesezt selbst, er sei Erzbischof von Mähren-Böhmen und nicht von Mähren-Bannonien gewesen, wofür wir den Beweis dem Verfasser des Officiums überlassen wollen — was wäre das Ergebniß, das Ende von Allem diesen? Daß sich spätestens 10 Jahre nach seinem Tode sämtliche Herzoge der Böhmen dem Bischofe von Regensburg als ihrem Diöcesan unterwarfen und dasjenige thaten, was 845 bereits 14 gethan hatten. Wir besitzen keine Nachrichten, ob an dem herzoglichen Hofe, wenn überhaupt dieser Ausdruck statthaft ist, der slavische und nicht der lateinische Gottesdienst stattfand. Kaum wird aber Jemand behaupten, daß er nach dem Jahre 895 noch fortbestand! Ist es nun denkbar, daß eine so große Umwandlung, ein so allgemeiner Abfall von Method stattgefunden hätte, wenn es ihm gelungen wäre, das tschechische Volk zu bekehren?! Ganz genau wissen wir aber, daß im Schooße der herzoglichen Familie der Streit auf Leben und Tod nicht sowohl um den Ritus entbrannte, als vielmehr um die Frage, soll Böhmen christlich werden oder heidnisch bleiben?! Deutsch und christlich waren aber damals so viel als identisch.

### §. 8. Schluß.

Wir konnten bei dem Apostel der Deutschen hinweisen, wie der geistige Bau, den Bonifatius aufgeführt, sich allmählig zur festen Grundlage des karolingischen Königthums gestaltete, wie aus diesem selbst das karolingische Kaiserthum hervorging. Im Gegensatze hiezu gehen die Bestrebungen Cyrills und noch mehr Methods in das excidium Moraviae über, in den Untergang der mährischen Herrscher, die es nicht verstanden, die zur Aufrichtung eines großen slavischen Staates ihnen von Rom aus gereichte Hand zu ergreifen. Die Traditionen des Apostels der Deutschen erwiesen sich auch in Betreff Böhmens in eigenthümlicher Weise wirksam. Kirchlich an Deutschland geknüpft, blieb Böhmen in enger Verbindung mit dem Kaiserreiche, als dieses sich unter den Sachsen erneute. Vom tributären Herzoge erhob sich



unter dem Schutze des deutschen Königs und Kaisers der Herzog zum Reichsvasallen, zum Könige, zum Churfürsten, zum Kaiser, so daß es noch im XVII. Jahrhunderte hieß, die römische Kaiserkrone gehöre auf die böhmische!

Man mag auch diese Thatsache verkennen, ignoriren, ableugnen. Die Wahrheit ist jedoch glücklicher Weise unabhängig von denen, die sie nicht erkennen wollen. Die größte Strafe dieser besteht aber darin, einem wirksamen Irrthume überlassen zu bleiben und, in der eigenen Verblendung herumtappend, die selbst geschaffene Finsterniß für Licht zu erachten.

## Christiansthal.

Von Dr. L. Schlesinger.

Die wilden und rauhen Rämme des Fsergebirges bieten für menschliche Ansiedlungen wenig Verlockendes. Dichte Waldungen, sumpfiger Moorboden, unwirthliches Klima hielten das an sich schwer zugängliche Gebirge lange menschenleer, und durch Jahrhunderte hausten vereinsamt im wildreichen Forste die Jäger des großen Grundbesitzes. Die durch die Granititformation bedingte wilde Zerrissenheit und felsige Zerklüftung der zur Plateaubildung sich wenig neigenden Oberfläche erschweren noch heute die Anlage von Verkehrswegen, denen überdies der gleichfalls durch den geologischen Aufbau des Gebirges erklärte Wasserreichtum hinderlich entgegensteht. In Folge dessen gestaltet sich die Abfuhr des Holzes zu einem mühsamen Geschäft, und finden die üppigen weiten Waldstrecken in ihrer Unzugänglichkeit natürlichen Schutz gegen übermäßige Ausbeutung. Neuestens erst, gefördert durch das rührige Streben des Fser-Jeschkengebirgsvereins dringen Fußwanderer in größerer Zahl auf die in der That lohnenden Aussichtsgipfel des Taubenhauses, Sichhübels u. a. vor. An die Erzählungen von den Reisen edelsteinsuchender Venetianer von ehemdem vermag ich nicht zu glauben, in solange nicht stichhältige Beweise dafür erbracht werden. Die sogenannten Opfersteine, von denen einer der interessantesten auf dem Schwarzenberge — unter dem Namen Teufelsitz bekannt — unweit Christiansthal gelegen ist, ergeben sich als nichts Anderes, denn als Gebilde der ewig schaffenden und wieder zerstörenden Natur.



Bereinzelte ältere Ansiedelungen slavischen Ursprungs lassen sich an den Paßübergängen des Isergebirges nachweisen. Die zahlreichen Industrieorte am Fuße und in den Thälern desselben aber sind Zeugnisse deutschen Unternehmungsgeistes und deutscher Kraft. Glas und Tuch waren die Losungsworte der hieher dringenden Vorkämpfer einer höheren Kultur. Die Triebkräfte der zahlreichen mit reißendem Gefälle vom Gebirge herabstürzenden Wasserläufe, und der Holzreichthum der mächtigen geschlossenen Waldungen bildeten die natürlichen Vorbedingungen für die mit jugendlicher Frische emporblühenden Industriezweige. Der Reichenberger Tuchmacher und der Gablonzer Glashändler eroberten sich allmählig den Weltmarkt. Die Textilindustrie breitete sich naturgemäß im Thalgelände aus, die Glaserzeugung aber erklimmte dem billigen Holze nachgehend an den Kinnjalen aufwärts die höchsten Kämme des Gebirges. Erst als man begann, in den Glashütten auch die Kohlenfeuerung in Anwendung zu bringen, und die Holzpreise sich vertheuerten, zogen die Glasmeister allmählig wieder thalabwärts. Die alten Hütten von Friedrichswalde, Neuwiese, die Karlsruhle am Plattneißflüßchen u. a. sind in Folge dessen eingegangen; nur wenige, wie die von Neuwelt, Wilhelmshöhe und Christiansthal stehen noch heute im Betrieb.

Gelegentlich eines Sommeraufenthaltes in dem freundlichen Christiansthal nahm ich Einblick in handschriftliches Materiale über die Geschichte der lieblichen Ansiedelung. Auch die Untersuchung kleiner historischer Stoffe vermag einen gewissen Anreiz zu bieten besonders durch die Beziehungen zur lebendigen Gegenwart. Das kleinste Lebewesen gewinnt an Bedeutung in der Erforschung seines bestimmten Verhältnisses zur großen organisch gegliederten Natur. „Willst Du Dich am Ganzen erquicken — so mußt Du das Ganze im Kleinsten erblicken.“ Wer die Menschengeschichte recht verstehen will, dessen Auge darf nicht haften bleiben am Glanze der Throne oder dem Gefunkele der meteorenhaft auftauchenden Helden der Staatskunst und des Schlachtfeldes, dessen Blick darf sich nicht ausschließlich bannen lassen in den Machtkreis der Herrscher im Reiche des Schönen und der Wissenschaft. Auch der Historiker nehme das Mikroskop zur Hand und forsche dem Kleinsten nach; erst dann wird er ein echtes Bild erlangen von der Entwicklung des so unendlich fein und mannigfaltig gegliederten Lebens und Webens unseres Geschlechtes.

Am Fuße des Schwarzenberges (1084 Meter) im oberen Winkel des Zusammenflusses der großen und kleinen Ramnitz blinkt dem von Neuwiese kommenden Wanderer mitten aus dunklen Waldungen ein frischgrüner Wiesenabhang entgegen, eine kleine, weltabgeschlossene Lichtung, die Dase



von Christiansthal (798 Meter).<sup>1)</sup> Blaue Rauchsäulen kräufeln dem Himmel entgegen aus dem emporragenden Schornstein der Glashütte, einer mächtigen Baulichkeit verwickelter Art, mit An- und Zubauten mannigfacher Gestaltung — des allmählig angewachsenen Werkes eines Jahrhunderts, geschaffen von mehreren Generationen einer und derselben Familie. In der geräumigen bis unter das Dach reichenden Halle des Hauptgebäudes flammen drei Feueröfen, aus deren „Hafen“ die leichtgekleideten Arbeiter das flüssige Glas entziehen, um es in lange Stangen zu formen — das Rohglas, das alsdann an die Schleifereien und Druckereien zur Bearbeitung der tausenderlei kleinen Artikel zum Verkaufe gelangt. Die schönsten Farben spiegeln sich in dem Stangenglas, dessen Composition ein alter Arbeiter — ein Empiriker im wahrsten Sinne des Wortes — in seinem „Laboratorium“ geheimnißvoll besorgt. Nach Ost und West von der Ofenhalle greifen gleich den Armen eines Polypen lang hin sich erstreckende hölzerne überdachte Gänge aus, bestimmt zum Ausziehen der hohlen Stangen, aus denen die Glasperlen im Wege der Hausindustrie „geblasen“ werden. In einem südlichen Anbau poltert geräuschvoll das Pochwerk, in einem nördlichen zerkleinert mit durchdringendem Gefreisch eine Kreissäge die auf einem weiten Platze aufgespeicherten massigen Holzvorräthe. Wieder in anderen Vorbauten befinden sich Magazine und Borrathskammern und endlich die Schreibstube, von welcher aus der erfahrene Verwalter den Gang der Fabrication mit Umsicht und Erfolg überwacht und Soll und Haben verbucht.

Die Hütte ist der Mittelpunkt aller Interessen des kleinen nur acht Nummern zählenden zur Orts- und politischen Gemeinde Friedrichswalde, das über eine Stunde entfernt liegt, gehörigen Niederlassung. Drei Holz Häuser an der kleinen Kamnitz, von denen das tiefst gelegene ehemals Mahl- und Sägemühle war, beherbergen die Hüttenarbeiter. Nordwärts von der Hütte erhebt sich das aus zwei Nummern bestehende „Herrenhaus“, die Schule und das gräflich Glam'sche Försterhaus. Freilich eine einfache

---

1) Nach der Vermessung von 1843 ergab sich daß Flächenmaß von Christiansthal mit 24 Foch 205□<sup>0</sup> u. zw.

Wiesen . . . . .	18 Foch	1272 Al.
Deder Grund . . . . .	1 „	1459 „
Acker . . . . .	1 „	1129 „
Wege . . . . .	— „	1264 „
Banarea . . . . .	— „	718 „
Hutweiden . . . . .	— „	676 „
Gärten . . . . .	— „	87 „



Topographie. Wenn der Lehrer des Ortes den Instructionen für die Methode der Heimatskunde entsprechend von der Betrachtung des Standortes seiner Schule ausgehend gewisse geographische Grundbegriffe erklären soll, so dürfte er manchmal in gelinde Verzweiflung gerathen — gerade aus dem entgegengesetzten Grunde wie der Lehrer der Großstadt, von dessen kleinen Schülern ein vorgesetzter Pädagog die Aufzeichnung des Stadtplanes verlangte. Abgesehen von den rein topographischen Begriffen aber ist der Lehrer des Dörfchens noch weitaus im Vortheile gegenüber seinen Fachgenossen in der Hauptstadt, da er vom Schulfenster aus Berg und Thal, Quelle und Bach, Wald und Wiese, Moor und Haide, Regen und Nebel, Sturm und Gewitter, Felsensturz und Lawinen u. s. w. seinen wißbegierigen Zöglingen in Natura vorführen kann.

Das „Herrenhaus,“ der alte Wohnsitz der „Glasmeister“ von Christiansthal, ist ein eigenthümliches Gebäude. Mit seinen vielen Ecken und Vorsprüngen und dem in der Mitte der Dachung aufliegenden Thürmchen sammt Uhr macht das im Blockwerk ausgeführte ansehnliche Holzgebäude auf den ersten Blick den Eindruck eines Jagdschlusses, wie man dergleichen öfter im Gebirge sieht. Bei näherer Betrachtung tritt allerdings der Charakter des behäbigen bürgerlichen Familienwohnhauses hervor. Und wie bei der Hütte macht man auch hier wieder die Wahrnehmung, daß das Ganze nicht aus einem Guß, nicht nach einem einheitlichen Plane errichtet worden ist, sondern daß der jeweilige Nachfolger im Besitze vergrößerte und erweiterte, an-, zu- und umbaute je nach Bedürfniß und Geschmack. Geschmack müssen übrigens die Bauherren alle besessen haben; denn die verschiedenen Bestandtheile fügen sich gut zusammen, und man merkt allenthalben das Bestreben, das Spätere mit dem Früheren in passender Weise zu verbinden. Der ältere Theil ist offenbar der nach Südosten gewendete Bau. Zwischen diesen und der nach West gerichteten späteren Anlage liegt im ersten Stockwerke das Heiligthum des Hauses, eine niedliche Kapelle mit vollständiger Ausrüstung bis zur Orgel und dem Glockenthurm. Das Innere des Hauses aber heimelt uns durch seine eigene Art von Wohnlichkeit und durch eine seltene Ausnützung des Raumes an. Wir kommen uns wie in einem sehr großen Schiffe vor. Große, kleine und kleinste Kajüten mit sichtbarem Gebälke an den niedrigen Decken und zahlreichen winzigen Fenstern, schmale Gänge, enge Treppchen verknüpfen sich in sinnreicher Weise vom Erdgeschoße bis unter das Dach hinauf. Und all die Räume und Räumchen findet man wohl eingerichtet mit älteren Möbeln und alterthümlichem Hausgeräthe, wie sie die Vorfahren benützten. Verbliebene Bilder an den Wänden, darunter Familienporträts kunstvoller Art



erinnern an ein verfloßenes Jahrhundert, und in der nicht fehlenden kleinen Bibliothek erfreuen Dich neben unsern Classikern die Albums, Zeitschriften und Leseeromane vergangener Zeiten. Der gegenwärtige Eigenthümer, der seit einigen Jahren thalabwärts seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat, bewahrt in pietätsvollem Sinne das Stammhaus seiner Vorfahren mit dem überkommenen Geräth und Schmuck in netter Ordnung und stäter Wohnlichkeit. Gegenüber vom Herrenhause und, wiewohl mit besonderer Conscriptio-  
nummer versehen, eigentlich zu diesem gehörig befindet sich die sogenannte „Pfarrei“, ein für den seiner Zeit hier stiftungsgemäß waltenden katholischen Geistlichen errichtetes kleines Wohnhaus. An dasselbe schließen sich Stallungen und Schupfen an.

Die Glaserzeugung im Fsergebirge knüpft sich seit einem Jahrhundert an den Unternehmungsg Geist des Geschlechtes der Riedel, und die gegenwärtig in zwei Hauptlinien verzweigte Familie dieses Namens beherrscht mit ihren Hütten noch heute diesen Industriezweig. Christiansthal ist die ureigenste Schöpfung der Riedel'schen Arbeitskraft, und die Geschichte dieser kleinen Ansiedelung von seiner Entstehung bis auf den heutigen Tag ist lediglich ein Stück aus der Familienchronik der Riedel selbst.<sup>1)</sup>

In das Fsergebirge kamen die Riedel aus der Gegend von Böhmischem Leipa, wo bekanntlich seit älterer Zeit die Glasindustrie in besonderer Blüthe sich entwickelt hatte. In Pablowitz auf der Herrschaft Neuschloß lebte um das Jahr 1700 der Glashändler Johann Christoph Riedel. Er gehörte zu jener Art von Händlern, welche mit ihren schwer beladenen Karren aller Herrn Länder aufsuchten, um die aus der Heimat mitgebrachten Waaren in einfacher Weise zu verschleifen und Bestellungen entgegenzunehmen. Diese wandernden Kaufleute führten ein beschwerliches

1) Die nachfolgenden Daten sind zum großen Theil entlehnt der Christiansthaler Hauschronik: „Christiansthal und seine merkwürdigen Tage nebst beigegeführter Abstammung der Familie Riedel, insoweit selbe bekannt aus den Schriften der Vorfahren zusammengetragen durch Herrn Carl Jos. Riedel, Besitzer der Glashütte in Christiansthal; chronologisch geordnet von Mathias Hofman, ersten Schullehrer in Christiansthal, im Jahre 1849.“ — Hofman führte die Chronik bis zum Jahre 1858 fort. Sein zweiter Nachfolger im Schulamte Joseph Melzer trug in dasselbe Buch die bemerkenswerthen Ereignisse bis zum Jahre 1869 ein. — Anderes handschriftliches Materiale stellte mir in freundlicher Weise Herr Leopold Riedel, der gegenwärtige Besitzer von Christiansthal, zur Verfügung. — Denselben Quellen entstammen die Nachrichten über Christiansthal in dem trefflichen Buche P. Joseph Kessels „Geschichte der Kirche und Schule in Gablonz und einiger Kirchen und Schulen der Umgebung mit einem Anhang über das Gablonzer Armenwesen“ (Gablonz 1879).



abenteuervolles und mitunter recht gefährliches Leben. Die interessante Autobiographie eines solchen Glasreisenden, des Georg Franz Kreybich aus Steinschönau (1662—1736) habe ich seinerzeit in diesen Blättern zur Veröffentlichung gebracht. Kreybich war es vergönnt, nach vielen und weiten Fahrten in ganz Europa seinen Lebensabend in seiner Heimat beschließen zu können.<sup>1)</sup>

Nicht so glücklich war sein Zeit- und engerer Fachgenosse Johann Christoph Kiedel. Von einer seiner Geschäftsreisen kehrte er nicht mehr heim. In Polen, so verlautete es, soll er meuchlings ermordet worden sein. Er hinterließ drei Söhne, Johann Christoph, Jeremias und Johann Karl. Ersterer ließ sich in Plottendorf nieder, wo er am 10. Mai 1769 starb. Von Jeremias haben sich keine weiteren Nachrichten erhalten. Der dritte am 13. August 1701, wahrscheinlich noch in Pablowitz geborene Sohn Johann Karl, welcher die Glasmalerei und Vergoldung erlernt, und sich im Dorfe Falkenau auf der Herrschaft Ramnig angesiedelt hatte, wurde in seinem Dorfe als rechtschaffener, kluger und menschenfreundlicher Mann hoch geachtet, und die Gutsherrschaft berief ihn am 21. Juli des Jahres 1739 zum Vertrauensposten des Gemeinderichters. Seit 1723 war er mit Anna Elisabeth (geborene Grohmann) vermählt, und ein reicher Kinderseggen entsproß dieser Ehe. Nicht weniger als 19 Nachkommen schenkte Frau Anna Elisabeth ihrem geliebten Ehegemahl. Freilich war es den Eltern beschieden, nur zwei ihrer Kinder groß zu ziehen, die Söhne Johann Leopold, den Gründer von Christiansthal, und den weit jüngeren Franz Anton. Der Vater Johann Karl erreichte ein hohes Alter. Im Jahre 1753 zog er mit seiner Frau und dem erst 10 Jahre alten Franz Anton von Falkenau auf die Hütte nach Antoniewald, die sein Sohn Johann Leopold in Pacht genommen hatte. Der Vater unterstützte seinen Sohn im Geschäfte, die Mutter stand bis zum Jahre 1759, in welchem sie starb, dem Haushalte vor. Johann Karl aber erlebte noch die Freude der Gründung von Christiansthal und verbrachte in demselben seine letzten Lebensjahre, bis ihn der Tod am 10. November 1781 ereilte.<sup>2)</sup>

Genannter Johann Leopold ist die hervorragendste Gestalt unseres kleinen Gemäldes. Geboren am 22. April 1726 zu Falkenau wurde er frühzeitig in der Kunst des Glasmalens und Vergoldens der gelehrige

1) Mittheilungen VIII. 220 flg.

2) Von Johann Karl Kiedel hat sich ein eigenhändig geschriebenes Büchelchen mit Recepten für Glasfarben und mit Familiennotizen erhalten.



Schüler seines Vaters. Im zwanzigsten Lebensjahre nahm ihn sein Vetter, der Glasmeister Johann Josef Kittel, in die altherwürdige und berühmte Glashütte von Falkenau als HüttenSchreiber auf.<sup>1)</sup> Als solcher erwarb er sich durch unermüdeten Fleiß und Eifer das vollste Vertrauen seines Meisters, und als dieser im Jahre 1752 die sogenannte Zerknerhütte in Antoniewald<sup>2)</sup> pachtete, nahm er keinen Anstand, dem jungen Johann Leopold die Verwaltung und nachher den selbständigen Betrieb dieser Hütte zu übertragen. Voll freudiger Hoffnungen begab sich der junge Glasmeister in Gesellschaft des erfahrenen Glasmachers Johann Josef Dreßler auf den Schauplatz seines neuen Wirkungskreises im fernen Fzergebirge. Indesß die Prüfung des Unglücks sollte dem Anfänger nicht erspart bleiben, und es war bedauerlich, daß er gleich im Beginne seiner Selbständigkeit den schweren Kampf ums Dasein kennen lernte. Höchst ungünstige Zeitverhältnisse für das Glasgeschäft waren eingetreten, die Preise sanken jeden Tag, und der Absatz gestaltete sich immer schwieriger. Ueber eine nachhaltige Capitalskraft verfügte Kiedel nicht, und Vetter Kittel, der selbst bei der allgemeinen Geschäftsstockung schwer litt, vermochte nicht helfend einzugreifen, so gerne er es gethan hätte. Wußte doch Kittel den Betrieb in seiner eigenen Hütte einstellen und dieselbe gänzlich auflassen.<sup>3)</sup> Rasch im Hoffen und Verzweifeln, faßt die Jugend ihre Entschlüsse. Kiedel kämpfte. Aber an der Stätte seiner Hoffnungen gähnte der Abgrund des geschäftlichen Unterganges. Da beschloß er, um mit den Chronisten zu reden, „die Glashütte, deren Uebernahme ihm so unendlich viel Vergnügen gewährt, und ruhige, heitere, sorgenfreie Tage versprochen, die Hütte, in der er so gerne verweilte, zu verlassen und — im Stillen davon zu gehen.“ Hundert Schritte von der Hütte auf der Brücke über die Kamnitz begegnete den Reisefertigen der erwähnte Glasmacher Dreßler. Kiedel vermochte nicht dem getreuen Leidensgenossen gegenüber seinen verzweifelten Entschluß zu verheimlichen. Da sprach Dreßler: „Zu voreilig haben Sie nach meiner Meinung diesen Ihren Entschluß gefaßt. Wo wir keine Hilfe sehen, kann Gott noch helfen; auf ihn vertrauen Sie, und er wird Ihnen Mittel und Wege zeigen, durch welche es Ihnen möglich werden kann, sich aus dieser traurigen Lage zu helfen.“

1) Die ums Jahr 1530 von Paul Schürer gegründete Hütte übergang 1732 in den Besitz des Johann Kittel aus Blottendorf, des Vaters des Johann Joseph Kittel. (Vergl. Schebek Böhmens Glasindustrie und Glashandel S. 4 flg.)

2) Diese ums Jahr 1730 von Elias Zerkner erbaute Hütte war durch Kauf in den Besitz des Grafen Desours gelangt.

3) Schebek, Böhmens Glasindustrie und Glashandel S. 6.



Des braven Glasmachers Rede versagte ihre Wirkung nicht. Riedel schöpfte wieder Hoffnung. Noch hatte er nicht an den Morchensterner Amtsverwalter Namens Czerny, der ihm zugethan war, gedacht. Zu diesem eilte er nun und schilderte ihm aufrichtig und wahrheitsgetreu seine trostlose Lage. „Wohlan,“ erwiderte dieser, „wenn Sie in Ihrer Verwandtschaft keinen Freund haben, so will ich Ihr Freund sein und Sie mit dem, was ich habe, unterstützen. Ich habe hier 500 fl. müßig liegen. Diese nehmen Sie von mir als ein kleines Darlehen ohne Zinsen so lange an, bis Sie bei geregelter Wirthschaft im Stande sein werden, es mir wieder zurückgeben zu können.“ — Belebt von neuem Muth ergriff Riedel wiederum das Steuer seines schon verloren gegebenen Schiffleins, und diesmal gelang es ihm, dasselbe in den sicheren Hafen zu führen. Die allgemeine Geschäftslage hatte sich wesentlich gebessert. Der Glasmeister konnte seine Schuld bei Czerny abtragen, und schon im nächsten Jahre 1753 berief er in der Freude seines Herzens seine Eltern und seinen Bruder Franz Anton zu sich in ein geordnetes und aufblühendes Geschäft. Zu einer nicht unbedeutenden Erweiterung seines Unternehmens wurde der strebsame Glasmeister veranlaßt durch die Stürme des siebenjährigen Krieges. Die Stadt Bittau hatte 1756 stark gelitten, und der dortige Glasermeister Christoph Lehnert hatte Hals über Kopf zu thun, alle die zertrümmerten Fensterscheiben in den Häusern seiner Mitbürger wieder zu ersetzen. Er schloß mit der Antoniewalder Hütte bedeutende Lieferungsverträge ab, und Riedel erzeugte nun zum erstenmal in der Gegend, in welcher bis jetzt nur kleine runde Scheiben fabrizirt worden waren, Fensterscheiben größeren Umfanges, wie sie Lehnert bedurfte. Durch 17 Jahre lang bis 1774 wurde der Glasbedarf Bittaus durch Riedel gedeckt.<sup>1)</sup>

Im Jahre 1759 am 1. Juli hatte Johann Leopold den Tod seiner Mutter zu beklagen, die seit 1753 seinem Haushalte eine treue Vorsteherin gewesen. Der verwaisete Hausstand drängte den nunmehr dreiunddreißigjährigen Mann zur Verehelichung. In Anna Franziska geb. Erben fand er ein treu liebendes Weib und eine vortreffliche Hauswirthin. Indessen nahm das Glasgeschäft einen immer größeren Aufschwung, und die Antoniewalder Hütte konnte den andrängenden Aufträgen nicht mehr genügen. Riedel pachtete daher 1761 die sogenannte Karlsruhte<sup>2)</sup> und 1766 von

1) Lehnert sandte an Riedel eine aus der Beschießung Bittaus stammende Kanonenkugel, welche als Gewicht an einer seit dem Jahre 1729 in der Familie befindlichen Uhr verwendet wird.

2) Die Karlsruhte war im Jahre 1758 am linken Ufer des Plattneibaches von Anton Weber aus Kreibitz erbaut worden, schon nach drei Jahren aber an



seinem Vetter Johann Josef Kittel die Hütte in Neuwiese.<sup>1)</sup> In drei Hütten entfaltete nun der unternehmende Glasmeister einen großartigen Geschäftsbetrieb. Er selbst blieb in Antoniewald, sein noch rüstiger Vater übernahm die Verwaltung der Hütte von Neuwiese, während dem Bruder Franz Anton die Leitung der Karlsruhle übertragen worden war. Letzterer hatte sich mit einer Tochter des mehrgenannten Johann Josef Kittel (Maria Anna) vermählt, und um nun diesem seinen Bruder zur Selbstständigkeit zu verhelfen, kam Johann Leopold im Jahre 1769 für den Kaufschilling von 6500 fl. auf, für welchen Johann Josef Kittel seinem Schwiegersohne das Gut Friedrichswalde, zu welchem die Neuwiesner Glashütte gehörte, abtrat.<sup>2)</sup> Da nun Franz Anton nach Neuwiese übersiedelte, erklärte sich Vater Kiedel bereit, die Leitung der Karlsruhle zu führen. Der so geregelte Geschäftsbetrieb hielt bis zum Jahre 1774 an.

In eben dem genannten Jahre wurde Johann Leopold Kiedel zu bedeutungsvollen Entschliefungen gedrängt. In einer mit der Morchensterner Herrschaft ausgebrochenen Holzstreitigkeit konnte keine Einigung erzielt werden. Kiedel mochte und konnte aus geschäftlichen Rücksichten nicht auf entfernt liegende Holzschläge, die ihm das Forstamt anwies, eingehen, zumal schlagbare Bestände noch in der Nähe der Hütten vorhanden waren. Da sowohl der Glasmeister als auch der Forstbeamte (Oberjäger Meschayda) ihren Standpunkt hartnäckig vertraten, kam es zum Bruche, und die Herrschaft kündigte dem Industriellen sowohl die Karlsruhle, als auch die in Antoniewald. Und mit solchem Ungestüm vertrat die Forstverwaltung ihre feindliche Haltung gegenüber der „wäldervernichtenden“ Glasindustrie, daß sie die Herrschaft zur vollständigen Auflassung und sofortigen Niederreißung der Karlsruhle veranlaßte, von der heute nur noch geringe Ruinen sichtbar sind. Kiedel, noch vor Kurzem der gebietende Fabrikant in drei mächtig fördernden Hütten, hatte sein Heim, seine industriellen Werkstätten mit einem Schlage verloren. Doch wie schwer er auch unter der herein gebrochenen Katastrophe litt, in jene hoffnungslose Ergebung, in welche er 1.52 verfallen war, gerieth er heute nicht. Er war ein gereifter Mann geworden, ein erfahrener Industrieller, er verfügte über gute Verbindungen und reichliche Mittel, den Lohn seiner rastlosen Thätigkeit. Der verhängnißvolle Holzstreit mit der Morchensterner Herrschaft wies ihn auf

---

die Herrschaft Morchenstern (Defours) gelangt, von welcher sie Kiedel in Pacht nahm.

1) Die Glashütte in Neuwiese wurde 1756 von Johann Josef Kittel erbaut.

2) Als Franz Anton Kiedel i. J. 1780 verstarb, gelangte die Hütte wieder an Johann Leopold (um den Kaufpreis von 15.0 fl.) zurück.



den richtigen Weg. Höher hinauf ins Gebirge, wo noch Holz in Hülle und Fülle, war die Losung des scharfsichtigen und rasch handelnden Glasmeisters. An der steinigen Ramnitz aufwärts begannen die dichten Waldungen des Clam'schen Fsergebirges, in mitten welcher ja bereits die Neuwiesner Hütte fröhlich dampfte. Auch für die Karlsruhte hatte Riedel schon von der Clam'schen Herrschaft Holz bezogen und wohl hiedurch die Bekanntschaft mit dem gräflichen Wirthschaftsinspector Wenzel Johann Paul in Reichenberg gemacht. Dieser bot ihm gerne die Hand zur Errichtung einer selbständigen Hütte auf gräflich Clam'schen Grund — denn an Holz, meinte er, „haben wir keinen Mangel“. Demgemäß schritt man denn, um mit dem Chronisten zu sprechen, „im Spätherbste des Jahres 1774 unter Anrufung des Himmels um seinen Beistand zur Abhauung des Holzes, um einen hinreichend freien Raum für den bestimmten Ort zu gewinnen, welcher von zwei Seiten von den beiden Ramnizen begrenzt wird und  $50^{\circ} 48' 30''$  n. Br. und  $32^{\circ} 53' 45''$  ö. L.,  $3\frac{3}{4}$  Stunden nordöstlich von Reichenberg entfernt und um 1397 pariser Fuß höher als dieses liegt, nämlich 2483 pariser Fuß über der Meeresfläche mit der mittleren Barometerhöhe von  $25'' 3'''$  pariser Maß, westliche Abweichung  $16^{\circ} 6'$ . Und im Frühjahr 1775 begann Johann Leopold Riedel unter der Regierung Ihrer Majestät der römischen Kaiserin Maria Theresia, unter dem Schutze des Christian Philipp, des heil. röm. Reiches Grafen von Clam und Gallas zu Schloß Campo und Freinthurn, Herrn der Herrschaften Friedland, Reichenberg, Grafenstein, Lämberg &c., unter dem Inspectorat des Herrn Wenzel Paul, unter der Amtsverwaltung des Anton Rückert und dem Oberforstmeister Friedrich Krause auf seine Unkosten den Bau des Ortes, welcher nach dem Grafen den Namen Christiansthal erhielt.“

Die Bedingungen, unter welchen die Neugründung vor sich gehen sollte, waren mit der Herrschaft vereinbart worden, und am 1. Juni 1775 setzten Graf Christian und seine Beamten einerseits Riedel und sein Bruder Franz Anton (als Zeuge) andererseits ihre Unterschriften unter den abgeschlossenen Vertrag — die Locationsurkunde von Christiansthal. Der Graf verleiht dem Johann Leopold Riedel ein Stück Dominicalwald auf der Reichenberger Herrschaft im Hinterfriedrichswalder Forste „zwischen den zweien Flösseln Raminz“ von ungefähr 30 Strich oder 45 niederöst. Mezen Ausfaat zum Roden — zur Erbauung und Einrichtung einer vollkommenen Glashütte sammt den dazu gehörigen Wohnungen, Stallungen, Schuppen und Holzplatz und die erforderliche Graserei zur Erhaltung des nothwendigen Melkviehs. Er genehmigt den vorgelegten Plan der neuen



Anlage, welche nach ihm den Namen Christiansthal führen sollte. Nebst der Hütte und dem Wohnhause Kiedels können noch zwei Arbeiterhäuser und eine eingängige Mahl- und Brettmühle errichtet werden. Außer dem Mahlrechte werde dem Gründer auch das freie Schlachten und Backen verliehen. Kiedel verpflichtet sich alle Baulichkeiten auf eigene Kosten herzustellen und zu erhalten; nur das nothwendige Bauholz (das für die Mühle ausgenommen) wird ihm aus den herrschaftlichen Waldungen unentgeltlich angewiesen. Ebenso habe der Gründer die Brücke über die Kamnitz und die der Glashütte wegen anzulegenden Holzzufuhrwege herzurichten und in Stand zu halten, wozu ihm gleichfalls herrschaftliches Holz zur Verfügung gestellt wird.

Kiedel erhielt seinen Besitzstand als Zinsgrund, über welchen die grundobrigkeitlichen Rechte der Herrschaft vorbehalten wurden. So wurde insbesondere bestimmt, daß der Verbrauch von Bier, Branntwein und Salz in Christiansthal nur durch das Reichenberger Wirthschaftsamt zu bedecken sei, wobei gegenüber den für Neuwiese festgesetzten Preisen noch eine Herabminderung eintreten sollte.<sup>1)</sup> Bezüglich der Gebäude bedang sich die Herrschaft das Vorkaufsrecht aus. An jährlichen in zwei Raten zu zahlenden Zinsungen, für deren pünktliche Entrichtung Kiedel mit seinem Vermögen und Baulichkeiten haftete, wurden vereinbart:

Grund- und Hüttenzins . . . . .	7 fl. 30 fr.
Mahl- und Brettmühlzins . . . . .	5 " 50 "
Wiesenzins . . . . .	22 " 30 "
Von zwei abseitigen Wohnhäuseln à 22½ fr. . . . .	— " 45 "
	<hr/>
	35 fl. 55 fr.

Rühe im Walde auf den vom Forstamte angewiesenen Plätzen zu weiden, wurde sowohl dem Hüttenmeister, wie dem Müller gestattet und zwar gegen einen jährlichen „Hütungs-zins“ von 30 fr. von einem Rind.

Von Wichtigkeit waren die Bestimmungen über den Bezug des Holzes, des Lebenselementes der damaligen Glaserzeugung. Die günstig gelegenen Waldbestände zwischen den beiden Kamnizen einerseits und jene am Schwarzenberg bis an die Vogelberge andererseits, sollten für je die Hälfte des Bedarfes als Bezugsquelle dienen. Und zwar sollte der Hüttenmeister für

1) Das Faß Bier für Christiansthal wurde um 1 fl. billiger als für Neuwiese und um 2 fl. billiger als für die Landschenter vom Bräuhaus geliefert. Den Branntwein hatte der Brenner per Seidl um 1 fr. billiger, als er ihn selbst auschenkte, abzulassen. Für das Fassel Salz wurde der patentmäßige Preis von 7 fl. 40 fr. festgestellt.



jeden „zu 3 Schocken mäßigen Scheitern gerechneten Kasten“ nebst der Amtsassidenz 7 Kreuzer für das Holz aus den Kamnitzbeständen, 4 Kreuzer aber für das vom Schwarzenberge entrichten, und für den Spalter- und Zufuhrlohn aufkommen. Das Forstamt wurde angewiesen, einen gewissen Turnus in den Holzschlägen einzuhalten, so daß gleich in den ersten Jahren nicht bloß naheliegendes, sondern auch entfernteres Gehölze zur Verwendung gelange.

Ausdrücklich aber behielt sich die Herrschaft vor, in allen des Hüttenholzes wegen anzulegenden Schlägen Holzmärkte abzuhalten und das Klöbzer-, Schindel-, Faß-, Siebläuft- und Zunderholz an den Meistbietenden zu vergeben. Dem Hüttenmeister soll es unbenommen bleiben, an der Versteigerung sich zu betheiligen. Strengen Bedingungen unterwarf sich der Hüttenmeister zur Vorbeugung jeglicher Unregelmäßigkeit oder Unterschleifes beim Holzbezug. Er mußte sich verpflichten, die doppelten Preise zu entrichten, wenn er vor der ämtlichen „Auszahlung“ Holz abrückte, und eine Strafe von 10 Reichsthalern erlegen, wenn er aus nicht angewiesenem und erkauftem Holz oder Abraum Zunder oder Waldasche brenne. Gar bedenklich war endlich die Klausel, vermöge welcher der Hüttenmeister „für alle in dortiger Gegend, sonderlich in seinem Holzschlag für das etwa entwendete Gehölz gut zu stehen und dasselbe im doppelten Werthe den Amtsrenten ohnweigerlich zu vergüten habe“.

Noch eine Formalität hatte unser Kiedel zu vollziehen. Er mußte sich aus der Unterthänigkeit der Böhmisches-Kamnitzer Herrschaft loszählen lassen, da Graf Christian den Vertrag nur mit einem „freien ehrbaren“ Manne abschließen mochte.<sup>1)</sup>

Noch im Jahre 1775 waren die Baulichkeiten in Christiansthal so weit gefördert, daß Kiedel, der bis dahin mit seiner Familie bei seinem Bruder in Neuwiese Unterkunft gefunden hatte, im Spätherbste in sein neues Heim einzichen konnte. Gehobenen Gefühles mochte er die Schwelle des Herrenhauses überschreiten, der selbstgeschaffenen wirklichen Heimat, aus der ihn Niemand mehr verdrängen konnte. Tage unermüdlicher Arbeit begannen. Am Tage der heiligen drei Könige wurde unter Anrufung des himmlischen Beistandes die erste Glaschmelze in der jungfräulichen Hütte eröffnet, und am 17. Jänner 1776 konnte sich der Hüttenmeister an dem fertig gewordenen Erstlingsglas von Christiansthal stolzen Herzens erfreuen. Bald erlangte das Christiansthaler Erzeugniß einen ausgezeichneten Ruf,

1) Der diesbezügliche Losbrief wurde vom Fürsten Franz Ulrich Kinsky am 28. Februar 1776 gezeichnet.



und Niedel schaltete wieder mit Rüstigkeit im immer weiter sich ausdehnenden Geschäfte. Tage großer Aufregung und Besorgniß überstand die junge Ansiedlung im Sommer des Jahres 1778. Friedrich II. von Preußen war in Folge des bairischen Erbfolgestreites in Böhmen eingebrochen, und ein starkes preussisches Corps besetzte am 11. August Reichenberg. Von hier drangen einzelne Abtheilungen der feindlichen Truppen bis auf die Höhen des Fsergebirges vor. In Neuwiese fand am 8. September eine solche Abtheilung bewaffneten Widerstand an österreichischen Scharfschützen. Die Preußen, welche die Glasmeister des Gebirges in Verdacht hatten, aus eigenem Antriebe die Scharfschützen herangezogen zu haben, erklärten, sämtliche Hütten des Gebirges in Brand stecken zu wollen. In Christiansthal hatte man alle Ursache zu zittern. Niedel beherbergte überdies ansehnliche Gäste aus Reichenberg, die sich zu ihm vor den Preußen geflüchtet hatten, unter ihnen die Familie des befreundeten Inspectors Wenzel Paul. Der Himmel hatte ein Erbarmen. Ein echtes Fsergebirgsregenwetter trat ein und verhinderte den weiteren Vormarsch der Feinde, die übrigens bald darauf aus Böhmen abzogen.

Zu seiner Unterstützung hatte Niedel von allem Anfang an seinen weitgereisten Vetter Johann Christoph Niedel, der schon in Antoniewald in seinen Diensten stand, nach Christiansthal als HüttenSchreiber aufgenommen. Dieser bewährte sich als wackerer Arbeitsgenosse, besonders als Johann Leopold von schwerer Krankheit ergriffen wurde. <sup>1)</sup> Im Jahre 1794 erlitt

1) Dieser Johann Christof Niedel war ein Enkel jenes Johann Christof aus Pablowitz, der in Polen umgekommen sein soll. Sein Vater, gleichfalls Johann Christof, war in Plottendorf am 10. Mai 1769 verstorben. Von unserm Christiansthäler HüttenSchreiber hat sich ein Tagebuchblatt, von eigener Hand geschrieben, erhalten, das wir als einen kleinen Beitrag zur Geschichte des Lebens und der Reisen der böhmischen Glashändler mittheilen wollen:

„Soli Dei Gloria. 1739 den 16. Juni bin ich Johannes Christof Niedel in Plottendorf geboren und getauft worden. 1751 den 2. December bin ich von Haus nach Mayland in Italien verreislet. 1752 den 17. Januari bin ich in Mayland ankommen. Dieses Jahr den 25. May bin ich in der Mayländer Domkirchen gefirmet worden. 1756 zum Anfang des Jahres sind von Thro päpst. Heiligkeit etwelche Feiertäge dispensieret worden. 1756 den 24. Juni bin ich in Genova gewest. 1758 den 4. u. 16. May bin ich in Reggio di Modena gewesen. 1763 den 10. u. 24. Juni und 8. December bin ich in Torino gewesen. 1764 den 2. October bin ich von Mayland abgereiset. Dieses Jahr den 17. November bin ich in Plottendorf ankommen. Dieses Jahr den 3. December bin ich in die Antoniewalder Glashütten ankommen. 1769 den 10. May ist mein Vater gestorben und den 12. begraben worden in Plottendorf. 1771 den 17. Mai bin ich Johann Christof beschriben (?) worden.



dieser nämlich einen Schlaganfall, von dem er sich nicht mehr recht erholen konnte. Er verschied am 18. März 1800. Ihm im Tode vorangegangen waren längst schon sein Bruder Franz Anton, der Glasmeister von Neuwiese († 1780, November 26.) und der hochbetagte Vater Johann Karl († 1781, November 10.).

„Es hieße die edelste Seite im Charakter der böhmischen Glasleute in Schatten stellen, würde nicht ganz besonders ihres sittlich-religiösen Geistes gedacht werden. Was ihr frommer Sinn in den Gemeinden Kreibitz, Falkenau, Langenau, Blottendorf, Steinschönau, Bürgstein, Haida u. s. w. zu kirchlichen und Wohlthätigkeitszwecken gespendet, findet sich zum Theil schon in verschiedenen Schriften verzeichnet.“ Für die Wahrheit dieser Worte Schebeck's <sup>1)</sup> spricht denn auch die Chronik von Christiansthal. Der wahrhaft fromme Sinn des Gründers, der sich auch auf seine Nachkommen vererbte, veremigte sich in der Gründung der Christiansthaler Kapelle. In der Stiftungsurkunde sagt er: „Ich Leopold Riedel . . . habe in Erwägung gezogen, daß dem Menschen nichts anderes als seine guten Werke in jene Welt nachfolgen, und daß unter denselben wohl keine nützlicheren können gestiftet werden, als an welchen mehrere gottesfürchtige fromme Christen Theil haben, und zu deren Seelenheil alle Erleichterung geschaffet werden kann.“ In seinem weltabgeschiedenen Heim, das besonders in der langen Winterszeit fast unzugänglich war, mochte Riedel um so stärker das Bedürfniß empfinden, zur Befriedigung des kirchlich-religiösen Sinnes seiner selbst, seiner Familie und seiner Arbeiter an Ort

---

Dieses Jahr von Juni bis Juli war in Böhmen ein Strich Korn böhm. Maß vor 16 fl., dann vor 1 kr. 4 Loth Hausbrod. 1772 im Anfang sind etwelche Feiertag von Ihrer päpstl. Heiligkeit aufgehoben worden. 1775 den 11. Januari bin ich auf die Neuwieser Glashütten kommen. Dieses Jahr den 20. bis 27. Martii haben die Bauern die Schlösser ausgeraubt. 1776 den 15. Januar bin ich in die Christiansthaler Glashütten kommen. Dieses Jahr den 31. Mai ist mein Bruder Anton in Blottendorf gestorben und darauf begraben worden den 3. Juni 1776. 1779 den 23. Martii ist meine Mutter Beronika gestorben und den 27. Martii begraben worden. 1793 den 24. December ist meine Schwester Maria Theresia gestorben in Friedrichswald und den 26. December in Johannesberg begraben worden. 1801 den 7. September starb Johann Josef Riedel in Lübeck und den 11. September in St. Peter begraben worden. 1804 den 20. Juli ist mein sel Bruder Josef gestorben in Oberarnsdorf und den 22. Juli in Blottendorf begraben worden. 1804 den 13. November ist mein Bruder Franz gestorben um 11 Uhr vormittag in Blottendorf u. den 16. November begraben worden.“ Johann Christof selbst starb am 17. Juli 1812.

1) Böhmens Glasindustrie und Glashandel S. LXIII.



und Stelle die geeigneten Einrichtungen zu schaffen. Schon im Sommer des Jahres 1778 zur Zeit der Preußennoth hatte Philipp Paul, der Pfarrer von Einsiedel (später Dechant in Reichenberg und Canonikus in Leitmeritz), am 8., 9. und 10. August in Christiansthal heilige Messen celebrirt und hierauf vom 12. August bis 20. September P. Franz Schneider Gottesdienst abgehalten. Nach dem Stiftsbrief vom 1. April 1780 sollte auf Kiedels Wunsch ein eigener Geistlicher unterhalten und ein Kirchlein mit einem Friedhof errichtet werden. Der Localcaplan erhielt seine besondere Wohnung in der gegenüber vom Herrenhause erbauten Pfarrei und sollte entweder die Verköstigung beim Glasmeister oder einen jährlichen Kostenbeitrag von 65 fl. genießen. Ein weiterer Geldbetrag von jährlichen 78 fl. wurde für drei in der Woche zu lesende Messen gesichert. Kiedel erlegte zu diesem Zwecke 2500 fl. als baares Stiftungsvermögen bei der Reichenberger Herrschaft. Da aber dessen vierpercentige Interessen von 100 fl. obige Beträge nicht deckten, so stellte er die fehlenden jährlichen 43 fl. auf seine Realitäten in Christiansthal sicher. Durch dieselben Hypotheken dotirte er für die Erhaltung des Kirchleins ein Capital von 50 fl. und zur Instandhaltung der Kircheneinrichtung für Wein, Kerzen und dergleichen ein Capital von 200 fl. Graf Christian bestätigte als Patron die fromme Foundation am 24. Juni 1780, ergänzte dieselbe durch 4 Faß Bier und 8 Klafter Holz im Jahre, bestimmte die Stolataxen und verpflichtete den Caplan auch zur Ertheilung des Schulunterrichtes gegen Entschädigung seitens der Eltern, so lange nicht ein eigener Schulmeister angestellt werde. Die Stiftung wurde von der kirchlichen Behörde bestätigt und in die Landtafel eingetragen. <sup>1)</sup>

Zum Baue eines Kirchleins kam es nicht, wiewohl der Patron Graf Christian Clam-Gallas am 18. August 1781 den Grundstein bereits dazu gelegt hatte. Dagegen wurde die heute noch bestehende im Mitteltraft befindliche Hauscapelle eingerichtet und in derselben bereits am 3. April 1780 von P. Anton Kreybich die Messe gelesen. <sup>2)</sup> Der idyllisch gelegene Friedhof wurde am 24. October 1780 vom Friedländer Vicar P. Joseph Schöpfer eingeweiht. Der Bruder († 1780, Nov. 26.) und der Vater († 1781, Nov. 10.) des Stifters waren die ersten, welche auf demselben

1) 5. leibfarbener Kaufquatern der Einlagen und Foundationen A. ddo. 26. September 1780 sub. lit. A. 12.

2) Die würdige Ausstattung der Capelle läßt sich die Familie Kiedel bis heute angelegen sein. Das Flügelaltar (in der Mitte die 14 Nothhelfer, auf den Flügeln St. Wenzel und St. Veit) kam von Witkowitz auf Verwenden der Gemalin Leopolds K., die von Witkowitz stammte. Es diente früher als



ihre ewige Ruhestätte fanden. Obengenannter Kreybich, der erste Localcaplan von Christiansthal, verblieb bis zum Jahre 1784 daselbst. Sein Nachfolger der originelle „Hüttenpater“ P. Franz Starrey, ein Auerwandler der Familie Kiedel,<sup>1)</sup> versah die Localie von 1785 bis 1795, war dann eine Zeit lang Pfarrer in Luschtinez, kehrte aber 1799 auf seinen geliebten Posten nach Christiansthal zurück und harrete hier bis zu seinem Tode aus. (31. Jänner 1822.)

Johann Leopold Kiedel, der Gründer von Christiansthal, erlebte noch den Anbruch des neuen Jahrhunderts. In seinem 74. Lebensjahre aber am 18. März 1800 segnete er das Zeitliche und bezog die freundliche Heimstätte des ewigen Friedens, die er sich selbst auf lustiger Höhe, umsäumt von dunklem Waldesgrün, geschaffen. Er hat in seiner Art Großes vollbracht und wird in der Industriegeschichte unseres Vaterlandes immer eine ehrenvolle Erwähnung finden müssen. Gründliche Geschäftskennntniß, wohl erwägender Unternehmungsgeist und rastlose Thätigkeit beförderten den einfachen Hüttenpater zum vornehmsten Industriellen des Gebirges, auf dessen unwirthlichen Kamme er eine blühende Dase gewerblichen Fleißes schuf. Ein kräftiger Familiensinn, echt religiöse Gläubigkeit und ein warmes Herz für seine Arbeiter, wie für alle Bedürftigen, zierten den Menschen. In seinem Testamente finden wir die nicht unbedeutlichen Summen verzeichnet, die er seinen Glasmachern vorgestreckt hatte. Mit diesen lebte er in einer Art patriarchalischen Verhältnisses, und seit seiner Zeit stammt wohl die noch heute in Christiansthal von den Arbeitern beobachtete Sitte, den Besitzer der Glashütte mit der vielsagenden Ansprache „Vater“ zu ehren. Nicht immer ungetrübt war der Himmel seines Glückes geblieben. Im ersten Beginne seiner selbständigen Laufbahn im Jahre 1752 schmetterte den jugendlichen Anfänger der völlige Zusammenbruch des eröffneten Unternehmens in der Zerknirschung nieder. Er raffte sich auf, und als er mit dem Aufgebote der vollen Kraft seines besten Mannesalters ein ausgedehntes blühendes Geschäft gegründet hatte, entzog ihm plötzlich im Jahre 1774 ein tückisches

---

Feldaltar offenbar einem böhmischen Regimente und war während des siebenjährigen Krieges in Witkowitz zurückgeblieben. Die Orgel — gebaut 1713 von Leopold Spiegel in Prag — wurde von der Polanner Kirche übernommen. Früher soll sie den Benedictinern am Bösing gehört haben. Das Glockenthürmchen mit Uhr wurde am 13. Juni 1801 errichtet.

- 1) Er war der Sohn des Launer Bürgers Franz Starrey. Seine Schwestern Elisabeth und Magdalena waren die Frauen Antons und Karl Josefs Kiedel, der Söhne des Stifters von Christiansthal.



Geschick Werkstätten und Heimat. Unverzagt schritt er an den Aufbau seines eigenen Heims. Er sollte in diesem nicht ohne letzte und schwerste Prüfung seinen Lebensabend beschließen. Im Mai des Jahres 1794 wurde er vom Schlage gerührt, blieb gelähmt und konnte sich nicht mehr erholen. Sechs lange schmerzreiche Jahre sah sich der an unermüdlige Thätigkeit gewohnte Kranke zur unfreiwilligen Ruhe verurtheilt, bis ihn der Tod erlöste. Seine geliebte Frau und treue Pflegerin lebte noch bis zum Jahre 1812, in welchem sie am 10. August in ihrem 74. Lebensjahre, wie ihr Gemahl, starb.

Schon im Jahre 1795 hatte der Gründer von Christiansthal, als er in Folge seiner Gebrechlichkeit sich von den Geschäften zurückziehen mußte, die Glashütte sammt den Wohngebäuden mittelst Kaufvertrages vom 19. Juli an seinen Sohn Karl Josef übertragen. In seinem bereits im Jahre 1794 auszufertigten Testamente war dieses Verhältniß vorgesehen und Christiansthal mit dem mäßigen Werthe von 1500 fl. bemessen. Seinem zweiten Sohne Anton vererbte Johann Leopold die Neuwiesner Glashütte, welche gleichfalls mit nur 1500 fl. bewerthet wurde. Für seine Gemahlin und die noch ledige Tochter Johanna wurde in reichlicher Weise gesorgt und der andern Verwandten, wie auch der Armen, nicht vergessen.

Durch seine Söhne Anton und Karl Josef wurde der Gründer von Christiansthal der Stifter der beiden heute noch bestehenden Linien der Familie Riedel, welche die Rohglaserzeugung im Isergebirge fast ausschließlich beherrschen. Anton († 1821 Febr. 7.) arbeitete bis 1817 in Neuwiese, schloß aber schon 1814 einen günstigen Pachtvertrag mit Antoniewald ab. Einer seiner Söhne Josef († 1845 Nov. 3.) ist der Vater jenes Josef Riedel in Polaun, der sich durch hohe Begabung und eisernen Fleiß zum Großindustriellen allerersten Ranges emporarbeitete und allgemein der „Glaskönig“ des Gebirges genannt wird. Diese Polauner Linie verdiente wohl im Interesse unserer heimischen Industriegeschichte in einer besonderen Abhandlung eingehend besprochen zu werden.

Der uns gestellten Aufgabe gemäß verweilen wir bei Christiansthal und der an diesen Ort sich knüpfenden Linie des interessanten Geschlechtes. Karl Josef Riedel d. ä. hatte, wie wir erwähnten, noch bei Lebzeiten seines Vaters im Jahre 1795 den Besitz von Christiansthal angetreten und betrieb das ererbte Geschäft mit wechselvollem Geschieke nahezu ein halbes Jahrhundert. Der allgemeine Geschäftsniedergang während der Napoleonischen Kriege übte seine unvermeidliche verderbliche Rückwirkung auch auf das Christiansthaler Unternehmen aus. Vergeblich kämpfte



Riedel gegen die hereingebrochene schwere Krisis an. Ein mit Josef Pfeiffer in Gablonz geschlossener Compagnievertrag mußte bald wieder aufgelöst werden, und betrübten Herzens sah sich der Hüttenbesitzer genöthigt „kalten Ofen“ zu halten. Noth und Elend zogen in Christiansthal ein. Zum Arbeitsmangel gesellte sich die bekannte außerordentliche Theuerung der Lebensmittel.<sup>1)</sup> Noch wie ein Glück mußte man es ansehen, daß im Jahre 1813 zwischen dem 20. und 28. August die plündernden „Polaken“, welche bis Neuwiese und bis zur Plattneimühle vorgeedrungen waren, den Weg nach Christiansthal nicht fanden. Als auch nach den schweren Kriegsjahren die Geschäftsstockung andauerte, sah sich Riedel schon vor die Frage der gänzlichen Auflassung seiner Hütte gestellt. Sein Nefse Franz Riedel, der Hüttenmeister von Neuwiese, legte sich ins Mittel, und durch seine Verwendung gelang es, die Christiansthaler Hütte wieder in Betrieb zu setzen. Förderlich hiefür zeigte sich insbesondere der von Franz Riedel mit der Reichenberger Herrschaft am 26. September 1824 auf 12 Jahre abgeschlossene Holzlieferungsvertrag, dessen günstige Bedingungen auch Karl Josef zu Gute kamen.<sup>2)</sup> Dieser erholte sich denn wieder zum regelmäßigen Geschäftsbetrieb, und mit der wiedergewonnenen Arbeit zog auch Freude und Zufriedenheit in Christiansthal ein. 1826 wurde am Herrenhause eine Sonnenuhr angebracht, 1828 ein Doppelbarometer erworben und Wetterfahnen auf den Wohngebäuden aufgesetzt.<sup>3)</sup> Im Jahre 1829 ließ Carl Josef das schadhaft gewordene Glockenthürmchen ausbessern und einen neuen Knopf aufsetzen, 1835 baute er die steinerne Brücke über die kleine Ramnitz und 1836 die Wasserleitung in die Küche.

Die von seinem Vater mit vielen Mühen begründete selbständige Seelsorgestation vermochte Karl Josef Riedel nur bis zum Jahre 1822 aufrecht zu erhalten. In demselben am 31. Jänner starb nämlich P. Franz Starrey, der Anverwandte und treue Berather der Familie, der in weiten Kreisen geehrte und beliebte Hüttenpater von Christiansthal im Alter von 66 Jahren. Dieser hatte vermöge seiner nahen Beziehungen zur Familie Riedel und in Folge einer Personalzulage aus dem Religions-

1) Der Chronist merkt an, daß im J. 1805 ein Strich Korn 52 fl., ein Strich Weizen 44 fl. kostete und für einen Kreuzer 1½ Loth Brod verkauft wurde. Vergl. Jäger, Dorfschronik S. 308.

2) Für das weiche Holz wurde als Preis per Klafter 1 fl. 45 kr. C. M., für das harte 2 fl. vereinbart. Im Jahre 1836 schloß Karl Josef im eigenen Namen einen Vertrag auf 12 Jahre ab, nach welchem das weiche Holz mit 2 fl. 12 kr. C. M., das harte mit 2 fl. 45 kr. bewerthet wurde.

3) Diese Arbeiten besorgte Meister C. G. Scheppig aus Bautzen.



fonde trotz der durch das Finanzpatent vom Jahre 1811 geschmälernten Dotation der Lokalie sein Auskommen gefunden. Für die Unterhaltung eines Nachfolgers reichten aber die vorhandenen Mittel nicht aus, und es wurde daher nach längeren Verhandlungen Christiansthal nach Johannesberg eingepfarrt. Gemäß der Weisung des bischöflichen Consistoriums von Leitmeritz vom 7. August 1827 und der Verordnung des Guberniums vom 17. October 1827 hatte der Pfarrer von Johannesberg jeden Monat einmal in Christiansthal den Gottesdienst sammt Predigt abzuhalten und wöchentlich einmal den Kindern Religionsunterricht zu ertheilen. Hiefür wurde ihm der Ertrag der Stiftung Johann Leopold Kiedels im Betrage von 100 fl. W. W. und der Bezug der von der Herrschaft bewilligten Naturalgabe von 4 Faß Bier und 6 Klafter Holz zugesprochen.

Wegen vorgerückten Alters übergab Karl Josef Kiedel mit Beginn des Jahres 1838 Christiansthal seinem ältesten Sohne gleichen Namens. Er lebte noch fünf Jahre und verschied in seinem 76. Lebensjahre am 23. April 1843 allgemein betrauert und beweint. Sein am 8. Jänner 1838 verfaßtes und am 10. Juli 1843 publicirtes Testament enthält ganz ähnliche Bestimmungen, wie das seines Vaters. Demgemäß hatte sein Sohn Karl Josef den Besitzstand von Christiansthal mit 3500 fl. C. M. zu übernehmen. Im Übrigen wurde dieser mit der Witwe Magdalena und den überlebenden Kindern als Universalerben eingesetzt. Die hinterlassenen Holzvorräthe und Glasmaterialien wurden mit 11.170 fl. C. M., die ausstehenden Forderungen — Glasschulden — mit 16.000 fl. geschätzt.

Karl Josef Kiedel d. j. (geb. 16. Juli 1803, † 22. Jänner 1875) hatte in seiner Jugend in den Zeiten des schlechten Geschäftsganges der Christiansthaler Glashütte das Uhrmacherhandwerk in Pragau erlernt (1819—1822), war dann auf die Wanderschaft gegangen und stand von 1822 bis 1826 in Wien in Arbeit. Da sich inzwischen die Verhältnisse der Glasindustrie günstiger gestaltet hatten, kehrte er im Jahre 1826 in seine Heimat zurück, beschäftigte sich vom 12. Juni bis 8. September dieses Jahres in der Glashütte seines Veters Franz in Antoniewald, worauf er in das Geschäft seines Vaters in Christiansthal eintrat. Mit dem Jahre 1838 übernahm er dasselbe in eigene Verwaltung und führte es bis an sein Lebensende mit vorzüglichem Erfolge. Voll Eifer und mit unermüdlicher Thätigkeit leitete er den Betrieb und die Vervollkommnung seiner Hütte. Günstige Verhältnisse unterstützten die Bemühungen des aufstrebenden Industriellen. Noch im Jahre 1839 vollendete er den Bau einer Pottaschenkammer und einer Hasenstube. 1841 wurde eine Brofen- und Strohkammer erbaut, 1842 eine Aschenkammer errichtet und die Sand-



fammer hergestellt, und 1848 ein völlig neues Pochwerk zur Ausführung gebracht. Vom Jahre 1853 bis 1855 führte Niedel, dessen geschäftliche Unternehmungen sich immer lohnender gestalteten, eine wesentliche Vergrößerung der Glashütte durch. Dieselbe wurde um 10 Klafter verlängert, um Platz für die Aufstellung eines zweiten Ofens zu gewinnen, auf welchen am 24. Juli 1854 das erste Glas gearbeitet wurde. Ferner wurden zwei  $17\frac{1}{2}$  Klafter lange Ziehgänge (Ausläufer), ein anstoßendes Gebäude mit zwei Zurichtkammern, eine Schreibstube, dann ein Neubau für 2 Thonkammern, einen Thongewölbe und 2 Glasvorrathskammern errichtet. In derselben Zeit entstand eine zu erwärmende Glasauslesestube, eine Hasenstube und Hasenkammer und 3 Tamperöfen, und wurden noch andere Verbesserungen in der Hütte vorgenommen. Da das 1848 erbaute Pochwerk den Anforderungen nicht mehr entsprach, gestaltete es 1858 Niedel vollständig um, versah es mit 24 Eisenhämmern und stellte zum Betriebe eine Turbine auf. Das in der Nähe des Friedhofs gelegene Wassersammelbecken wurde vergrößert und mit Cement vermauert. Die mit einem Kostenaufwand von 400 fl. bewerkstelligte Reconstruction bewährte sich ausgezeichnet, so daß von nun an selbst beim kleinsten Wasserstande sämmtliche 24 Hämmer in Thätigkeit versetzt, während früher oft nur 3 oder 4 Stampfen zur Arbeit benützt werden konnten.

Schon zwei Jahre darauf erweiterte Niedel seinen Wirkungskreis durch den Pacht der Zerknerhütte in Antoniewald, in welcher er mannigfaltige Baulichkeiten vornehmen mußte, ehe er am 27. März 1860 die Glasbereitung beginnen konnte. In Christiansthal selbst aber steigerte sich der Betrieb immer mehr, so daß Niedel schon 1865 einen neuen dritten Ofen zwischen den beiden bereits bestehenden aufstellte, auf welchem am 29. August 1865 zum erstenmale gearbeitet wurde. In Folge dessen sah er sich genöthigt, das Pochwerk neuerdings zu vergrößern. Da die aus der kleinen Kamnitz bis jetzt bezogene Wasserkraft nicht ausreichte, holte sich Niedel von der Reichenberger Herrschaft die Bewilligung ein, aus der großen Kamnitz mittelst eines Kunstgrabens das Wasser zu heben, und schloß bei dieser Gelegenheit einen Vertrag über das Wasserbezugsrecht von den herrschaftlichen Gründen überhaupt, auch die kleine Kamnitz betreffend, ab. (21. Mai 1865.) Im selben Jahre 1865 ließ Niedel zwischen den zwei westlichen Ziehgängen einen hölzernen Sandbehälter von bedeutendem Umfange erbauen.

Die wichtigen Holzlieferungsverträge wurden mit der Reichenberger Herrschaft von Zeit zu Zeit unter verhältnißmäßig günstigen Bedingungen erneuert. 1848 wurden auf drei Jahre 1400 Klafter weiches Scheitholz,



100 Klafter weiches und 30 Klafter hartes Abraumholz abgeschlossen. Als Preise wurden festgesetzt für die Klafter Scheitholz 3 fl., für das harte 2 fl. 30 kr. und ein Stammgeld pr. Gulden 2 kr. ausbedungen. Im Jahre 1851 wurde der Vertrag für fast dieselbe Quantität auf 6 Jahre erneuert; die Preise aber sollten von Jahr zu Jahr festgestellt werden. Für das erste Contractsjahr bewegten sich dieselben für das Scheitholz zwischen 3 fl. und 3 fl. 15 kr. je nach der Lage des Schlages; für das Abraumholz wurden dieselben Preise wie 1848 beibehalten und dasselbe Stammgeld bestimmt. Der wieder für 6 Jahre abgeschlossene Holzverkaufsvertrag vom Jahre 1858 sicherte Riedel den jährlichen Bezug von 1800 Klaftern weiches Scheitholz (zwischen 5 - 6 fl. pr. Kl.), 30 Kl. hartes Abraumholz (4 fl.), 420 Kl. weiches Prügelholz (3 fl. bis 3 fl. 20 kr.) und das Stockholz von obigen 1800 Kl. (zwischen 2 fl. 45 kr. und 3 fl. 30 kr.). Die Preise wurden wieder nur für das erste Vertragsjahr bestimmt, das Stammgeld entfiel. Nach Ablauf dieses Vertrags erhielt Riedel auf sein Ansuchen mittelst Bescheides vom 8. December 1863 auf weitere Jahre die Zusicherung des Bezuges von jährlichen 3000 Kl. Holz in der Gattung, wie es die Schläge nach Ausscheidung des Nutzholzes und die durchzuforstenden Waldstrecken geben zu den bestehenden Currentpreisen des Jahres.

Durch den Ankauf der von Jantsch erbauten Glashütte in Josefsthal (1871) hatte Riedel sein Arbeitsfeld wieder auf drei Hütten ausgedehnt, und wenn auch schon kränklich, suchte er in rastloser Arbeitsfreudigkeit zweckmäßige Verbesserungen im Betriebe seiner Fabrication durchzuführen. Bedeutungsvoll zeigte sich die im Jahre 1874 vollzogene Einrichtung der Christiansthaler Hütte nach dem Systeme der Gasfeuerung. Den im Jahre 1875/6 vollendeten Umbau der Antoniewalder und Josefsthaler Hütten nach demselben Systeme sollte er nicht mehr erleben. In seinen 3 Hütten erzeugte Riedel als gangbarste Artikel Stangen- und Stängelglas aller Farben, Prismen, Druckglas und Flacons, letztere Waaren seit 1871 vornehmlich in Antoniewald und Josefsthal.

Der in erfreulicher Weise sich mehrende Wohlstand setzte Riedel in die Lage sein „Herrenhaus“ nach Bedarf zu vergrößern und immer wohnlicher einzurichten. Ein besonderer Stall wurde an der Seite der „Pfarrei“ neugebaut und daneben ein Wohnhaus für das Gesinde errichtet. Auf allen Baulichkeiten wurden Blitzableiter aufgestellt. Ein am 7. Mai 1869 in das Herrenhaus niederfahrender Blitz blieb in Folge dessen unschädlich. Besondere Sorgfalt widmete er der Instandhaltung der Hauscapelle, deren Inventar vielfache Bereicherung fand. Hübsche Gärtchen beim Herrenhause wie bei der Pfarrei wurden angelegt, die nächsten Wege hergerichtet und



die Kamnitzbrücken in besten Stand gesetzt. Gastlich öffnete Kiedel sein Haus allen, die bei ihm vor sprachen. In den schönen Sommermonaten vergingen denn auch wenige Tage, in welchen nicht im Christiansthaler Herrenhause Freunde und Bekannte herzliche Aufnahme und gute Herberge fanden. Ofter trafen recht vornehme Besuche ein. Die Mitglieder der gräflich Glam'schen Familie unterließen es selten, so oft sie im Herbst zu Zeiten der Hochjagden nach Neuwiese kamen, einen Abstecher nach dem freundlichen Christiansthal zu unternehmen, und war es gerade an einem Sonn- oder Feiertage, dem Gottesdienste in der Hauscapelle beizuwohnen. Fürst Camill Rohan, durch viele Jahre ein regelmäßiger Jagdgast des Grafen Glam, schlug wiederholt während der Auerhahnbalz sein Nachtquartier in Christiansthal auf. Von den vielen geistlichen Herren, die als Gäste der Familie Kiedel in Christiansthal weilten, sei der Leitmeritzer Bischof Augustinus Bartholomäus Hille hervorgehoben. Er traf in Begleitung des Kanonikus Pfeiffer am 24. Juni 1851 Abend um 7 Uhr ein und reiste am andern Tage Nachmittag wieder ab. Er wurde auf das Feierlichste empfangen und mit dem Aufgebot aller Kräfte bewirthet. Noch am 24. Juni celebrirte der Bischof in der Hauscapelle das Veni sancte und besuchte den Friedhof, um für alle Verstorbenen zu beten. Am andern Morgen weihte er ein neues Messgewand und Pluviale, sowie zwei neue Fahnen — Spenden der Familie Kiedel — und celebrirte die feierliche Bischofsmesse im eben geweihten Ornate. Hierauf hielt er im Freien von einer eigens aufgestellten Tribüne vor der versammelten Bewohnererschaft des Ortes und vielen Gästen eine längere Erbauungsrede und spendete alsdann das Sacrament der Firmung. In unermüdlicher Thätigkeit wohnte der würdige Seelenhirt noch der in der Schule vorgenommenen öffentlichen Prüfung bei, ehe er sich zur Festtafel begab. Als sich der Bischof verabschiedete, sprach er: „Ich habe mich in Christiansthal so recht heimisch gefühlt.“

Ein schönes Denkmal ihres edlen menschenfreundlichen Sinnes setzte sich die Familie Kiedel durch die Begründung der Christiansthaler Schule. Friedrichswalde, wohin Christiansthal gehört, war seit jeher zu Gränzendorf eingeschult. Die Schule in diesem zwei Stunden von Christiansthal entfernten Orte zu besuchen, konnte der Jugend wohl kaum zugemuthet werden. Deswegen hatten die Besitzer von Christiansthal mit dem Johannesberger Lehrer eine Vereinbarung getroffen, nach welcher wöchentlich zwei bis dreimal ein Schulgehilfe den Unterricht in Christiansthal erteilte. Bis zum Jahre 1833 versah diesen mühseligen Dienst als „excurrierendes Schulindividuum,“ um im damaligen Sprachgebrauch zu



reden, Anton Appelt. Seine Nachfolger werden nicht genannt. Welch' andern als einen nur höchst mangelhaften Erfolg konnte eine derartige Einrichtung des Unterrichtes erzielen? Eine fromme wackre Frau, die Witwe nach Karl Josef Riedel d. ä. Magdalena, welche bei ihrem Sohne in Christiansthal bis zu ihrem Tode (29. März 1861) lebte, faßte den hochherzigen Entschluß, dem unhaltbaren Zustande ein Ende zu bereiten und eine selbständige Schule zu stiften. Sie widmete zu diesem Behufe im Jahre 1844 ein Capital von 3000 fl. C. M., von dessen Zuteressen die Besoldung des Lehrers gedeckt werden sollte. In selten klarer Weise äußerte sich Frau Magdalena über ihre humane Absicht in dem mit der Herrschaft aufgenommenen Protocolle betreffend die Begründung der Schule. So sagt sie: „Die Verpflichtungen des jeweiligen Lehrers sollen darin bestehen, daß er durch das ganze Jahr täglich zweimal und zwar 2 Stunden Vormittags und 2 Stunden Nachmittags Schule halte und dabei mit Ausnahme des Religionsunterrichtes, der ohnehin stiftungsmäßig wöchentlich einmal von dem Ortsseelsorger von Johannesberg, wohin Christiansthal eingepfarrt ist, ertheilt werden muß, alle Gegenstände vortrage, welche die politische Schulverfassung für Trivialschulen vorschreibt. Jedoch wird es dem Lehrer zur besonderen Pflicht gemacht, nicht nur mit dem größten und gewissenhaftesten Fleiße vorzugehen, damit meine gute Absicht, das Wohl der Kinder unserer Arbeiter kräftig zu fördern, erreicht werde, sondern es wird ihm auch obliegen, die vom Johannesberger Seelsorger ertheilten Religionslehren fleißig zu wiederholen. Eine weitere Verpflichtung des Lehrers soll darin bestehen, einigen Kindern, die hiezu die Fähigkeiten haben, unentgeltlichen Gesangunterricht zu ertheilen, damit selbe bei dem alle 4 Wochen hier in Christiansthal in unserer gestifteten Hauscapelle abzuhaltenden Gottesdienste ein erhebendes Lied singen können, damit auf diese Art auch zur Verherrlichung des Gottesdienstes das Mögliche beigetragen werde. Uebrigens soll dem jeweiligen Lehrer obliegen, beim Abhalten der Gottesdienste die Orgel zu spielen und alles zu verrichten, was zur Bedienung des Priesters gehört, ebenso wird ihm obliegen, aus den Schulknaben stets zwei zum Ministriren abzurichten.“ Die edle Stifterin spricht in dem genannten Protocolle die Hoffnung aus, daß der zukünftige Patron der Schule Graf Clam ein kleines Scherflein zur besseren Existenz des Lehrers durch Gewährung eines Deputates von Holz und etwas Bier gnädig beitragen werde. „Sollte aber“, fährt Frau Magdalena fort, „mein kindliches Vertrauen, welches ich zu meiner gnädigen Herrschaft hege, sich nicht rechtfertigen, so bleibt, da ich von meinem christlichen Vorsatze, eine Schule für



Christiansthal zu stiften, nicht ablasse und auf die Ausführung eines wahrhaft guten Werkes nicht verzichten und das Bewußtsein, daß ich es gethan, in die Ewigkeit mitzunehmen gedenke, nichts anders übrig, als noch einige Jahre mit der wirklichen Inslebentretung dieser Schule und zwar so lange zu warten, bis die Zinsen obigen Stiftungscapitals so hoch angewachsen sind, daß ein Capital erzielt werde, aus dessen Zinsen 6 Klafter Schulbeheizungsholz und 2 Faß Bier jährlich für den Lehrer in Christiansthal gedeckt werden.“ Ferner spricht die Stifterin den Wunsch aus, daß in der Christiansthaler Schule jährlich „öffentliche Prüfungen“ der „Control“ wegen abgehalten werden, und die Schule als unabhängige Expositur von Gränzdorf betrachtet werden soll. „Für die Wohlthat,“ fährt sie fort, „welche ich durch diese Stiftung den Christiansthaler Kindern angedeihen lasse, sollen sie mit ihrem jeweiligen Lehrer am 19. Juli als an meinem Geburtstage, am 22. Juli als an meinem Namenstage und endlich an meinem Sterbetage ein frommes Gebet für meine Seele in der Schule zum Himmel richten.“ Die edle Frau schließt: „Ich füge dieser meiner Erklärung nur noch die Bitte bei, diesen für mich so wichtigen Gegenstand soviel als möglich zu beschleunigen, damit ich, die ich in Jahren schon vorgerückt bin, vielleicht noch das Glück genießen könnte, diese Anstalt in Wirksamkeit zu sehen.“

Der wackere Sohn der hochherzigen Mutter, Karl Jos. Kiedel d. j., blieb in Opferwilligkeit für das menschenfreundliche Unternehmen nicht zurück. Er ließ auf eigene Kosten ein besonders zweckmäßiges Schulhaus aufbauen, in welchem auch für die Lehrerfamilie eine geräumige Wohnung unterbracht wurde (1846). Graf Clam übernahm das Patronat und bewilligte den erbetenen Holzdeputat (25. Juni 1847). Mit Decret vom 30. December 1847 B. 72151 genehmigte das k. böhm. Landesgubernium die Errichtung der Schulanstalt und sprach der Stifterin „für ihre gemeinnützige Widmung und Förderung des Volksschulwesens“ das Wohlgefallen aus. Nach längeren Verhandlungen wurde im Einvernehmen mit dem Patrone mittelst Consistorialdecretes vom 27. Juni 1848 der Althabendorfer Hilfslehrer Mathias Hofmann zum provisorischen Lehrer in Christiansthal bestellt und am 3. Juli unter Anrufung des heiligen Geistes der Schulunterricht begonnen. Im Sommer darauf am 22. Mai 1849 wurde in Anwesenheit vieler Ehrengäste und Schulfreunde durch den Semiler Schuldistrictsaufseher Vicar Joachim Schaurek die Schule in feierlicher Weise kirchlich geweiht und die erste öffentliche Prüfung mit 31 Schülern vorgenommen. Die Erfolge waren sehr befriedigend, und



Frau Magdalena Kiedel erblickte mit innerer Nührung und Befriedigung die ersten Früchte ihrer großmüthigen Stiftung. Der vom Patronat und dem Kreisamte delegirte anwesende Commissär Oberamtmann Uchazky aus Reichenberg hielt eine vortreffliche Rede, welche in die Schulchronik mit Recht dem vollen Wortlaute nach aufgenommen wurde. Er erzählte die Gründungsgeschichte des kleinen Ortes, pries den Edelmuth und Wohlthätigkeitsfinn der Familie Kiedel überhaupt und der Schulstifterin insbesondere, kennzeichnete in wahrhaft goldenen Worten die Ziele einer guten Volksschule und sprach Frau Magdalena Kiedel im Namen des Patronates und Kreisamtes Dank und Anerkennung aus. Das bischöfliche Consistorium sandte gelegentlich der Schulweihe ein warmes Anerkennungs schreiben an Frau Magdalena, der „edlen Wohlthäterin“, „die sich in den Herzen der Eltern und Kindern das schönste Denkmal errichtet habe“.

Die Sorge für die geschaffene Schule blieb der Familie Kiedel bis auf den heutigen Tag ein wahres Herzensbedürfniß. Zweckmäßige Lehrmittel und Einrichtungsgegenstände wurden erworben und nach Erforderniß erneuert, die schon von der Stifterin durch Anschaffung guter Jugendschriften gegründete Bibliothek allmählig bereichert, die Schulkinder bei den jährlich abgehaltenen Prüfungen beschenkt und das Wohlergehen des Lehrers nach Möglichkeit gefördert, unter andern 1863 die Dotation für den letzteren durch Karl Joseph Kiedel d. j. erhöht. Obwohl 1865 auf Grund der vermehrten Bezüge des Lehrers Christiansthal als selbständige Schulstation angesehen und als solche auch vom Bezirksschulrath 1870 bestätigt wurde, reichte sie der Landeschulrath 1871 in die Kategorie der Privatschulen ein. Im Jahre 1872 hatte die Zahl der Schulkinder sich so verringert, daß man den Unterricht aufließ. Als aber im Jahre 1878 die Zahl der Kinder wieder auf 23 angewachsen war, eröffnete der gegenwärtige Besitzer von Christiansthal, Leopold Kiedel, ein Enkel der Stifterin, die Unterrichtsanstalt vom Neuen und bringt derselben bis auf den heutigen Tag die größte Opferwilligkeit entgegen. <sup>1)</sup>

1) Der erste Lehrer von Christiansthal M. Hofmann (1848—1858) waltete seines Amtes in trefflicher Weise und erhielt wiederholt die lobende Anerkennung der vorgesetzten Schulbehörden. Er führte in Christiansthal die Lautiermethode ein, die im Kamnitzer Vicariate nur noch in Schönlinde im Gebrauch stand. Der Kamnitzer Schuldistrictsaufseher empfahl die Methode Hofmann's allenthalben. Wer aber Gelegenheit hatte, den Schulprüfungen beizuwohnen, sprach sich nur lobend aus. Wir führen den Wortlaut einiger in die Schulchronik eingetragener Aeußerungen an. So schreibt Franz Schwarz, Domcapitular und Consistorialrath aus Leitmeritz: „Mit vielem innigen Vergnügen habe ich heute am 23. August 1850 in Gesellschaft mehrerer Schulfreunde einer



Karl Joseph Riedel d. j. hatte am 24. November 1840 mit Theresia, der Tochter des Kaufmanns Joseph Handschke aus Steinschönan, einen Ehebund geschlossen, der mit Zufriedenheit und Glück gesegnet war. Vier Kinder entsprossen demselben: Karl Joseph (geb. 15. August 1843), Emanuel (geb. 16. Oct. 1844), Leopold (geb. 15. März 1846) und Anna Theresia (geb. 6. Juli 1878, † 24. Juli). Im Sommer des Jahres 1873 feierte Riedel seinen siebenzigsten Geburtstag. Die Mahnungen des Alters und eine bedenkliche Krankheit, in die er verfiel, hießen ihn an die Ordnung seiner irdischen Angelegenheit gehen. Auf seinen Wunsch traten seine drei Söhne als öffentliche Gesellschafter in das Geschäft ein, und mit innerer Beruhigung und in frommer Gottergebenheit erwartete der irdische Pilger den Ruf zum friedlichen Jenseits nach so langem heißen Tagwerk. Er starb am 22. Jänner 1875 tief betrauert von den Seinen und von Allen, die ihn kannten. Nach anderthalb Jahren am 22. Juli 1876 folgte ihm seine treue Lebensgefährtin Theresia ins Grab.

wohlgelungenen Prüfung der Schulkinder hier beigewohnt und schreibe in Folge dessen aus vollem Herzen: Diejenigen sind die größten Wohlthäter der Menschheit, die für wohl eingerichtete, auf echte Religiosität gegründete Schulen sorgen — und die Namen Derjenigen, welche in solchen Schulen Viele in der Gerechtigkeit unterweisen, werden glänzen wie Sterne immer und ewig.“ Josef Horn aus Steinschönan schrieb mit eigener Hand am 21. Juni 1852 in die Schulchronik: „Während meines Aufenthaltes bei Herrn Karl Riedel hier war mir diesen Vormittag auch das Vergnügen zu Theil, dem Unterrichte in der hiesigen Schule beizuwohnen, und ich muß bekennen, daß ich von dem schönen, guten und äußerst zweckmäßigen Vortrage, resp. Lehrmaxim des Herrn Lehrers, sowie von der Aufmerksamkeit, Lernbegierde und wirklich bedeutend vorgeschrittenen Kenntniß der Schüler sehr überrascht war, sowie mir auch die gut einstudirten kindlichen Lieder die innigste Freude gewährten. Mit einem Worte, ich fand, daß diese Schule einer der besten moralischen Bildungsanstalten ist, die ich kenne. Ehre dem Gründer, Ehre dem Lehrer.“ — Schulrath J. Maresch, seinerzeit einer der besten Kenner unseres heimischen Schulwesens, inspicierte am 12. Juli 1854 die Christiansthaler Schule und schrieb alsdann ins Gedenkbuch: „Bei der am 12. Juli abgehaltenen Prüfung fand sich der Befertigte vollkommen befriedigt. Die Schule ist eine gute.“ — Die Nachfolger Hofmanns sind: Franz Thum (1858—1864), Josef Melzer (1864—1872), Anton Preißler (seit 1878). Auffällig bleibt, daß nur Hofmann und Melzer die Schulchronik, die zugleich eine Chronik des kleinen Ortes ist, führten und zwar in sehr sorgfältiger Weise. Möge doch der gegenwärtige Lehrer gleichfalls zur Feder greifen. Es gibt selbst in der kleinsten Ansiedlung täglich etwas relativ Bemerkenswerthes zu notiren; gut geführte Nachrichten über Witterungsverhältnisse und Naturerscheinungen auf der Höhe des Jsergebirges böten überdies ein allgemeineres Interesse.



Die Söhne Karl Josephs Kiedel trennten nach dem Ableben ihres Vaters die Gesellschaftsfirma in der Weise, daß Karl und Emanuel zusammen das Geschäft von Antoniewald und Josephsthal fortführten, während Leopold die Hütte von Christiansthal übernahm. Der unverheiratet gebliebene Bruder Emanuel starb schon am 20. December 1879. Karl hatte sich im Jahre 1869 mit Marie Horn und Leopold im selben Jahre mit Auguste Herzig vermählt. Diese beiden Familien repräsentiren nunmehr die Christiansthaler Linie der Kiedel. Leopold ist Inhaber des Stammsitzes. Wenn er auch im Jahre 1882 von Christiansthal nach Reinowitz übersiedelte, wo er die angekaufte Bleiche in eine Glashütte umwandelte, so ließ er das Christiansthaler Geschäft doch nicht eingehen. Dieses blüht unter seiner Leitung noch immer, und hoch in Ehren hält Leopold Kiedel das von seinen Altvordern übernommene Erbe von Christiansthal. Das im wohnlichen Zustand erhaltene Herrenhaus öffnet noch immer allen Verwandten, Freunden und Bekannten der Familie die gastlichen Pforten. Die jetzt häufiger als früher zum Taubenhaus, Teufelsitz oder Sichhübel aufsteigenden Wanderer halten beim gefälligen Verwalter Ruhe und Rast. Originelle Gäste aber rücken seit zwei Jahren regelmäßig auf einen Sommermonat ins Herrenhaus ein, deutsche Feriencolonisten aus Prag, die sich in der frischen Berges- und Waldluft sichtlich erholen und der liebevollen, opferwilligen Fürsorge Kiedels immer dankbar gedenken werden. Die Capelle im Herrenhause wurde 1880 umgebaut und vollständig neu ausgestattet, und alle vier Wochen wird, wie ehemals, der Gottesdienst in derselben abgehalten. Auch der Schule wendet Kiedel seine unausgesetzte Sorgfalt zu, er hält die Arbeiterhäuser in Stand, sowie er denn jeden Baum auf seinem Besitzstand als ein theueres Vermächtniß der Vorfahren zu bewahren sucht.

Möge es wachsen, blühen und gedeihen für alle Zukunft das liebliche Christiansthal.

---

## Das Ansinglied in Deutschböhmen.

Von Dr. Michael Urban.

Das ganze Jahr hindurch freute sich ehemals schon Jung und Alt auf das Christ- und Dreikönigs-Singen und, reich beschenkt, zogen die Darsteller von Haus zu Haus, begleitet von einem Schwarm Kinder, die an der Herrlichkeit sich nicht satt sehen konnten. Seit einigen Jahren ist



nun dieser Theil der Volkspoesie im Niedergang begriffen u. zw. hauptsächlich durch das Verbot von Seite der Behörden. Es ist daher Pflicht eines Jeden, der Gelegenheit hat in den Besitz solcher Ansinglieder zu kommen, diese zu sammeln und dort niederzulegen, wo sie für die Nachkommen treu bewahrt bleiben.

Ich bin im Besitze zweier Ansinglieder, die in Falkendorf bei Tetschen jährlich zur costümirten Darstellung gelangten und zwar nicht auf einer dazu eingerichteten Bühne, sondern die Darsteller gingen von Haus zu Haus, und das Vorhaus wurde zum Schauplatz der Handlung oder, wenn dies nicht geräumig genug war, die Stube selbst. Die Darsteller waren Männer, nur die Rolle des kleinen Engel wurde von einem Knaben gespielt. Er war im langen weißen Kleide, hatte vergoldete Pappesflügel an den Schultern, ein Krönlein auf dem Haupte, ein Schwert und ein Körbchen in der Hand. Eine besondere charakteristische Person ist in dem Christspiele der „Kumperus“, der nichts anderes als eine Gestalt des Knechtes „Kupprecht“ ist. Er erschien mit weißem flachsernen Barte, weitem, langem Rocke und einen Sack über der Schulter. Aufmerksamkeit zu machen ist noch auf die Anrufung der römischen Gottheiten im Christspiele durch den hl. Nikolaus und, was freilich zum Ganzen besser paßt, im Dreikönigsspiele durch Herodes. Ich theile nun die zwei Ansinglieder, wie sie mir durch Herrn John aus Falkendorf zugemittelt wurden, hier mit:

## I. Das heilige Christ-Spiel.<sup>1)</sup>

### Personen:

- Der große Engel (ein Schwert in der Hand).
- Der kleine Engel (ein Schwert und ein Körbchen in der Hand).
- Der heilige Christ (trägt Weltkugel und Scepter).
- Der heilige Martinus (trägt einen dreifachen Kreuzstab).
- Der heilige Nikolaus (trägt eine Lanze).
- Großer Kumperus (trägt einen Sack über der Schulter und Ruthen in der Hand).
- Kleiner Kumperus (ebenso, nur kleiner und mit einem Höcker).
- Der heilige Petrus (trägt einen Schlüssel).
- Der heilige Paulus (trägt einen Krummstab).
- Moses (mit zwei Gesetzestafeln und stotternder Stimme).
- Der heilige Josef (Krummen Stab in der Hand und eine Zimmermannstasche an der Seite).
- Der heilige Thomas (trägt einen einfachen Stab).
- Mehrere Sängermädchen.

1) Gelangte zum letzten Male im Jahre 1864 zur Aufführung.



Der große Engel tritt ein:

Viel Glück, viel Glück wünsch ich in  
dieses Haus  
Und Allen, die da gehen ein und aus.  
Ach! wenn ich gedenk an den jüngsten  
Tag,

Wie es dann ergehen mag;  
Mein Herz im Leib zittert mir ganz  
und gar,

Gegen den Berg stehen mir Haar.  
Ich eß, ich trink, ich schreib, ich les',  
ich schlaf', ich wach',

Oder was ich mach,  
Es kommt mir nicht mehr aus  
meinem Sinn,

Meine Gedanken stehen mir stets da hin.  
Wann der jüngste Tag wird werden,  
Da fallen die Sternlein auf die Erden,  
Die Bäumlein werden sich neigen,  
Die Waldböglein werden stille schweigen;  
Da wird Jesus Christus kommen  
gezogen,

Auf einem schönen Regenbogen.  
Er wird die Posaunen blasen lassen,  
Dies wird gar schallen über die Massen;  
Da wird es heißen, ihr Todte steht  
auf,

Ihr Jung und Alt kommt vors Gericht  
Fein schnell und bald, da wird zum  
Gericht

Geführt werden, das ganze menschliche  
Geschlecht auf Erden!

Ich bin ein Engel von Gott gesandt,  
Um Menschen anzutreiben, ich führe  
Das Schwert in meiner rechten Hand,  
O Mensch, thu dich zum Tod bereiten!  
Höret an, höret an, wer hat viel  
Gut's gethan,

Der wird wohl kommen an;  
Die Bösen werden kommen zur linken  
Seite,

Die Guten werden genießen die ew'ge  
Freud;

Da werden sie kommen so dicht daher,  
Als wie die Sandkörnlein in dem Meer.  
O, Sünder! thu dich zu Gott bekehren.

Ich sehe den Geist euerer Kinder,  
Es sind fürwahr noch große Sünder;  
Ich weiß auch nicht, wie's heut wird  
werden,

Es sind noch Etlich' mit mir auf  
Erden,

Die Alle werden kommen und werden  
sagen,

Und euere Kinder der Bosheit an-  
klagen. —

Nun komm du herein, du Engelein  
klein,

Hilf mir bedienen die kleinen Kindelein!

Der kleine Engel tritt ein:

Jetzt komm ich herein des Abends spät,  
Schön' guten Abend geb euch Gott!  
Wann sich die Abendröth thut zieren,  
Und sich die Sonn' verlieren,  
Kommt der Teufel, Wald und Tod! —  
Ich will mich allein zu Jesum wenden,  
Jesus ist mein Schatz, ich bin in seinen  
Händen,

Wo Jesus zu finden ist,  
Wenn man mit Jesu ist.  
Jesus Christus gibt Heil und Seligkeit,  
Wenn man ihm dienet allezeit.

Ungewiß der Tod, ungewiß der Tag,  
Die Stund auch Niemand wissen mag;  
Gedenk, o Mensch! doch auch dabei,  
Daß diese Stund die letzte sei.

Vom hohen Himmel komme ich daher,  
Bring euch viel Gut' und Neues mehr;  
Vom Neuen bring' ich soviel,  
Davon ich sing' und sagen will:  
Der heil'ge Christ ist auch bei mir,  
Er steht schon draussen an der Thür,  
Er will auch kommen herein,  
Zu eueren lieben Kindelein.  
Herein, herein du heil'ger Christ!

Der große Engel:  
Der Stuhl dir schon bereitet ist.

Der kleine Engel:  
Wo du dich darauf setzen sollst.



Großer Engel:  
Und dein Gericht recht halten wollst.

Kleiner Engel:  
Auf, auf, er kommet schon!

Großer Engel:  
Er ist bereit zu seinem Thron.

Der heilige Christ mit den  
Sängermädchen tritt ein.

Christus:  
Gelobet sei Jesus Christus! Herein  
Alle, die mit mir versammelt sein!  
Den Eltern wünsch' ich eine große Freud,  
Den Kindern eine Gottesfürchtigkeit.  
Weil wir sind kommen abermal  
Von dem hohen Himmelsaal,  
Wollen wir besuchen die Kleinen,  
Die Großen, die Bösen, die Reinen!

Großer Engel:  
Sei du willkommen, du edler Gast,

Kleiner Engel:  
Daß du uns Sünder nicht verschmähet hast;

Großer Engel:  
Weil du bist kommen zu uns dahier,

Kleiner Engel:  
Wir danken dir!

Großer Engel, kleiner Engel,  
heiliger Christ und  
Sängermädchen singen:  
„Seid getröst' ihr lieben Kinder,  
Ihr verstockten, harten Sünder,  
Seid getröst, ihr Jung und Alt',  
Der heil'ge Christ kommt zu Euch bald.  
Dabei sind auch die zwölf Apostel,

Die zu euch werden kommen h'rein,  
Gott wird euer Lehrer sein.  
Schickt den heil'gen Martinus 'rein!“

Martinus tritt ein.

Christus:  
Martinus, Martinus sage an,  
Was haben die kleinen Kinder Gut's  
gethan?

Martinus:  
Ach, du mein lieber, heiliger Christ,  
Wenn du dies Alles wißt,  
Wie sich die Kinder auf die Bosheit  
befleißten,  
Du würdest oft mit deiner Straf' drein  
schmeißen!  
Wenn sie sollen zur Schule gehen,  
Bleiben sie auf Wegen und Straßen stehen,  
Wenn sie sollen schreiben, lesen, beten  
oder singen,  
Müssen sie die Eltern mit Schlägen  
dazu zwingen;  
Da fängt das Kind zu weinen an,  
O Herr, da muß das Beten bleiben.  
Hätt' ich die Gewalt wie du,  
Ich schlug' mit Fäusten und Ruthen zu.

Christus:  
Martinus, Martinus, deine Reden ge-  
fallen mir nicht.  
Nikolaus, Nikolaus gib weiter Bericht!

Nikolaus tritt ein und singt:  
Blitz, Donner, Hagel, Feuer, Flammen,  
Nebel, Rauch und Finsternuß;  
Ach! ihr Wolken lauft zusammen,  
Daß Sonn' und Mond erbleichen muß.  
Ihr Götter laßt die Strahlen blißen!  
Karphonus<sup>1)</sup> laß die Waffen spizen.  
Jupiter, bist du noch oben auf,  
Laß den Pfeilen seinen Lauf!

1) Karphonus gilt im Volke als einer, den man gewöhnlich auch „Strohmann“ zu nennen pflegt, und wird in diesem Sinne als Schimpfwort gebraucht.



Macht euch alle auf die Bahn'  
Mit ausgestreckter Siegesfahn'.  
Es wird viel Blut vom Himmel regnen,  
Unseren Feinden zu entgegnen.  
Die Bestürzung unseres Land'skönig,  
Die Bestürzung ist zu wenig!')  
Was soll ich hier viele Güte zeigen,  
Viel lieber will ich stille schweigen;  
Denn es wär' hier keine bessere Gestalt,  
Als der Kumperus mit seiner Gewalt.  
Er nehme den ganzen Kinderpack  
Allezusamm' in einen Sack,  
Werfe sie in einen tiefen Brunn' hinein,  
Damit sie weder Sonn' noch Mond  
beschein'!

Christus:

Nikolaus, Nikolaus, deine Reden gehen  
nicht an,  
Kumperus, Kumperus komm auch herein  
auf diesen Kinderplan.

Kumperus, sich vor Kälte  
schüttelnd, tritt ein und beginnt:

Guten Abend Gladewisch!  
Draußen ist mir's gar zu frisch.  
Ich muß mich in die warme Stube 'rein  
machen,  
Muß sehen, was die kleinen Kinder  
machen;  
Wenn sie nicht fleißig beten und singen,  
So soll meine Ruthe euch auf dem  
Buckel 'rumspringen.

Kumperus gegen Nikolaus  
gewendet:

Nikolaus, Nikolaus! — Ich sage dir  
großen Dank,  
Daß du mir diesen Kinderplan hast  
zugewiesen!  
Anstatt Rosinen und Feigen,  
Will ich ihnen meine Ruthe zeigen.

Großer Engel tritt gegen den  
Kumperus:

Kumperus, Kumperus, was soll ich mit  
dir thun und lassen?

Kumperus:

Stroh schneiden!

Großer Engel:

Kumperus, Kumperus, was soll ich dir  
werfen in deinen Rachen?

Kumperus:

Eine gebratene Gans!

Großer Engel:

Kumperus, Kumperus, du wirst mich  
nicht lang feyren,  
Denn du wirst heute noch weiter  
marschiren.

Kumperus:

Du wirst mir auch nicht die Schuhe  
schmieren?

Großer Engel:

Kumperus, Kumperus, pack' dich hinaus,  
Du keinen Theil hast in diesem Haus.

Kumperus:

Du wirst auch nicht da bleiben!

Großer Engel:

Kumperus, ich erreich' dich mit meinem  
Schwert,  
Daß du wirst sinken sogleich zur Erd'.

Kumperus:

Oh' du mich wirst mit deinen Schwert  
erreichen,  
Werd' ich wohl Zeit haben davonzufleuchen.  
Kleiner Bruder komm' auch herein,  
Hilf mir die kleinen Kinder schieben in  
den Sack hinein.

1) Diese Stelle ist jedenfalls aus dem Dreikönigsspiele sehr unpassend entlehnt  
oder hat sich in Folge der Zeit aus demselben in dasselbe eingeschlichen.



Kleiner Kumperus mit  
auswattirtem Höcker tritt ein  
und singt:

Ja, ja, das thu' ich gern,  
Wenn ihrer nur drei Mandl wär'n.  
Schnitzbank und Taubennest!  
Wär' ich nur eher dagewest,  
Ich hätt euch wollen den Ritzl vertreiben,  
Vierundzwanzig Stunden hinter den  
Ohren 'rum reiben.

(Die beiden Kumperusse setzen sich auf  
die Erde und würfeln.)

Christus:

Kumperus, Kumperus, euere Reden ge-  
fallen mir nicht,  
Petrus gib weiteren Bericht!

Petrus tritt gravitatisch ein  
und singt:

Petrus, Petrus, bin ich genannt,  
Ich führe den Schlüssel in meiner rechten  
Hand;  
Ich schließe den Himmel auf und zu,  
Wer hinein will, zuerst Buße thu'.  
Ach, Herr! was ich von dir begeh'r'n,  
Ich glaube, du wirst's nicht verweh'r'n.

Christus:

Sag an, mein lieber Petrus, was ist  
dein Begeh'r'n?

Petrus:

Ich will schauen auf die Erd' hinunter,  
Will mir beschau'n das menschliche  
Wunder,  
Ob es noch ist, als wie vor etlich' Jahren,  
Als ich und du darunten waren.

Christus:

Geh' hin, mein lieber Petrus, du ge-  
treuer Knecht,  
Schau dir an das menschliche Geschlecht;  
Zimmerhin in etlichen Tagen,  
Wirst du viel wissen von der Welt zu  
sagen.  
Geh' hin im Namen des Herrn!

Petrus:

Also will ich gehen hin,  
Weil ich zur Reise fertig bin.  
(Geht hinaus, kommt aber gleich wieder  
herein).

Christus:

Petrus, so bei Zeit',  
Ich glaubte, du bist von hier noch weit,  
Wie ich aber seh' von dir,  
So bist du schon wieder hier.

Petrus:

Ach Herr! Ich bin schon längst gewan-  
dert;  
Auf Erden hat sich viel verändert;  
Es ist nicht mehr als wie zuvor,  
Wo ich und du noch drunten wor'.  
Die Hoffart nimmt sehr überhand,  
Alles lebt in Laster, Schmach und Schand.

Christus:

Weiter, weiter, mein Petrus.

Petrus:

Da kam ich in eine Kockenstuben,  
Da waren nichts als Madeln und Buben,  
Die thaten nichts, als Plaudern und  
Singen,  
Aber an ihren Kocken nichts spinnen,  
Sie machten nichts, als Schlagen und  
Rausen,  
Ach Herr! davor mußt' ich entlaufen.  
Da begegnet mir ein altes Weib mit  
ihrem Rucken,  
Ach Herr! Vor der mußt' ich mich bucken,  
In einer Scheuer mußt' ich mich verstecken,  
War sehr kalt, hat nichts überzudecken.  
Ach Herr! erlaub mir einen Tag,  
Daß ich die Welt abstrafen mag.  
Das Firmament des Himmels will ich  
bewegen,  
Will lassen Feuer und Schwefel 'nein  
reguen.  
Meinen Geist will ich d'ran wagen,  
Donner und Hagel soll d'rein schlagen!



Christus:

Nein, nein, mein Petrus, mein Sinn ist  
nicht dahin gericht!  
Wenn ich wollt' strafen nach der That,  
So wär kein Mensch, der keine Sünden  
hat.  
Paulus, Paulus, gib du mir Bescheid,  
Wie verhalten sich die Nachbarsleut!

Paulus tritt würdevoll ein  
und singt:

O, Herr! Wie Hunde und Katzen,  
Wie sie einander betrügen, bekränzen, —  
Je weiter der Nachbar, je besser der  
Freund!

Wenn sie aber nahe beisammen seind  
Haben sie stets was zu hadern zu zanken,  
Wenn einer grüßt, thut der and're nicht  
danken.

Sie heißen einander Schelm und Dieb,  
Ach, Herr! Das ist kein' Nachbarslieb.  
Will ich euch sagen von Mann und  
Weib,

Was die jetzt für Hoffart treib';  
Da haben sie ein' Buben von fünf, sechs  
Jahren,

Muß der die Kleidung haben von aller-  
lei Farben.

Will der Vater Ruhe haben, muß er die  
Tochter auch begaben.

Auf den Gassen prahlen sie sich schön  
und roth,

Zu Hause haben si' nicht das trockene  
Brot.

Haben sie das trock'ne Brot zu essen und  
Wasser zu trinken,  
Dann thun sie sich erst gar sehr viel dünken.

Christus:

Paulus, Paulus, die Lieb' ist schlecht  
bestellt,

Wie bald wird ihr das Urtheil gefällt;  
Paulus, Paulus, deine Reden gefallen  
mir nicht,

Moses, Moses gib weiter Bericht.

Moses tritt ein und recitirt mit  
stotternder Stimme:

Moses bin ich genannt, krumm und elend  
bin ich geboren,  
Von Gott, den Allerhöchsten auserkoren:  
Ich führte das israelitische Volk durch  
das rothe Meer  
Mit trockenen Füßen daher;  
Da schrie ich zu Gott,  
Da empfing ich die heil'gen zehn Gebot.  
Gott schrieb sie mir selbst auf zwei  
steinerne Tafeln,  
Ich sollt' sie selbst dem jüdischen Volk  
vortragen.

Christus:

Moses, wie verhalten sich die Menschen  
nach den zehn Geboten?

Moses:

Nur ein klein wenig Geduld mit mir;  
Ach Gott! Sollt' ich alles sagen dir,  
Käm' ich hundert Jahre nicht fort von hier.  
Dich und deinen heiligen Namen thun  
sie eitel nennen,  
Dich als keinen Gott erkennen;  
Ach die Bosheit ist groß, d'rum straf  
sie, o Gott!

Laß' durch Ach und Weh sie verzehren,  
Thu' sie nicht ernähren;  
Stelle mir dieses frei,  
Ich schlänge die Tafeln den Kindern am  
Kopf entzwei.

Christus:

Moses, deine Reden gefallen mir nicht,  
Josef, du getreuer Pflegerater mein, gib  
auch einen Rath,  
Zu der kleinen Kinder Missethat.

Josef tritt ein und recitirt:

Zu der kleinen Kinder Missethat,  
Geh ich ganz kurz diesen Rath:  
Ich wollte, daß der Tod käm' über das  
Gebirge,  
Und die kleinen Kinder all' erwürge.



Gib sie dem Kumpferus in seine Hände,  
Der macht mit ihnen bald ein Ende.

Christus:

Josef, deine Reden gefallen mir nicht,  
Thomas, du getreuer Jünger mein,  
Sag an, wie verhalten sich die kleinen  
Kindelein?

Thomas:

Ach, du mein lieber, heiliger Christ,  
Fahr' nicht so scharf in deinem Zorne  
in's Gericht.

Denke doch einmal im Herzen dein,  
Daß wir auch klein gewesen sein.  
Ach, Herr! thu' sie nicht ganz verdammen,  
Vielleicht preisen sie noch deinen Namen;  
Denn dazu sind sie ja verpflichtet,  
Daß sie erkennen das Glaubenslicht.  
Herr, laß sie ehrbar leben,  
Und gib ihnen einst das ew'ge Leben!

Christus:

Thomas, bring' die Kinder her und laß  
sie beten.

Chorgesang zum Schlusse:

Dreifaltigkeit, wir fallen dir zu Füßen,  
Unsere Sünden abzubüßen,  
Führ' uns all' in Himmel ein,  
Daß wir ewig selig sein! —  
Nun Adieu! — Behüt' euch Gott bis wir  
werden wieder kommen  
Aus dem Thal der Frommen.  
Hier in dieses Jammerthal. 1)

Dankagung:

Für euer Geschenk und Theil,  
Wünschen wir euch das Heil!  
Für euer Geschenk und Gaben,  
Sollt ihr Gottes Sohn zum Lohn im  
Himmel haben!

## II. Das heilige Dreikönig-Spiel.

Das heilige Dreikönig-Spiel wurde zum letztenmale im Jahre 1842 in Falkendorf aufgeführt, und die Kostüme, wie die Darstellung wurden mir von einem Herrn, der Augenzeuge war, als besonders gut geschildert, so daß auf Verlangen das Dreikönigs-Spiel auch in Tetschen und den umliegenden Orten zur Aufführung kam. Der Gesang war im Volkstone gehalten, nur wenn das Alleluja oder Gloria angestimmt wurde, so erklang der Gesang kirchlich.

Personen:

Großer Engel,	Kleiner König,
Kleiner Engel,	Mohrenkönig,
Heilige Maria,	Herodes,
Heiliger Josef,	Trabant.
Älter König,	

1) Eine andere Angabe lautet:

„Nun Adieu, behüt' euch Gott,  
Bis wir werden wieder kommen,  
Hier aus diesem Jammerthal,  
In das schöne Freudenthal.“



Großer Engel tritt herein, geht  
hin und her und singt:

Gelobet sei Jesus Christus, herein,  
Was uns erlaubt mag sein.

Ein Gedächtniß von den heiligen Drei-  
könig',

Es ist zwar etwas wenig;  
Wir werden es machen nicht gar lang,  
Mit einem schönen Lobgesang!

(In) Credo! — (In) Credo!

(Er rufet dann Maria und Josef herein,  
zugleich kommt aber auch der kleine Engel  
und diese drei singen):

Gloria Gloria in Excelsis  
Deo! Alle-alleluja!')

Herodes kommt herein, geht auf  
und ab, dann singt er:

Blitz, Donner, Hagel, Feuerflammen,  
Nebel, Rauch und Finsternuß,  
Laufst ihr Wolken all zusammen,  
Daß die Sonne weichen muß;  
Lasset Feuerstrahlen blitzen,  
Werft, ihr Götter, Pfeil herab,  
Venus, thu' die Waffen spitzen  
Und schlag' unsern Feind in's Grab.  
G'schwind Saturnus mach dich auf,  
Jupiter, wenn du bist noch droben,  
Laß den Keulen seinen Lauf.  
Macht euch mit mir auf die Bahn,  
Zu stecken aus die Siegesfahn'.  
Es wird viel Blut herunter regnen,  
Mit allem Unglück Heil entgegen,  
Zu beschützen unser Land und König,  
Die Bestürzung ist nicht wenig,  
Herodes ist ein starker Held,  
Er marschirt gegen den Feind ins Feld.  
Ich weiß nicht, was ich denken soll,  
Von einem neuen König ist alles voll;  
Ein großer Schrecken nimmt mich ein,  
Doch er wird mir schon willkommen sein  
Er erbittert meine Brust so sehr,  
Essen, Trinken kann ich nicht mehr.

So schwör' ich auch bei Scepter und Kron,  
Das Land verbleibt mein Eigenthum,  
Ich will meine Kron kein andern geben,  
Soll es kosten gleich mein Leben.

(Er setzt sich auf einen Stuhl.)

Die Dreikönige singen draußen:  
Ein Kind geboren zu Bethlehem, Alle-  
luja, Alleluja;

Es freue sich Jerusalem, Alleluja, Alle-  
luja!

Herodes:

Trabant, du getreuer Diener!

Trabant:

Was befehlen eu're Majestät?

Herodes:

Geh' eilends hin nach Bethlehem, frag'  
die Leut',

Was das Geschrei bedeut'.

Trabant:

Was euer Majestät wird schaffen.  
Und anbefehlen, wird alles in Eil voll-  
zogen werden.

(Er spricht zur Thüre hinaus)

Wohl edle Herrn in der Gestalt  
Wünscht mein König euch zu sehen bald.

(Er geht zurück und stellt sich hinter  
Herodes).

Die Dreikönige kommen herein  
und singen:

Drei Könige von Sabbath kommen daher,  
alleluja, alleluja!

Gold, Weihrauch und Mirrhen bringen  
wir her,  
alleluja, alleluja!

Herodes:

Seid alle willkommen, ihr Freunde mein,

1) Im Urtexte heißt es: In Gloria, in Gloria, in Excelsis  
in deo alle-alleluja.



Wo kommt ihr her, wo zieht ihr hin,  
Wißt ihr nicht, daß ich König Herodes bin.

Alter König:

Eure Majestät verzeihen uns,  
Wir kommen daher wohl nicht umsonst;  
Den neugebornen König suchen wir heim,  
Wir wissen nicht, wo er wird zu finden  
sein.

Mohren-König:

Dieses hab' ich mir vorgenommen,  
Nicht früher nach Haus' zu kommen,  
Bis das ich find' der Juden König,  
Mein Verlangen ist nicht wenig.

Kleiner König:

Seinen Stern haben wir gesehen,  
Und fleißig Achtung drauf gegeben,  
Euer Majestät sagen sie jikt,  
Wo der neugeborne König sitzt.

Herodes:

Ihr bei mir sucht einen neuen König,  
Davon weiß ich wahrhaftig wenig;  
Hier bin ich König, sonst kein anderer,  
Da ziehet hin, seid weiter Wanderer.  
Wenn ihr aber den neuen König findt,  
Sogleich mir auch die Nachricht bringt,  
Auf daß ich auch hin kommen kann,  
Und das heilige Kindlein bete an.

Alter König:

Das werden wir thun ohne Scheu.

Mohren-König:

Wir werden wieder einkehren alle drei.

Kleiner König:

Euer Majestät! Leben sie aller Sorgen  
frei.

Herodes:

So reiset hin nach linker Hand,  
Die Straße ist jedem Mann bekannt,  
Und kehret wiederum bei mir ein,  
Ihr sollt meine liebwertheste Freunde sein.

(Die drei Könige gehen hinter Herodes  
vorbei zu Maria und Josef, die mittler-  
weilen mit dem Jesukindlein eingetreten  
sind. Die drei Könige sprechen im Gehen):

Der Stern stehet still und zeigt uns an,  
Daß wir in diesem Haus das Kind  
sollen beten an. —

Vor Maria knien sie nieder, opfern ihre  
Geschenke und sprechen:

Alter König:

Grüß' dich Gott König, hochgeboren,  
Ueber alle Könige auserkoren,  
Nimm' an von mir das kleine Geschenk,  
In der Sterbstund' auch meiner gedenk.

Mohren-König:

Du bist von mir gar hoch geehrt,  
Hast mir auf Erden viel Gutes beschert.  
Nimm an von mir das kleine Geschenk,  
In der Sterbstund' auch meiner gedenk.

Kleiner König:

O, liebes Kind, ich bet' dich, verlass' mich  
nicht in meiner Noth,  
O, gib auch mir das tägliche Brot! —

Maria:

Großen Dank sollt ihr Könige alle haben  
Für Euere G'schenk und Liebesgaben.  
Das Kindlein wird nach diesem Leben  
Euch allesammt den Himmel geben.

Drei-König:

Ach, wenn wir doch könnten das Kindlein  
verehren alle Stunden,  
Doch lassen wir es regieren und bringen  
Herodes hievon die Kunden.

Kleiner Engel (zum kleinen König):

Hör' du König vom Orient,  
Gott hat mich zu dir gesandt:  
Bei Herodus sollt ihr nicht kehren ein,  
Er meint's nur gut auf den Schein.  
Drum reiset hin nach rechter Hand,  
Gott wird euch schützen zu Wasser und Land.



Alter König:

So wollen wir uns wieder machen auf,  
Und nach Jerusalem richten unsern Lauf.

Kleiner König:

Mein, ach nein, mir erschien im Schlaf  
ein Engel, ganz hell und klar;  
Herodus trägt einen falschen Muth,  
Er will sich waschen in unserem Blut,  
So folgen wir doch dieser Engelsstimme.

Alter und Mohren-König:

Ja, ach ja, so reisen wir hin nach rechter  
Hand,  
Er wird uns schützen zu Wasser und zu  
Land.

(Gehen ab.)

Großer Engel zu Josef:

Erschreck' nicht, Josef, du getreuer Vater  
mein,  
Du auserwählter Bräutigam der zarten  
Jungfrau rein;  
Höre an den Unterricht,  
Weil Herodes der Bösewicht,  
Ausführt seine Soldaten,  
Das Kindlein Jesu will er tödten;  
Drum gehe eilends und geschwind,  
Nimm Maria und das Kind,  
Und fliehe in das fremde Egypterland,  
Auf daß ihr werdet nicht erkannt.

Josef zu Maria:

Komm Maria, du edle Braut,  
Welcher Gott sein Sohn vertraut,  
Diesen will Herodus lassen tödten;  
Komm, laß' ihm sein Leben retten.  
O, Maria, du edle Jungfrau rein,  
Jetzt mußt du noch eine Tugend sein.

Maria zu Josef:

Deine Rede ist mir in mein Herz ge-  
gangen,  
Ich habe davon einen Stich empfangen,  
Da man sucht, das liebe Kind  
Zu tödten wieder geschwind;

Drum woll'n wir uns nicht lang ver-  
weilen,

Ueber Berg und Thal hin eilen,  
Fliehen in's fremde Egypterland,  
Auf daß wir werden nicht erkannt.

(Gehen ab.)

Herodes:

Ich sinn' wohl schon und hör,  
Das sind mir doch gar neue Mähr;  
Wo find' man zwei König' in einem Land,  
Bei meinem Eid, das wär' eine große  
Schand.

Ich will ferner König sein,  
Und wer begehrt die Krone mein,  
Den lasse ich sogleich tödten,  
Er soll nimmer lange reden. —  
Ich warte jetzt schon mit Verlangen,  
Diesen neugebornen König zu empfangen.  
Ich werde es nicht länger mehr treiben,  
Laß alle Kinder tödten und aufreiben.  
Trabant, du getreuer Diener mein!

Trabant:

Was befehlen, eure Majestät?

Herodes:

Geh' eilends hin nach Bethlehem und  
tödtete alle Knäbelein,  
Die zwei- und dreijährig sein.  
Hau', schneid' und stich,  
Wenn dich auch die Mutter herzlich bitt,  
So wirst du mir keins verschonen.  
Wirst du mir eins verschonen  
Und ihm das Leben schenken,  
So laß' ich dich ohne Gnad' aufhengen.

Trabant:

Was euer Majestät wird schaffen und  
anbefehlen,

Soll alles in Eil vollzogen werden.  
Ich werde meinen Fleiß auch sparen nicht  
Bei großen Schaden und Ungelück;  
Ich lasse mich finden alle Zeit,  
Bin stets fertig und bereit.  
Ich will es gar nicht denken,



Daß ich einem will das Leben schenken;  
Alle, die sich zwei- und dreijährig nennen,  
Müssen sterben unter meinen Händen.

Herodes (zieht den Säbel):

Ich werde sehen alsobald,  
Wie du gebrachst die Gewalt;  
Unterdessen gehe ich zur Liebsten mein,  
Sie wird wohl auch traurig sein.

Trabant zieht den Säbel, geht hinaus  
und spricht:

Also hurtig und geschwind,  
Junges Weib, gib her dein Kind;  
Heut' ist bei mir keine Gnad',  
Ich schneid dir auch die Gurgel ab.

(Steckt das Kind im Hereingehen an den  
Säbel.)

Also frischen Muth und frisches Blut,  
Heut' hab ich viel helfen schlachten,  
Da gab's viel zu betrachten.

Herodes:

So hast du alles ausgericht,  
Wozu dich mein Befehl verpflichtet.

Trabant:

Ja, mein König, mein Beweis sich sehen  
laßt,

Dies ist auch ein solcher Gast;

Die Weisen haben uns betrogen,  
Sie sind eine andere Straße gezogen.

Herodes:

Du hast gethan recht und gut,  
Nunmehr ist gestillt meine Wuth.

Kleiner Engel:

Hör', du Wütherich und Tyrann,  
Was dir Gott läßt zeigen an:  
Das unschuldige Blut  
Er von dir fordern thut;  
Gott streckt aus über dich seine Hand,  
Du mußt werden ein Höllebrand;  
Pack' dich fort aus dieser Stadt,  
Weil Gott vor dir ein Abscheu hat.

Herodes spricht und ersticht sich:

O, Mordie, o, bitterer Tod,  
Ich sterb' an der bestimmten Noth! —

Trabant:

O, mein König, was thust du? — du  
hast dich erstochen! —  
Du bleibst nicht ungerochen! —

Alle zugleich:

Gelobet sei die heilige Dreifaltigkeit  
alleluja, alleluja,  
Von nun an bis in Ewigkeit, alleluja,  
alleluja! <sup>1)</sup>

## Beiträge zur Geschichte der deutschen Indu- strie Nordböhmens.

Von Professor Franz Hübler.

(Schluß).

Die vielseitige Thätigkeit, welche mit dem Betriebe und der Erwei-  
terung des großartigen Geschäftes verbunden war, füllte trotzdem den  
rastlosen Geist Ginzkey's nicht völlig aus, er gewann noch entsprechende  
Zeit, der engeren Heimat und dem allgemeinen Wohl seine Dienste zu

1) Vergl. über Weihnachtsspiele im Erzgebirge Jahrgang III. 115, Reichenberg  
Jahrg. V. 66, Teplitz Jahrg. VII. 49, sowie Naaff über das Volkslied Jahr-  
gang XX—XXIII. Ann. d. Red.



weihen, er nahm stets an allem Antheil, was die heimische Industrie zu fördern und der engeren Heimat zu nützen geeignet schien. Als Ginzkey am 20. März 1869 in Folge seiner bedeutenden Erfahrungen als Industrieller in die Reichenberger Handels- und Gewerbekammer gewählt wurde, entwickelte er daselbst eine unauffällige aber eifrige Thätigkeit, und er betheiligte sich in hervorragender Weise an einer ganzen Reihe von Arbeiten bezüglich des hiesigen Handelskammerbezirkes. Seine Bestrebungen in dieser Richtung giengen insgesammt dahin, die heimische Arbeit und Gewerthätigkeit gegen die übermächtige ausländische, namentlich englische Concurrrenz, durch Aufrichtung von Schutzzöllen zu schützen. Biewohl Ginzkey selbst in der Erzeugung seiner Artikel verhältnismäßig weniger durch den gewaltigen Strom englischer Erzeugnisse zu leiden hatte, da er einer der wenigen österreichischen Fabrikanten war, welche den gemeinsamen Feind auf seinem eigenen Boden zu bekämpfen vermochten, so erkannte er doch, daß England durch seine vortheilhafte insulare Lage, sein Uebergewicht als erste Seemacht, durch seine Colonien und seinen Welthandel, durch die lange industrielle Schulung seiner Bewohner, durch seinen Reichthum und den Ueberfluß an Capitalien und durch seine selbstfüchtige Handelspolitik der größte Feind aller aufstrebenden Industrien des Festlandes sei und daher nur durch ein zielbewußtes, kräftiges Schutzollsystem erfolgreich bekämpft werden könne. Daher vermochten auch die blendenden Abhandlungen und schönen Redensarten der Cobdenmänner über die großen Vortheile des Freihandels seine Ueberzeugung nicht zu erschüttern. Er verfocht seinerseits die Ansicht, welche auch von der gesammten österreichischen Industrie als maßgebend und richtig angesehen wird, daß in Oesterreich die Bedingungen noch lange nicht vorhanden sind, welche den Uebergang von der Schutzollpolitik zum Freihandel als rathlich erscheinen lassen könnten; er hielt ferner an dem Grundsätze fest, den Gewerbefleiß im eigenen Lande vom kleinsten an zu pflegen, die heimischen Arbeitskräfte, wo es nur immer thunlich sei, gegen die fremden zu bevorzugen, die inländische Industrie mit dem durch das Exportgeschäft erzielten Gewinn zu unterstützen und so dauernd zu kräftigen. Von gleichen Gesichtspunkten wurde er geleitet, als er zu Anfang 1875 an den Beratungen der Handelskammer über den Entwurf eines allgemeinen Zolltarifs theilnahm. In dem streng sachlichen und lichtvollen Gutachten, welches er über die Verhältnisse seines eigenen Fabricationszweiges sowie der heimischen Bebeindustrie erstattete, und worin sich seine scharfe Denkweise offenbarte, weist er unter Anführung des Mißverhältnisses der Zollsätze bezüglich des Rohmaterials und der fertigen Waare darauf hin, wie



außerordentlich schwer es dem österreichischen Industriellen gemacht werde, sich aus eigenen Kräften zur Concurrenzfähigkeit mit dem Auslande emporzuschwingen, „wie z. B. durch die massenhafte Einfuhr der Juteleinwand als Packleinwand die heimische Webeindustrie außerordentlich geschädigt würde, indem 30.000—40.000 Weber der Gebirgsdörfer des Kammerbezirkes, welche bisher mit der Erzeugung der ordinären Leingarn- und Packleinwand beschäftigt waren, dadurch brodlos geworden waren, weshalb, um diese Tausende von Händen wieder zu beschäftigen und Noth und Elend von ihnen abzuwehren, ein erhöhter Zollsatz für rohe Juteleinwand nöthig wäre.“ Es sind dies Grundsätze, welche für die Gegenwart noch dieselbe Bedeutung und Berechtigung haben wie damals. Nicht minder war Ginzkey für das Wohl seiner Ortsgemeinde Maffersdorf thätig. Diese verdankte ihm außerordentlich viel, ja man kann sagen, daß Maffersdorf durch Ginzkey's gemeinnütziges Wirken binnen wenig Jahren ein rascheres Wachsthum zeigte, als es sonst in einem Zeitraum von 100 Jahren der Fall gewesen wäre. So zeigte er seinen gemeinnütigen Sinn und seine Thatkraft, daß, als im Sommer 1863 über den Bau einer Straße von Maffersdorf nach dem gewerb fleißigen Röchlitz und zum Reichenberger Bahnhofe lange Verhandlungen und Berathungen stattfanden, er sich rasch entschloß, den Bau selbst auszuführen und diesen auch in seiner gewohnten Energie in dem kurzen Zeitraume von drei Monaten vollendete, während man sonst bei der Langsamkeit und Unentschlossenheit der dabei Betheiligten ebensoviel Jahre dazu gebraucht hätte. Im Jahre 1864 erwirkte Ginzkey für Maffersdorf die Errichtung einer Poststation und im Jahre 1873 die eines Telegraphenamtes, wobei er die nöthigen Baulichkeiten auf eigene Kosten herstellte und den Beamten selbst besoldete. Als in demselben Jahre in Maffersdorf der Bau einer neuen Volksschule nöthig wurde und die Gemeinde dadurch bedeutende, drückende Lasten auf sich nehmen mußte, streckte er derselben ein unverzinsliches Capital von 8000 Gulden vor und lieferte außerdem das gesammte Ziegelmaterial auf seine eigenen Kosten. Ueberhaupt war Ginzkey der Maffersdorfer Schule stets zugethan, und sie konnte zu allen Zeiten auf seine Opferwilligkeit bezüglich der Lehrmittelsammlung, sowie ihrer Erweiterung und Hebung zählen. Gar manche Buchhändlerrechnung wurde für die Schule von ihm beglichen, und zum Christabend ließ er kein armes Schulkind unbeschenkt heimkehren. Nicht minder wurde von Ginzkey das Vereinswesen in Maffersdorf gefördert. So unterstützte er, nachdem er selbst mit der Errichtung einer eigenen Fabrikfeuerwehr mit gutem Beispiele vorangegangen war, auf das bereitwilligste das Inslebentreten einer Gemeindefeuerwehr. Als sich im



Jahre 1856 und nochmals im Jahre 1869 in Maffersdorf Theaterdilettantenvereine bildeten, um für menschenfreundliche Zwecke zu wirken, überließ er denselben ein mit bedeutenden Kosten von ihm hergestelltes Theater, so daß die Gesellschaften die gesammten Einnahmen dem guten Zwecke zuwenden konnten. Er ließ die öden und kahlen Gehänge des „Wachberges“ von Maffersdorf mit Laub- und Nadelholz bepflanzen, und heutzutage bildet diese Anpflanzung bereits einen dichten, durch ihr frisches Grün das Auge erfreuenden Wald. Es war ferner Ginzkey's lebhafter Wunsch, daß die Gemeinden rechts und links der Neisse sich vereinigten und eine einzige Gemeinde ausmachen sollten. Um die Sonderströmungen, welche sich in beiden Gemeinden immer noch bemerkbar machten, einzudämmen und das angestrebte Ziel desto eher zu erreichen, bestimmte er in hochherziger Weise ein Legat von 10.000 fl. zur Erbauung eines Armenhauses in Maffersdorf, jedoch unter der Bedingung, daß dieser Betrag, welcher von dem Tage seines Todes an mit 6% verzinst werden sollte, nur dann ausbezahlt werden dürfe, wenn sich beide Gemeinden innerhalb 6 Jahren zu einer einzigen verbinden würden. Käme die Vereinigung binnen der bezeichneten Frist nicht zustande, so hätte das Legat an die Ginzkey'schen Erben zurückzufallen. Ginzkey ließ sich hier neben dem lautersten Wohlwollen zugleich von dem Gefühl leiten, den Ort, wo seine Wiege stand, und wo er aus kleinen Anfängen eine große, Achtung gebietende Industrie in's Leben gerufen, auch in politischer Beziehung auf eine höhere Stufe zu heben und sein rascheres Aufblühen zu ermöglichen. Durch diese Nebenbestimmung des Legates wollte er den Gegenströmungen in den Gemeinden die Spitze abbrechen, eine Absicht, die zum Nachtheil der beiden Gemeinden nicht erreicht wurde.<sup>1)</sup> Es ist daher leicht erklärlich, daß Maffersdorf nicht nur in Folge dieser ausgebreiteten industriellen Thätigkeit Ginzkey's, der in dem früher ziemlich unbedeutenden Orte aus kleinen Anfängen und mit geringen Mitteln eine so bedeutende Industrie geschaffen und mit seinen Erzeugnissen den Namen Maffersdorfs weit über die Grenzen der Heimat hinaus bekannt gemacht hatte, sondern auch in Folge seiner menschenfreundlichen und gemeinnützigen Thätigkeit einen bedeutenden Aufschwung nehmen mußte. Dieser Aufschwung zeigt sich am klarsten in dem Wachsen

---

1) Die beiden Gemeinden wollten sich nicht vereinigen, da ihre Interessen sich nicht deckten. Insbesondere war es die Gemeinde rechts der Neisse, welche, im Besitze der Ginzkey'schen Fabrik und der Brauerei, sich mit der steuer-schwachen Gemeinde links der Neisse, wo nur sehr wenig Industrie betrieben wird, nicht verbinden wollte.



der Bevölkerung. Die Bevölkerung Maffersdorfs vermehrte sich vom Jahre 1848—76 also in einem Zeitraume von 28 Jahren, um 100%, indem dieselbe im erst genannten Jahre 3496, im letzteren 6991 Einwohner zählte. <sup>1)</sup>

Ginzkey betheiligte sich ferner mit mehreren heimischen hervorragenden Firmen, wie Johann Liebig und anderen, an drei großen Unternehmungen, welche seiner engeren Heimat zum Wohle gereichen sollten, nämlich zunächst an der Errichtung der „Reichenberger Bank“ im J. 1871. Dieselbe wurde in der Absicht gegründet, den von der heimischen Industrie und vom geschäftlichen Verkehre oft beklagten in allzu enge Grenzen gebannten Verhältnissen des Geldverkehres auf dem Reichenberger Plage eine größere Freiheit und raschere Entwicklung zu gewähren, als es die Nationalbank vermochte, da diese in ihrer Wirksamkeit zu sehr eingeschränkt war. Ginzkey gehörte der Reichenberger Bank, welche seit ihrer Gründung eine dankenswerthe und für die heimische Industrie wichtige Thätigkeit entfaltet hat, bis zu seinem Tode an. Auch der im J. 1859 gegründeten Reichenberger Sparcassa trat Ginzkey mit einem Beitragscapitale von 100 fl. bei und bewahrte dieser namentlich für die Entwicklung Reichenbergs wichtigen Institution stets seine aufrichtige Unterstützung. Endlich betheiligte er sich in hervorragender Weise an der Errichtung der großen Brauerei in Maffersdorf. Ginzkey hatte sich mit dem Gedanken des Baues einer Brauerei in seinem Heimatsorte schon lange getragen, und nur die damals augenblicklich günstigen Verhältnisse, nicht aber die Nachahmungsjucht der Gründerzeit brachten es mit sich, daß die Ausführung dieses Planes in die Zeit des sogenannten volkswirtschaftlichen Aufschwunges fiel. Man hoffte von der Errichtung der Brauerei günstige wirtschaftliche Folgen für den ganzen Bezirk, da beim großen Verbrauche an Bier in dem gewerblichen, dicht bevölkerten Nordböhmen große Mengen fremder Biere eingeführt werden mußten und dafür jährlich bedeutende Summen in die Ferne wanderten. Daher sollte diese Einfuhr fremder Biere durch die Erzeugung heimischen Bieres aufhören, und die Hunderttausende, der Heimat erhalten, andererseits aber auch die heimische Landwirthschaft dadurch gefördert, und durch die Erzeugung eines gesunden, nahrhaften Bieres dem Branntweingenuß, welcher in den Arbeiterkreisen damals noch ziemlich stark einge-

1) Nach der letzten Volkszählung hat aber die Bevölkerung Maffersdorfs wieder abgenommen, denn sie beträgt nur 4910 Einwohner. Die Ursachen sind mir unbekannt.



bürgert war, entgegengetreten werden. Diese Erwägungen und die augenblicklich günstigen Verhältnisse führten zum Bau des Bräuhauses, welches im J. 1872 mit einem Actien capitale von 600.000 fl. zu bauen begonnen und im Jänner 1874 dem Betriebe übergeben wurde, wobei man freilich den Kosten voranschlag um 800.000 fl. überschritt. Das Maffersdorfer Bräuhaus erhebt sich unweit des „Wachberges“ vor Maffersdorf auf einer mäßigen Anhöhe als imposanter, palastartiger Bau, enthält unter der Erde ungeheure Kellerräume und wird an Ausdehnung nur von wenigen, an Zweckmäßigkeit der inneren Einrichtung kaum von einer einzigen österreichischen Brauerei übertroffen. Gegenwärtig ist die Brauerei die zweitgrößte in Böhmen, sie steht bloß dem bürgerlichen Bräuhaus in Pilsen nach. Sie beschäftigt 76 Personen und erzeugt jährlich 54.240 Hl. Bier im Werthe von 433.920 fl., von welchem der größte Theil von Reichenberg und Umgebung (beiläufig 30.000 Hl.) aufgebraucht wird, das übrige entfällt auf die benachbarten Städte und Ortschaften des Gebirges, wie Gablonz, Tannwald, Krákaú, Friedland u. s. w., ein geringerer Theil wird selbst ins benachbarte Sachsen, auch nach Wien ausgeführt. Freilich hatte das Unternehmen anfangs gegen mancherlei Ungemach zu kämpfen. Einmal gegen die Folgen des wirthschaftlichen Zusammenbruches, und dann gegen die Vorurtheile, welche damals selbst in Reichenberg dem neuen Erzeugnisse entgegengebracht wurden. Auch hier war Ginzkey ohne Unterlaß thätig, er hielt die Zuversicht und den Muth der Actiengesellschaft aufrecht <sup>1)</sup> und errichtete, um dem Biere in der engeren Heimat Bahn zu brechen, unweit von der Brauerei und unmittelbar am Fuße des Wachberges neben der Gebirgsstraße eine im Schweizerstyl gehaltene Restauration, die wegen ihrer schönen Lage bald von den Reichenbergern fleißig besucht wurde und sich mit der Zeit zu einem beliebten Ausflugsorte gestaltete. So brach sich hier allmählig das Maffersdorfer Bier Bahn und verdrängte die fremden. Maffersdorf aber verdankt mit dem neuen Bräuhaus noch hentzutage und für die Zukunft Ginzkey ein bedeutendes Steuerobject.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die bedeutende Wirksamkeit Ginzkeys sowohl in industrieller wie menschenfreundlicher und gemeinnütziger Hin-

1) Mit dem bald darauf erfolgenden Tode Ginzkeys, welcher der Actiengesellschaft immer noch einen festen Halt gewährt hatte, schwand die Zuversicht und auch das Glück; im Jahre 1882 mußte die Brauerei an ein Consortium verkauft werden, wobei die Actionäre das gesammte Actien capital von 600.000 fl. verloren. Gegenwärtig steht die „Reichenberger Bierbrauerei und Malzfabrik in Maffersdorf“ unter der Leitung des Consortiums: Th. Frank u. Co.



sicht öffentlich gewürdigt und anerkannt wurde. Für seine gewerblichen Erzeugnisse erhielt Ginzkey auf den verschiedenen Welt- und Gewerbe-Ausstellungen zahlreiche Auszeichnungen. So erhielt er außer der bereits erwähnten bronzenen Medaille von der Londoner Ausstellung des Jahres 1862, auf der Pariser Welt-Ausstellung im Jahre 1867 die silberne Medaille, in demselben Jahre auf der Industrieausstellung zu Chemnitz die silberne Medaille und die gleiche Auszeichnung auf der Ausstellung zu Triest im Jahre 1871. Die Wiener Weltausstellung des Jahres 1873 brachte ihm für seine ausgestellten Teppiche und Decken die Fortschrittsmedaille, und auf der Industrieausstellung zu Santiago in Chile wurde ihm die zweite Preismedaille zuerkannt. Von Seite der österreichischen Regierung wurde Ginzkey gleichfalls für die bedeutenden Erfolge auf gewerblichem Gebiete ausgezeichnet. So erhielt er durch Allerhöchste Entschliebung zunächst am 31. October 1867 das goldene Verdienstkreuz mit der Krone, welcher Auszeichnung am 27. October 1873 das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens folgte. Die Stadt Zittau in Sachsen verlieh ihm am 21. Juli 1865 das Bürgerrecht, eine Auszeichnung, mit welcher in Sachsen weit weniger freigebig umgegangen wird als bei uns. Für sein menschenfreundliches und gemeinnütziges Wirken erhielt Ginzkey gleichfalls eine Reihe von Auerkennungsschreiben von Seite der österreichischen Ministerien und verschiedener Vereine, so namentlich von Seite des österreichischen Unterrichts-Ministeriums am 29. Mai 1874 „wegen seiner vielen Verdienste um die Maffersdorfer Schule und für sein stets an den Tag gelegtes schulfreundliches Wirken“, und ein solches von der Tuchmachergenossenschaft in Reichenberg vom 23. December 1868, „da er als Vorstand der Webschule diese Anstalt durch eine Reihe von Jahren unterstützt hatte“.

Die Errichtung der Maffersdorfer Brauerei war Ginzkeys letztes Werk. Mitten in dieses thatenreiche Leben, in die glücklichsten Lebensverhältnisse griff der Tod mit ungestümer, unerbittlicher Hast ein. Ginzkey war niemals anhaltend leidend gewesen; er erfreute sich eines rüstigen Körperbaues und eines gesunden Aussehens und scheint darüber die Ausbildung eines tückischen Herzleidens nicht beachtet zu haben. In den ersten Maitagen des Jahres 1876 fühlte sich Ginzkey unwohl, ohne daß er jedoch darauf besonders geachtet hätte, um so weniger, da auch der Arzt keine Besorgnis hegte. Da trat unerwartet eine Verschlimmerung und ein rasch zunehmendes Sinken der Kräfte ein, und in der Nacht vom 2. auf den 3. Mai um die 4. Morgenstunde machte ein Herzschlag seinem schaffensfreudigen Leben ein plötzliches Ende.



Das ganze Thal trauerte, als die erschütternde Kunde sich verbreitet hatte. Aus allen Theilen der Heimat und des Auslandes, aus fernen Ländern kamen Kundgebungen der innigsten Theilnahme. Am 6. Mai fand die würdige Beerdigung des Verstorbenen statt, zu welcher große Menschenmengen von nah und fern herbeigeströmt waren. Der mit Blumen überdeckte Sarg wurde durch sämtliche Fabrikshöfe der Ginzkey'schen Anlage geführt als letzte Huldigung der Ueberlebenden an den Schöpfer dieser Werke und sodann in der Pfarrkirche von Maffersdorf beigelegt.

So wurde Ginzkey, kaum auf der Höhe seines Wirkens angelangt, noch in voller Rüstigkeit und Kraft, allzufrüh den Seinigen und dem engeren Vaterlande entrissen.

Ignaz Ginzkey war von Person eine mittelgroße, markige Gestalt von guten, ruhigen Manieren. Gesichtsbildung, Ausdruck und sein ganzes Wesen erinnerten vielfach an den englischen Industriellen.

Ein von A. Weger in Leipzig vorzüglich ausgeführter Stich<sup>1)</sup> stellt uns Ginzkey im Brustbild dar. Das von einem schmalen Backenbarte umrahmte Antlitz verräth in den Augen Milde und Herzensgüte, die hohe kräftig gebaute Stirn mit zwei scharfen Denkerfalten zwischen den Brauen verräth häufiges Denken und Geisteskraft, die buschigen Augenbrauen und der energische Zug um die Mundwinkel weisen auf bedeutende Thatskraft und zähe Ausdauer hin. Ginzkey war mit solchen Eigenschaften und Charaktereigenthümlichkeiten geziert, die in jedem Berufszweige, namentlich aber im geschäftlichen Leben, zu bedeutendem Erfolge führen müssen: er besaß eine unermüdlche Arbeitskraft, einen klaren sicheren Blick, ein reges Verstandnis für große und weit tragende Ideen, ein mannhafes Selbstvertrauen, strenge Pflichterfüllung, Ehrenhaftigkeit, Verlässlichkeit und ein erstaunliches Gedächtnis. Von Anfang an und selbst später, als die vergrößerte Fabriksanlage bereits in Blüte stand, leitete er dieselbe in jeder Hinsicht ganz allein, ohne fremde Beihilfe. Nur in der Färberei stand ihm, wie bereits erwähnt, sein Bruder Wilhelm, ein ausgezeichnete Mitarbeiter, zur Seite. Als später Ginzkey bei dem größeren Wachstume des Geschäftsbetriebes jüngere Kräfte für Buchführung, Correspondenz u. s. w. anzustellen genöthigt war, blieb er doch bis zum kleinsten herab von allem unterrichtet, was sein Geschäft betraf, die Ziffern seiner Bücher, die Bestände seines Lagers kannte er förmlich auswendig, und seine große Gedächtniskraft erstreckte sich bis auf das Conto des geringsten Kunden, wie auf das letzte Säckchen Garn. Er besaß von Natur aus einen künstlerischen

1) Dem schon erwähnten Werke von Dr. F. Mamroth als Titelbild beigegeben.



Geschmack, welcher ihm namentlich bei der Erfindung der Teppichmuster sehr zu statten kam; obwohl er nicht regelrecht zu zeichnen gelernt hatte — ein Mangel, den er sehr beklagte — erfand er doch ganz allein alle Muster für seine Teppiche und Decken, stellte sie zusammen und verbesserte sie. Wenn ihm zufällig ein hübsches Muster, ein gelungener Arabeskenzug auf irgend einer Tuchleiste oder sonst an einem Gegenstande zu Gesicht kam, schrieb er Bemerkungen darüber in sein Notizbuch ein oder fügte auch mit einigen Strichen die Zeichnung bei.

Besonders hervorragende Charaktereigenschaften Ginzkey's waren: Anspruchslosigkeit, Bescheidenheit und Herzensgüte. Die stattliche Reihe von Ehrenbezeichnungen und Auszeichnungen, welche Ginzkey namentlich in den letzten Lebensjahren zutheil wurden, gereichten ihm wohl zur Befriedigung, aber sie erweckten keinerlei Stolz in ihm, reizten ihn nicht zu neuen Ehren, er blieb als reifer, von Erfolg und Glück begünstigter Mann ebenso anspruchslos und liebenswürdig, wie er es zu Beginn seiner Laufbahn gewesen war. Dieses bescheidene, dem öffentlichen Hervortreten abgeneigte Wesen war mit Ursache, daß er die Wahl als Gemeindevorsteher in Maffersdorf ablehnte, und daß er in der Politik sich wenig bemerkbar machte, abgesehen davon, daß sein eigentliches Arbeitsfeld ganz wo anders lag. Bezüglich seiner politischen Gesinnung gehörte er der deutsch-liberalen Verfassungspartei an, und er bethätigte diese stets offen bei allen Abstimmungen, bei den Wahlen der Handelskammer in den Reichsrath und Landtag, sowie im Landbezirke.

Von seiner schlichten, anspruchslosen Denkweise gibt folgende verbürgte Erzählung eine Probe: Als einst ein hochgestellter österreichischer Ministerialbeamter, der auf handelspolitischem Gebiete einen maßgebenden Einfluß ausübte, die Fabrikräume Ginzkey's besuchte und eben in einem Magazine sich befand, wo große Ballen der nach England bestimmten „Austrian blankets“ aufgestapelt waren, machte er den Gast nicht darauf aufmerksam, obwohl sein ihn begleitender Sohn es anregte, indem er nachher bemerkte: „Der Ministerialbeamte hätte vielleicht glauben können, daß die österreichische Industrie schon exportfähig sei, weil ich die Paar Decken nach England schicke.“ An den Grundsätzen der Ehrenhaftigkeit hielt Ginzkey unter allen Verhältnissen unwandelbar fest. Als man in der Zeit des sogenannten volkswirtschaftlichen Aufschwunges, da der Börsentaumel und das Goldfieber manchen nüchternen Kopf berückte und manchen bis dahin makellosen Namen besleckte, mit außerordentlich lockenden Anerbietungen an ihn herantrat, ihm jeden Preis für seine Fabrik versprach, wies er alle diese Anerbietungen lächelnd aber fest zurück.



Was Ginzkey als Menschen namentlich auszeichnete, war seine Herzensgüte. Er war ein Menschenfreund in des Wortes edelster Bedeutung, bei welchem Noth und Kummer niemals vergeblich anklopfen, ein eifriger Förderer alles Guten und Gemeinnützigen. Von seiner Herzensgüte zeugen viele ungezählte Thaten der Barmherzigkeit und Großmuth, welche er in seiner engeren Heimat bekundete, ebenso das Unhänglichkeits- und Dankbarkeitsgefühl, welches er seinem Geburtsorte Maffersdorf gegenüber bewies. Hievon zeugt nicht nur das Legat von 10.000 fl. zur Erbauung eines Armenhauses in Maffersdorf, sondern auch der Umstand, daß er noch in den letzten Tagen vor seinem Tode der Ortsarmen in Maffersdorf gedachte und ihnen die Summe von 1000 fl. aussetzte, welche an seinem Begräbnistage unter dieselben ausgetheilt werden sollte. <sup>1)</sup> Infolge seiner reichen Erfahrung verstand er es vortrefflich, mit Menschen der verschiedensten Lebensstellung zu verkehren, und seine milde Würde im Verkehr und die schonende Form, in der er seine Ansichten aussprach, erweckten schnell Vertrauen und gewannen ihm namentlich die Herzen seiner Untergebenen. Gegen die Schwächen anderer war er stets nachsichtig, Kränkungen und Beleidigungen, die ihm nicht erspart blieben, reizten ihn niemals zur Wiedervergeltung. In der Ausübung der Mildthätigkeit stand ihm auch seine Gemahlin getreulich zur Seite. So übte sie namentlich im Jahre 1866 an österreichischen Verwundeten zahlreiche Werke der Wohlthätigkeit, spendete für dieselben außer Geld Verbandstücke und Wäsche, und lieferte für die Verwundeten im Reichenberger Stephans-Hospitale 62 Ellen Teppich. Einem österreichischen Jäger, welcher bei Skalitz schwur verwundet, in preussische Gefangenschaft gerathen, dann aber aus dem Spitale entflohen war, um nach Johannesberg bei Gablonz zu den Seinigen zu gelangen, legte Frau Ginzkey auf dem Wege durch Maffersdorf einen frischen Verband an und beschenkte ihn mit Geld. (Leider gerieth der Verwundete in Liebenau zum zweiten male in preussische Gefangenschaft.)

Hier mag auch das Verhältnis Ginzkey's zu seinen Arbeitern eine kurze Besprechung finden. Ginzkey verstand es, ähnlich wie Johann Liebieg, sich seine Arbeitskräfte heranzuziehen, die tüchtigsten auszuwählen, sie fortzubilden und an sich zu fesseln. Das Verhältnis zwischen ihm und seinen Arbeitern war ein schönes und würdiges, er war stets wohlwollend und gerecht gegen sie und ein wahrer Freund derselben. Härte in der

---

1) Was auch von Seite der Erben geschah, indem am 6. Mai jeder Gemeinde links und rechts der Meisse 500 fl. verabfolgt wurden.



Behandlung derselben lag ihm gänzlich fern; mit Güte und Milde suchte er alle Mißhelligkeiten, die sich ergeben mochten, auszugleichen und zu sichten, so daß bei ihm nie Störungen im Fabriksbetriebe wie anderwärts eintraten. Diese richtige Pflege seiner Arbeitskräfte kam auch naturgemäß seinen Unternehmungen zustatten. Noch jetzt gibt es Arbeiter in der Ginzkey'schen Fabrik, welche Ginzkey in den ersten Jahren seiner Thätigkeit zur Seite standen. Ginzkey nahm stets freundlichen Antheil an den Leiden und Sorgen seiner Arbeiter, er half bereitwillig, wenn sie in mißlichen Lebenslagen sich vertrauensvoll an ihn wandten, aber er verstand es auch, die Arbeiter, die häufig nur für den Augenblick leben und selten der Zukunft gedenken, an Sparsamkeit und Mäßigkeit zu gewöhnen. Zu Beginn seiner geschäftlichen Thätigkeit war das Verhältnis Ginzkey's zu seinen Arbeitern, da ihre Zahl noch nicht in die Hunderte ging, ein wirklich patriarchalisches, indem er die Werkführer und tüchtigsten derselben Sonntags an seinen Tisch zu ziehen pflegte. Andererseits vermählte er es auch nicht, an den verschiedenen Familienfesten seiner Untergebenen persönlich Theil zu nehmen. So kam es auch, daß die Arbeiterunruhen, welche zu Ende der sechziger Jahre in Reichenberg und den benachbarten Fabriksorten vorkamen, ihn sehr wenig berührten. Den Arbeiter- und Striksbewegungen suchte er überhaupt bei Zeiten vorzubeugen, indem er dann, wenn die Arbeiter unter dem Drucke einer Theuerung litten, freiwillig zu wiederholten malen L o h n e r h ö h u n g e n vornahm. Für Krankheits- und Unglücksfälle bei seinen Arbeitern stiftete er eine Krankencasse, die bei einer Einzahlung von 1% des Lohnes jedem Arbeiter für die Dauer der Krankheit den halben Lohn, sowie freie ärztliche Behandlung und Medicamente sicherte, außerdem sah er darauf, daß die Kinder seiner Arbeiter die Schule des Ortes eifrig besuchten.

Ginzkey ist auch der Segen eines glücklichen Familienlebens zu Theil geworden, so daß sein Lebenslauf auch nach dieser Richtung hin heitere Farbentöne darbietet. In der zufriedenen Häuslichkeit fand der schaffende Mann das Asyl, wohin er sich nach des Tages Last und Mühen zurückzog und da neue Kraft und Lust schöpfte im Ringen mit den Widerwärtigkeiten und Wechselfällen des geschäftlichen Lebens. Hier vergaß er die trüben Sorgen und Enttäuschungen, welche ihn namentlich zu Beginn seiner Laufbahn heimsuchten. Und es ist ein schöner Zug seiner gemüthvollen Natur, daß er den Seinen immer erst dann von diesen Mißhelligkeiten und Sorgen Mittheilung machte, wenn alles glücklich geordnet und ausgeglichen war. Für das gesellige Leben bildete überhaupt das Ginzkey'sche Haus einen reizvollen Anziehungspunkt; von hier ist manches Gute



und Schöne der Idee nach, nach Außen gegangen und in der Ausführung gefördert worden. Daher mochten auch die Verse, welche die Kinder Ginzkey's bei der Feier der silbernen Hochzeit des Elternpaares am 27. April 1872 vortrugen, ihre volle Berechtigung haben:

„Wo Mann und Frau sich so dem Fleiße weihen,  
Wo Lieb' und Tren' sich reichen so die Hand,  
Da muß des Hauses schönstes Glück gedeihen,  
Da blüht und wächst ein traut Familienband.  
Bald strömt in's Haus des Himmels reichster Segen,  
Die Räume wachsen, die Geschäfte blüh'n . . .“

Werfen wir zum Schlusse einen Rückblick auf die industrielle Thätigkeit und den Entwicklungsgang Ginzkey's, so scheint eine unübersteigliche Kluft zwischen dem Spulrade und dem Großindustriebetriebe zu liegen, und doch hat diese Kluft Ginzkey durch Fleiß, Geisteskraft, Ausdauer und strenge Rechtlichkeit allmählig, aber sicher überbrückt. Als die deutlichsten Marksteine in der erfolgreichen Laufbahn Ginzkey's erscheinen uns zunächst: der glücklich von ihm erfaßte Gedanke, sich auf einen neuen Erwerbszweig, die Teppich- und Deckenerzeugung zu verlegen, sodann die Ausnützung der als werthlos angesehenen Wollabfälle der inländischen Fabriken, und dann die Einführung der Abfälle aus den französischen Kammgarnspinnereien, endlich die Benützung und Selbsterzeugung der Kunstwolle, durch deren Verwerthung er rasch zur Bedeutung aufstieg, und wodurch er in Oesterreich eine neue, wichtige Quelle des Erwerbes erschloß, und der heimischen Industrie neue Wege bahnte. Der Reichthum lag auf der Straße, aber niemand verstand es ihn aufzuheben, und daß es Ginzkey zuerst verstand, darauf beruht eben, wie beim Aufstellen des Gies des Columbus — sein Verdienst.

Es liegt sehr nahe, den Lebenslauf Ginzkey's mit dem Johann Liebiegs, des Begründers der großartigen Fabriksanlage in Reichenberg, zu vergleichen. Unbemittelt und beinahe ohne jede Unterstützung von Seite des Vaterhauses, betraten beide die Laufbahn, ausgezeichnet durch Erfolg und Ehre, kaum auf der Höhe ihrer Wirksamkeit angelangt, schließen beide dieselbe allzufrüh. Und trotz des bedeutenden Wechsels in Bezug auf äußere Lebensverhältnisse bewahren beide ihre Einfachheit und Schlichtheit des Charakters. Beide waren Männer der Arbeit, die seit ihrer ersten Jugend auf die Erprobung der eigenen Kraft und auf ihre eigene Erfahrung angewiesen waren. Beide bilden in ihrem Charakter ein wohlthuendes, abgeschlossenes Ganze und sie sind vollgiltige Vertreter des tüchtigen, rührigen und intelligenten deutschen



Volkes in Nordböhmen. Ignaz Ginzkey hat wie Johann und Franz Liebig unserer deutschen Heimat, sowie dem gesammten Vaterlande neue Industriezweige erschlossen und damit die industrielle Bedeutung Nordböhmens und Oesterreichs erhöht. Ignaz Ginzkey war ein ganzer Mann, sein Andenken wird in den gewerbfleißigen Thälern seiner Heimat solange fortleben als rührige Hände im Dienste der Industrie thätig sind.

Ignaz Ginzkey hinterließ außer seiner treuen Lebensgefährtin, mit welcher er, wie bereits erwähnt, am 27. April 1872 die silberne Hochzeit gefeiert hatte, drei Söhne und fünf Töchter: Ignaz, Willy, Alfred, Anna, Marie, Jda, Rosa und Hermine Ginzkey. Die beiden ältesten Söhne, Ignaz und Willy, der erstere damals 27, der letztere 22 Jahre alt, hatten theils in Deutschland, theils in Belgien den Geschäftsbetrieb praktisch erlernt, und waren dem Vater bereits durch einige Zeit vor seinem Tode als tüchtige Mitarbeiter zur Seite gestanden. Sie führen gegenwärtig im Geiste des Vaters mit den langjährig bewährten Kräften und ungeschmälerten Fonds (der jährliche Geschäftsumsatz betrug beim Tode Ginzkey's 2,000.000 fl.) das umfangreiche Geschäft weiter. Der erstgeborene, Ignaz Ginzkey, gegenwärtig im besten Mannesalter stehend, ist mit Helene Suesß, der Tochter des Fabrikanten und Reichsrathsabgeordneten Friedrich Suesß, vermählt, der zweitgeborene, Willy, ist noch unverheiratet und der dritte Sohn, Alfred, vollendete in diesem Jahre seine Gymnasialstudien in Leitmeritz, indem er sich mit günstigem Erfolge der Maturitätsprüfung unterzog und gedenkt auf der Universität in Graz sich dem juridischen Studium zuzuwenden. Er ist jedoch gleichfalls Mitinhaber der Fabrik und kann zu jeder Zeit in dieselbe eintreten. Von den Töchtern Ginzkey's heiratete die älteste, noch 2 Jahre vor dem Tode des Vaters, den Wollwaarenfabrikanten Oskar Klinger in Neustadtl. Nach dem Tode des Vaters vermählte sich Jda Ginzkey mit Philipp Schmidt jun., Fabriksdirector in Jungbunzlau, Rosa Ginzkey mit Karl Mallmann, dem Director der Reichenberger Bank. Sie starb jedoch noch in der Blüthe ihrer Jahre bereits am 14. Juli 1885. Marie und Anna Ginzkey sind noch unverheiratet. Die erstere traf vor einigen Jahren ein Unglücksfall, welcher leicht hätte tragisch enden können. Von einem Balle nach Hause zurückgekehrt, streifte ihr leichtes Ballkleid an ein auf der Erde stehendes Licht, es fing Feuer und nur durch die Geistesgegenwart und das energische Eingreifen ihres älteren Bruders, der das brennende Kleid rasch herabriß und die Flammen mit den Armen erstickte, wurde sie vor dem Tode errettet. Doch trug sie



von dem Unglücksfall mehrere Brandwunden davon, an welchen sie lange zu leiden hatte.

Die Fabriksanlage wurde seit dem Tode Ginzkey's abermals beträchtlich erweitert und zwar zunächst durch zwei neue Färbereien, ferner durch ein Wollmagazin und einen Zubau zum Comptoir-Gebäude. Daran reihte sich im Jahre 1883 der Bau einer neuen, äußerst geschmackvollen Villa in italienischer Renaissance, welche vom Reichenberger Baumeister Eduard Trossin gebaut wurde. Sie erhebt sich unweit der Gebirgsstraße mit der Hauptfacade gegen den Park gerichtet, hat äußerst geschmackvoll und reich ausgestattete Innenräume und ist gegenwärtig der stilvollste und schönste Bau von Maffersdorf. Infolge dieses Neubaus erhielt auch die frühere Parkanlage eine Erweiterung, indem sie bis zur Gebirgsstraße ausgedehnt wurde. Zu der räumlichen Erweiterung der gesammten Fabriksanlage, welche gegenwärtig gegen 20 Joch Fläche umfaßt, kommt auch die technische, indem namentlich sämmtliche alte Maschinen durch neue nach den neuesten Systemen ersetzt, und alle einschlägigen Verbesserungen und Erfindungen der Neuzeit eingeführt wurden. In den Spinnereien sind gegenwärtig 12 Satz Krempeln neuesten Systems nebst den dazu gehörigen Spinnmaschinen u. s. w., und in den Webereien 120 mechanische und 250 Handwebstühle im Betriebe. In der Knüppelteppichweberei, welche in jüngster Zeit eine ganz besondere Ausdehnung erlangt hat und worin Smyrna-Teppiche erzeugt werden, arbeiten gegen 250 Mädchen. Der mechanische Betrieb der verschiedenen Maschinen wird von drei Dampfmotoren, welche von 6 Kesseln gespeist werden, nebst drei Turbinen von zusammen 500 Pferdekraften besorgt. Sämmtliche Fabriksräume und Höfe sammt den zwei Villen sind gegenwärtig elektrisch beleuchtet, indem (nach dem Systeme der Firma B. Egger u. Co. in Wien) 100 Bogenlampen und 1200 Glühlampen von 4 Dynamomaschinen nebst einer ausschließlich für den Zweck bestimmten Dampfmaschine gespeist werden. Nach älterer Methode war bereits seit dem Jahre 1878 die Färberei elektrisch beleuchtet, so daß in dieser auch während der Nachtzeit gearbeitet werden konnte, was bekanntlich bei einer anderen Beleuchtung, z. B. durch Gas, nicht möglich ist. Außerdem sind die verschiedenen Fabriksräume mit dem Hauptcomptoire und dieses mit Reichenberg durch eine Telephonanlage verbunden.<sup>1)</sup> Die gesammte Zahl der gegenwärtig in der Fabrik beschäftigten

1) Die in Reichenberg in jüngster Zeit errichtete Telephonanstalt wird von der heimischen Industrie bereits ausgiebig benutzt. Mit Ende August d. J. zählte die Anstalt 126 Centrallinien mit 3 Mittelstationen, dann vier directen Linien mit 8 Stationen, so daß im ganzen 137 Stationen im Betriebe sind.



Arbeiter beträgt gegen 1000, wobei die eine Hälfte auf Männer und Knaben, die andere auf Frauen und Mädchen entfällt. Ein Weber verdient auf einem Handwebstuhl wochentlich 5—8, auf einem mechanischen Webstuhle 8—9 Gulden. In der Kniüpsteppichweberei verdienen die Frauen und Mädchen wochentlich 4—7 Gulden. An Beamten sind in der Maffersdorfer Fabriksanlage gegen 30 und ebensoviel in der Hauptniederlage in Wien angestellt. An Wohlthätigkeitsanstalten für die Fabriksarbeiter kam zu der bereits von Ignaz Ginzkey gegründeten Krankencassa im J. 1876 eine „Arbeiterpensionscassa“, indem das von Ignaz Ginzkey zur Erbauung eines Armenhauses in Maffersdorf bestimmte Legat von 10.000 fl. von seinen Erben als Grundcapital für eine Arbeiterpensionscassa verwendet wurde. Dasselbe wird von Zeit zu Zeit von der gegenwärtigen Firma vergrößert und von drei Beamten der Fabrik und 5 aus der Mitte der Arbeiter gewählten Vertrauensmännern verwaltet. Alle Arbeiter der Ginzkey'schen Fabrik, welche durch längere Zeit in derselben beschäftigt waren und arbeitsunfähig geworden sind, erhalten daraus entsprechende Pensionen. Ferner sind sämtliche Beamten und Arbeiter der Fabrik gegen Unglücksfälle beim „Vereine von Industriellen zur Versicherung gegen körperliche Unfälle in Wien“ auf Kosten der Firma versichert. Die schon von Ignaz Ginzkey gegründete Fabriksfeuerwehr besteht gegenwärtig aus 100 Mann und besitzt außer allen nöthigen Feuerlösch-Erfordernissen auch eine Dampfspitze.

Von den in der Fabrik erzeugten Artikeln: Teppichen, Decken und Kozen werden gegenwärtig die Decken hauptsächlich nach Südamerika, Teppiche, insbesondere „Smyrna-Teppiche“ nach Frankreich, England und Nordamerika ausgeführt. Für Oesterreich ist in Wien die Hauptniederlage. Die Firma steht mit sämtlichen bedeutenden Handelsplätzen der Erde theils durch Vertreter, theils durch eigene Reisende in Verbindung. Zu den Auszeichnungen, welche die Ginzkey'schen Erzeugnisse auf den verschiedenen Industrie- und Weltausstellungen errangen, kamen nach dem Tode Ginzkey's hinzu: Die goldene Medaille auf der „South African Exhibition“ vom Jahre 1877 und dieselbe Auszeichnung auf der im nächsten Jahre erfolgten Pariser Welt-Ausstellung. Auf der Gewerbe-Ausstellung zu Wien im Jahre 1880 war Ignaz Ginzkey jun. Preisrichter, daher blieben die Ginzkey'schen Erzeugnisse außer Bewerbung, und daselbe war auf der im Jahre 1885 erfolgten Ausstellung zu Antwerpen der Fall, auf welcher Willy Ginzkey der Jury als Mitglied angehörte.



Diese angeführten Daten beweisen zur Genüge, daß die Fabriksanlage <sup>1)</sup> seit dem Tode des Schöpfers im rüstigen Vorwärtsschreiten begriffen ist und daß von Seite der jetzigen Besitzer insbesondere für den Fabriksbetrieb im großen, alle Erfindungen und Verbesserungen der Neuzeit in ausgiebigster Weise verwerthet wurden. Möge die Schöpfung Ginzkey's zur Ehre seiner Nachkommen, zur Ehre des deutschen Namens in Oesterreich weiter blühen und der engeren Heimat eine Stätte der Arbeit und des Fortschrittes bleiben!

---

## Sagen aus dem westlichen Böhmen.

Von Franz Wilhelm.

### 1. Die Sage von der weißen Frau am Schloßberge bei Buchau.

Vor nicht gar vielen Jahren bewohnte die „alte Hütte“ im Eckertswalde zwischen Buchau und Taschwitz ein Jüngling allein mit seiner Mutter. Der Jüngling trieb täglich die Herde auf die Weide, während die Mutter den Hausstand besorgte. Als eines Tages der Jüngling im Thale unterhalb des Schloßberges weidete, gesellte sich zu ihm eine wunderschöne Frau im weißen Gewande und gab sich ihm als verwünschenes Burgfräulein zu erkennen, das er erlösen könne: „sie werde Tags darauf wieder aber im häßlichen Aufzuge erscheinen und bedürfte zur Erlösung blos Betupfen mit dem Finger, selbst Berühren mit seinem Hirtenstabe würde schon hinreichen; sie würde dann ihm ganz gehören, versprach sie, und seiner Mutter bei der Arbeit helfen.“

Der Morgen erschien und der Jüngling trieb seine Herde wieder zur selben Stelle. Wirklich erschien die Gestalt in Begleitung eines um

---

1) Von hochgestellten Persönlichkeiten, welche die Fabrik im Laufe der letzten Decennien besuchten, seien folgende angeführt: Seine k. k. Hoheit Kronprinz Rudolf am 9. Juli 1871 während seines Aufenthaltes in Nordböhmen, der österreichische Reichskanzler Freiherr v. Beust im September 1867, die Statthalter von Böhmen: Alexander Freiherr von Koller und Freiherr Philipp Weber von Ebenhof im December 1874, die Handelsminister Dr. Anton Banhaus und Ritter von Chlumetzky im August 1875, die Gräfin Clotilde Clam Galas u. a. m.



sie stets emporspringenden schwarzen Hündchens; doch waren ihre Formen von gestern nicht mehr zu erkennen. Der Körper über und über mit Geschwüren und Ungeziefer, besonders Eidechsen und Blindschleichen bedeckt, das Gesicht häßlich und verzerrt, die langen Haare graus über den Rücken und das Gesicht herabflatternd. Langsam im gemessenen Tempo näherte sie sich dem Jünglinge bis auf drei Schritte. Sie sprach kein Wort, sondern gab dem Jünglinge durch einladende Bewegungen zu verstehen, er möge das Erlösungswerk an ihr beginnen; doch fest gebannt auf den Fleck, wo er stand, wagte der Jüngling vor Schrecken nicht die geringste Bewegung und nur ein Laut der verzweifeltsten Furcht entschlüpfte seinen Lippen. Die Gestalt aber entfloß mit den kläglichen Worten: „Wehe, nun ist es wieder für hundert Jahre gescheh'n!“ Mühsam schleppte sich der Jüngling nach Hause und ward zwei Tage darauf eine Leiche. Die weiße Frau aber wurde seitdem nicht wieder gesehen.

---

## Mittheilungen der Geschäftsleitung.

---

In der am 29. November 1886 abgehaltenen Generalversammlung wurde der Jahresbericht für das Vereinsjahr 1885—86 vollinhaltlich genehmigt, aus welchem ein kurzer Inhaltsauszug folgt:

Der Verein zählte am Schlusse seines 24. Jahres 54 stiftende und 1596 ordentliche, zusammen 1650 Mitglieder, somit gegen den zuletzt ausgewiesenen Stand von 1614 Mitgliedern um 2 Stifter und 34 ordentliche Mitglieder mehr.

### Rechnungslegung für das 24. Vereinsjahr.

#### Einnahmen.

Jahresbeiträge der Mitglieder . . . . .	5.646 fl. 43 fr.
Zinsen vom Activcapitale . . . . .	475 „ 79 „
Erlös für veräußerte Vereinschriften . . . . .	136 „ 13 „
Sonstige Geschenke und Einnahmen . . . . .	525 „ 94 „
Hiezu der mit Schluß des Vereinsjahres 1884/5 verbliebene Cassarest . . . . .	150 „ 99 „
Zusammen . . . . .	6.935 fl. 28 fr.



**Ausgaben.**

Herausgabe der „Mittheilungen“ . . . . .	3.003	fl. 51	fr.
Für die Bibliothek . . . . .	255	„ 67	„
„ das Antiquarium . . . . .	14	„ 71	„
Honorar des Geschäftsleiters sammt Woh-			
nungs-Beitrag . . . . .	800	„ 1	„
Gehalt des Canzellisten . . . . .	500	„ 4	„
Miethzins . . . . .	1.184	„ —	„
Einrichtungsstücke . . . . .	34	„ 44	„
Für Beheizung, Beleuchtung und Reini-			
gung . . . . .	310	„ 41	„
Sonstige Kanzlei- und Verwaltungs-Aus-			
lagen . . . . .	686	„ 95	„
Zusammen . . . . .		6.789	fl. 74 fr.

Demnach stellt sich ein Ueberschuß von . . . . . 145 fl. 54 fr. heraus.

Dazu kommt das Stammvermögen, welches mit Schluß des 24. Vereinsjahres . . . . . 17.531 fl. 96 fr. beträgt.

Es beziffert sich daher nach den von den Rechnungsrevisoren geprüften Ausweisen und Rechnungen das gesammte Vereinsvermögen in Geld, Werthpapieren und ausstehenden Forderungen am Schlusse des 24. Vereinsjahres d. i. mit 15. Mai 1886 zusammen auf . . . 17.677 fl. 50 fr.

Hiezu kommt noch der Werth des Vereins-Inventars nebst den Vorräthen an verschiedenen Verlagsartikeln des Vereines.

Mit den Vertretern, den Hauptstützen unseres Vereines, unterhielt die Geschäftsleitung steten Verkehr, und ihrer opferwilligen Mühewaltung ist es zunächst zuzuschreiben, wenn die Zahl der Vereinsmitglieder im Laufe des Jahres zugenommen hat. Darum zollt ihnen der Ausschuß seinen wärmsten Dank. — Neugegründet wurden 7, neubesetzt 2 Vertretungen.

Der Schriftenaustausch wurde auf 3 neue Vereine ausgedehnt, so daß unser Verein mit 116 wissenschaftlichen Instituten in Beziehung steht.

In der am 29. November stattgefundenen General-Versammlung wurden einstimmig gewählt:

Zum Ehrenmitgliede:

Herr JUDr. Franz Schmeikal, Advocat, Landtagsabgeordneter.



Ferner in den Ausschuß nachstehende Herren:

Herr Phil. Dr. G. Biermann, k. k. Schulrath, Director des k. k. deutschen Gymnasiums auf der Kleseite.

„ JUDr. Johann Kiemann, Advocat, Landtagsabgeordneter.

„ Phil. Dr. Hans Lambel, Professor an der k. k. Universität.

„ Phil. Dr. G. C. Laube, Professor an der k. k. Universität.

„ P. Maurus Pfannerer, Ph. Dr., k. k. Landeschulinspector.

„ M. Pfeiffer, General-Inspector der Buschtiehrader Eisenbahn.

„ Gust. Kull, pens. k. k. Staatsbuchhaltungs-Rechnungs-Rath.

Se. Erlaucht Herr Franz Altgraf zu Salm-Reifferscheid, k. k. Kämmerer, Großgrundbesitzer, Landtagsabgeordneter 2c. 2c.

Herr JUDr. Edmund Schebek, kais. Rath, Handelskammer-Secretär i. P.

„ Dr. Ludwig Schlesinger, Director des deutschen Mädchen-Lyceums, Landesauschuß-Mitglied, Landtagsabgeordneter.

„ Phil. Dr. Alwin Schulz, Professor an der k. k. Universität.

„ Fr. Theumer, k. k. Ober-Landesgerichtsrath.

„ Phil. Dr. Theodor Dupetz, k. k. Professor, Docent an der k. k. Universität.

„ JUDr. Albert Wernuski, Advocat, Landtagsabgeordneter.

„ JUDr. Friedrich Ritter von Wiener, Advocat, Vice-Präsident der Advocatenkammer.

In der constituirenden Sitzung am 29. November v. J. wurden gewählt:

Zum Präsidenten:

Sr. Erlaucht Herr Franz Altgraf zu Salm-Reifferscheid, k. k. Kämmerer, Großgrundbesitzer.

Zum Vice-Präsidenten:

Herr Dr. Ludwig Schlesinger, Director des deutschen Mädchen-Lyceums.

Die übrigen Functionäre wurden in ihrer Amtsstellung bestätigt.

Nachdem der bisherige Geschäftsleiter Herr Otto Lohr auf seine Stelle resignirte, hat Herr Universitäts-Professor G. C. Laube die Leitung der Vereins-Geschäfte gütigst übernommen.

Der Bibliothek wurden werthvolle Geschenke übermacht:

Von Sr. Durchlaucht Max Egon Fürst zu Fürstenberg. Aus dem Nachlasse des Herrn kaiserl. Rathes Franz Klutschak und von dem Herrn Bruno Bischoff, Custos des Vereines.



Neu besetzt wurden die Vertretungen in B. = Leipa mit Herrn Karl Lang, k. k. Bezirks = Schul = Inspector, und in Graz mit Herrn Franz Rutschera, Ritter von Nischbergen, fürstl. Schwarzenberg'scher Hofrath.

### Nachtrag zum Verzeichniß der Mitglieder.

Geschlossen am 10. März 1887.

#### Stiftendes Mitglied:

Herr P. Siegl Meinrad, Abt des Cistercienser = Stiftes Ossegg und Landes = Prälat von Böhmen mit dem Jahresbeitrage von 10 fl. ö. W.

#### Ordentliche Mitglieder:

- Herr **Böhm** Wendelin, Kaufmann in Hohenelbe.  
" **Cartellieri** Friedrich, JUDr., k. k. Notariats = Substitut in Wildstein.  
" **Dollinger** Fr., Erzieher in Dobřan.  
" **Fleischmann**, JUDr., k. k. Notar in Landskron.  
" **Kaß** Ernst, Fabrikant in Reichenberg.  
" **Kühn** Conrad, Stadtbaumeister in Trautenau.  
" **Psail** Josef, MUDr., Stadtarzt in Tepl.  
Löbl. Stadtgemeinde **Dobřan**.  
Herr **Stanka** Adolf, Bürgermeister in Eger.  
" **Walzel** Max, Ritter von Wiesentreu, Fabriks = und Realitäten = Besitzer in Trautenau.  
" **Watschek** Johann, JUDr., Canzelift der Handels = und Gewerbes = kammer in Reichenberg.

Herr Professor Th. G. Masaryk ersucht uns, mit Rücksicht auf die Redactions = bemerkung zu dem Aufsatze Dr. Kniescheks im Hefte II. Jahrg. XXV. S. 137 dieser Blätter zur Mittheilung zu bringen, daß von Denjenigen, die sich gegen die Königin = hofers Handschrift ausgesprochen haben, keine Privatgespräche in die Polemik gezogen worden seien. — Indem die Redaction hiemit dem Wunsche des Herrn Professors entspricht, erübrigt ihr nur ihrerseits zu erklären, daß sie in der Behauptung des Herrn Professors eine Berichtigung der betreffenden Redactions = bemerkung nicht zu erkennen vermag, zumal dieselbe ganz allgemein gehalten ist, aber auch in einem andern Sinne aufzufassen ist, als ihn Herr Prof. Masaryk zu deuten scheint.

Die Redaction.



# Mittheilungen

des

## Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

---

XXV. Jahrgang. *Celz*

---

Redigirt von

Dr. Ludwig Schlesinger.

Nebst der

### literarischen Beilage.

---

Prag 1887.

Im Selbstverlage des Vereins und in Commission bei H. Dominicus  
für die Oesterreichisch-Ungarische Monarchie.

Leipzig und Wien.

In Commission bei F. A. Brockhaus.





Mittheilungen des Vereines  
für  
Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von  
Dr. Ludwig Schlesinger.

---

Fünfundzwanzigster Jahrgang.

Viertes Heft. 1886/7.

---

Urkunden und Traktate betreffend die Ver-  
breitung des Wiclifismus in Böhmen.

Mitgetheilt von  
Prof. Dr. J. Loserth.

Der Codex 4941 der Wiener Hofbibliothek enthält eine ziemlich reichhaltige Sammlung von Acten und sonstigen Schriftstücken: Briefen, Abhandlungen und dergl., welche für die Geschichte der Ausbreitung des Wiclifismus in Böhmen von besonderer Bedeutung sind und von denen die hervorragendsten im Laufe der nächsten Zeit veröffentlicht werden dürften. An dieser Stelle lassen wir drei Schriftstücke folgen, von denen zwei bisher ganz unbekannt, das dritte in einer anderen Fassung und nur unvollständig bekannt gewesen ist.

1. In Bezug auf das letztgenannte, das unten zuerst mitgetheilt wird, mögen einige Bemerkungen angefügt werden:

Der Papst Johann XXIII. erließ Anfang Februar 1413 von Rom aus mehrere Bullen, in denen die Verbreitung der Schriften Wiclif's, namentlich des Dialogs (*Speculum militantis ecclesiae*) und Trialogs, die man (wie es in den Bullen heißt) nicht bloß in den Schulen den Studierenden, sondern auch dem Volke in Predigten mundgerecht zu machen sucht, auf's strengste geahndet wird. Fürderhin solle Niemandem gestattet sein, diese Schriften zu lesen, zu lehren, zu verbreiten oder sich ihren Inhalt anzueignen: man möge sie vielmehr, wo man ihrer habhaft werde



Mittheilungen des Vereines  
für  
Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von  
Dr. Ludwig Schlesinger.

---

Fünfundzwanzigster Jahrgang.

Viertes Heft. 1886/7.

---

Urkunden und Traktate betreffend die Ver-  
breitung des Wiclifismus in Böhmen.

Mitgetheilt von  
Prof. Dr. J. Loserth.

Der Codex 4941 der Wiener Hofbibliothek enthält eine ziemlich reichhaltige Sammlung von Acten und sonstigen Schriftstücken: Briefen, Abhandlungen und dergl., welche für die Geschichte der Ausbreitung des Wiclifismus in Böhmen von besonderer Bedeutung sind und von denen die hervorragendsten im Laufe der nächsten Zeit veröffentlicht werden dürften. An dieser Stelle lassen wir drei Schriftstücke folgen, von denen zwei bisher ganz unbekannt, das dritte in einer anderen Fassung und nur unvollständig bekannt gewesen ist.

1. In Bezug auf das letztgenannte, das unten zuerst mitgetheilt wird, mögen einige Bemerkungen angefügt werden:

Der Papst Johann XXIII. erließ Anfang Februar 1413 von Rom aus mehrere Bullen, in denen die Verbreitung der Schriften Wiclif's, namentlich des Dialogs (*Speculum militantis ecclesiae*) und Trialogs, die man (wie es in den Bullen heißt) nicht bloß in den Schulen den Studierenden, sondern auch dem Volke in Predigten mundgerecht zu machen sucht, auf's strengste geahndet wird. Fürderhin solle Niemandem gestattet sein, diese Schriften zu lesen, zu lehren, zu verbreiten oder sich ihren Inhalt anzueignen: man möge sie vielmehr, wo man ihrer habhaft werde



aufgreifen und nöthigenfalls verbrennen. Zu der ersten Bulle hat Hus eine ziemlich scharfe Glosse geschrieben, die Palacky sammt der Bulle nach einer Wittingauer Handschrift in den Documenta magistri Joannis Hus mitgetheilt hat. Wir lassen unten den Wortlaut der zweiten Bulle folgen, in welche die erstgenannte eingeschaltet ist; die Glosse des Hus findet sich gleichfalls bei derselben; sie ist etwas vollständiger, als die in der Wittingauer Handschrift.

2. Einer der hitzigsten Wiclifisten in Böhmen war bekanntlich Simon von Tisnow (siehe meinen Hus und Wiclif S. 271 ff.), der in der entscheidenden Krise, die der Wiclifismus in Böhmen durchzumachen hatte, eine hervorragende Rolle gespielt hat. In dem großen Redekampfe, der in der Zeit vom 27. Juli bis 6. August 1410 in Prag zu Gunsten des Wiclifismus abgehalten wurde, hat er durch die Schärfe seiner Dialectik, seinen gesunden Humor und seine beißende Ironie die Palme davongetragen. Die Art und Weise wie die englischen Theorien in Böhmen in's praktische übertragen wurden, hat ihn zweifellos in's andere Lager getrieben; denn in dem unten folgenden Tractate, den wir nur auszugsweise mittheilen, wendet er sich gegen die 4 Prager Artikel. Im Hinblick namentlich auf seine frühere Stellung sind seine Ausführungen von besonderem Interesse. Freilich dem muthigen und geistvollen Vertheidiger der Freiheit der Lehre wird man in diesem Tractate vergebens suchen; von seinem Humor oder seinem ägenden Sarkasmus ist nicht mehr eine Spur zu finden.

3. Ein mäßigeres Talent war Andreas von Brod, trotz seiner Anhänglichkeit an die nationalen Momente vom Anfange an ein heftiger Gegner der Fortschritte des Wiclifismus. Der unten folgende Tractat führt uns wieder einige Jahre zurück in die Zeit, wo man den Versuch machte, die strittigen Fragen auf religiösem Gebiete in friedlicher Weise zu regeln. Aber schon aus dem genannten Tractate sieht man, wie scharf zugespitzt die Dinge waren. Einen Erfolg konnten die Vermittlungsversuche nicht mehr haben. Für die Geschichte der Entwicklung und Verbreitung Wiclif'scher Lehren und Schriften in Böhmen enthält auch dieser Tractat wichtige Belagstellen.

---

## I.

Der Papst erläßt ein abermaliges Verbot, die Schriften Wiclif's in lateinischer oder in der Volkssprache zu verbreiten. Rom. Sct. Peter. 1413 Febr. 8.



## **Bulla contra Hussitas.**

(E. cod. pal. Vindob. 4941. fol 69<sup>b</sup>).

Johannes episcopus, servorum Dei, venerabilibus fratribus ac universis archiepiscopis, episcopis ac dilectis filiis, electis abbatibus, prioribus, prepositis, decanis, archidiaconis et aliis ecclesiarum et monasteriorum prelati ac inquisitoribus heretice pravitate, ad quos presentes litere pervenerint, salutem et apostolicam benedictionem. Nuper in generali concilio, quod adhuc in basilica principis apostolorum de urbe pro reformatione et confirmatione prosperi status universalis ecclesie celebra(ba)tur, eodem approbante concilio quosdam libellos vel tractatus quondam Johannis Wykleff seu per ipsum editos et intitulatos dampnavimus et reprobavimus et alia fecimus, prout plenius continetur in nostris inde confectis literis, quorum tenor sequitur in hec verba:\*)

Johannes episcopus servus servorum Dei in generali concilio <sup>1)</sup> ect. Inter omnes apostolice sedis instancias quas ad regimen christiani populi iugiter (Cod. vigil) impendit, illa videtur esse precipua, ut cum aliquam doctrinam suboriri senserit, que oculos divine maiestatis offendere et grave in se periculum animarum continere possit, eam ne propagetur ulterius et per eam mentes fidelium dampnabiliter capiantur mox studeat extirpare. <sup>2)</sup> Cum ergo in nonnullis mundi partibus quidam criminosi ea discere atque docere, non que ad animarum salutem atque augmentum fidei, sed ad suum fastum ampliandum et catholice fidei subversionem tendant <sup>3)</sup> quosdam libellos seu volumina vel tractatus videlicet

<sup>1)</sup> Glossa: Verius angulari, ubi non catholici prelati de regnis orbis, sed pauci monachi symoniaci fuerunt presentes, legis Dei et veritatis emuli manifesti.

<sup>2)</sup> Glossa: Sicut est simonia, regule cancellarie pro mediis fructibus et bullis cum taxis earundem et omnium beneficiorum recepciones usurarum, lenocinia et omnium sacramentorum vendicio.

<sup>3)</sup> Glossa: Sicut decretales epistole pro fastu pape et cardinalium compilate, ille glossantur et tenentur et lex Dei iacet in angulis, ymmo dicit papa, quod non sit theologus.

\*) In dem Doc. mag. Joh. Hus 467—469 gedruckt.



Dialogum, Trialogum et alios plures<sup>4)</sup> nomine dicti Johannis Wikleff inscriptos et intitulatos non solum in scolis frequentare sed etiam ad populum in sermonibus exponere nitantur; in quibus libellis, voluminibus seu tractatibus multi heretica dogmata<sup>5)</sup> multique continentur errores in fide minus recte sonantes<sup>6)</sup> et per quos simplices a veritatis tramite deviare, experti vero atque docti nimium scandalizari perhibentur, que ad nostram et huius sacri concilii deducta sunt publicam noticiam: nos ut ex iniuncto nobis pastoralis officii debito tenemur, volumus (in hiis) quantum cum Deo possumus occurrere periculis animarum, ne quod ait apostolus, variis et peregrinis doctrinis<sup>7)</sup> Christi fideles in devium abducantur, quos etiam summa cura Salvator ammonuit, ut caverent a fermento phariseorum.<sup>8)</sup> Cuius rei perniciosissimam pestiferamque maliciam optimo fermenti manifestavit (Cod. manifestat) exemplo. Nam veluti fermentum (modicum) testimonio Apostoli totam massam corrumpit, sic hereticorum falsa doctrina omnem catholicam erudicionem, cui admiscetur, veluti rabidum venenum, nisi occurreretur, inficeret.<sup>9)</sup> Quam etiam doctrinam abhominacionem desolacionis idem Salvator appellavit dicens: Cum videritis abhominacionem desolacionis etc., quem locum doctor sacer Jeronymus exponens abhominacionem dicit posse intelligi omne dogma perversum. Volentes autem in premissis, licet notoria sint, matura deliberacione procedere et omne scrupulositatis dubium amputare, certis ex venerabilibus fratribus nostris sancte Romane ecclesie cardinalibus atque nonnullis episcopis sacre theologie<sup>10)</sup> (et) utriusque iuris professoribus et aliis commisimus de premissis plenissime

<sup>4)</sup> Glossa: libros presentibus haberi.

<sup>5)</sup> Glossa: usque modo in omnibus libris Wyklef emuli unam conclusionem contra scripturam (non) potuerunt ostendere et quamvis fuissent sepius vocati.

<sup>6)</sup> Qui sunt illi? Exprime et nomina illos, alias quid condempnas?

<sup>7)</sup> Glossa: Vere varie sunt epistole et peregrine doctrine paparum, que omni die ut luna eclipsantur, mutantur et revocantur, quibus totus mundus in devium abductus est.

<sup>8)</sup> Glossa: scilicet symoniacorum et paparum hypocritarum.

<sup>9)</sup> Glossa: Audacter mentiris ex eo, quod catholica erudicio sit clarissima (in eis verbis) et veritas invincibilis, quam impossibile est aliqua falsitate aut heresi infici vel maculari, sicut inficiuntur bulle pape cum suis tradicionibus, que proprie sunt abhominacio totius orbis et dogmata perversissima in multis.

<sup>10)</sup> Glossa: scil. monachis.



inquirere et negocium huiusmodi diligenti  
examinacione discutere<sup>11)</sup>; ex quorum pro-  
cessu et relacione nobis et eidem sacro con-  
cilio constitit atque constat premissa tam per  
facti evidenciam quam per plures diffinitivas  
sentencias tam auctoritate apostolica quam  
nonnullorum archiepiscoporum<sup>12)</sup> fuisse et  
esse notaria atque vera.

Nos igitur eodem approbante concilio  
declaramus et decernimus illa esse notoria,  
que nulla possunt defensione tueri et super  
illis fore tamquam super notoriis proceden-  
dum et exsurgentes in Dei virtute<sup>13)</sup> contra  
hanc falsam et perversam pestiferamque  
doctrinam eodem sacro approbante concilio  
dictos libellos, tractatus et opuscula videlicet  
Dialogum Trialogum etc. et omnes  
alios\*) huiusmodi libellos, cuiuscunque artis  
et facultatis existant<sup>14)</sup>, attento maxime quod  
in eis licet aliqua vera scripta sint, falsa  
tamen in illis leccione periculosa tamquam  
inter scorpiones et colubres Christi fideles  
versa(re)ntur, dampnamus et reprobamus<sup>15)</sup>  
atque Salvatoris sentenciam exequentes di-  
centis: Si quis in me non manserit, mittetur  
foras et tamquam palmes arescet et ni ignem  
mittetur et ardet, igne iubemus publice con-  
cremari<sup>16)</sup>: Eiusdem eciam auctoritate concilii  
disticcius inhibentes, ne quis Christi nomine  
insignitus audeat aliquem vel aliquos seu  
aliqua ex dictis libellis, tractatibus et opus-  
culis dicti Johannis Wykleff nomine  
inscriptis\*\*) vel intitulis<sup>17)</sup> legere, exponere,  
docere vel tenere aut illis ac nomine et  
auctore illo Wikleffuti, vel illum ut auctorem,

<sup>11)</sup> Glossa: Manifestum mendacium et impossibile.  
Forte Latinum loqui vel  
syllabicare libros Wyklef  
nescientibus, ut est expe-  
riencia ex nepotibus pape  
in cardinales promotis.

<sup>12)</sup> Glossa: scil. Sbinco-  
nis in suis conciliis et locis  
diversis, puta in serata sua  
curia.

<sup>13)</sup> Glossa: Verius in dia-  
boli mendacio et superbia.

<sup>14)</sup> Glossa: Eciam quos  
nunquam vidistis, o ceci et  
ydola muta!

<sup>15)</sup> Glossa: Antichristus  
triticum cum zizania de-  
struit et evellit, quod Chri-  
stus facere suis apostolis  
prohibuit.

<sup>16)</sup> Glossa: O symoniaci,  
ista sentencia (Salvatoris)  
essetis omnes cum papa  
conburendi, cum non ma-  
neatis in vite Christo nec  
per ostium ascenditis, sed  
per fastum et superbiam  
ac pecunias et sic fures et  
latrones secundum senten-  
ciam Salvatoris mactandi.

<sup>17)</sup> Glossa: Et sic nec  
evangelica dicta et man-  
data Dei ibidem posita. Et  
quid clarius isto mandato  
nisi ut Antichristi.

\*) Cod. A. 16 in Wittingau sezt hinzu; et alia que eiusdem Johannis Wyklef  
nomine inscribuntur et intitulantur.

\*\*) Im Cod.: beidemal der Accusativ.



nisi forte in illorum reprobacionem allegare publice vel occulte.<sup>18)</sup> Et ut de medio ecclesie illa periculosa spurcissimaque doctrina eliminetur, omnino iubemus per locorum ordinarios, libros, tractatus et opuscula huiusmodi eciam auctoritate apostolica per censuram ecclesiasticam, eciam si sit opus cum adieccione quod contra non parentes procederet tamquam contra fautores heresis, diligenter requiri et repertos ignibus publice concremari. Si quis autem huiusmodi sentencie inhibicionis decreti aut iussionis violator ac contemptor extiterit, statuimus eodem approbante concilio contra ipsum veluti suspectum de fide procedi.<sup>19)</sup>

Monemus insuper auctoritate premissa omnes et singulos, qui voluerint tueri memoriam dicti Johannis Wykleff, ut infra novem menses proxime futuros, quos pro primo, secundo et tercio atque peremptorio termino assignamus, compareant apud sedem apostolicam atque coram nobis vel nostro successore canonice intrante vel in hoc sacro concilio vel alibi,<sup>20)</sup> ubi contigerit nos vel successorem predictum residere, dicturi et allegaturi quidquid voluerint, ne idem Johannes Wykleff licet ab humanis ereptus de heresi condempnetur.<sup>21)</sup>

Supplementum bulle.

<sup>18)</sup> Glossa: Hic expresse contradicit sentenciis sanctorum et canonibus ab ecclesia approbatis 37 dist. cum suis concordanciis, et velint nolint iuriste, oportet quod legant hereses in decreto multipliciter descriptas.

<sup>19)</sup> Glossa: Laudetur Deus, quod habentes libros Wykleff sunt de fide suspecti et ipsi eosdem reprobantes et comburentes sunt suspecti de heresi argumento a contrario sensu quod est in iure validissimum.

<sup>20)</sup> Glossa: Et comparentes audirentur ac ad defensionem admitterentur in carceribus et ferris, ut docuit experientia.

<sup>21)</sup> Glossa: Nota mendacium puta Sbinconis archiepiscopi cum suis complicibus canonicis et aliis iuristis, qui in suis sentenciis pronunciaverunt Johannem Wyklef heresiarcham condempnatum, et hic primo papa citat ad condempnandum eum. Ecce ex ista sulta et blasphema commissione, diffinitione seu bulla apparet intuenti diligenter, quod isti cardinales, episcopi, monachi et iuris professores in quatuor diebus omnes libros magistri Johannis Wyklef perlegerunt et examinerunt et processum, ut



dicitur supra, fecerunt et retulerunt concilio et condemnauerunt etc., quod centum diaboli subtilissimi et experti in omni malicia non possent facere. Ex quo manifeste convincitur stulticia, presumpcio temeraria et mendacia apparent pape cum toto concilio in librorum combustione, cum impossibilia et omni iuri contraria scribunt et publicant sine rubore.

Cum autem ad nostrum non sine displicencia grandi fide digna relacione pervenerit auditum, quod in nonnullis regnis et provinciis plerique clerici eosdem libellos et tractatus seu eorum copias aut transcripta tam in latino quam vulgari ydiomatibus compositos penes se retinent et errores hereticos dicti Johannis in eis descriptos dampnabiliter teneant, approbent et defendant, ipsorum clericorum aliqui in derogacionem catholice fidei et eorum periculum animarum in sermonibus publicis in ecclesiis, quidam vero ipsorum etiam in scolis eos legere atque dogmatizare nec non asserere etiam publice non formidant, non attendentes quod secundum canonicas sanctiones pertinaciter tenentes hereses et errores devios a fide prefata et a determinacione sacrorum generalium conciliorum et doctorum per ecclesiam approbatorum et etiam tenentes cum ipsis in prefatis erroribus faventes aut quomodolibet consencientes seu ipsis quomodolibet publice vel occulte participantes, cuiuscunque status, gradus, ordinis vel condicionis fuerint, etiamsi regali vel pontificali aut alia quavis prefulgeant dignitate, ipso facto sunt excommunicati et maiori anathemate laqueati, a qua nisi per summum pontificem preterquam in mortis articulo et suos recognoscendo errores ac eos publice abiurando possunt absolvi, nos ne per huiusmodi clericorum et laicorum ac eorum hereses labem ac gestus et actus detestabiles ovile contingat dominicum in eisdem regnis et provinciis infirmari, infici vel dispergi, sed totius populi christiani illarum parcium animarum saluti potius providere, super premissis pastorali sollicitudine cupientes discrecioni vestre per apostolica scripta committimus et mandamus, quatenus in eisdem regnis et provinciis illis videlicet, in quibus ecclesie et vestre dignitates existunt ac in vicinis locis



insignibus, ubi commode et tute fieri poterit, vos et quilibet vestrum in solidum per vos vel alium seu alios presentes literas auctoritate nostra solempniter publicetis et publicari faciatis ac omnes et singulos huiusmodi errores pertinaciter tenentes et defendentes seu ipsis quomodolibet publice vel occulte participantes excommunicates maiori anathemate publice nuncietis et nunciari faciatis et contra eosdem omnes et singulos clericos et laicos utriusque sexus huiusmodi errores tenentes, approbantes et defendentes, dogmatizantes seu astruentes ac fautores, receptatores et defensores eorum seu ipsis quomodolibet publice vel occulte in divinis vel alias loco quocumque participantes, exemptos et non exemptos ac quemlibet ipsorum, de quibus vobis constiterit, eiam cuiuscunque gradus, ordinis status seu dignitatis vel condicionis existant, super erroribus ipsis auctoritate nostra diligenter inquirere studeatis et eos, quos per inquisitionem huiusmodi aut per confessionem eorum seu per facti evidenciam vel alias huiusmodi heresis vel erroris labe respersos repereritis, auctoritate predicta eiam per excommunicationis, suspensionis et interdicti nec non privacionis dignitatum, personatum et officiorum et aliorum beneficiorum ecclesiasticorum ac feudorum, que a quibusvis ecclesiis seu monasteriis aut aliis locis ecclesiasticis obtinent, nec non honorum et dignitatum secularium et graduum scienciarum quarumcunque facultatum ac per alias, penas, sentencias, censuras ac vias et modos quoscunque, quos adhuc quomodolibet expedire seu oportunos esse videritis, eiam per captiones et incarcerationes personarum et alias penas corporales, quibus heretici puniuntur vel puniri solent iuxta canonicas sanciones, eiam clericos ipsos et ecclesiasticas personas usque ad degradacionem inclusive, si eorum pertinacia sive rebellio id exigat aut requirat, corrigatis et corrigi faciatis et debite ac diligenter puniatis et puniri faciatis, ipsosque ad tradendum et exhibendum vobis codices sive libellos eorum eiam in vulgari compositos, ut prefertur, in quibus dictos libellos seu tractatus forsan habent inscriptos et abiurandum perpetuo eiam solempniter et publice ipsos errores per predictas censuras compellatis et eosdem libellos, quos vobis forsan tradi contigerit, in detestacionem tanti criminis in conspectu populi, clero loci illius, in quo illud fieri contigerit, per vos ad illud primitus convocato, eiam comburi publice faciatis et nichilominus universis et singulis utriusque sexus hominibus, eiamsi ut premititur regali vel pontificali aut alia quacunque spirituali vel temporalis prefulgeant dignitate, ubilibet constitutis inhibendo, ne ipsi aut



aliquis ipsorum dictos errores seu libellos aut tractatus per vos, ut premittitur, dampnatos et eciam reprobatos vel contenta in eis seu aliquo ipsorum utpote a catholicis mentibus respuenda tenere deinceps audeant vel audeat seu defensare quomodolibet vel docere et alias contra predictos tam clericos quam laicos et ipsorum laicorum filios, de quibus potest haberi verisimilis suspicio contra eos super predictis omnibus iuxta formam canonum procedere cum omni diligencia studeatis, contradictores per censuram ecclesiasticam appellatione postposita compescendo, invocato ad hoc si opus fuerit auxilio brachii secularis, non obstantibus tam felicitis recordacionis Bonifacii pape VIII predecessoris nostri, qua cavetur, ne quis extra suam civitatem et diocesim nisi in certis exceptis casibus et in illis ultra unam dietam ac fine sue diocesis ad iudicium evocetur, seu ne iudices a sede apostolica deputati extra civitatem diocesis, in quibus deputati fuerint, contra quoscunque procedere sive alii vel aliis vices suas committere aut aliquos ultra unam dietam a fine diocesis eorundem trahere presumant et de duabus dietis in concilio generali, quam aliis quibuscunque constitucionibus a predecessoribus nostris Romanis pontificibus tam de iudicibus delegatis quam personis ultra certum numerum ad iudicium non evocandis aut aliis editis, que possent in hac parte vestre iurisdictioni aut potestati eiusque libero exercicio quomodolibet obviare, seu si aliquibus communiter vel divisim ab eadem sit sede indultum, quod interdicti, suspendi vel excommunicari aut ultra vel extra certa loca ad iudicium evocari non possint per literas apostolicas, non facientes plenam et expressam ac de verbo ad verbum de indulto huiusmodi et eorum personis, locis ordinibus et nominibus propriis mencionem et qualibet alia dicte sedis indulgencia generali vel speciali cuiuscunque tenoris existat, per quam presentibus non expressam vel totaliter non insertam vestre iurisdictionis explicacio in hac parte valeat quomodolibet impediri et de qua cuiusque toto tenore de verbo ad verbum in nostris literis habenda sit mencio specialis. Nulli ergo omnino hominum liceat hanc paginam nostre declaracionis decreti dampnacionis, reprobacionis, iussionis, inhibicionis, statuti, monicionis et assignacionis infringere vel ei ausu temerario contraire. Si quis autem hoc attemptare presumpserit indignacionem omnipotentis Dei et beatorum Petri Pauli apostolorum eius se noverit incursionem.

Datum Rome apud sanctum Petrum sexto Idus Februarii pontificatus nostri anno tercio.



II.

Simon von Tišnow erklärt sich gegen die 4 Artikel. 1421 Juni.

**Tractatus sive epistola magistri Symonis de Tyssnow contra quatuor articulos conclus(os).**

Magnificentissimis ac nobilissimis dominis, baronibus aliisque famosis clientibus et prudentibus civibus civitatum in concilio electis in congregacione Czaaslaviensi per predictum generale concilium capitaneis et dispensatoribus regni Boemie quidam vilissimus et abiectissimus sacerdotum. Salus et pax Christi et sue ecclesie sit omnibus cum vobis.

Ad honorem Dei omnipotentis pro incremento et conservacione fidei orthodoxe et pro labe predictam fidem in regno Boemie et marchionatu Moravie inficiente expurganda, motus consciencia ac naturali compassione intendo vestras dominaciones cum timore et ea que decet reverencia paucis verbis scriptis adhortari et presertim contra quatuor articulos in quorum fide vestras defixistis voluntates aliosque christicolos in regno Boemie nitimini compellere, ut per eos teneantur.

Sane quamvis tocius creator orbis et gubernator prepositis regni sui ad hoc ut legitime presideant, regant et dirigant populos sibi subiectos, dedisset usum rationis, leges et potestates, non tamen ex hoc voluit, ut talia sine limitacionis dominio confusa et indistincta servarentur, sicut ergo potestatem spiritualem sic et secularem tamquam partes sibi invicem inpermixtas auctoritatum terminis voluit contentari, hinc est quod quamvis statui vel potestati seculari data sit a Deo auctoritas in terris, ut iudicet populos in equitate et gentes in terra dirigat. Quare illi datum est, ut non sine causa portet gladium sed tamquam Dei minister, cum debet esse vindex malorum et iustorum relevator, ut in diebus eius oriatur iusticia et habundancia pacis. Cui quidem potestati debent de necessitate subici populi non solum propter iram sed eciam propter conscienciam, ut hoc totum testatur magnus sanctus Paulus Rom. XIII, dum inquit: Omnis anima potestatibus sublimioribus sit subiecta, non enim potestas est nisi a Deo, que autem sunt, a Deo ordinata sunt. Ita quoque qui resistit potestati, Dei ordinacioni resistit. Qui autem resistunt ipsi, dampnacionem sibi acquirunt, nam principes non sunt timori boni operis sed mali. Vis autem non timere potestatem,



bonum fac et laudem habebis ex illo. Si male feceris time. Non enim sine causa gladium portat, Dei enim minister est vindex in ira ei, qui male agit. Ideoque necessitati subditi estote non solum propter iram, sed et propter conscienciam. Ideo etenim tributa prestatis, ministri enim Dei sunt, in hoc ipsi servientes. Reddite ergo debita cui tributum, tributum, cui vectigal, vectigal, cui timorem, timorem, cui honorem, honorem. Ecce officium et auctoritas secularis potestatis. Nullibi autem ei concessum est aut limitatum ut auctoritate quidquam sua in materia fidei vel ecclesiastica diffiniat, statuatur aut determinet. Sed hec auctoritas notanter limitata et concessa est ex officio hominibus status spiritualis, quorum in lege Domini est voluntas et in lege eius meditetur die ac nocte. Quorum insuper subdit alia ingenia per frequens exercitium acuuntur tam in materia fidei, quam ecclesiastica a teneris annis. Ne autem omnis homo huius status spiritualis de se presumendo pro se hanc auctoritatem audeat temerarie usurpare, ideo Spiritus Sanctus, cuius providencia regitur viatrix ecclesia catholica, in eadem ecclesia ad hoc ipsum officiales legitimos ordinavit testante hoc beato Paulo Eph. IV. in hec verba: Ipse dedit quosdam quidem apostolos . . . .<sup>1)</sup> . . . Qui . . . superbierit nolens obedire imperio sacerdotis, qui eo tempore ministrat, domino Deo tuo et decreto iudicis, morietur . . . Ecce hanc legem . . . tenet fidelis sancta Dei ecclesia a tempore sue constitutionis . . . Die hodierna communicatores sacramenti sub utraque specie aufugientes hanc Domini legem et sibi pertinaciter contradicentes sine timore Dei populo pronunciant talem communionem sub utraque specie omnibus hominibus esse necessariam, quod sine ipsa non sit salus cuiquam viator: et adhuc plures congresserunt scripturas mendacibus eas inpinguantes sententiis.

Et tales hanc preciosam legem Domini aput seculares vilificant et ipsam pertinaci animo spernunt et obiciunt et sic populum inducunt in heresim manifestam. Sed det Dominus hoc preceptive legis seculari populo hanc intelligenciam, ut ad animum reducant sui errantis cleri plurimos errores et moveantur exinde ad non credendum ita de facili in hac materia comunicacionis (sic) sub duplici specie contemptoribus legis Domini proximo antedictae sed potius iuxta legem Domini predictam ascendant ad locum. Et sacerdotes Levitici generis, qui presunt loco, scilicet tali officio et dignitate (sic) et scr-

---

1) Folgt eine ziemliche Zahl ähnlicher Bibelstellen.



tentur iudicii veritatem. Rogo accedant domini seculares concordantes cum hac lege Domini catholicam doctrinam sancti Gregorii ut habetur distincione duodecima, qui sic inquit: Preceptis apostolicis non dura superbia resistatis, sed per obedienciam. que a sancta Romana ecclesia et apostolica auctoritate iussa sunt salutifere impleantur, si eiusdem sancte Dei ecclesie que est caput nostrum communionem habere desideratis, non novum aliquid presenti iussione precipimus, sed illa, que olim videntur indulta firmari. Et sequitur: Cum nulli dubium sit, quod non solum pontificalis causacio, sed omnis sancte religionis relacio, ad sedem apostolicam quasi ad capud ecclesiarum debeat referri et inde notivam sumere, unde sumpsit exhordium ex hac precedenti lege Domini. Et ex hoc canone sancti Gregorii patet luce clarius, quod ad nullum alium in terris pertinet, quam ad summum Romanum pontificem, quidquid diffinire vel statuere et ad collegium eius sanctum et ad sacrosancta generalia concilia in materia fidei et ecclesiastica. Et ad idem est sanctus Ambrosius supra capitulo: Hec est fides papa beatissime . . . . . Ideo nec vos ipsos nec quoscunque alios hec vestra constitucio potuit obligare. Eciam ex predicta patet lege Domini, ex doctrina sancti Pauli et decretis sanctorum patrum, eidem archiepiscopus Pragensis cum omnibus magistris universitatis studii Pragensis ac universo suo dyocesis clero est insufficiens et inhabilis ad diffiniendum quidquam aut statuendum in materia fidei vel ecclesiastica, quod totam tangit ecclesiam et per consequens hec constitucio tam quoad clerum, quam quoad laycalem populum nullius debet esse roboris vel munimenti.

Cum autem iuxta moralissimi Senece dictum sufficienter in veritate comprobatum, perit omne consilium consciencie iudicium, dum res transit in affectum, sed quia clerus partis vestre nimis profunde suam opinionem circa materiam, pro qua lis est, in effectum permisit subintrare, ideo periit omne consciencie iudicium cleri huius, hinc est, quod postposito timore Dei per suas deordinatas predicaciones in crudelissimas hominum occisiones per eos est populus concitatus et dimissa fraterna caritate magistros et doctores aliosque honorabiles sacerdotes cum ecclesia Dei stantes extra regnum Boemie, ut suas opiniones falsas quamvis toti ecclesie contrarias in finem quem nesciunt, deducere valeant, expellere procurarunt, hinc eciam horribilia mala, quorum non est nnmerus contra sanum consciencie iudicium per sua occulta et dolosa consilia et publicas predicaciones per se et



suos socios ac discipulos erroneos in regno Boemie et marchionatu Moravie ordinarunt. Preterea hec mala per clerum introducta sint vobis monumentum, ne in peiora inducamini. O utinam saperetis et intelligeretis, quia tamquam in foribus est per inobedienciam per quam ducimini ad dampnosissimum scisma, ut incidatis in dampnacionem animarum ad perpetuam infamiam exterminium vero, quod acies ordinatis non audeo nominare, sed per se patent illa mala.

Ne autem videar per terrores, per confictos homines a suo velle proposito abducere, ecce terrorem intendo premissum paucis deducere scriptis. Pro quo primo suppono, quod viatrix sancta ecclesia catholica sit universitas fidelium orthodoxam integram fidem habencium et in sacramentis ecclesiasticis societatem habencium . . . . . Et quero ab adversario, an ante annos viginti tunc, quando tenebatur in Boemia fides cum Romana ecclesia, scilicet quod communio tantum sub una specie sufficit laicali populo ad salutem non obstante alio impedimento et sic de aliis punctis in quibus nunc certi in Boemia a Romana ecclesia discordant, an tunc Boemia fuit pars viatricis sancte ecclesie catholice vel non. Et spero quod nullus Boemus sane mentis dicet, quod tunc Boemia non fuisset pars viatricis sancte ecclesie catholice, quia sic nullus in Boemia fuisset salvatus, quia extra talem ecclesiam nulli est salus viatori. Si autem dicitur, quod tunc fuit pars sancte viatricis ecclesie catholice, tunc queritur, quomodo ergo adhuc manet pars predictae ecclesie; ex quo priorem fidem permutavit et tenet aliam fidem a fide communis ecclesie, cuius se dicit esse partem.

Sapientes pertinenter hoc iudicare sciunt, quod ex quo Boemi non audent suam fidem dare ad cuiuscunque iudicium catholici iudicis extra regnum Boemie tenentis fidem cum communitate Christifidelium, quod tales Boemi sint suspecti de heresi et scismate. Secundo quia exercent gladium materiale et pro fide pugnare nituntur contra alios, qui tenent cum communi ac generali fide ecclesie christianos, tercio quod quia magistri et sacerdotes Boemi tenentes, quod communio sub utraque specie sit omnibus hominibus de necessitate salutis, dicunt quod omnes extere gentes sunt fidei inimici, et ideo non audent consentire in magistrorum, doctorum et aliorum scientificorum virorum de exteris gentibus publicam audienciam et informacionem, dicentes astute more hereticorum, quod non est tantum dare causam Dei et fidem catholicam ad iudicium hominum et presertim inimicorum.

1) Folgen weitläufige Beweisstellen zu diesem Satze.



De tribus autem aliis articulis pauca dicam:

Primo de libertate verbi Dei, quam conclusistis, quia libere verbum Dei sine impedimento predicetur. Non dubito, quin verbum Dei in regno Boemie habuit ordinatam libertatem super omnia alia regna mundi. Sed sacerdotes, qui heu per eorum deordinatas predicaciones presens malum, quod in regno Boemie heu nimis diu continuatur, scisma suscitavit, merito timent, ne ab actu predicacionis eorum demeritis hoc exigentibus suspendantur et puniantur. Ideo astute per hanc constitutionem per eos subordinatam provident, ne quod iustum est, paciantur. Sed in cautelam debet esse Prov. XXII. Ecce derisorem . . . . .

Secundo de manifestorum peccatorum exterminio det Deus omnipotens, ut hec fiant in effectu . . . sed tamen sane scire debetis, quod ecclesia . . . nonnunquam tolerat minora mala propter infirmitatem hominum, ut per hoc maiora mala sint sopita . . .

Tercio de ablacione temporalium a clero videte, ne regnum a clero spoliatur . . . Contra vestram tamen hanc intencionem sunt decreta sanctorum patrum in canone tamquam per totum XII. q. 1.

O igitur amantissimi Boemi redite ad cor . . . Sermo mihi est ad te popule sublimis regni Boemie et presertim tibi amantissima civitas Pragensis, cum sum vilis, exigua persona ac nullius pene momenti hominis . . . . . Nonne dolor et clamor est hodie per universum regnum? Nonne doctores, magistros, prelatos, sacerdotes, diversos religiosos . . . eiecisti, ipsos denique domibus et rebus tuis manibus spoliasti . . . Nonne deinde civitatum cives morte turpissima prostravisti? . . . .\*)

### III.

Andreas von Brod vertheidigt sich gegen die Vorwürfe der Hussiten.

### **(Andreas de) Broda contra obiectus Hussonitarum, qui sic incipiunt:\*\*)**

(E codice pal. Vind. 4941 folio 68).

De clero pestifero. Ibi obiciatur, quod per hoc infamant regem. Faciunt hic Hussonite more phariseorum, qui iunxerant se Herodianis ad opprimendum veritatem et iusticiam Salvatoris. Dicant queso in quo rex diffamatur et per quid? Quale queso argumentum

\*) . . . . Allgemeine Klagen.

\*\*) In rother Schrift darunter: Contra Hussitas.



est istud: Hic sunt iudei, hic sunt christiani non viventes christiane? ergo qui dicit tales esse, hic infamat regem. Sic enim omnes reges mundi essent infames, quod non est dicendum, cum scriptum sit: Diis non detrahes, id est, principibus.\*)

Item quia doctores dicunt de clero, cum rex non sit clericus, quomodo per hoc infamatur? Item si per hoc infamatur dominus rex et cum doctores nullum ex nomine expresserunt, sed loquebantur prout decet in genere, ipsi vero Hussonite descendunt ad individuum venerabilis viri magistri Stanislai, ergo dicentes eum et concubenarios ac avaros esse pestiferos, maxime regnum et regem infamant. Sed maledictus Cham, qui verenda patris sui detexit. Nesciunt Kathonem dicentem:

Quantumcunque potes celato crimen amici.

Et Aristotelem dicentem: Diis, parentibus et magistris non est reddere equivalent. Si igitur sic est, quod ille venerandus homo ad tempus opinabatur, non sicut debuit, circa venerabile corporis Domini sacramentum correxit se, quod est patulum: igitur non est sibi peramplius imputandum:

Cum culpas alios iudex tuus esse memento.

Et iterum: nemo sine crimine vivit. Non est enim homo, qui vivat super terram et non peccet. 3. Reg. 8. Humanum est errare sed diabolicum in crimine perseverare. Si scit eum adhuc errare, cur eum occulte non corrigit iuxta doctrinam Domini Salvatoris? Cur testes si corrigi renuit, non adhibet? postremo cur si pertinax ecclesie non dicit, sed ad infamiam omnibus hiis postpositis subito prorupit?

Quod tibi non vis alteri fecisse caveto.

O Hus si quis tua peccata publice sine necessitate detegeret o quantum turbaveris, nullus esset sermo ad populum, quin inibi contra talem communem populum excitares. O si tibi displicet discoopericio tui facinoris, cur patri tuo non parcis, eius verecundiam detegis? Cur magistro tuo, a quo plurimam hausisti sapientiam, irrogas tantum malum? Sequaris potius eius vestigia, ut sicut ipse correxit, prout ipse asseris, sic et tu errores tuos corrigere non verearis. Arguis eum de contradiccione circa venerabile sacramentum, argue similiter omnes apostolos, qui a Christo fugerunt. Sed si illos non arguis, ideo quia penituerunt, cur hunc infa-

\*) Daneben: Detraccio.



mas, postquam penituit? Non alia causa subest, nisi quia tu perversus doles eum ad fidem Christi veraciter iam conversum.\*)

Item, cum Romane ecclesie papa est caput, corpus vero collegium cardinalium etc. ibi obiciunt Hussonite, quod grave est illud doctoribus probare, non solum quod sit fides credibilis, sed etiam quod verum sit etc. Ex isto secundo obiectu patet responsio ad primum. Cum enim dicunt: Ostendant doctores clerum pestiferum illum, dico pro doctoribus: Non est necesse ostendere, cum ipsi sese patulo manifestant, dicentes papam non esse caput vicarium ecclesie, negantesque collegium cardinalium esse vicarium corpus. Tales ergo qui hoc negant, quotquot sunt, pestiferi et pestilentes sunt. Et sic ex obiectu secundo patuit responsio quoad primum. Etiam non sequitur: Istud caput est infirmum, ergo non est caput. Similiter istud est canum vel etiam scabidum, ergo non est caput. Et eodem modo de corpore argui potest. Sic non sequitur: Papa non est bonus, non est virtuosus etc. ergo non est caput, cum etiam Petrus sub dato tempore mortaliter peccavisset, scilicet negando Christum, et tamen non desiit esse papa; similiter Judas traditor fuit de corpore mistico ecclesie Christi, et tamen fuit prescitus, etiam antequam electus fuisset ad apostolatum; qui apostolus et episcopus fuit usque ad mortem. Utique scimus, quod in omnibus rebus mundi est ordo et cum non sit processus in infinitum in capitibus vicariis, veniemus ad illud primum vicarium caput et ad unum vicarium corpus. Dicat ergo Hus cum suis complicibus et profiteatur suam fidem, quod sit illud vicarium caput et ex hoc intelligemus eum si saltem ore confitebitur quod corde credit nisi vellet mentiri, quod heu sui discipuli consueverunt.

Item, ibi ubi adducit scripturam Augustini allegatam: Si quis etc. dicit ulterius: Quia nulla scriptura quam recipit universalis ecclesia docet, quod papa est caput univesalis accelesie et cardinales corpus, falsum et mendacium dicit. Quia scriptura evangelica dicit et est verbum Christi ad Petrum: Tu vocaberis Cephas id est caput. Et iterum: Pasce oves meas. Quod ecclesia universalis dictum sumit pro quolibet papa et sic convenit ewangelio et tradicioni ecclesie universalis, que sic tenuit et tenet a principio fidei christiane.

Item, de hoc: Si difficile etc. allegat Lyram, probet Hus, quod papa vel sui delegati mandant aliquid erroneum et contra fidem. Si-

\*) MS Titel in rothher Schrift: de papa, qui est caput Romane ecclesie.



militer ad hoc: Non sequaris turbam Rabin, ostendat Hus coram iudice debito, quod magistri suadent seu consulunt aliquid irrationabile vel iniustum. Item allegando Augustinum: Super kathedram Moysi, male allegat, truncat nequiter scripturam. Notat Augustinus ut ex sequentibus colligitur: Si prelati precipinut quid mali, non debent sic facere subditi et hic nichil mali precipit papa, immo precipit bonum et necessarium, ut videlicet suspectus et accusatus de heresi non debeat predicare.

Item, ad degradaciones vel ingradaciones regum respondeant illi, qui degradantur et quare vel qui ingradantur et quare. Non est doctorum discutere iudicia domini pape.

Item, de\*) magistro Mauricio etc. Scimus quia papa multis multas gracias facit secundum tenorem supplicacionum, que gracie intelligende sunt secundum ius canonicum, si ita est. Et ius commune est, quod papa concedens gratiam, aliis per illam non vult iniuriam facere vel non vult eorum iuri quomodolibet derogare. Si ergo magister Mauricius vellet honoris mei locum recipere, quem non deberet, credo quod dominus papa ius meum mihi non tolleret et alteri vellet dare. Eciam magister Mauricius nunquam voluit pro illo loco instare contra prius factum facultati theologicæ iuramentum.

Item, de illis articulis Wykleff 45 condempnatis habuerunt et habent scripturas doctorum eciam multipliciter dilatatas.

Item, de censuum\*\*) recepcione per regem etc. iam infamant regem dicentes, quod rex approbat illum articulum de recepcione seu ablatione temporalium, quia non sequitur: Iste fornicatur, ergo approbat fornicacionem licitam esse, iste bibit superflue, ergo approbat ebrietatem, et si dominus rex pro sua voluntate seu necessitate nunc abstulit, non oportet, quod per hoc errorem Wykleficum practicaret, verius approbaret.

Item, de ultima consequencia redarguit doctores et ponit similitudinem nimis claudicantem: Nam recipere uxorem alterius est purum malum, cum sit contra preceptum Domini: Non adulteraberis. Sed consequencia doctorum bona fuit, quia sequitur bene: Isti sunt obedientes in licitis et honestis prelati et superioribus suis et paruerunt mandatis, ergo debent, si volunt esse obedientes, adhuc parere. Alias si non debent parere, quomodo erunt obedientes cum sit hoc

\*) Ms Titel: De magistro Mauricio

\*\*) Ms Titel: De censu.



oppositum in adiecto: Est obediens et tamen non paret iussionibus prelatorum. Discant melius consequencias et tunc valebunt ad doctorum consequencias respondere.

## Künstler der Neuzeit Böhmens.

Biographische Studien von Prof. Rudolf Müller.

### XII.

#### Julius Melzer.

Bildhauer Julius Melzer der getreueste und auch liebenswürdigste Schüler von Joseph Max, seinem ganzen Wesen nach „Sensitive“ und als solcher auch weniger spinnend wie sinnend, hinterließ ein Tagebuch, das ähnlich der Selbstbiographie Fühlich's Einblicke in das Seelenleben des Künstlers und Aufschluß gibt über eine Periode der Neuzeit, welche einen unserer begabtesten Kunstjünger fast unbemerkt verkümmern ließ. J. Melzer war zu Bürgstein am 21. Februar 1823 als Sohn des dortigen Kaufmanns Georg Ant. M. geboren. Der Vater betrieb vornehmlich Exporthandel nach Rußland, und der Sohn war bestimmt, dessen Nachfolger in diesem Geschäfte zu werden, für welches, wie sich bald zeigte, der phantasiereiche Julius jedoch nicht im Geringsten beanlagt war. Denn kaum wurde er nach dem Austritte aus der Drisschule als Lehrling im Laden, sowie in der Schreibstube verwendet, gab es sofort auch da wie dort Confusionen der bedenklichsten Art, angerichtet durch „Eulenspiegelstreiche“ des Julius. Die an die Parteien auszusendenden Rechnungen wurden der Waare gemäß illustriert; die Verkaufsgegenstände des Ladens, so weit zulässig, zu humoristischen Tableaux gruppirt. Kurzum es ging nicht auf diesem Wege, und mußte Rath's erholt werden beim „Vater Max“, dem gewöhnlichen Schiedsrichter in verwickelten Familienangelegenheiten. Für ihn lag diesfalls die Entscheidung nahe, ausgesprochen in den Worten: „Der Junge hat entschieden's Talent für'n Maler oder Bildhauer, keineswegs aber für'n Kaufmann. Er soll sich, was er werden will, selber wählen, dann gibts keine Vorwürfe“. — Und „der Junge“ wählte — den Vater Max zu seinem Lehrmeister. Von da ab ging es anders. Melzer, wie umgewandelt, oblag beharrlichen Fleißes dem Zeichnen, schnitzte und modellirte nebenbei mit wahrer Herzenslust nach den Anweisungen seines liebevollen Lehrers, und hatte bis zu dessen — 1838 — erfolgtem Ableben sich schon so weit entwickelt, daß ihm Joseph



May bei der Uebernahme und Einreihung unter seine Schüler eine bevorzugte Stellung einräumen konnte. — Bis dahin und während des Zeitraumes bis 1848 führte M. kein Tagebuch, notirte dafür blattweise alles, was Jos. May im traulichen Beisammensein über sein Jugendleben erzählte, was auch von mir benützt wurde für die im XV. Bande der „Mittheilungen“ enthaltene May-Biographie.

Sicher zu stellen vermag ich jedoch für diese Periode, daß M. sogleich nach seiner Ankunft in Prag an der Akademie unter Leitung Director Kadlik's dem Zeichnen nach der Antike und der Natur oblag, im May-Atelier wieder für das Bossiren eigener Entwürfe verhalten, nebenbei in der Steinbearbeitung unterwiesen, in Kürze schon mit dem Behauen einfacher Figuren betraut werden konnte.

So stand es bis zum Jahre 1845, in welchem bekanntlich May vom ständ. Landesausschusse den Auftrag für das „Franzensmonument am Prager Quai“ erhielt, auf den das vom 29. Mai 1849 an geführte Tagebuch Melzers mit mehreren Notizen zurückgreift, als: „Die Figuren zum Franzensmonumente, an welchen ich so glücklich war, mitarbeiten zu können, kamen zumeist unter fröhlichem Sang und Hammerklang zu Stande“. — „Trotzdem aus dem Arbeitsgedränge Figur um Figur entschwand, vierundzwanzig allein für das Franzensmonument, gab es keine eigentliche Lücken, sondern bloß erweiterte Räume für weitere Ausführungen, und mit Stolz blicke ich zurück auf den mir dabei zugemessenen Antheil.“

Die Juniereignisse des Jahres 1848 hemmten aber diese freudige Mitbetheiligung gleicherweise, wie die zumal errichteten Barricaden den Verkehr. Das May-Atelier in der Linie des von Pfingstmontag bis Freitag fortgesetzten Schußwechsels zwischen Altstadt und Kleinseite gelegen, mußte gesperrt werden, und suchten gleich dem Meister die Schüler eine Zufluchtstätte außerhalb Prag. May zog sich mit Familie auf Bürgstein zurück, M. folgte nach Vollzug der ihm zur Sicherung des Atelier. aufgetragenen Maßnahmen. Ersterer nahm freilich Anfang August die unterbrochene Arbeit wieder auf — nicht so M.; denn noch hielt ihn Allerlei gebannt, ja nahezu verbannt, um nicht der Assentirung zu verfallen, die ihm eben bevorstand. In diesem Zustande sich gänzlich selbst überlassen, blieb ihm denn auch kein anderer Trost als jener, den Papier und Feder gewähren können. Solchen Weges kam er zu den Herzensergießungen im „Tagebuche“.

Diesem vertraute er gleich auf der ersten Seite: „Wie ereignißvoll und von nachhaltiger Einwirkung auf mich war die seit meiner Entfernung aus Prag abgelaufene Zeit“ . . . „Weniger beruhigt wie beunruhigt bin ich jetzt auch durch die mittlerweile vom Herrn Kreiscommissär



Klar erhaltene Zusage des Genusses der Künstlerstiftung, auf die ich nicht mehr rechnete. Die Sachlage wurde eben dadurch anders, daß mein vordem bevorzugter Rivale, Maler Weidlich, Anforderungen stellte, die mit dem Stiftsbriefe unvereinbar waren. Er wollte nämlich den auf zwei Jahre zu vertheilenden Stipendienbetrag auf einmal erheben und sich nur auf unbestimmt in Rom aufhalten“ . . . . . „Die Jahressumme von 300 fl. Conv. Mze. ist freilich keine große mit Rücksicht auf die jezige unruhige Zeit, in der sich kaum durch eigene Arbeiten etwas verdienen läßt. Schwerlich wird es daher ohne ein Zusehen von meinem Erbtheil abgehen. Froh war ich dennoch als mir die Nachricht zukam. Zunächst Antheil nahm auch mein lieber Meister an dieser — wie er meinte — glücklichen Wendung.“ An späterer Stelle heißt es wieder: „Quälte mich nur nicht fort und fort die Frage: wirst Du unter den in Italien obwaltenden Umständen nicht am Ende doch noch, wie es die Verwandten wünschen, dein Heil in Rußland suchen müssen?!“ . . .

In der nachfolgenden Rückschau auf die 48er Ereignisse, findet sich u. A. auch die Notiz eingeschaltet: „Jüngst begegnete mir Ferd. Mikowetz, zurückgekehrt aus Serbien, wohin er aus Furcht vor der k. k. Militäruntersuchungs-Commission geflohen war, in einem Anzuge, der mich auflachen machte. Er nannte den bunten Trödel „echt serbisches Costüm“, ich, wie die Meisten die ihn sahen, nannten es „Hanswursterei“, in einem solchen bei uns herumzugehen. Er ist seither verschwunden, und hat, wie bestimmt verlautet, kümmerliche Unterkunft in Leipzig gefunden, dazu auch das alte Köckel wieder angezogen.“

Unter dem 18. Juli 1849 wieder auf sich selbst zurückkommend, notirte M. „Mehr und mehr beunruhigt mich nun die Gefährdung meiner persönlichen Freiheit durch die nächst bevorstehende umfangreiche Recrutirung. Wohl gutem Rathe folgend mußte ich zeitlang für Bürgstein unsichtbar werden.“

Dem ersten Versuche nach solcher Unsichtbarkeit resultirte die überaus interessante, künstlerische Schilderung eines Ausflugs auf den Meis: — „Im Kreise der Freunde bis nach drei Uhr Morgens, als die goldumfäunten Wolken im Osten bereits den Sonnenaufgang verkündeten, überkam mich plöglich die Besorgniß vor dem Citiren auf den Assentplatz, und ich beschloß das Weite zu suchen. Einer aus der Gesellschaft, Herr B. . . . dem ich mein Vorhaben verrieth, erbot sich als „Schutzmann“ zur Begleitung. Im Orte lag noch Alles im Schlafe, die herrschende feierliche Stille wurde blos hin und wieder unterbrochen durch das Beckrufen und Antworten der Haushähne. Ueber dem Fortschreiten unserer vier Füße



erwachten freilich auch die Wachthunde der Gehöfte; darum galt es so eilig wie möglich von der Straße ab, auf die Feldwege zu kommen. Lautlos zogen wir denn eine gute Strecke zwischen Kornfeldern und Wiesen dahin, mitererschreckt durch die hie und da von uns aufgeschreckten Lerchen, die jäh aufschossen, aber, nicht gelaunt noch zum Singen, sogleich wieder ein Versteck suchten. Vom Murren meines Begleiters, über allzu hastiges Ausschreiten endlich zu kurzem Stillstande gebracht, gewahrte ich erst den schon gewonnenen Vorsprung. Der „Bretteich“, der auf seiner dunkelblauen Fläche den „Urteilsberg“, und gleich einem Nimbus die im Osten aufleuchtende Feuerglut spiegelte, lag schon hinter uns, vor uns die ersten Häuser von Rodowitz. Da plötzlich kamen meinem Schutzmann Bedenken ob der Weiterbegleitung. Resolut erklärte ich ihn dagegen für frei seiner Zusage und schritt weiter . . . . . Der Berg kam mir immer näher, schon deutlich konnte ich die Bäume, mit denen er bis zum Gipfel bewachsen ist, von einander unterscheiden; das Zwielficht, das bisher den Ausblick hemmte, der Landschaft die Plastik benahm, schwand mehr und mehr; lauter und lauter schlug an das Ohr der Chorus der gefiederten Sänger — freier und froher schlug auch mein Herz. Wie beschreibe ich aber meine Ueberraschung beim Zurückschauen und Wahrnehmen, daß es der Schutzmann doch nicht über sich brachte mich zu verlassen, daß er, wenn auch langsam, doch nachkomme! . . . . Ich harrete seiner, und fortan ging es gemeinschaftlich weiter, allerdings jetzt erst unter allerlei Schwierigkeiten. Durchschreiten hieß es thaufeuchte Grasflächen, überspringen die Abfickerungen der Bergquellen, sich durchdrängen durch dichtes Gestrüpp, und während dem vom rechten Wege abgekommen, nach Orientirung suchen. Mühselig gelangten wir endlich auf die Straße, die unterhalb des Regels vorbeiführt, hatten somit den Fuß des eigentlichen Berges erreicht, der in sehr respectvoller Höhe nun vor uns stand. Kein Wunder, daß dem Begleiter von Neuem die Neue heikam, und er sie auch mir beibringen wollte, durch flehentliche Aufforderung: „solchen Weges nicht weiter zu wandeln!“ Er hatte sich verrechnet. Es liegt in meiner Art, von einem festen Vorhaben trotz aller Hindernisse nicht abzulassen. Ich schritt ruhig weiter, begegnete zu meinem Ergötzen einem leichtfüßig den Weg übersehenden Reh erblickte bald darauf einen balzenden Wirtshahn, und nach kurzem Stillstehen — meinen nachkeuchenden Begleiter! Unter Lachen und Scherzen legten wir den Rest des Weges zurück und frochen mehr als wir gingen über Steingeröll und Felsstücke, über Niedgras und Heidekraut, bis wir schweißtriefend und ermattet den Gipfel eroberten.



Obwohl die Sonne die sie vordem deckende Bergwand bereits erstiegen hatte, überbot das von ihren Strahlen verherrlichte vor uns liegende Panorama jegliche Erwartung. Weggezaubert war die Ermüdung, frisch und klar wie die Luft war der Sinn, empfänglich für den Genuß, der sich darbot. Des Riesengebirges massenhafte Formen, rosig über-schimmert, bildeten links im Osten den Grenzpunkt, während im Süden, lange, gering gewellte Linien, nur von vereinzeltten Bergfegeln und Wald-rücken unterbrochen, sich als das Mittelland kenntlich machten, dem weiter-hin das Mittelgebirge mit dem hochthronenden Mille-schauer, den west-wärts gelegenen Gebirgszügen vom Koseler Berge, der Pargener Hoch-ebene, die Breitfelder und Falkenauer Buchberge scheinbar an den Kleiß an-schließen. Diese prächtige Fernsicht gewinnt wesentlich, ergänzt sich eigentlich, im Rückzuge des Auges auf die unmittelbare Nähe „in der sich Berg an Berg, Regel an Regel, abwechselnd mit Burgruinen gekrönt ins Flachland hinaus erstrecken, wo der imposante Bößig, weiterhin die beiden Trosky den Abschluß bilden. Einen weiteren interessanten Ausblick hatten wir auf Reichenbergs Westmauer, den Feschken, der sich gegen das Panfrater Ge-birge allmählig abdacht, bis zum sächsischen Han wieder anschwillt, und auf Georgenthal zu hinter der Lausche ins Verschwinden kömmt. Nachdem ich noch die schönen Niederungen, vor allem mein liebes Bürgstein, das sich im Thale unter dem Felsengebirge des Slawicek, des Wachsteins und der ‚Burg‘ dahin schlängelt, liebe- und wehmuthsvoll betrachtet, blieb nichts anderes übrig, als bergab, und wohin zu gehen, wo sicher zu weilen wäre, bis zu einer Benachrichtigung, daß die befürchtete Gefahr vorüber. Unter-halb des Berges mich von meinem treuen Begleiter verabschiedend, hieß es zunächst eine Erholungsstätte auffuchen, um dann gegen die Grenze hin meine Wanderung fortsetzen zu können.“

Gleich lebensfrisch erfaßt und malerisch geschildert ist die Fortsetzung des unstillen Umherirrens, das M. zu den sonderbarsten Kreuz- und Quer-zügen im nordwestlichen Grenzbezirke brachte. Ich hebe zuvörderst noch aus der Schilderung des Weiterweges hervor: „Nach vielem Umherirren im Walde war endlich die Straße meine Führerin geworden. Der dunkle Föhrenwald, der von beiden Seiten sich weit hinzog, nur zeitweilig von den lichtgrünen Streifen stämmiger Buchen durchbrochen, lichtete sich bloß an einer Stelle, um mich das von üppigen Wiesen und Getreidefeldern eingeschlossene Köhrsdorf erblicken zu lassen. Bergan weniger dicht, ver-mochte ich rechts, durch die Stämme hindurch die in der Tiefe liegenden Hütten des Dorfes Morgenthau zu erkennen. Weiterhin stand auf derselben Seite sinnig angebracht auf einem durch Kunst hergezauberten Basalthügel



ein von zwei rohen Baumstämmen gefügtes Kreuz, im kleinen Viereck umgeben von Nuß- und Ebereschbäumen. — Das hierauf erreichte große Wirthshaus zur Antonihöhe, vor dem viele Holzfuhrn standen mit Lieferungen für die Fabriken der unteren Gegend, ja auch für Sachsen, wurde nun ebenfalls für mich Kastenstätte . . . Die Neuhütte, die in geringer Entfernung schwarzen Rauch verbreitend dasteht und den zerstreut liegenden Arbeiterhäusern den Namen leiht, hat ihren rechten Platz in dieser Waldeinsamkeit. Bald zog die Straße, bisher bergan führend, sanften Buges in den Thalgrund dem wahrhaft im „Busche“ versteckten Buschdörfel zu, wo ich auf den nahe gelegenen Tollenstein aufmerksam gemacht wurde. Rasch entschlossen für den Aufstieg, hielt ich auch nicht eher still, bis ich auf den düsteren Ruinen, umschwärmt von Raben und Geiern, ein Ruheplätzchen fand. Das ausgebrannte Gemäuer dieser alten Raubveste verfällt immer mehr; erst vor Kurzem war wieder ein großer Ecktheil derselben eingestürzt und hatte mehrere bis dahin unentdeckte Gewölbe durchbrochen . . . Unter Lebensgefahr wagte ich den Durchgang unter einem frei überhängenden Bogen nach dem vermutheten zugänglichen Raume — einer ziemlich gut erhaltenen Halle gothischer Construction, die auch am südlichen Burghor, wie an zwei nach Osten gerichteten Fenstern in bester Form erkennbar wird. In Betrachtung versunken zogen gar seltsame Bilder vor mir auf, Phantasmagorien will ich's nennen, die mir an Stelle von Schutt und wucherndem Unkraut den ehemals getäfelten Fußboden, auf welchem der stolze Burgherr einherschritt, die hoheitsvolle Burgfrau mit dem Schlüsselbunde am Gürtel die Gasttafel anordnend, vorspiegelt. Dort im Erker, wo jetzt die Distel waltet, sehe ich das frischwangige, goldhaarige Burgfräulein am Stickerahmen, der sie aber nicht abhält, durch das schmale Spitzbogenfenster ihren Blick in's freundliche Thal gleiten zu lassen — einem Gegenstande ihrer Sehnsucht entgegen . . . Im Burghofe wieder ist's, als sähe ich das Hasten und sorgliche Hin- und Herrennen der Knappen, als hörte ich die Fallbrücke rasselnd aufziehen, zwischen den rostigen Thorriegeln die geharnischten Männer entlang des Treppenganges schreiten, während der Burgwart — wie mir vorkommen will — Weile um Weile, dumpfen Lautes die nahende Gefahr anzeigt. Dabei ertappte ich mich hinterher freilich auch als der Gilde der Romantiker angehörig, die in die nüchterne, geldhaschende Gegenwart nicht passen. Fast reumüthig zog ich von dannen.“

Der Weiterweg, im seltsamsten Zick-Zackzuge fortgesetzt, führte über Georgenthal nach Rumburg, seitab wieder nach Warnsdorf, wo M. Verständigung erhielt, daß es noch nicht an der Zeit sei heimzukehren, und



ihm gerathen wurde, vorläufig noch bei einer Tante in Teplitz Zuflucht zu suchen. Bei dieser denn auch Standquartier haltend, von dem aus Touren in allen Richtungen der Gegend unternommen wurden, die im Tagebuche auf das Anziehendste beschrieben sind nehme ich mit Rücksicht auf den eigentlichen Lebensfaden Umgang von der Einschaltung, berichte bloß, daß ihn die Sehnsucht doch vorzeitig nach Hause trieb, wo er indeß Versteck spielen mußte, bis daß ihm der Erlösungsruf des „Meister's“ zukam — der im Tagebuche unter dem 25. Juli 1849 folgenderweise verzeichnet ist: „Ein Brief, den ich gestern vom Bruder Ferdinand erhielt, bestimmt mich übermorgen nach Prag zu reisen. Meister Max hat diesem nach eine größere Bestellung erhalten und bedürfe meiner dabei. Um zugleich aus der leidigen Unsicherheit zu kommen, beschloß ich mich in Prag assentiren zu lassen — allerdings in der Hoffnung auf Untauglichkeit . . .“

In Prag, am 26. Aug. notirte er schon: „Glücklich bei der Assentirung davon gekommen! . . . Meister Max begleitete mich . . . Der humane Oberlieutenant so wie die beiden Doctoren nahmen die Untersuchung meines gänsehäutigen Körpers nicht allzustrenge, nachdem ihnen der gute Max in seiner herzwinnenden Weise allerlei zu meinem Gunsten gesagt hatte; seine Freude über den Erfolg war wohl eben so groß wie die meine . . . jetzt besorgte ich mir auch frohen Sinnes den Paß nach Italien . . .“

Spätere Notiz: „Im Atelier Max, wo ich mich nun wie früher beschäftige, und an einer großen Christus-Statue (für Reichenberg) meißle, geht es ziemlich stille her. Allerdings fehlt der muntere Paris — den in der zweiten Juniwoche der Tod beim Baden ereilte — ich merke auch bei jeder Gelegenheit wie leid es dem edlen Meister ist, diesen hoffnungsvollen Schüler verloren zu haben.“ . . . „Der herrliche „Student“, der bereits in Nechwizder Stein auspunktirt ist, wartet mit der Vollendung auf mich. In Angriff genommen wurde noch die für das Klattauer Rathhaus bestellte, 7 Fuß hohe Justicia . . . Jene vom Bruder angezeigte „größere Bestellung“ bei Max ist die für ein Kadetz-Monument auf dem Prager Kleinspitner Ringe . . . Meine Reise nach Italien gedenk ich künftiges Frühjahr anzutreten . . .“

Ein bis dahin sorglich bewahrtes Herzensgeheimniß verräth eine am 15. November eingetragene Notiz: „Mein schönster Traum, mein von der Zukunft erwartetes höchstes Glück ist dahin! — (Pini Mikoweg) — das Mädchen, das ich schon als Knabe liebte, das dem Jünglinge Ideal war, dem Manne Bürgschaft dauernden Erdenglückes werden sollte, ließ sich, wie ich heute erfuhr, einem Anderen verloben! Schmerzzer-



griffen wie über den Tod meiner theuren Eltern, fühle ich mich heute nur noch verlassener, als nach ihrem Verluste . . .“

Daß diese Enttäuschung nachhaltige Wirkung übte, wird schon erkennbar dadurch, daß die bisher für das Tagebuch schreibfertige Feder plötzlich versagte und erst wieder nach sieben Monaten, am 17. Juni 1850, activ wurde, um einzutragen: Hier bin ich endlich am ersehnten Ziele, in der Welt-Metropole Rom.

Im anschließenden Rückblicke bestätigt M. in erster Reihe, daß es ihm sehr schwer geworden die Herzenswunde ins Vernarben zu bringen. „Ihre Empfindlichkeit schwächte die Behmuth der Verabschiedung von meinen Geschwistern und Freunden . . .“ „Im Gefühle, als wäre die Seele von einem Trauerflor umzogen, trat ich Freitag Abends den 24. Mai die große Reise an.“ — Nach mehrtägigem Aufenthalte in Wien und einem begeistert beschriebenen Besuche bei Führich reiste er über Graz, Laibach, Triest weiter und langte am 1. Juni in Venedig an, wo er einige Tage hindurch als ein von den Herrlichkeiten dieser „Meereskönigin“ begeisterter Tourist umherzog; dann kam er über Rovigo, Ferrara, Bologna nach Florenz — einer für ihn höchst fatalen Station; denn durch Aufenthalte da und dort, über die Berechnung hinausgerathen, schließlich durch Vetturinos ausgebeutet, kam er hier mit leerem Säckel an. Nebst den Reiseerlebnissen und der eingehendsten Schilderung des im Bereiche der Kunst, wie der Natur seit Wien Gesehenen, ist in der Rückschau vom 17. Juni auch dieser Florentiner Episode Raum gegeben. So in den Worten: „Mißmuthig stand ich da. Was konnte auch das vielgerühmte Florenz für einen Reiz auf mich üben: in der peinlichen Schwebe zwischen Hiersein und doch Ausgeschlossensein, zwischen der Frage soll ich meinen Koffer verpfänden oder haufsiren gehen nach einem Donatore?! . . .“ Zwar erinnerte ich mich an zwei Namen, auf die hin mir Max und Gust. Krazmann Grüße mitgaben, und glaubte mit ihrer Bestellung zum erwünschten Auswege kommen zu können. Frug also kreuz und quer nach dem „Kupferstecher Daverio,“ und dem „Graveur Niedereß“, bekam aber immer die Antwort „sconoscinto“ (unbekannt). In der höchsten Verlegenheit kam mir der Gedanke, den österreichischen Gesandten aufzusuchen. Zur Stelle, hieß es: „kümmt erst in einer Stunde“. Nach Ablauf dieser wieder vorsprechend, kam mir alsbald ein äußerst freundlicher Herr entgegen, fragend, was mein Anliegen. Nicht ohne Verlegenheit gestand ich ein, daß ich schlecht rechnete, mir zu viel nach Rom anweisen ließ und zu wenig zur Hand behielt, deshalb nun an einer Wegschränke stehe. Ohne mein Decret, das ich zur Legitimierung vorwies, zu lesen, bedeutete er mir im wohlwollendsten



Tone, beim „Secretär“ in Form eines Schuldscheines niederzuschreiben, wie viel ich benöthige, welche Rückzahlungsfrist mir erwünscht sei. Gesagt, gethan, händigte mir der Secretär nicht bloß die verschriebene Summe, sondern auch einen Empfehlungsbrief an den österr. Consul in Livorno ein . . . . Froh wie ein aus Gefangenschaft Befreiter ging ich über die Arnobrücke in mein Quartier zurück und sah erst jetzt, daß ich im schönen Florenz wohne, wo sich Schritt auf Schritt dem Kunstpilger das Walten der großen Meister des 14. und 15. Jahrhunderts offenbart.“ (Folgt eine mit wahrer Begeisterung niedergeschriebene feinsühligte Schilderung der Kunstherrlichkeiten von Florenz.)

Am 8. Juni fuhr M. nach Livorno, brachte dort das Gesandtschaftsschreiben an den Adressaten, wurde dafür bestens aufgenommen und mit einem neuen Geleitsbriefe an den Vertreter Oesterreichs in Civitavecchia versehen. Im Tagebuche folgt der von allerlei Episoden untermischten Beschreibung von Livorno die äußerst humoristisch aufgefaßte, von Sturm und Seekrankheit begleitete Schifffahrt nach Civitavecchia. Die Schlußtour von hier aus wurde über Einrathen des erwähnten Vertreters, im behäbigen Postwagen abgethan. Sein, von einer ungewöhnlich reichen Phantasie getragenes Beschreibungstalent wußte namentlich diese Tour zu einer Anschaulichkeit zu bringen, wie es ein Farbenbild kaum besser vermöchte . . . . „Die Straße führte längere Zeit am Ufer des Meeres dahin, und weilte mein Auge auf der vor dem nahen Sonnenuntergange im interessantesten Farbenwechsel sich leicht bewegenden Wasserfläche, bis die allmählig zunehmende Dämmerung auch auf mich selber überging und andauerte, bis unter dem in Italien üblichen Geschrei ein Pferdewechsel vor sich ging, dazu hastvoll der Postiglione sein mancia forderte. Indes bald wieder vom Schlaf umfangen, entriß mich diesem erst ein durch das Wagenfenster hereinleuchtender, greller Feuerchein — näher besehen das Wachtfeuer der Hirten, die um eine wohlgenährte Gluth herum, mit Ziegen- oder Schafsfellen bekleidet, lagerten. Ihre Schützlinge hockten theils wiederkäuend, theils am gelben Grase nagend in der von großen zottigen Hunden bewachten Bannlinie. Ein Bild, das festzuhalten ich mir das Zeug eines Malers wünschte! Darüber vollkommen munter geworden, mit der zunehmenden Tageshelle auch mehr und mehr überzeugt von der Näherung an die weltgeschichtliche Centrale, überkam mich fast wie Fieberschauer eine innere Bewegung, die Aeußerung fand in den Worten: du hast dein ersehntes Ziel glücklich erreicht! . . . . Am 11. Juni 4 Uhr Früh, fuhr ich ein in die Thore von Rom.“



Wie es bei Melzer nun schon üblich war, hinterlegte er in seinem 243 Quartseiten zählenden, meist sehr klein und gedrängt geschriebenen Tagebuche den ausführlichsten Rechenschaftsbericht über alle weiteren Erlebnisse, über alles Gesehene, Geplante und Ausgeführte. Es geschieht dies oft mit überraschend poetischem Schwunge, interne Angelegenheiten betreffend meist wieder mit wahrhaft kindlicher Offenherzigkeit. Und will der Biograph diesem seinen Wesen nach originellen im vielversprechendsten Aufstreben begriffenen Künstler gereicht werden, dann muß er nothwendigerweise die Tagebuchnotizen gleich Mosaikstiften für dessen in Absicht genommenes Lebensbild benützen.

Im Gasthose zur „Minerva“ abgestiegen, begab sich M. nach dem Umkleiden sogleich in den venezianischen Palast zur Aufwartung beim österreichischen Gesandten. Zur Unzeit gekommen, war nicht dieser, wohl aber der Legationsrath Herr v. Schnitzer zugänglich, der sich herbeiließ, ihm à conto der noch aus stehenden Stipendienanweisung einen Vorschuß auszuzahlen. Dadurch momentan sorglos gestellt, wurden zunächst die an die mitgebrachten Empfehlungsschreiben geknüpften Besuche abgethan. In erster Reihe der bei Overbeck, beim Bildhauer Steinhäuser und bei dem aus Breslau stammenden, vielbekannten Pater Augustin Theiner an welchen er ein Schreiben vom Leitmeritzer Bischofe abzugeben hatte — der ihm gleicherweise durch originelles Wesen, wie „durch erstaunliches Wissen, Interesse abgewann“. Ueber einen zweiten Besuch bei Overbeck ist unter dem 30. Juni eingetragen: Heute Mittag wurde mir ein hoher Genuß zu Theil. Ich besuchte das Atelier Overbeck's. Der große Künstler kam mir freundlich entgegen, reichte mir die Hand und hieß mich willkommen. Ich durfte nun alles an Zeichnungen und Skizzen umher befindliche nach Belieben betrachten. Eine figurenreiche, in Oelfarbe colorirte Composition, den Triumph der Künste darstellend, für Frankfurt bestimmt, fesselte mich ganz besonders. Von den in zwei Räume vertheilten übrigen, theils mit Kohle, theils farbig ausgeführten, überaus schönen Carton's hebe ich namentlich noch „Christus am Delberge“, „Madonna mit dem schlafenden Jesuskinde“, „der ungläubige Thomas“ hervor . . . . . Der allverehrte Meister kam mir nach und erklärte schlichtester Weise, durch welchen Gedanken dieses und jenes Bild entstanden, welche Bestimmung damit getroffen wurde. Er theilte mir auch mit: „Meine größeren Gemälde lasse ich, bevor sie nicht vollendet sind, Niemanden sehen, dann aber stelle ich sie öffentlich aus.“ — „Dem entsprechend ist auch Sonn- und Feiertag von 12 bis 2 Uhr jedermann der Zutritt in dessen Ausstellungsräume gestattet“ . . . .



Eingeschaltet ist nachfolgend im Tagebuche eine treffliche, künstlerischer Auffassung entsprungene Schilderung der mit dem Feste der Apostelfürsten — Peter, Paul — in Rom verbundenen Feierlichkeiten: der Peterstuppelbeleuchtung am Vorabende, des pompösen kirchlichen Aufzuges am Festtage, der Abends wiederholten Kuppelbeleuchtung nebst Feuerwerk.

Am 2. Juli, nach dem Besuche der vaticanischen Antikensammlung, notirte M.: „Die Griechen sind wohl die größten Künstler gewesen, denn so weit ich bisher Umschau hielt, fand ich sie von Anderen nicht erreicht, so wenig in Würde, Kraft, wie in zarter Formbildung. Sie sind jedenfalls der Probierstein, an welchem zum Bewußtsein gebracht wird: wie viel man schon erlernte — wie vieles noch zu lernen übrig ist.“

3. Juli. „Gestern besuchte ich den Wiener Pensionär, Maler Karl Wurzinger, <sup>1)</sup> der hier in Begleitung seiner Frau der ihm zugewendeten akademischen Stiftung Genüge zu thun sucht. Diese beträgt 800 fl. eine Summe, mit der sich allerdings zweispännig fahren läßt, im Gegensatz zu meinen 300 Gulden! Die, wie ich mehr und mehr einsehe, dem gewissen Schulmeister-Gehalte gleichkommen, charakterisirt durch das geflügelte Wort: „zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel“. Uebrigens beneide ich den gemüthlich phlegmatisch, in häuslicher Stille sein Pensum abthuenden Wurzinger nicht, weil sich wahrnehmen läßt, seine „Römerfahrt“ gleiche sehr stark dem spottweisen Fluge über den Rhein“ . . .

Selben Datums: „Gestern Abend gab es merkwürdig genug Illumination zu Ehren der Franzosen, eigentlich zur Feier des Jahrestages ihres Einmarsches in Rom. Die Stadt war ziemlich stark beleuchtet, und paradirten in den Fenstern offenbar die bemalten Papierlaternen, die vor zwei Jahren in ganz anderen Sinne functionirten, nämlich zu Ehren der Republik! — Das Volk von Rom, wie es Shakespeare durch seinen „Coriolanus“ charakterisiren läßt, scheint noch immer dasselbe geblieben zu sein“ . . .

Am 8. Juli unternahm M. in Begleitung eines Posener Bildhauers den ersten Ausflug in die Umgegend von Rom, über den er wieder mit der ganzen Begabung für Naturschilderungen im Tagebuche berichtet: . . . Nachmittags 4 Uhr, als die größte Hitze vorüber, verließen wir durch die Porta San Giovanni das Weichbild der Stadt. Zu beiden Seiten des Weges wucherte das hohe Rohr, welches zu Stützen für die Weinstöcke verwendet wird; streckenweis wanderten wir wieder zwischen Einfriedungen aus Mauerwerk oder lebenden Zäunen, abgeschlossen von aller Fernsicht. Erst

1) Später Professor der Historienmalerei an der Wiener Akademie.



nach und nach kamen die großartigen Wasserleitungen zu Gesicht, deren Hunderte von Bögen sich in die weitgedehnte Campagna hinzogen. Die Ruinen der alten, bald in kleineren Gruppen, dann wieder in langen Linien fortlaufend der neueren Leitung zur Seite, waren der einzige decorative Theil der an sich trostlosen, sumpfigen Fläche. Weiterschreitend kam rechts die Via Appia zu Vorschein, hierauf an der Straße hin unzählige alte Grabmäler, unter denen besonders das guterhaltene der Cäcilia Metella meine Aufmerksamkeit erregte: weit und breit also nichts als Trümmer des einstigen Roms, todte Einöde, meilenweit keine menschliche Wohnung! — Hohe viereckige Thürme stiegen wohl bald da und dort aus der unbebauten, mit gelblichem Grase überwucherten Ebene auf, aber auch diese sind Ruinen späterer nachchristlicher Zeit. Unter einigen von ihnen kann sich zwar der von Hitze und Durst gequälte Wanderer in finsternen Gewölben Erfrischung holen, freilich nur an schlechtem Weine und noch schlechterem Wasser, das bei den in diesen Eulennestern hausenden, mehr Wegelagerer als Wirthen ähnlichen Krausköpfen für theueres Geld zu haben ist . . . . Endlich nachdem noch der erstickende Dunst der Salfaterra unsere Lungen beschwert, die scheidende Sonne den Bergen ihre farbigen Strahlen entzogen hatte, ging die Straße aufwärts. Vom Sabinergebirge winkte das freundliche Frascati, in weiterer Reihe links kam Tivoli nebst anderen wie Nester an den Berggipfeln hängenden Städtchen zum Vorschein; diesen gegenüber zeigte sich der mit einem Kloster gekrönte Monte Cavo und das am Fuße liegende Rocca di Papa, tiefer noch San Marino und Castell Gandolfo, bis die üppigen, der anderseitigen Berglinie folgenden Delgärten den Gesichtskreis abschlossen . . . . Es war halb 10 Uhr als wir die Thore von Albano durchschritten und kurz darauf uns bei einer Flasche Wein von den Mühseligkeiten und Entbehrungen während des Marsches erholten. Wir hatten binnen 5 Stunden 15 Miglien zurückgelegt . . . . Die Morgensonne des nächsten Tages hatte leider vergessen uns zu wecken, es hieß darum Genzano unberührt lassen und direct auf Frascati lossteuern für den Besuch von Tusculum, der für diesen Tag noch am Programme stand . . . . Hinter Albano hatte ich wieder den Ausblick auf das Meer, das in einem langen blauen Streifen über die niedrigen Ufer der Campagna sichtlich wurde. Ich stand zugleich unter dem Laubdache nordischer Eichen, den Abhang zu Füßen schmückten Lorbeer und Delbäume. Oberhalb hatte ich die Mauern von Ariccia vor mir mit der umgebauten hohen Brücke, die über das tiefe Thal hinwegführt; zur Seite befand sich das halbverfallene Monument der Horatier und Curatier mit seinen vier Thürmen. — Der gedankenvollen Betrachtung entrißen



mich erst die in ihrer malerischen Tracht gruppenweise an mir vorüber der nahen Kirche zuschreitenden Landleute, denen ich dann nachging, um baldig wieder vor einem neuen, eigenartigen Bilde zu stehen: dem eines vor seiner pittoresken Klause sitzenden Eremiten, welcher, wie ich sehen konnte, bereitwillig die Almosen der Vorübergehenden in Empfang nahm . . . . Dann mehr und mehr bergan steigend lag plötzlich der dunkelgrüne Albaner See zu Füßen. Die Seitenwände dieses eingestürzten Kraters sind ringsum und bis an den tiefgelegenen Spiegel mit frischem Grün überzogen, und spiegelt sich auf der ruhigen Fläche äußerst effectvoll das nächstgelegene Castell Gandolfo. Nach rechts überragt dieses Tiefenbild der hohe, scheinbar nahegerückte Monte Cavo. Den Genuß der prachtvollen Aussicht erhöhte nicht gering der aus dem den Standort umgebenden Gebüsch ertönende Nachtigallgesang, die merkwürdig hier auch am hellen Tage singen.

Durch eine Allee jener hundertjährigen perennirenden Eichen, die blos in der Form des Stammes und der Aeste unseren Eichen ähnlich sind, dagegen ein ganz verschiedenes Laub tragen, kamen wir nach Castell Gandolfo. Rast haltend in einem Garten, unter einer gegen den Sonnenbrand schützenden Weinlaube, erfrischt durch einen krugvoll Rebensaft, genossen wir von da aus zugleich die Aussicht auf die Campagna und die in der Gluthitze gewissermassen brodelnde Siebenhügelstadt . . . . Noch einmal gingen wir dann entlang dem Albanersee, gelangten in einen schattigen Hain, über welchem die finsternen Mauern von San Marino erschienen . . . . Nach etwa zwei Stunden erreichten wir das ersehnte Frascati. Geschmackvolle Villen umgaben rings die heiter aussehende Stadt, in der zudem auch des Festtages wegen heiteres, buntbewegtes Leben herrschte, an dem wir jedoch nur während dem Genuße eines Glases schäumenden Bieres unter dem Vordache einer Taverna Theil nahmen, um baldigs weiter zu kommen. Steil aufwärts ging es dann in der drückendsten Mittagshitze eine volle Stunde lang, bevor wir über das altrömische Pflaster hinweg in die Ruinen von Tusculum eintraten. Diese einstige feste Stadt ist heute ein Trümmerhaufen, nur die Südwestseite mit Fragmenten von massigen Wölbungen, hie und da von Schutt befreiten Architekturtheilen läßt ihre ehemalige Größe und Herrlichkeit ahnen. Es war ein ziemlich mühselig Unternehmen, sich zwischen dem eingestürzten, über und über mit dunklem Epheu bedeckten Gemäuer durchzuwinden . . . . Ein ergreifendes Bild bietet das fast gänzlich zu Tage gelegte Amphitheater mit den ausgezahnten Stufen, den Marmortrümmern der Bühne, auf der aus üppig emporwuchernden Unkraut vereinzelt Säulentrümpe aufragen. Merkwürdig, dicht an, unter Eichen- und Lorbeer-Gestrüpp weidete eine Schafherde, mittinnen saß der



Hirt, schweigsam den Blick auf Rom gerichtet. Tiefe Stille, Todesruhe zu nennen, herrschte allum! . . . Ueber Lavaschutt führte der Weg aufwärts zum Bergesgipfel — eigentlich über das verschüttete Gemäuer der vormaligen bestanden Gebäude. Von oben aus übersieht man das Trümmerfeld nach seiner ganzen Ausdehnung . . . Am Rückwege nach Frascati, nahe der Stadt, trafen wir noch auf ein Stück rundes Gemäuer — das Grabmal des Luccullus. Nach zweistündigem Rasten und vierstündigem Marsche waren die Thore von Rom erreicht.

16. Juli. Nachmittags besuchte ich mehrere Bildhauer-Atelier's; als die bedeutendsten hebe ich das von Emil Wolf, einem gebornen Berliner, und von Pietro Tenerani aus Torano hervor, obschon sich in diesen, wie den meisten anderen nicht das darbot, was meinem Geschmacke zugesagt hätte. Die vorgefundenen Werke, meist auf mythologischen Stoffen basirt, standen mir als Romantiker fremd gegenüber. Ich vermag mich zu erwärmen im Anblicke recht antiker Werke, weil ich sie einer volksthümlichen Kunst entsprungen weiß und in ihr den höchsten Ausdruck des Lebens der alten Welt erblicke; was aber soll einer bei schon vollständig christianisirtem Ideentrefe und ganz anderer Welt- und Menschenanschauung, mit den aus jener alten Welt herausgerissenen, dem Macher gefühlseutfremdet, dem Beschauer unsympathisch gewordenen Gestaltungen anfangen?! — Besten Fall kann also wie es den Ausführungen Tenerani's gegenüber von mir geschah die treffliche Technik und schöne Form anerkannt werden. Daß übrigens Tenerani das Zeug hat für Gebilde „unserer Zeit“, ersah ich aus einer eben so geistvoll wie lebensfrijch aufgefaßten Marmorstatue, die Herzogin von Leuchtenberg darstellend. Aller Wahrscheinlichkeit sind es nur die für fälschliche Antiken passionirten Engländer, welche die hier lebenden Bildhauer außer ihrem richtigen Fahrwasser halten.“

24. Juli. „Endlich nach achtmalig vergeblichem Vorsprechen hatte ich heute die Ehre vom k. k. österr. Gesandten (Eszterházy) empfangen zu werden. Außerst wohlwollend aufgenommen, erklärte er dennoch die Gewährung der Bitte um ein Freiquartier im Palazzo Venezia für jetzt als unmöglich. Beruhigend fügte er bei, Rath für mich schaffen zu wollen. Ueber dem Verabschieden bedeutete er mir noch, ihn ja sofort zu verständigen, wenn ich eine Arbeit fertig hätte“ . . . .

Die nächste Notirung vom 31. Juli ist eine jubelvolle über die ersten aus der Heimat von Bruder und Schwester erhaltenen Briefe.

Von da ab beurkundet das Tagebuch einen dem Obben und Fluthen vergleichbaren Stimmungswchsel. Bald gehoben und freudvoll sich nahe



fühlend seinem Ideal, verfällt M. momentan wieder der vernichtenden Selbstkritik, und zerstört in solcher Stimmung das kurz vorher zuversichtsvoll Begonnene. Während er also am 25. Juli noch in Nachwirkung der guten Nachrichten von Hause und im Hinblick auf den geliebten Meister notirte: „Bereits im Reinen über meine nächste Arbeit, hinreichend mit Entwürfen versehen für weitere Ausführungen steht auch schon das aus römischem Thon geformte erste Gebilde — ich möchte sagen — erwartungsvoll vor mir“ lautet der Eingang der Notirungen vom 3. August: „Daß es bei mir doch gar so schwer geht, einen ernstlichen Entschluß durchzuführen.“ . . . . . „Hier schreibe ich mir vor“ — heißt es weiter — „wie ich die Zeit zu meinem Vortheile bemessen und benützen soll, und doch gewährt es mir bisher noch kein Vergnügen, mich ernstlich zu beschäftigen, zu zeichnen oder zu bossiren, denn all’ die mächtigen Eindrücke des hier bereits Gesehenen lassen mein Thun nichts sagend erscheinen“. . . . . „Und doch soll und will ich ein Künstler werden, der bei der Wiederkehr in die Heimat, Aug in Aug dem lieben Meister, nicht erröthen soll!“ . . . . . „Nächst schon modellire ich wieder; aus den vielen mir vorschwebenden Ideen halte ich endlich die eine fest.“ . . . . . „Hätte ich nur schon alles in Ordnung für den Beginn einer größeren Arbeit. Leider läßt sich nun mehr und mehr erkennen, daß der Stipendienbetrag kein ausreichender sei für eine solche . . . Auch noch immer ohne Freiquartier, muß ich in verhältnißmäßig recht theurer Miethen hinbringen und sehe mich zu einer Anleihe bei meinen Verwandten gezwungen.“

Momentan wieder getragen von den hochgehenden Wellen künstlerischer Begeisterung, treffen wir ihn unter dem 5. August über dem Ausrufe: „Rom ist groß, Rom ist herrlich! So ruft mirs auf jeden Schritt, den ich auf diesem classischen Boden weiter thue, entgegen. Wer Rom nach seiner Geschichte, wie nach seiner Bedeutung für Gegenwart und Zukunft erkennen und würdigen soll, muß hier gelebt, und offenen Auges umhergegangen sein. . . . . Gestern hatte ich wieder einen Tag reich an Genüssen und an nachhaltiger Anregung für thatkräftiges Vollbringen.“ (Folgt ein trefflich geschilderter Besuch der „Titusthermen“.)

22. August. „Heute Vormittag besuchte ich den liebenswürdigen Tiroler Gebhard Flatz, einen Maler, dem es gegönnt ist mit Overbeck zu rivalisiren, ohne daß einer dem anderen gram sein müßte; im Gegentheil sind sie innige Freunde, heben und tragen sie sich gegenseitig. Ich fand ihn über der Vollendung einer orgelspielenden Cäcilia, umgeben von singenden Engeln — von einer Sinnigkeit in der Erfindung, und einer



stimmungsvollen Malweise, wie sie eben wieder nur Overbeck eigen ist. — Er knüpfte ein langes Gespräch mit mir an und offenbarte dabei seine Anschauung — ich möchte sagen — über beide Welten, die reale und die ideale. Zum Ausgange auf erstere dienten ihm allerdings die trüben Ereignisse in Rom seit 1848, die er mit einer Lebendigkeit schilderte, die mir sie fast sichtlich machte. Den wohlthuendsten Gegensatz gab dazu das Aufrollen der herrlichen Bilder, die seiner Anschauung vom göttlichen Walten, vom Berufe des Künstlers „dem Vermittler zwischen Geist und Natur“ entsprangen. Ich fühlte mich gleicherweise tief ergriffen, wie mächtig gehoben von diesem Gespräche“ . . . „Beim Verabschieden händigte mir Flaz die von ihm geschriebene Biographie seines talentvollen Schülers, Jakob Fink aus Vorarlberg ein. Die Werke dieses jungen Künstlers, welcher den Hirtenstab mit dem Pinsel vertauschte und die Alm verließ, um dem sich erkorenen Meister nach Rom zu folgen, sind nach dem Urtheile aller hiesigen Künstler von hohem Werte. Kaum 25 Jahre alt am 6. September 1846 gestorben, trauert Flaz jetzt noch wie um den Verlust eines geliebten Sohnes.“

Aus den Notirungen vom 2. September hebe ich hauptsächlich nur die Begegnung Melzers mit Nadorp,<sup>1)</sup> dem der alten Kunst-Garde Prags in bester Erinnerung gebliebenen Berglerschüler hervor, der bekanntlich auch mit Führich und Frieße das „Kleeblatt der Unabhängigen“ bildete. Sie begegneten sich bei dem allen romfahrenden Künstlern jener Periode Stell-dichein bietenden Buchhändler Spithöfer — gegenseitig fremd — in einem von letzteren angeregten religiösen Stritte, in welchem, wie M. schreibt, „dieser graugelockte, das Gepräge der Intelligenz in Kopf und Gestalt tragende Mann durch seine klare Argumentation meine Sympathie gewann. Der Stritt endete überdies durch ihn zu meinen Gunsten, und zwang mich dieses, dem noch immer „Unbekannten“ beim Auseinandergehen zu folgen. Was ich wollte, schien auch er zu wollen, denn er kam mir zuvor mit der Frage: für wen er mich halten solle, hinzusetzend, ich bin der Nadorp und überraschend für ihn vermochte ich zu erwidern: also der mir von Meister Max so oft genannte College von Führich und Frieße! Augenblicklich wurden wir nun trotz des großen Unterschieds der Jahre traute Freunde.“ . . . .

1) Geboren 1804 zu Anhalt in Rheinpreußen, ging von Prag nach Wien, hierauf nach Rom, wo er als wahres Universalgenie sich gleicherweise als Maler, Lithograph, Radirer, Modelleur und Bildhauer zu Ehren brachte.



16. Sept. . . . . „Noch immer in der Schweben und voll Unruhe; gequält genug schon durch die Unsicherheit wo, wann ich endlich zu festem Sitze komme, quäle ich mich unausgesetzt selber mit Vorwürfen darüber, dem in mich gesetzten Vertrauen nicht bereits auch entsprochen zu haben.“ . . . . .

26. Sept. . . . . In größter Bedrängniß ging ich heute zum k. k. Legationsrathe von Schnitzer, um einen Vorschuß zu bitten, der mir denn auch freundlichst im Betrage von 20 Scudi gewährt wurde. . . . . Den selben Nachmittag miethete ich ein anderes Quartier — in der Via di St. Andrea della Fratte — auch der Modellirstuhl, der mir noch immer fehlte, wurde bestellt.“ . . . .

Gleich erhöhter Stimmung ist die unter dem 3. October niedergeschriebene Notiz: „Endlich kam die von einem bösen Zufalle hintangehaltene Hilfe durch meine Geschwister. . . . Im Laufe der nächsten Tage kam auch der ersehnte Bossirstuhl . . . freudig auf- und angeregt von dieser glücklichen Wendung der Dinge griff ich nun fest ins Zeug, griff, um rasch etwas fertig zu bringen, aus den vorhandenen, embryonischen Modellen eines der liebsten, die Shakespeare vorstellende Statuette heraus, um sie frischweg zu vollenden.“

Nachgetragen ist dieser Notirung ein mit gewohnter Virtuosität beschriebener „Ausflug nach Tivoli“ und auch ein Ausführliches über den absonderlichen Zwischenfall, durch welchen ihm die aus der Heimat angerufene Existenzbeihilfe von italienischen Briganten fraglich gemacht worden war.

29. Oct. . . . . Das abscheuliche römische Fieber überschlich die kaum wieder entfalteteten Flügel und legte mich zugleich mit ihnen wochenlang lahm.

. . . Bin leider nicht vorwurfsfrei zur Anlockung beigetragen zu haben; durch die sich mir immer und immer aufdrängende Ueberzeugung, daß ich, um das Auskommen zu finden, mich auch auf die Aseese verlegen müsse, suchte ich denn auch, wenn schon nicht mit Kräutern und Wurzeln, so doch mit Trauben und sonstigem Obste das Ernährungsbedürfniß zu befriedigen. Offenbar hat sich mein Körper nicht darauf verstanden und sich rächend mich seinem Anwalt — dem Doctor — überliefert. Glücklicherweise ist's ein ganz gemüthlicher Norweger, Namens Arnger, mit blondem Backenbart und blondem Haupthaar, rothwangig und voll, ein Bild echter Lebensfrische, dessen Anblick schon der Gesundung beihilft, die er überdies, wie ich erfahren konnte, durch eben so einfache als zweckdienliche Mittel zu fördern versteht. . . . Bin zwar sehr herabgekommen, bin zum



Erschrecken hager und hohlhängig geworden, auch treten die Knochen allenthalben höchst zudringlich über die Muskel vor, aber ich fühle mich wieder gesund, fast gesünder wie in der ersten Zeit meines Hierseins. . . .

Mein halbvollendeter Shakespeare soll nun zur Vollendung kommen; zum Frühjahr gedenke ich mir ein eigentliches Atelier zu miethen für größere Ausführungen. Muß freilich bis dahin auch einige Hundert Gulden aus Bürgstein mit heranziehen — wenn's wahr werden soll! . . . .

5. Novemb. . . . So hätte ich denn auch der ärztlichen Anordnung, ein ausgiebiges „Luftbad“ als Nachcur zu gebrauchen, Genüge gethan und zwar durch einen zweitägigen Ausflug. Länger als erwünscht hielt mich das in den letzten Tagen des Octobers eingetretene, mit empfindlicher Kälte verbundene Regenwetter davon ab. Der Allerheiligtag verlieh endlich wieder dem „italischen Himmel“ das altberühmte Gepräge. Vorerst den Grad meiner wiedergewonnenen physischen Kräfte zu erproben, ging ich Nachmittags durch die Stadt hinüber zum Vatican und hinaus vor die Porta Fabrica — durch welche ich am 11. Juni nach Rom einzog. Längs der Straße unter den Stadtmauern, dann über den auch außerhalb sich hinziehenden Monte Vaticano fortschreitend kam ich nach einem mehrstündigen Gange wieder durch die Porta Angelica herein. Was aber hatte sich während der simplen Tour dem Auge dargeboten! Vor allem der geringe Vorzug der römischen vor der böhmischen Landschaft im Punkte der Vegetation, denn nahezu gänzlich entlaubt waren die Bäume; allen Schmuckes baar zeigten sich die gegen den Monte Mario hinziehenden Weinberge, nur die Niederungen hatten durch den Regen etwas an Frische gewonnen, besonders die Cypressen und Pinien. Die Sonne ging unter, ehe ich das Thor erreichte. Was sie bis dahin noch vollbrachte, hielt freilich nicht mehr den Vergleich aus mit vaterländischen Naturbildern, gehörte dem Weltstücke an, auf dem ich jetzt lebte jedenfalls auch dem Farbenspectrum der südlichen Zone. Denn ganz eigenartiger Weise wechselte da von Moment zu Moment das Colorit, die vorher von rosigem Dufte überflossenen Gebirge verfärbten sich ins hochrothe, glühende, wogegen die erst in blendendem Schneeglanze erschienenen Apenninen eine prächtige Lasur vom feinsten Violett erhielten. Und kaum vom Auge erfaßt änderte sich schon wieder die Nuance, bis schließlich die näheren Gebirge tiefblau, die ferneren blaßroth, die Schneeberge glanzlos grau geworden, wie durch einen plötzlichen Ruck unter dem Schleier der Nacht versanken. Dem durch sein Farbenspiel gleichwie beweglichen Landschaftsbilde stand das über die sieben Hügel erstreckte Conglomerat starren düsteren Gemäuers



in Form von Thürmen, Kuppeln und Palästen merkwürdig contrastirend entgegen." . . . .

„Wieder innerhalb dieses Gemäuers einerschreitend, doch befangen noch von der Nachwirkung der sich draußen für mich vollzogenen Phantasie empfand ich eine wahre Scheu vor dem den Straßenzug füllenden Menschengewühl. Ich mußte noch eine Zeit lang für mich sein. Unmerklich war ich so am Vatican vorbei über den grandiosen Petersplatz zur Dompforte gekommen; sie stand offen, und als müßte es sein, betrat ich das tieffinstere Innere. Allmählig erst bei weiterem Vorschreiten machte sich ein Lichtschimmer bemerkbar, jener von den hundert Lampen über dem Grabe der Apostelfürsten. Weiter und weiter wurden noch matt flackernde, auf einzelnen Altären angebrachte Kerzen sichtlich, mit deren Lichtschwingungen, wie ich glauben mußte, sich Töne verbunden hatten, die ähnlich jenen bei der Aeolsharfe, zu Gehör kamen. Bei weiterem Vorgehen sich steigend bis zum vollen Chor ward es nun auch leicht, den Herd des Tonspieles zu finden. Dieser erschloß sich zu größter Ueberraschung in einer der großen Seitenskapellen des Domes, in welcher rechts und links vom Altare auf staffelförmig erhöhten Sitzreihen wohl an fünfzig Priester und vor diesen in den unteren Bänken priesterlich gekleidete Knaben und Jünglinge (Böglinge des Puerorums von St. Peter) saßen, die im Wechselgesange psalmodirten. Schließlich erhoben sich aus der dem Altar gegenüber sitzenden Gruppe zwei Cardinalpriester, um vortretend zu dem auf einem Pulte liegenden Cantionale einige Verse abzusingen, worauf der den Vorsitz führende Cardinal auch seine Stimme erhob, mit welcher sich der volle Chor zum Finale vereinigte. Unter Vortritt von zwei Leuchtenden, welchen der Cardinal folgte, zog die ganze Priesterschaft von dannen. Daß der Vorgang die Allerseelen-Vigilie gewesen, konnte ich aus dem Nachspiele entnehmen. Denn war die Kapelle geleert, erschienen wie aus dem Boden gewachsen Kirchendiener, und schoben, rückten und hämmerten, bis sie den üblichen Allerseelen-Katafalk zurecht gezimmert hatten. Ich hatte mittlerweile den Rückweg angetreten, allerdings in wahrhaft schauerlicher Finsterniß, noch schauerlicher durch die des Weges an mir vorbeihuschenden, unsichtbaren Gestalten offenbar Dombesucher wie ich. — Momentan stand ich unter der Riesenkuppel, erkennbar durch die ihre Fenster illustrirenden Sterne des nächtigen Himmels; ich dachte unwillkürlich an den nun mit ihnen am Kunsthimmel vereinten Michelangelo; hatte überhaupt derartig transcendente Umwandlungen, daß es gut war ins Weltgetümmel zurückzukehren." . . .

Lat  
Sit  
in  
St  
Ba  
wo  
Pr  
Co  
ih  
wi  
sic  
ro  
ed  
D  
an  
n  
T  
k  
b



„Früh 9 Uhr des anderen Tages ging ich über den Platz des Laterans vorbei an der mystischen Pyramide und schaute durch das offene Gitterthor die heilige Stiege hinan. Ein seltsames Schauspiel bot sich dar in einer Anzahl von Leuten, die mühsam auf den Knien vorrutschend Staffel um Staffel erklimmen, während sie Gebete murmelten. . . . Bald darauf hatte ich die Porta San Giovanni hinter mir und schritt wohlgenuth die lange Straße dahin in den kühlen Morgen hinein. Piff, Puff, knallten plötzlich der Straße entlang, wie tiefer in der Ebene der Campagna die Büchsen. Jäger, einzeln oder zu zweien, durchstreiften mit ihren Hunden das hohe Gras der braunen Fläche und knallten immer wieder in die aufgeschreckten Lerchen, die zu Tausenden umherflogen, sich niederließen, bald aber wieder von Neuem aufgeschreckt den Nimrod ungezählt zum Opfer fielen. Mich empörte dieses Morden der edelsten gefiederten Sänger, aber für mich hies es Avanti (vorbei). . . . Dem Albanergebirge fester und fester zuschreitend erhoben sich scheinbar auch mehr und mehr über das Sabinergebirg die zackigen Linien der schneeweissen Apenninen — ein Linien wie Farbenwechsel der interessantesten Art. Die Staffage des Bildes gaben zahlreiche der Stadt zurollende Victualienkarren, mit Säcken und Körben belastete Esel und Pferde, hinter welchen die Lederbeschierten Gebirgsbauern einhertrotteten.

Um 2 Uhr kam ich in Albano an und stieg nach hinreichender Stärkung wieder hinan zum schönen See. Der Herbst hatte seit dem früheren Hiersein den buschreichen Ufern gänzlich verändertes, buntes Colorit verliehen. Unterhalb des Klosters, das inmitten eines großen Gartens liegt, der sich bis nahe an das hohe Ufer des See's und an der rechten Seite des Berges hinzieht, vorbei kam ich wieder zum Monumente der Horatier und Curatier, des Weiteren in das Städtchen Ariccia, dessen schöne Lage und freundliches Aeußere sehr im Widerspruche steht mit seinem Inneren. Denn enge unreinliche Gassen mit alten finstern Häusern, deren ebenerdige Wohnungen Viehställen ähnlicher sind wie Menschenwohnungen — zu welchen übrigens das schmutzige Aussehen ihrer Fassaden ganz wohl paßt — bieten sich nach allen Richtungen dar. Unerklärlich, daß sich in diesen herrlichen Gegenden das wiederfindet, was im Vaterlande zumeist nur in den gewissen „böhmischen Dörfern“ so abschreckend gedeiht! . . . Auf der Suche nach dem Nemisee, schon außerhalb des Städtchens eine Allee durchschreitend kam ich zum schönen Palaste des Duca Cesarini des Beherrschers von Ariccia von dessen Rückseite aus sich mir nun tief unten im Kraterkessel der überraschend prächtige Ausblick auf den leicht bewegten, dunklen See darbot. Gegenüber am hohen Ufer desselben lag das Städtchen Nemi, von



der scheidenden Abendsonne rosig überschimmert, indeß obenhin sanft geschwungene, violet gefärbte Gebirgslinien sichtlich wurden und nach links, hinter dem höher aufstrebenden Monte Cabo mit seinem malerisch gestalteten Kloster verschwanden. . . . Mein Weiterweg führte nach Genzano, wo ich zu übernachten gedachte. Zu nicht geringer Verwunderung stellte sich aber heraus, daß es in ganz Genzano kein Gasthaus mit Nachtherberge gab. In verschiedenen Locanden oder Kneipen wird wohl Nahrung verabreicht, für Zimmer mit Betten ist jedoch nirgend vorgesorgt. Da saß ich nun in einer dieser Kneipen bei Käsebrod und einer Foglietta Wein, das Schicksal fragend, wo sich eine Stelle fände für mein müdes Haupt. Daß es in nicht allzu melancholischer Tonart geschehe, dafür sorgte meine Umgebung. Wars doch eine urwüchsige, echte Volkskneipe in der ich saß, und allerlei neue Seiten italienischen Lebens beobachten konnte. Da lagen z. B. vor der Eingangsthür decorativ auf ein Gestell hingelegt zierlich zugeschnittene Stücke Fleisch von Rind und Lamm die auch anreizten zum Begehren nach einem Braten. Schlauer Miene, achselzuckend, erwiderte aber der Wirth „domani“! (Morgen). Wie er mir hinterher traulich mittheilte, dürfe er heute (Samstag) Fleisch weder kochen noch braten, das draußen liege nur zur Anlockung für Morgen. (!) Der Lockvogel für heute hing an einem zweiten Gestell in Gestalt eines über Kohlengluth brodelnden Kessels, aus welchem, wie ich bald erfuhr, eine Fisolensuppe hervorging zur Befriedigung der mehr und mehr herbeigekommenen Gäste. Um irrige Vorstellungen hintanzuhalten, sei bemerkt, daß diese Gasterei nicht in einem bei uns gewöhnlichen Locale, sondern in einer richtigen italienischen Bottega vor sich ging, in der es kaum gibt für Möglichstes und kaum Glaubliches. An die improvisirte Küche mit dem Fisolensuppentessel schloß nämlich, nur durch eine niedere Bretterwand getrennt, ein oblonger Raum an mit zwei Seitennischen, in welchen die Weinpresse und diverses Geräthe unterbracht waren. An der Rückwand mit einer Art von Credenz, auf welcher Foglietten und Gläser standen, machte sich ganz räthselhaft eine finstere Höhlung bemerkbar, aus welcher zeitweiliges Schnaufen und Stampfen hörbar wurde. Die Suppengäste, entlang der Seitenwände sitzend, im behaglichen Vertilgen der gelblichen, mit einer Menge von Bohnen untermischten Flüssigkeit, folgten nun plötzlich wie auf ein gegebenes Zeichen meinem Blicke nach jener finsternen Höhle — aus welcher zwar nicht der leibhafte „Gottseibeins“, wohl aber der Kopf eines Gauls zum Vorschein kam, Zuwachs an Füßen, Kumpf zc. erhielt, und in voller Lebensgröße sich ganz ungenirt ins Publicum mischte! Aus seinem Hinzuge auf die Brotschnitten, die neben den Suppenden



lagen, ließ sich unschwer auch auf das treibende Motiv des aus der futterlosen Höhle hervorkommenden Pferdes schließen. Der Wirth war dessen inne geworden, denn er griff rasch nach einer Schwinge mit Kleie und brachte ohne weiteres Zuthun den „Cavallo“ in sein Verließ. Mit der Wiederkehr der also gestörten häuslichen Ordnung kehrte auch der von mir ausgesendete Nachtquartiersucher zurück, fröhlich berichtend, es werde im unsern gelegenen Hause bereits für mich aufgebettet. Er hatte wahr gesprochen. Ihm folgend, fand ich bei einer gutmüthigen alten Frau für 20 Bajocco ein separirtes Nachtlager, dahin zu verstehen, daß in der „dreistöckigen“ Bettstatt, kein Zweiter oder Dritter sich eingemietht hatte.“ . . . . „In aller Frühe aufgeschreckt durch lautes Treiben auf der Gasse, konnte ich wahrnehmen, wie schon gegen 6 Uhr ein Strom von Männern und Weibern sich aus der gegenüber liegenden Kirche ergoß, dafür andere dahin zogen, denen ich dann unwillkürlich folgte. Ein gleiches Bild von Frömmigkeit, wie in dieser schlichten Kirche, die alleum Knienden und theils in tiefster Demuth zum Theil im Ausdrucke innigsten Vertrauens Betenden darboten, hatte ich noch nirgend gefunden. . . . . Es war inzwischen Tag geworden, und hatte damit auch das Treiben auf den Gassen andere Physiognomie gewonnen. Die Via Livia, in der ich die Nacht verbrachte, hinansteigend zur Via Storza kam ich auf einen größeren Platz mit einem öffentlichen Brunnen, um welchen es gar lustig zuing. Mädchen und Weiber in ihrem male-riischen Costüm füllten unter lebhaftestem Geplauder und Richern ihre kupfernen Gefäße, schlangen sie auf den Kopf, und zogen rudelweise oder von schäckernden Burschen begleitet ihrer Wege. Zwischen durch wurden Maulthiere, Pferde, Esel, beladen oder ohne Last, mit dem Morgentrunke versehen. Fortschreitend gelangte ich abermals zur Aussicht auf den Nemi-See; nicht gewillt nach Nemi selbst aufzusteigen, suchte ich nun auf's Gerathewohl einen Rückweg nach Rom hatte aber fehlgezielt! Im Gebüsch, das es zu durchdringen galt, mehr und mehr thalwärts gekommen, in allen Richtungen von Höhen umgeben, hieß es neuerdings aufwärts steigen, bis endlich ein Kloster vor mir stand, in welchem ich als ermüdeten Wanderer vorsprach, und gastfreundlich ins Refectorium geführt, mit Brod, Käse und Wein bewirtheet wurde. Wollte sich in das „Vergeltsgott“ dafür auch die Frage mengen, ob da oben kein besserer Wein, wie der mir credenzte, wachse, so merkte ich doch hinterher, daß es gut war, solch inwendiges Raisonniren zu unterdrücken. Denn in Fortsetzung der Tour unterhalb des Berges kam ich ja gerade am 3. November zur Weinlese, und konnte mich sofort überzeugen, daß hier in ziemlich ungünstiger Lage auch ziemlich saure Trauben wuchsen. Unter Verzichtleistung auf längeres Betrachten der sich



weiter noch darbietenden schönen Landschaftsbilder vorwärts eilend gelangte ich in der siebenten Abendstunde nach Rom zurück.“ . . . .

6. Nov. . . Heute wurde ich mit dem berühmten deutschen Bildhauer Joh. Martin Wagner bekannt und gewann mächtige Anregung durch ihn für meine in Absicht genommenen Arbeiten.

Den weiteren Aufzeichnungen ist als Wesentlichstes und zwar vom 17. Decemb. datirt zu entnehmen: „Mit besonderer Vorliebe griff ich aus meinen Entwürfen den „Dssian“ heraus und begann das Modell.“ — Bei der Gemüthsbeschaffenheit unseres Künstlers läßt sich errathen, daß ihn das erste außerhalb des Vaterlandes verbrachte Weihnachtsfest zu besonderen Betrachtungen und Vergleichen anregen mußte. Auf Seite 116 des Tagebuchs, datirt vom 27. Decemb., hebt er denn auch an: „Was waren das für Weihnachten — wie verschieden von den früher erlebten! Vereinsamt, ohne Anschluß an einen Familienkreis verbrachte ich sie . . . . Am hl. Abend modellirte ich bis 2 Uhr, ordnete dann meine Zelle und ging hierauf zum Lepre, meine Fischmahlzeit einzunehmen. Der Meinung, daß Außerordentliches draußen vorbereitet würde, begab ich mich darnach hinüber nach Trastevere um zu sehen, welche Veranstaltungen auf der Strada papale, dem mit Sand bestreuten Wege, welchen der Papst befährt wenn er sich zu Functionen nach anderen Kirchen begibt. Es war indeß nichts anderes wahrnehmbar als die ganze Strecke entlang von St. Maria Maggiore bis zum Vatican in zwei Reihen angebrachte hohe Pfähle mit breit flackernden Flambeaus. Bald kam auch die buntfarbige Schweizergarde mit ihren Herolden und Officieren an der Spitze daher; diesen folgten Abtheilungen berittener Nobelgardisten und Dragoner, reitende Fackelträger, der Wagen mit dem Ceremoniär, endlich unter Bedeckung von Nobelgarde der mit sechs Stappen bespannte prächtige Goldwagen mit Sr. Heiligkeit und zwei Vierspännern mit Cardinälen. Der ganze Zug begab sich nach Maria Maggiore. Von der dortigen Ceremonie konnte ich des Menschenandranges wegen nichts sehen, hörte blos den sie begleitenden, allerdings wunderschönen Gesang des päpstlichen Sängerkhores. . . . Um Mitternacht zur Peterskirche eilend mit der Erwartung, hier zum üblichen Gottesdienste zurecht zu kommen, fand ich sie zur größten Verwunderung finster und verschlossen. In anderen Kirchen, an denen ich am Heimwege vorbei kam, ging es zwar feierlich zu, doch wie sich da und dort zeigte, mit weit weniger Andacht, als mit Pomp und weiheloser Musik. Den hl. Tag selbst verbrachte ich dem Gemüthsbedürfnisse nach zumeist auf längeren Spaziergängen außer der Stadt. . . . Der St. Stephanstag wird in Rom nicht durch Arbeitslosigkeit gefeiert, wohl aber der folgende



von St. Johannes Ev., an welchem ich ausging, um im Thale der Nymphe Egeria Beilchen zu suchen und zu finden. . . . Wieder in die Stadt gekommen, gewahrte ich trotz schon herrschender Dunkelheit in einer der Gassen ein Gedränge von Leuten, vernahm auch Gesang. Näher gehend zeigte sich im Umkreise der Menge ein erhöht stehender, an die Wand eines Hauses gelehnter Priester, zunächst vor ihm ein Kirchendiener mit hochgehaltenem Kreuze, zwei andere mit Fackeln. Der Gesang verstummte, dafür erhob sich nun weitvernehmbar die Stimme des priesterlichen Predigers, der auffällig contrastirend mit den gewöhnlichen italienischen Missionären, in ruhiger Haltung und gemüthvoll sprach, doch aber seine Zuhörer, die sich von Moment zu Moment mehrten und Succurs erhielten durch die an den Fenstern und Thüren erscheinenden Bewohner der umliegenden Häuser, fast dreiviertel Stunden lang fesselte. Absonderlich klang schließlich die Einladung zur Nachfolge in die Kirche St. Maria in Trastevere wo es eine lehrende und zugleich erheiternde Belehrung geben werde. In ganz regelrechter Procession ging es denn auch dahin. Neugierig auf den Verlauf folgte ich. In der nur von wenigen Lampen erhellten Kirche zeigte sich zuvörderst auf der Kanzel ein Mann in bürgerlicher Kleidung, der bei einer brennenden Kerze aus einem Buche etwas vorlas, nach einem gegebenen Glockenzeichen jedoch abbrach und herabstieg. Vom Hochaltar her wurde dann Chorgesang vernehmbar, während dem zwei Priester vortraten und eine neben der Kanzel errichtete Tribüne bestiegen. Damit begann die „Unterhaltung“, und zwar indem der ältere den Beichtvater, der jüngere den Beichtenden vorstellte. Letzterer hatte die Rolle des Komikers, und wußte durch allerlei drollige Fragen und verkehrte Antworten das rings auf Bänken und Stühlen sitzende Publicum zu erlustigen, ja zu öfterem, lauten Auflachen zu bringen. Es hatte das Ganze wohl die Tendenz die Leute zu belehren, wie sie die Beichte nehmen und auch wieder nicht nehmen sollen: Mir wollte indeß doch eine solche im „Gotteshause“ aufgeführte Comödie als bedenklich, als eine zweischneidige Waffe erscheinen, gleich gefährlich für den einen wie den anderen Theil. Denn im Allgemeinen sitzt, wie ich schon vielfach bemerken konnte, beim gewöhnlichen Italiener die Christgläubigkeit bloß im Temperament, und ist nicht wie bei dem Deutschen Charakterfarbe. . . . .

3. Januar 1851. „Nach allerlei peinlichen Zwischenfällen wurde schließlich durch freundliche Vermittelung des k. k. Legationsrathes von Schnitzer die Miethung eines Studio ermöglicht und gestern von mir bezogen. Mit erneuter Lust arbeite ich jetzt am „Dssian“ weiter.“ — Unter dem 14. Jan. wurde in's Tagebuch ein Weitläufiges



über das „Sprachenfest der Propaganda fide“, welchem Melzer an diesem Tage beizuhnte, eingetragen. Unter anderem bemerkt er hierüber: „Bei allem Interesse für das Charakteristische der zu Gehör gebrachten acht- und vierzig Sprachen übte ihre Verschiedenheit einen geradezu verwirrenden Eindruck auf mich. Im Besitze von drei bis vierhalb Idiomen fühlte ich mich recht armselig dieser Vielzüngigkeit gegenüber . . . Merkwürdig, daß sich für mich „Chinesisch“ womit wir gewöhnlich unfaßbaren Galimatias abfertigen hier als äußerst wohlklingend bemerkbar machte. Am Unvortheilhaftesten und ärgerlichsten wurde das „Deutsch“ durch einen breitmaulig dialectredenden Schweizer vertreten.“ . . .

Vom 19. Jan. findet sich notirt: „Heute Nachmittag (Sonntag) gab es wieder etwas Neues für mich zu sehen. Nämlich die zu Ehren von San Antonio Abbate alljährlich vor der auf seinen Namen geweihten Kirche bei Maria Maggiore vorgenommene Thiersegnung. Als ich um 2 Uhr dahin kam, waren schon viele Leute und Kutschen auf dem Platze vor der benannten Kirche versammelt. Aus allen Richtungen kamen noch Reiter zu Pferd und Esel, letztere mit Blumen und Bändern an Kopf und Schwanz geschmückt, herzu. Doch nicht nur die Thiere der Reitenden, sondern auch jene vor Kutschen und Karren herbeigekommenen waren gleicherweise angethan. Ich konnte wahrnehmen, daß mit der Function noch hingehalten werde, begab mich deshalb in's Innere der Kirche. Aufgeputzt wie das an Kirchenfesten üblich, den Fußboden mit Lorbeer- und Buchsbaumblättern bestreut fand ich sie; unter den vielen meist der Legende des Kirchenpatrones entnommenen Wandgemälden gibt es mehrere ganz beachtenswerthe. Die Statue von St. Antonio befindet sich in der ersten Kapelle rechts in einem verglasten Gehäuse, und schien, wie die anderweitigen Statuen, von bedeutendem Alter. Augenblicklich interessirten mich freilich zumeist die „lebenden Bilder“ der Kirche, wie z. B. der in Mitte derselben vor einem Tische sitzende Pater, umgeben von Leuten verschiedenster Classen, die sämmtlich ihren draußen harrenden Thieren die Segnung zu erwerben suchten. Es geschah dies durch Bezahlung einer wahrscheinlich bestimmten Taxe, die, wie ich wahrnehmen konnte, für einen Esel 20 Bajocco betrug, für Pferde, wie mir vorkam, um 5 höher war. Auf gesonderten Zetteln erhielten sie die Zahlungsbestätigung. War der erste Anlauf vorüber, dann begab sich der Pater angethan mit dem Pluvial vor das obere Kirchenthor, um über die während dem herangerückten Kutschen, Karren, Reiter und ledig vorgeführten Thiere eine lateinische Segensformel herzusagen und schließlich mit einem gefüllten Sprengwedel zu überrieseln. Damit war's abgethan. Die erste Serie zog von dannen, eine zweite, wohl auch dritte, vierte zc.



erhielt nach gleicher Schablone die festliche Segnung. Wie nirgend bei derartigen Extravaganzen fehlten auch hier nicht die — Engländer. Schon in der ersten Serie durch zwei bestberittene Exemplare vertreten mögen sie wohl auch für die folgenden ihren Antheil gestellt haben. Das schon gewöhnliche Contrastiren ihrer Haltung den Kindern anderer Völker gegenüber machte sich hier anblicks des bigotten Gethues der italienischen Viehbesitzer um so auffälliger. Steif und blasirt dreinschauend saßen sie da, bei der Segnung leicht nur ihre Kopfbedeckung lüftend, während die Italiener barhaupt zusammenknickten" . . .

Einblick auf das Innenleben Melzers im kürzlich gemietheten „Studio“, vermittelt die Aufzeichnung vom 2. Febr. „Das Fleisch kocht, ist aber noch nicht weich. Habe indeß die Suppe abgegossen und frisches Wasser dafür zugethan. Ich koche mir jetzt selbst, aber nicht immer Fleisch, das ist heute das erstemal. Bisher bestand meine Küche für den Mittag aus Kartoffeln, die ich gestern und vorgestern mit Stockfisch verbränte. Erleide dadurch weniger Zeitverlust, als wenn ich in's Gasthaus ginge, und komme zugleich um ein Drittheil billiger weg, was um so nothwendiger, als ich zur äußersten Einschränkung gezwungen bin. Mein Studio adaptirte ich deshalb auch zum Wohn- und Schlafgemache. Zur Bedienung übernahm ich vom Bildhauer Engel, welcher mit einer vollendeten großen Arbeit nach London abreiste, einen originellen alten Burschen, der in seinem Wesen wohl etwas dufelig ist, übrigens aber wie ein gut gedrücktes Saumthier seines Weges geht und keinen Anstoß nimmt an meiner primitiven Einrichtung, bestehend aus einem alten Rohrcanapee, das zugleich als Bettstatt dient, und einem Holzsoffer, den ich als Sitz beim wacklichen Schreib- und Zeichentische benütze. Also gedrickt von Engel leistete er mir jetzt auch gute Dienste beim Formen und Ausgießen meines Ossian, auf dessen Weiterausführung nun mein ganzes Sinnen und Trachten gerichtet ist" . . .

Die angeschlossene Notirung besagt: „Vor acht Tagen war ich wieder beim Hrn. Legationsrath, wo es zur Abrechnung kam über die bereits von ihm genommenen Vorschüsse auf meine Pension. Da fand sich denn zu meiner größten Bestürzung, daß von dem fälligen halbjährigen Betrage anstatt 20 Scudi, wie ich meinte, bloß noch so viele Bajocchi übrig blieben. In Erkenntniß der armseligen Lage wahrhaft niedergebeugt kam mir Herr v. Schnitzer, der meinen Zustand wohl begriffen hatte, freundlichst entgegen, denn im wohlwollensten Tone bot er mir einen Vorschuß aus eigenen Mitteln an, den ich dankbarst annahm: kam ich damit doch momentan wieder über das Unzulängliche der Klarstiftung hinaus. Der edle Stifter konnte freilich die rasch folgende Veränderung



der Verhältnisse nicht voraussehen, rechnete wahrscheinlich auch darauf, daß den Stifftlingen Aufträge zukommen würden. Wenn dieses aber, wie zeitlier bei mir, nicht erfolgte, dann liegt es klar zu Tage, daß die zugemessenen 300 fl. nur zu einer kläglichen Existenz wie ich sie thatsächlich friste führen müssen. Im Sinne des Stifters hätte es seither schon zu einer Erhöhung der Genußsumme für die Stifftlinge kommen sollen.“<sup>1)</sup>

... Meinem gepreßten Herzen Luft zu machen, ging ich selben Tages noch mit dem mir Freund gewordenen Bildhauer Knüpel vor die Porta Fabrico der Monte Vaticana hinauf, wo wir mit P. Theiner zusammentrafen, der uns in sein am Monte Mario gelegenes Ordenshaus zu Filippo Meri führte. Nach allen Seiten, auf die Stadt, die Campagna mit den fernen Gebirgen, wie auf das Meer bietet sich hier eine herrliche Aussicht. Theiner lebt trotz seiner Stellung als päpstlicher Archivar den größeren Theil des Jahres in seiner Ordenszelle, wo er ungestörter wie in der Stadt, wo ihn fortwährend Besucher belästigen, arbeiten kann. Auf meine Frage, ob es ihn nicht doch manchmal noch in die Heimat — Schlesien — ziehe, antwortete er mit entschiedenem „Nein!“ nachsetzend: „Die heimatlichen Anwandlungen streiften die 1848er Vorgänge vollständig ab“ ...

— Höchst freudiger Stimmung eingetragen erscheint des Weiteren die Notiz vom 11. Febr. lautend: „Mein Geld, nämlich die von zuhause verlangten 300 fl., stellt mir der Bruder für künftigen Monat in sichere Aussicht. Das gibt endlich Beruhigung, gibt Muth zur Vollführung meiner Pläne!“ ...

— Im Tagebuche, dem Plauderstübchen Melzers, wo das Freudige beschwingenden Nachhall, das Leidige beruhigenden Ausklang findet, gibt er sich auch immer wieder als der sinnreiche Erzähler des äußerlich Erschauten.

Dem Kalendergange folgend kommt er so unter Anderem zur Anschauung des römischen Carnevals, dem M. in seiner Art auch ganz neue Seiten abzugewinnen weiß. Unter dem 22. Febr. findet sich denn notirt: „Heute begann der Carnevale. Längst schon in Erwartung auf diesen Tag, doch weniger nach den Volksbelustigungen, als vielmehr wegen der Klänge jener Glocke, die regelmäßig bloß für zwei Ereignisse ertönen: zur Eröffnung des Carnevale und zum Lebensabschlusse eines Papstes, ging ich vor zwölf aufs Capitol, um hier den vollen Eindruck

1) Erst 1863 erfolgte die Erhöhung auf 500 fl. 1876, auf 800 fl. (Vergl. „die Prof. Dr. Alois „Klar'sche Künstlerstiftung“ von Rud. Müller Prag 1883.)



der mir „wunderfam“ geschilderten Capitolsglocke zu erhalten. Und wahrlich, es ist etwas wunderfam ergreifendes, trauervolles in ihren Klängen. Punkt 19 Uhr nach italienischer — 1 Uhr unserer Zeitrechnung — begann das Geläute und währte eine halbe Stunde. Doch nicht blos „eine“, wie gesagt wird, sondern beide, die untere, wie die obere wurden in Bewegung gesetzt, das heißt, wurden die Zungen oder Klöppel mittels daran befestigter Stricke an dem Glockenmund geworfen, so daß die Schläge unregelmäßig fielen, das Geläute tactlos blieb, was den Eindruck noch erschütternder machte. Lange nachdem schon die Klöppel ruhten, summten die Glocken unheimlich nach. Ein alter Italiener wußte mir bei dieser Gelegenheit viel von dem Schrecken der Römer zu erzählen, als in der Nacht nach der Schlacht bei Novara (23. März 1849) durch einige Heißsporne die Capitolsglocke in Bewegung gesetzt wurde angeblich zwar zur Verkündigung eines großen Sieges der Italiener über die Oesterreicher, der Schrecken sei aber richtig gewesen, wie nächsten Tags schon die Nachrichten von der Niederlage der Italiener bewiesen habe.

Als ich eine Stunde später wieder auf mein Quartier zulenkte, war der Corso bereits belebt, besonders von Fremden. Fenster und Balkone wurden geöffnet, bunte Teppiche herausgehungen, je nach Qualification der Quartierinsassen: aus Wolle, Seide, Damast mit Goldbrocat umsäumt &c. Auch an dem venetianischen (österreichischen Gesandtschafts-) Palaste wurden einige Fenster auf diese Weise geschmückt, es waren das jene, welche am Ende des Corso der Piazza del Popolo gegenüber liegen. Auf letzterem Platze stellte sich das mit klingendem Spiel heranmarschirte französische Militär auf. Gleiches geschah auf allen am Corso liegenden Plätzen; zu diesen Infanterietruppen rückten noch römische Dragoner an und besetzten die Gassenzugänge. Uebrigens war noch allerlei im Fertigmachen, so die Tribünen auf der Piazza, wie auch die Barrieren, welche das Trottoir von dem tieferliegenden Pflaster trennen sollten. Die ersten Carnevalsstunden scheinen überhaupt mehr zur Vorbereitung bestimmt, selbst für das Volk, das nur wie zu Orientirungen umherging, ohne noch die Ausgelassenheit aufzuknöpfen. Inzwischen weiter gegangen vernahm ich von Weitem Gewehrsalven, Pöller- und Kanonenschüsse, die Signale für den Beginn der Pferdewettrennen, überhaupt für den Losbruch der Carnivalstollheiten. Als ich um 6 Uhr auf die Piazza zurückkehrte, war für heute schon alles vorüber, das Militär zog ab, nur die zahlreich noch umherliegenden Confetti bezeugten, was mittlerweile vorging. . . .

Spätere Notirung: „Während der eilftägigen Dauer des Carnevals war ich dreimal Beobachter der Vorgänge. Die des ersten Tages beschrieb



ich bereits; das nächste Mal, am Donnerstage (Giovedì grasso), auf das gegebene Signal durch die Capitolsglocke dem Corso zuschreitend, wo bereits das Militär wieder seine Stellungen innehatte, entwickelte sich unter großem Zudrange bald auch die ungebundenste Heiterkeit, ja Ausgelassenheit. Die geschmückten Balkone und Fenster füllten sich mit Zuschauern, ebenso die ebenerdig aufgestellten Tribünen, Bänke und Stühle. Im Nu begann das Blumen- und Confettiwirfen von geradezu niederschmetternder Wirkung, weil begleitet von den verfänglichen Gypskügelchen, welche die Gewandung mit Weiß überziehen, die Augen mit unleidlichen Staub erfüllen und außerdem begleitet von sinnbestäubendem Gejohle. Ist's einmal zu diesem Tollheitsausbruche gekommen, bei welchem sich die stark untermischten Engländer besonders vorthun, dann wird's äußerst unbehaglich. Denn indessen die Italiener, namentlich die Frauen und Mädchen, noch mit Sträußchen, Teig- oder Zucker-Confettis umherwerfen, haben sich diese Albionsföhne mit Blechdüten, Schüsseln und Schaufeln versehen, die sie aus einem ungehangenen Sacke mit Gipskugeln immer von neuem füllen, und schonungslos, am liebsten in Richtung auf das Gesicht ausschleudern. Am Schlimmsten kamen dabei die im Gedränge auf bestimmten Linien in Wagen Auf- und Abfahrenden weg. Wenn auch selbst mit einem Vorrathe diverser Confetti's versehen, hatten sie doch den Anprall jener auf der ganzen Linie auszuhalten. Mitten drinn in der Tollheitswette war ich zugerichtet wie ein Müllergesell, hatte noch obendrein den Verdruß, daß mir das von einer allerliebsten Italienerin zugeworfene Sträußchen von so einem englischen Gypskügler rohester Weise entrisfen wurde. Die sonst üblichen Gesichtsmasken waren diesmal wieder „aus politischen Rücksichten“ verboten. Wer sich dennoch „unkennlich“ machen wollte, fand den Ausweg dafür in irgend einer Costumirung, die ihm bestmöglichst über das Verbot hinweghalf.

Den römischen Faschingsrummel bis auf die „Hefe“, nicht sowohl genießen, sondern kennen zu lernen, begab ich mich am letzten Tage, am Faschingsdienstage, auf den Corso, um absonderlich jenen Theil näher ins Auge zu fassen, welchen das schon erwähnte Schießen ankündigte nämlich das Pferderennen. Dieses begann gegen halb sechs unterhalb des Obeliskens und erstreckte sich entlang des Corso bis zum venetianischen Palaste. Die meist noch jungen Renner, aus dem Hofraume links der Porta del Popolo vorgeführt, waren mit unterschiedlichen Zeichen in roth, weiß, gelb zc. bemalt, ihre Hintertheile überdies mit allerlei sonderbaren Instrumenten behangen, die bei der Bewegung Lärm schlugen, oder die Hautfläche stachen und zwickten, also das Thier aufregten und zu wilder Flucht antrieben. So rasten dann auf der kaum 12 Fuß breiten, von



Zuschauern dicht besetzten Bahn, acht Pferde dahin. Unter Aufjauchzen hatte das erste sein Ziel erreicht und wurde nun mit Pomp durch die Stadt geführt. Voran sah ich eine schöne und kostbare Fahne tragen die zum Gewinnste von 70 Scudi gehörte ihr folgte ein bunt costümirtter Bereiter, ein Trommelschläger, diesem nach das preisgekrönte Kößlein, von einem buntscheckig bekleideten Stallburschen geführt. Unendliches Bravo! Bravissimo! begleitete den Siegeszug. . . . Als eigentlicher Schluß des Carnevals gilt das Lichteln — Maccoli — einer überaus belustigenden Hege, bei welcher es dem einen Theile darauf ankommt, die fast wie durch Zauber ins Millionenfache auftauchenden Lichtchen auszublasen, dem anderen, sie aufs Neue anzuzünden. — Diesmal wurde wegen des Maskirungsverbots absonderlich demonstrirt, denn nur verschwindend wenige Maccoli's zeigten sich auf dem Corso, desto mehr dafür in den Fenstern, wie auf den Balkons. Es war das ein Effect, als ob unzählbare Johannis- oder Leuchtkäfer umherhuschten. In Voraussicht dieser Demonstrationsweise hatten sich die Bösher mit entsprechenden Apparaten versehen, u. z. mit langen Wedeln, an Stangen befestigten Tüchern u. dgl. m. Damit attackirten sie nun unter betäubendem Gejohl die Maccoli bis Punkt Sieben. Mit dem Schlage dieser Stunde verschwanden allum die Lichtchen, verstummte das Kreischen und Richern, fuhren die zahlreichen Equipagen ihrer Wege, und blieben nur hörbar noch die Einzelrufe: Bona notte! Bona quaresima! . . .

Nachtrag. Mit diesem Bona quaresima — gute Fastenzeit wünschen — hat es seine guten Gründe. Schon am nächsten Tage kam ich dahinter. Denn als ich wie gewöhnlich im Kaffeehause „Cafe a latte“ (mit Milch) begehrte, ersuchte mich der Wirth mit leiser Stimme ins andere Zimmer zu gehen, da es ihm verboten sei, während der Faste in diesem vorderen Kaffee mit Milch zu verabreichen. (!) Thatsächlich mußten sich die „Schwarzen“ und die „Weißen“ durch eine Scheidewand auseinander halten lassen. Die ersteren sind diesfalls die gut Römischkatholischen, die anderen die „Reger“. Die Consequenz davon, wenn der Wirth nicht zwei Zimmer hat, ist ein Vorhang, mittels dessen er das eine in zwei Hälften theilen muß. Für uns Desterreicher, die wir doch nicht ohneweiters unter die Reger geworfen werden wollen, hat diese Fastenformel etwas geradezu Lächerliches. . . .

16. März. Heute kam im Begegnen Prof. Wagner auf mich zu mit der Einladung zur Besichtigung der Preisarbeiten an der Akademie San Luca. Ich folgte ihm. Am Concourse für den Bildhauerpreis hatten sich blos zwei Künstler betheiliget, beide aber preiswürdig. Darzustellen galt es eine Gruppe aus dem bethlehemitischen Rindermorde. Wohl



im Einzelnen gut modellirt, entging doch dem einen wie dem anderen das Zusammenfassen der Figuren zur lebenswahren Action. . . .

Die Preisaufgabe für Maler bestand in Darstellung der Verspottung Iob's. Zwölf Gemälde concurrirten. Fast alle, mit Ausnahme des einen von Dbrh, einem Deutschen, ließen auf die fehlgegriffene, ja mitunter ekelerregende Hauptfigur hinweisen. Ein anderer Deutscher, Namens Tirsch, brachte zwar ein recht effectvoll gemaltes Bild bei, steht jedoch in der Auffassung des Gegenstandes zurück hinter jenem von Dbrh dem ich den Preis zuerkannte und dabei von Wagner keinen Widerspruch erfuhr.“ . . .

21. März. „Mein Urtheil war auch das der Preisrichter: Dbrh hat den Preis erhalten.“

„Auf den Anruf nach Hause erfolgte endlich wieder ein Brief vom Bruder Ferdinand mit einer Note von 50 fl., die sich aber beim Umwechseln in römisches Geld durch die Cursdifferenz um 5 Scudi vermindert keine Kleinigkeit für mich in der jetzigen Geldklemme!“ . . .

Eine bisher unberührt gelassene Stimmungsaite macht sich vernehmbar mittels einer späteren Notiz, lautend: „Ich gehe jetzt gern an Sonn- und Feiertagen in die gewissermaßen „Oesterreichische Kirche“ San Maria dell' Anima und höre, was ich noch selten gethan, die Predigt. Es ist das weder eine Gesinnungsänderung, weder Speculation noch Scheinheiligkeit die mir stets verhaßt war und verhaßt bleibt, sondern einfach Folge des Bewußtseins: ich sei Katholik. In der katholischen Religion erzogen, durch sie geeint mit der größten Gemeinde der Welt, bleibt es denn auch Pflicht, sich als Gemeindeangehöriger zu benehmen. Nicht blind für die in sie eingeschlichenen Mißbräuche, vermag ich andererseits ebensowenig das Schöne, Erhabene, das Culturleben Fördernde zu übersehen. Dieser jetzige Kirchenbesuch muthet mich, den Vereinsamten, an, wie der Verkehr mit guter Gesellschaft, in welcher der ganz vorzügliche Prediger der Wortführer ist, dem alle gern zuhören, und jeder sich vom Gehörten etwas mit nach Hause nimmt. Zugegeben, daß das von ihm vorgetragene mit der heutigen Lebensprax vielfach im Widerspruche stehe, spinnt sich damit doch unleugbar der rothe Faden sittlicher Gesinnung, wie moralischer Kraft weiter, und bringt zu erfrishtem Anlaufe nach dem Idealen, dessen kein Mensch, am wenigsten der Künstler entrathen darf, will er anders nicht der Trivialität verfallen.“ . . .

Unter freudvoller Einleitung findet sich dann im Tagebuche notirt: „Ich begann eine kleine Statue in Thon, den böhmischen Dichter Sominich von Budecz vorstellend, und will sie in Gyps abformen, später in



Marmor für Prag ausführen. Als Gegenstück dazu entwarf ich das Standbild der böhmischen Dichterin Eva Lobkowitz. Entworfen ist auch eine Variante der Shakespeare-Figur, sitzend, und ich glaubte damit einen glücklicheren Griff gethan zu haben, wie mit der zertrümmerten stehenden. Bestimmte sie deshalb auch zur Ausführung in Marmor.“. . . Diesem neuen Aufschwunge entspricht der Anschluß: „Der Frühling mit seinem ganzen Zauber ist in Rom eingezogen: die Laubbäume grünen, die Blumen erschließen sich, und allum entströmt den Gärten köstlicher Duft.“. . .

Auffällig contrastirend lautet dafür wieder die Epistel vom 20. April: „Ostersonntag! der erste in Rom . . . Ich habe soeben geweint wie ein Kind. Warum kann ich selbst nicht sagen. Offenbar hängt dieser gereizte Zustand mit der Krankheit zusammen, die mich seit einer Woche wieder verfolgt, und, wie der Arzt sagt, 's Quartier wechselt zwischen Magen und Leber.“. . . Die ärztlichen Heilmittel vermögen freilich den Zustand nicht ohneweiters zu beheben. Was mir gründlich helfen könnte, ist leider in keiner Apotheke zu haben. Der Arzt meint es wohl gut, wenn er sagt: „Sie dürfen sich nicht in ihrem Studio vergraben, dürfen sich nicht trübe Gedanken beikommen lassen, müssen heitere Gesellschaft und Zerstreuung suchen.“ Ráth mir außerdem einige Zeit in Neapel zu verbringen, mindestens einige Tage am Lande dem Nichtsthun obliegen zu sollen . . .

3. Mai. „Mittwoch Abends kehrte ich von der Sonntag unternommenen Genesungsreise — von Frascati her — zurück, und fühle mich so ziemlich wieder hergestellt. Den beabsichtigten längeren Aufenthalt verleidete mir nebst dem regnerischen Wetter die kostspielige, dabei schlechte Zehrung . . . Wenige Tage darnach unternahm ich mit Freund Knüpel einen Ausflug zum Ausgrabungsfelde an der Via Appia . . . Da wir selben Weges nicht wieder zurückkehren wollten, gingen wir quer über die Campagna in der Richtung auf St. Paul, einer Strecke, die weit größer war, als es den Anschein hatte. Bald gings über kahle Hügel, bald wieder durch hohes, zur Brust heranreichendes Wiesengras. Endlich vor einer weiteren Anhöhe, von der wir uns St. Paul nahe glaubten, war die Enttäuschung eine ganz fatale; denn oben angelangt hatten wir ein weithin zerklüftetes Terrain mit zu Theil tief eingesunkenen Stellen und gähnenden Schründen vor uns. Ah, das ist über den Katakomben! war der gemeinsame Ausruf, und so war es auch. Begreiflicher Weise vom Schauer ergriffen auf einer Scholle zu wandeln, die bei jedweder Erschütterung in neuerliches Sinken gerathen könne, suchten wir behutsam einen Rückweg, kamen dabei auch richtig zu dem an der linken Seite des Hügels gelegenen, bequemen Eingang in die Katakomben. Dieser bestand aus einem großen



Felsenthore, das, wie ich glaube, erst späterer Zeit die jetzige Gestaltung erhielt. Es war offen, ich war auch gewillt auf eine Strecke weit hineinzugehen, nur schreckte mich für diesmal die herauswehende eisige Kühle mit Rücksicht auf meine Gesundheit davon ab. . . . Vor uns lag, blos durch eine Wiese getrennt, die Abtei alle tre Fontane; dahin richteten wir unsere Schritte. Durch ein Thor, unter dessen Kreuzbogen noch ansehnliche Reste altchristlicher Malereien vorhanden sind, traten wir in den geräumigen Hof. Die erste der drei hier vorfindlichen Kirchen, in die wir eintraten, war S. Maria Scala Coeli benannt nach der Sage, daß St. Bernhard an der Stelle eine Himmelsleiter erblickte, auf welcher Engel, mit erlösten „armen Seelen“, aufstiegen. Die Kirche, außer einem einzigen Altare in der linken Seitenhalle leer und weißgetüncht, hat blos ein sehenswerthes Mosaik über jenem Altare, nach der Zeichnung von Giovanni de Vecchi, gemalt von Franc. Zucco. Die zweite Kirche im Hintergrunde, S. Paolo alle tre Fontane, ist auf der Stelle erbaut, wo St. Paulus enthauptet wurde, die drei Altäre aber bezeichnen die drei nach seiner Enthauptung wunderbar entsprungenen Quellen. — Der dritte größte und älteste Botivbau ist im Außern wie im Innern der besterhaltene, und datirt aus der Zeit Papst Honorius I. († 1638), indeß die beiden anderen Kirchen die stilwidrigsten „Renovationen“ erfuhren. Das seit 1146 mit ihnen verbundene Cisterzienserkloster ist der höchst ungesunden Lage wegen verlassen, und üben blos noch in den Herbst- und Wintermonaten zwei Franziskanermönche geistliche Function für die Landleute der Umgegend. . . .“

12. Mai. „So eben komme ich wieder von der Post aber kein Brief, kein Geld harrte meiner, dafür fortgesetzte Entbehrung! Vor Scham außer Stande, das Bild meines Inneren vor Jemand zu enthüllen, muß ich nun dulden und tragen komme was da wolle. . . . Seit acht Tagen besteht in Folge der Cassa-Ebbe meine Nahrung aus schwarzem Kaffee und Brod. . . . Habe endlich die Uhr versetzen müssen. . . . Woher bei solchem Zustande Arbeitslust, Arbeitskraft nehmen?! . . . Schon ein Jahr in Rom! Wie viel in diesem gelitten, wie wenig vollbracht! . . . Dennoch rufe ich mir zu: Nur Muth gefaßt, in der Ausdauer beharren.“

18. Mai. „Noch immer keine Aenderung. Tag um Tag setze ich neues Vertrauen auf die Post, sehe mich aber auch Tag für Tag in meiner Hoffnung getäuscht!“ . . . .

23. Mai. Gestern hat ich Hrn. Legationsrath v. Schnitzer um die Gefälligkeit, mir den rückständigen Stiftungsbetrag für das erste halbe Jahr auszahlen zu wollen. Wohl erwiderte er, die bezügliche Anweisung dafür



sei ihm noch nicht zugekommen, ließ mir aber doch aus Eigenem 20 Scudi. Nach Tilgung der inzwischen aufgelaufenen Schulden glaube ich nun wieder auf drei Wochen gesichert zu sein . . . ."

„König Ludwig von Baiern verließ nach einem schon gewöhnlich längerem Aufenthalte am 20. Rom. Wie üblich, wenn er hier weilte, wurden auch diesmal die älteren Künstler, abwechselnd je zwei, täglich zu Tische geladen. Am Vorabende vor seiner Abreise wurde ihm zu Ehren durch deutschfreundliche Römer das Colosseum bengalisch beleuchtet. Des anderen Morgens früh 4 Uhr kam er die Passeggiato über den Monte Pincio von seiner Villa herab, blos vom Bildhauer Professor Wagner, seinem Intimus, und dem Tiroler Maler Schöpff nebst geringem Gefolge begleitet, zu den für seine Abfahrt bereitstehenden Wägen. Nach schlicht herzlichen Worten an uns alle zur Verabschiedung herbeigekommen, Alle zu baldigem Besuche Münchens einladend fuhr dieser mit Grund so benannte „deutsche Perikles“ nach seiner Heimat . . . ."

„Am selben Nachmittage erhielt ich die längst erwartete Nachricht von Hause. Tragikomisch genug vermochte ich den Brief nicht sogleich in Empfang zu nehmen, denn es belastete ihn ein Porto von 47 Bajocchi — die ich nicht besaß! — mußte also vorerst noch von Freund Knüpel einen Scudo pumpen, zur Inempfangnahme. Kläglicherweise verträstete das Schreiben auf eine „nächstfolgende Geldsendung“ und stellte mich vor die Frage: wie bis dahin das Auskommen finden?! — Glücklicherweise hatte ich noch einige gangbare Münzen aus einer beabsichtigten Sammlung herausgefunden. Diese mußten nun, wie leid es mir auch that, flöten gehen . . . . Am Ersprießlichsten wirkte dabei ein mit dem Bildnisse Napoleons, als König von Italien versehenes 10 Centimestück . . . . Darüber war ein neuer Tag vergangen, und auch die Hälfte des folgenden, bevor ich wieder Luxus treiben, mir ein Brod kaufen konnte, zu welchem sich beim verschämten Ausgange zur Aqua accetosa ungenirt Wasser trinken ließ. Dieser trostlosen Situation etwas Ideales anzuthun, setzte ich mich auf die zur Stelle von König Ludwig 1821 angeordneten, mit schattengebenden Bäumen umgebenen Steinbank . . . Da saß ich nun in mich gefehrt, zu meinen Füßen zogen die gelben Wellen der Tiber murmelnd dahin; von Rom her wurde abwechselnd Uhrenschlag und Glockengeläute vernehmbar; vor mir lag der felsige Soracte, der Norden — meine Heimat, in welcher ich noch nicht Kimmernisse kannte, wie sie hier in der Stadt meiner Ideale über mich kamen . . . Immerlich erregt flatterte die Phantasie wohl dem eingefangenen Vogel gleich wie von Sprosse zu Sprosse, von Plan zu Plan, doch ohne Halt — am



längsten nur bei dem: mich einem Bildhauer zu verdingen, falls nicht bald eine Wendung zum Bessern auf anderem Wege erfolge . . . ."

Erneuten Aufschwung spiegelt dagegen wieder die Notiz vom 24. Juni. „Gott Dank, gestern kam endlich die lang ersehnte Beihilfe von meinen Geschwistern. Nun hat alle Noth, haben alle Sorgen ein Ende . . . .“ Diese Prüfungszeit hat mich fester, männlicher gemacht; ich lernte mich selbst bekämpfen und an mir halten, nicht weichlich jedem Begegnenden vorjammern und beschämendes Mitleid in Anspruch nehmen . . . . Nun will ich auch fleißig, doppelt fleißig sein, um mir einen ehrenvollen Platz in der Kunstwelt erobern, meinem geliebten Meister Max, im Hochgefühl sein bester Schüler zu sein, vor Augen treten zu können . . . ."

(Schluß folgt.)

## Das Jahr im Volksliede und Volksbranche in Deutschböhmen.<sup>1)</sup>

Von Anton August Naaff.

### III. Ostern.

#### A. Die vorösterliche (Fasten-) Zeit.

Wie bei der Weihnachtszeit, dem altdeutschen „Zul-“ und späteren „Christ“-Feste, so haben wir auch bei der Osterfeier die ursprünglichen altheidnischen neben den späteren christlichen Vorstellungen, Einrichtungen und Gebräuchen zu unterscheiden. Weihnachten und Ostern waren von altersher die zwei Hauptzeiten des ganzen Volksjahres, was ihr Ursprung, der Zeitpunkt ihrer Feier, die verschiedenen damit verknüpften Sinnbilder und Gebräuche u. s. w. klar erweisen.

Wie das altdeutsche Zul-, (spätere Christ-) Fest, das eigentlich die Winter Sonnenwende feierte und von jeher den kalendarischen äußeren wie inneren (geistigen) Mittelpunkt des ganzen Winterhalbjahres bildete, der Kern geworden ist, um welchen sich alle anderen Vor- und Nachweihnachts-Festtage, Gebräuche u. s. w. gruppieren, so beherrscht und verdunkelt auch die Osterfeier als das eigentliche Sommer-Hauptfest alle anderen sommerlichen Festtage und ist und bleibt heute in der vorchristlichen Form ebenso wie einst in altheidnischer das leitende

1) Vergl. Jahrgang XXIII. Seite 182.



Frühlings- und Sommerfest in dem der Natur angegliederten Volksjahre, dem alle anderen Feste und Festbräuche des Sommerhalbjahres in ähnlichem Sinne wie oben nur als Einbegleitung, Vorbereitung oder als Ausläufer und Nachfeier dienen.<sup>1)</sup>

Im christlichen Volksjahr der germanischen Welt leitet nun, ähnlich wie Weihnachten durch den „Advent“ vorbereitet wird, die „Faste“ zur Osterfestzeit hin, und wir haben uns also zuerst mit dieser Vorbereitungszeit zu beschäftigen.

Ich habe im letzten Abschnitt bei der Betrachtung der Faschingszeit dargelegt, wie es komme, daß dieselbe seit altersher und so allgemein im deutschen Volks-, besonders im Bauernjahre als die „lustige Zeit“ mit Sang und Klang, mit Tanz und Mummenschanz und in Saus und Braus gefeiert werde. Daß sich durch die einst vielfach sehr ausgiebigen und andauernden Fastnachtslustbarkeiten und Faschingsgelage naturgemäß im gewohnten Verlauf aller Dinge einestheils die Genußkraft des Volkes selbst zeitweise bis zu einem gewissen Grade erschöpfte, anderentheils auch der Vorrath an Geld und Gut sich minderte und somit auch schon durch wirtschaftliche Rücksichten dem allzulangen Faschingstreiben ein Damm und Ziel gesetzt werden mußte, ist leicht abzusehen und ferner ebenso naheliegend, weil noch heute durch das lebendige Beispiel ähnlicher Art im Volkshaushalte bekräftigt, daß nach dem Fasching, nach der tollen, lustigen Zeit, für Leib und Seele ebenso wie für Säckel und Vorrathskammer wiederum eine Zeit der Sammlung, der Zurückhaltung, des Sparens, der Genügsamkeit und Selbstbeschränkung eintreten müsse. Dies Gebot der Selbstbeschränkung und einer gewissen Enthaltjamkeit in den Wochen gegen Ausgang des Winters nach der vollgenossenen Lustbarkeit und den Freuden des Faschings machte sich im Volkshaushalte und Volksbrauche von selbst um so dringender und ganz natürlich geltend, wenn das zunächst bevorstehende zweite Hauptfest des Jahres, das nun bald kommende Osterfest ins Auge gefaßt wurde, das abermals seine besonderen

---

1) Diese Unterscheidung von bloß zwei Hauptfesten für Sommer und Winter ist durchaus volksgemäß und der allgemeinen Volksansicht noch heute entsprechend, die das Jahr nicht kalendarisch in Viertel und nach vier Jahreszeiten (Frühling, Sommer, Herbst und Winter) sondern einfach, und bei den oft so großen Verschiebungen natürlicher Wandelbarkeit der sogenannten vier Jahreszeiten, die den Frühling und Herbst nur zu oft zum Winter oder auch Vor-, bezw. Nachsommer macht — auch am richtigsten — bloß in Sommer und Winter theilt. Diese Grundanschauung kommt auch im Volksbrauche und Volksliede sinnig zum Ausdruck, wie späterhin dargelegt werden wird.



Ansprüche stellte und ebenfalls aus dem vollen gefeiert und genossen sein wollte, d. h. mit genußfrischem Herzen und neugefüllten Kammern und Kasten. Ueberdies mahnte die um Ostern gewöhnlich auch wieder beginnende neue Feldarbeit, der Neubau der Sommerfrüchte und die damit stets verbundenen größeren wirthschaftlichen Vorkausgaben den Hauswirth auf dem flachen Lande ebenfalls daran, bereits vorzeitig mit Kraft wie Gut Haus zu halten, und nach der Fastnacht womöglich das durch Sparsamkeit und geringeren „Aufgang“ wieder herein zu bringen, was etwa im Fasching zu viel und zu leicht dahingegeben wurde. Sollte demnach die „Faste“, wie sie noch heute besteht, erst und nur kirchlichen und nicht viel älteren allgemeinen Ursprungs bloß aus einer Kirchenvorschrift und nicht etwa aus dem ganzen inneren Bedürfnisse des Volkslebens heraus von selbst entstanden, sodann aber von der christlichen Kirche, die kluger und sinniger Weise und mit Recht den alten Volksbräuchen, wo sie — konnte oder auch mußte — sich anschmiegte, einfach aufgenommen und ihren eigenen Zwecken angepaßt worden sein?

Das mindestens ist geschichtlich gewiß, die Selbstbeschränkung durch eine gewisse Enthaltksamkeit von Speise und Trank ist uralte, älter als das Christenthum selbst. Schon die „Vedas“, die heiligen Bücher der indischen Brahminen, welche selbst die Bücher Moses, also auch die jüdische Glaubenssagung, an Alter weit überragen, bezeichnen das Fasten bereits als einen uralten Religionsgebrauch.

Die Selbstbeschränkung und Selbstabtödtung durch Fasten findet sich auch unter den Vorschriften der alten Egypter, der buddhistischen Völker, der Hindus, Perser, Assyrer u. s. f., stammt also bestimmt aus dem Morgenlande und schon von den ältesten Religionen und Culturnationen, und ist im Grunde eine so allgemein menschliche Übung, die allzeit und allenthalben gern mit religiösen Bräuchen verbunden wurde, daß man annehmen muß, es war dies selbständig, ohne Nachahmung fremden Beispiels auch seit uralter Zeit bei den Germanen u. zw. auch zur Vorbereitung auf das Osterfest der Fall, und die spätere christliche Lehre und Übung betreffs des Oster-Fastens habe diesfalls wenig oder nichts Neues eingeführt, sondern nur mehr schon Bestehendes umgestaltet, weiter entwickelt, geistig erhoben und veredelt.

Anfangs beschränkte sich die christliche Faste auf eine 36—40stündige Enthaltksamkeit zur Ostervorfeier selbst u. z. vom Charfreitag Nachmittags bis Oster Sonntag; erst Telesphorus (Bischof zu Rom) führte im 2. Jahrhundert durch ein eigenes Kirchengesetz ein 36—40tägiges Fasten ein, das natürlich nicht so streng in seinen Vorschriften sein konnte wie



das obige und den Ursprung der bis heute noch üblichen sogenannten Fastenzeit und Ostervorbereitung bildet, die zuletzt von Papst Gregor (der Große genannt) auf 40 Tage (mit dem Aschermittwoch als Ausgangstag) festgesetzt wurde.

Die kirchlichen Bräuche und Lieder während der vorösterlichen (Fasten-) Zeit sind bekannt, weil noch durch allgemeine regelmäßige Uebung lebendig. Unter den kirchlichen Fastenliedern gibt es ebenfalls einzelne gute Volkslieder, deren Aufzeichnung und Zusammenstellung sehr wünschenswerth wäre; doch konnte der Verf. bisher nichts Mittheilenswerthes hievon erlangen. Von den noch mit den altgermanischen (heidnischen) Volksüberlieferungen und Anschauungen zusammenhängenden Gebräuchen und Liedern aus der Vor-Oster-Zeit (Fastenzeit) ist vor Allem das *Todaustragen* zu nennen — ein sehr alter und allgemeiner deutscher Volksbrauch.

Er findet sich bis in die neueste Zeit auch in Deutschböhmen in der Form in Uebung, daß eine mit Stroh, Heu, Häcksel u. dgl. ausgestopfte Puppe in Menschengestalt und Menschengröße mit ausgespreizten Armen auf eine hohe Stange gesteckt, festgebunden und im allgemeinen Umzuge durch das Dorf oder auch um die Felder getragen wird. Hiezu wird im Nordwesten, im Egergebiete folgender Text gesungen:

#### Lied der Todausträger.

Heut trog mer'n Tod aus  
Zu Duppe (Duppau) übers Rothhaus,  
Zu Kood'n (Kaaden) über'n Kost'n  
Mitt'n in da Fost'n!

(Zusatz:) Hätt' m'r'n Tod net ausgetrog'n  
Hätt'r d' ol't'n Woiva olle drschlog'n!

Dieser „Tod“ wurde zuletzt nach längerem Umzuge, wobei stets helle Freude herrschte und viel Muthwille sein Spiel trieb, so daß das „Todaustragen“ stets als ein Freudentag galt, in einen Teich, Fluß oder Bach geworfen, auch auf freiem Felde verbrannt oder sonst durch den Uebermuth der Jugend zerstört. Zuweilen pflegte man den „ausgetragenen Tod“ auch auf der Feldmarke einer Nachbargemeinde aufzupflanzen, was als Spott und Neckerei galt und zwischen den Burschen der verschiedenen Dörfer mitunter auch zu tüchtigen Kaufhändeln führte.

Im Falkenauer Gebiete wird der Tod am vierten Fastensonntage Mittags von 12—1 Uhr ausgetragen und dabei folgendes Lied gesungen:



Trog' mern, trog mern Tod aus,  
Schloggenwoller Rothhaus,  
Heut in der Fosten  
Stell'n mern Tod am Koff'n.  
Stell'n mer'n Tod auf's Butterfoß  
Ward er troppe-trasche noß!  
Leisom, leisom!  
Koz friß Fleisch ziom!  
Eier raus!

(Falkenauer Gegend.)

Um Sinn und Ursprung dieses alten Volksbrauches festzustellen und zu erklären, brauchen wir wohl keine weit zurückschweifenden und auch keine allzu gelehrt tiefgründigen Forschungen und Betrachtungen anzustellen. Es ist so naheliegend, so selbstverständlich, daß derselbe sinnige deutsche Volksgeist, der so sehr auf die Natur angewiesen war und ganz in derselben und mit derselben lebte, nachdem er im Julfeste schon (zu Weihnachten) die Wiedergeburt des neuen Lichtes und Sonnenjahres feierte, auch durch einen sinnbildlichen Volksbrauch in dieser Zeit seine Freude über den Tod des Winters und die Ankunft des Sommers öffentlich und allgemein kundgab. Es ist durchaus nicht nöthig, mehr als das hineinzudeuten oder mit Hilfe geschichtlicher Ableitungen u. s. w. noch mehr daraus heranzutisteln zu wollen. Die Sitte des Tod austragens bedeutet nicht mehr und nicht minder als die Freude kundgebung der Volksseele über das Ende des Winters und die bevorstehende Wiederkehr des Sommers.<sup>1)</sup>

---

1) Ganz deutlich ergibt sich dies insbesondere aus dem Volksliede „Das Tod-austreiben“, das dem Verf. nachträglich noch in der bekannten deutschen Volksliedersammlung „Des Knaben Wunderhorn“ S. 109 unterkam. Es lautet:

#### Das Tod austragen.

So treiben wir den Winter aus,  
Durch unsre Stadt zum Thor hinaus,  
Mit sein' Betrug und Listen,  
Den rechten Antichristen.

Wir stürzen ihn von Berg und Thal,  
Damit er sich zu Tode fall'  
Und uns nicht mehr betrüge  
Durch seine späten Züge.

Und nun der Tod das Feld geräumt,  
So weit und breit der Sommer träumt,



Ganz im obigen Sinne äußert sich auch, wie ich zum Schluß noch finde, Dr. H. Dunger in seinen „Kundum- und Reimsprüchen aus dem Voigtlande“, worin er auf Seite 189 unter dem Titel „Frühlingsfest“ folgende, hier zur Ergänzung und Vergleichung besonders werthvolle Mittheilung macht: Bis vor Kurzem fand am 1. März oder zu Laetare namentlich im russischen Voigtland das auch anderwärts bekannte Tod-austreiben statt, ein Nachklang des uralten germanischen Mythos vom Kampfe des Sommers mit dem Winter. Das junge Volk trug eine angepuzte Strohpuppe auf einer Stange (der Tod-Winter) im Dorfe herum und stürzte sie dann ins Wasser unter dem Gesange:

Heute treib'n wir'n Tod aus  
Uebers Gär'sche Köthhaus,  
Ueber Stock und Steine,  
Brech' ne Hals und Bène.

Darauf wurden in den Häusern Geschenke, namentlich Eier, gesammelt, indem man dabei sang:

Wir hab'n den Tod wol ausgetrieben,  
Die faulen Mädel sind zu Hause geblieben,  
Sie sitzen in der Höllen  
Und lauern auf die Junggesellen.  
Wir bringen Euch an warmen Sommer mit,  
Theilt uns nur a paar Eier mit.

Durch das Erfäufen der Puppe ist der Winter getödtet und der Sommer wieder in sein Recht eingesetzt. (Man vergl. noch, um den pangermanistischen, altdutschen Grundzug dieses alten Volksbrauches sich vollends klarzulegen: Brückner, Neussische Landeskunde S. 189, Panzer, Bayrische Sagen und Gebräuche II., 73, Rheinsberg-Düringsfeld, das festl. Jahr S. 79, Hilffas, Curieuse Gedanken von dem Gebrauche am Sonntag Laétare, welchen man insgemein nennt „den Tod-austreiber“ aus dem Latein. übersetzt, Dresden und Leipzig 1701; G. Klamm, Hand-

---

Er träumet in dem Maien  
Von Blümlein mancherleien.

Die Blume sproßt aus göttlich Wort  
Und deutet auf viel schönern Ort;  
Wer ist's, der das gelehret?  
Gott ist's, der das bescheeret.

(Mittel- und Norddeutschland.)



buch der germanischen Alterthumskunde S. 376; Grimm, deutsche Mythologie I. Ausgabe S. 442.

Eine andere Lesart des Liedes lautet im Thüring'schen (nach Dün-ger) noch:

Heute treib'n wir den Tod aus,  
Uebers Waid'sche Rathhaus,  
Ueber Stock und Stein,  
Bricht Hals und Bein.  
Wir Alle, wir Alle kommen raus

Und tragen heute den Tod nans;  
Komm Frühling wieder mit uns in das Dorf,  
Willkommen lieber Frühling!

Daß in manchen Gegenden hiemit im Laufe der Zeit auch noch eine ortsgeschichtliche Erinnerung od. Bedeutung verknüpft wurde, mag allerdings öfter vorkommen, darf jedoch für das Allgemeine das Wesen der Sache selbst nicht verwischen. Niemals darf vergessen werden, daß es sich bei all diesen Volksbräuchen wesentlich und vor Allem stets um die Feier der beiden Hauptfeste des Sommers und Winters handelt. Um diese zwei Hauptfeste des Volksjahres, um Weihnachten und Ostern, als die Festsinnbilder des Winters und Sommers, dreht sich das Denken und Handeln, also auch die Dichtung des Volkes in Festbrauch, Spruch und Lied. Ganz offen spricht sich diese Thatsache in einem ebenfalls uralten deutschen Bauern-Spiele aus, das noch bis in die neue Zeit im Erzgebirge, an der Mitteleger, im Komotauer Bezirke und auch in der Planer Gegend — sowie gewiß auch in mancher anderen — in Übung war und gerade heraus den Kampf des Sommers mit dem Winter behandelte und versinnbildete.

Dieses für die Auffassung der Volksfeste und Bräuche im Jahre besonders bedeutsame „Sommer- und Winterspiel“ wurde nach den mündlichen Mittheilungen verschiedener älterer Gewährsleute an den Verf. zu verschiedenen Zeiten aufgeführt, bald im Advent (also in die Weihnachtsfestgruppe eingereiht), bald in die Fasten, und in diesem Falle den Osterfest-Gebräuchen zugehörend. Dieser Wechsel der Zeit ist hier ganz natürlich und leicht zu erklären. Das Spiel paßte nöthigenfalls für Winter und Sommer oder ließ sich wenigstens dazu einrichten, ist aber seinem



Ursprung und Wesen nach, wie auch aus dem Inhalte ersichtlich sein wird — doch eigentlich ein Osterspiel und für die vorösterliche (Fasten-) Zeit gedacht und bestimmt, weshalb es auch hier unter diesem Abschnitt zur Mittheilung kommt. Meist in der Faste, andernfalls wenn der Trieb nach einigem Erwerb schon stärker drängte, auch früher noch, kamen vom Erzgebirge die Sommer- und Winter-Sänger ins Flachland herab und wanderten von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus. Auch aus den Eger-Dörfern selbst fanden sich solche Darsteller. — Sie waren ihren Rollen entsprechend gekleidet, beziehungsweise ausgerüstet. So trug der Sommer in Nord-Deutschböhmen z. B. an der Eger, im Planer und Tepler Gebiete ein kleines Bäumchen mit Früchten, in Süd-Deutschböhmen (Hoferschlag, Königsee, Böhmerwald) eine Sense (meist im verkleinerten Maßstabe) in der Hand, der Winter aber ging im Schafpelz mit einem Drischel einher.

Kamen Sommer und Winter nun in ein Haus, so führten sie im Wettstreit und Wettgesang das folgende Sommer- und Winterspiel auf:

Da Summa tritt vor und singt:

Gi Winta, du bist mir a schlechta Gsell,  
Gehst d' ol't'n Weiwa olla in d' Höll.  
D je Herr mein,  
Da Summa is fein!

Da Winta

Gi Summa du bist a schlechta Baua,  
Machst den Weiwan die Millich gern saua!  
D je Herr mein,  
Da Winta is fein!

Da Summa:

Wenns kimmt zu Bartlmäitag,  
Da schüttl' ich meine Berla und Äppel ab  
(Birnen und Äpfel)  
D je Herr mein,  
Da Summa is fein!

Da Winta:

Wenns kimmt bis Weihnachten,  
Do thu ich dem Bauer d' Sau oschlochten.  
D je Herr mein,  
Do Winta is fein!

Da Summa:

Wenn zu G'hannes (zu Johanni) kimmt  
da Schnit,

Gehst Korn und da Waza mit.  
D je Herr mein,  
Da Summa is fein!

Da Winta:

Hauft dus oh, so drisch ichs aus,  
Und 's koch'n d' Weiwa Knöbla draus.  
D je Herr mein,  
Da Winta is fein!

Da Summa:

Hörst Winta, du darfst ma nimma vill  
jog'n,  
Sinst thu i dich von donna jog'n!  
D je Herr mein,  
Da Summa is fein!

Da Winta:

Hörst Summa, du darfst mich net vill  
duß'n,  
Ich steck dich unta mein Lämmel-Pelz-  
Mutß'n.  
D je Herr mein,  
Da Winta is fein!

Da Summa:

Merck auf, dös sog ich zu allerlezt:



Ich mochs, daß heuer gar nix mehr wächst;  
D je Herr mein,  
Da Summa is fein!

Da Winta:

Hörst Summa, jeß gib i dir Recht,  
Du bist da Herr und i da Knecht.  
D je Herr mein,  
Da Summa is fein! 1)

(Komotauer und Saazer Gebiet.)

Mit folgendem Text, der zur Vergleichung mit dem vorhergehenden heranzuziehen geboten erscheint:

### Der Sommer und der Winter.

Sommer:

Herein: Wir wollen uns machen bekannt,  
Sommer und Winter allezeit genannt.

Wir wollen singen eine kurze Weil eine  
G'sicht,

Liebe Herren laßt es Euch verdrießen nicht.

Kommt der Winter an,

Er ist ein grausomiger Mann!

Winter:

Ei Sommer, was hab' ich dir zu Leide  
gethan,

Daß du mich heiß't einen grausomigen  
Mann?

Ich habe schon längst hinter dir gestanden,

Und habe gehört deine Spottreden an.

Jetzt wag' ich daran meine beste Ruh,

Ich muß wissen, wer Herr ist, ich oder du?

Sommer:

Ich bin der Sommer schön;

Ich thu' mich zwar nicht rühmen,

Die Herren werden es versteh'n.

Winter:

Ich bin der Winter hart,

Mit warmen Kleidern angelegt,

Ich trag' nen rauchen Bart,

Ein gutes Paar Schuh;

Wenn ich mich gleich so rühmen thu,

Es ist nichts daran!

Sommer:

Jetzt tritt der Frühling ein (der  
Frühling beginnt:)

Da fang ich an zu pflanzen in meinem  
Gärtelein,

Da blühen die Blümlein groß und klein,

Da singen die Vögelein.

Jung und Alt und Alles will fröhlich sein!

Winter:

Und wenn es kommt zur Weihnachtszeit

Schlacht ich mir ein fettes Schwein,

Dazu ein fettes Kalb.

Ei, Sommer, das geb' ich dir halb,

Was willst du mehr hon?

Sommer:

Ei Winter du gefräßiger Mann,

Red'ft allezeit von guter Speise und haust  
selbst nix an!

Ich habe dir's geführt in die Scheuer  
hinein,

Du hast's gefressen in Hals hinein!

Kein Dank soll bei dir sein!

1) Eine andere Lesart dieses Liedes gibt A. Paudler (Mittheilungen des nord-böhmischen Excursionsclub 1884).



Winter:

Gi Sommer, scheer mich nicht,  
Ich bin ein guter Arbeiter, kein Fresser  
bin ich nicht.

Mit meiner Schwing, mit meiner Dresch'  
Thu' (ch') mein Korn und Weizen aus=  
dreschen.

Sommer:

Und wann es kommt um Johann,  
Da hau ich mir die Wiese ab, viel Futter  
ich machen kann!

Und wenn es kommt um Barthelmin,  
Schüttle ich meine Äpfel und Birnen hin  
Gi Winter, das kannst du nicht!

Winter:

Gi Sommer, scheer mich nicht!  
Und wenn es kommt zur Faschingszeit,  
Da hoch ich mir eine Pfannebucht' in  
meiner kippernen Pfanne,

Dazu ein fettes Schwein.  
Da schmier' ich mir den Bart recht fett  
Und lege mich zum Weib ins Bett.  
Gi Sommer, das kannst du nicht!

Sommer:

Gi Winter, scheer mich nicht!  
Ich will dir etwas beweisen mit meinem  
Ernst daher. (?)

Ich raufe dir den Bart recht aus,  
Und werf' ihn in einen Dornenstrauch,  
Daß ihn die Sonne verzehrt!

Winter:

Gi Sommer, thu' das nicht!  
Ich will mich untergeben, will leben nach  
deiner Pflicht,

Bist du der Herr und ich der Knecht,  
So haben wir alle Beide recht!  
Ich bitte um Verzeihung.

Sommer:

Verzeihen will ich schon,  
Du sollst tragen keinen Zorn!  
Du sollst mir helfen singen  
Ein Liedlein, dem höchsten Gott zu Ehren,  
Den Sommer und den Winter zu einer  
Nahrung an. (?)

Da bitten wir den lieben Gott,  
Daß er uns helf' aus aller Noth  
Zu Wasser und zu Lande.  
Soldat, zu Pferd, zu Fuß gestellt,  
Da kommt der Fürst mit seiner Kron',  
Er gibt uns den verdienten Lohn.  
Am End', da geht es schon,  
Am End', da geht es schon!

(Aus der Gegend von Gablonz und  
Hühnerwasser).

Wie man an dem Ausgang- und Grundgedanken dieser Sommer- und Winterlieder klar erkennt, soll hiedurch der Sieg des Sommers über den Winter gefeiert werden und ist dieser Brauch somit offenbar und ganz bestimmt vom Anfang her für die vorösterliche (Fasten-) Zeit in Geltung gewesen, welcher er auch zugehört, obschon man dieses Spiel, wie bemerkt, vielfach auch bereits im Advent und im Fasching aufführte.

Zu den Volksgebräuchen dieser Gruppe gehört auch das kaum noch aufgezeichnete Spiel der Todtengänger, das wohl schon seit Jahrzehnten bereits vergessen und nicht mehr in Übung ist. Um dieselbe Zeit (in der Faste) wanderten selbdritt die Todtengänger durch das Land. Der erste spielte den „Tod“ und trug einen kleinen hölzernen Sarg unterm Arm, der zweite stellte den „Bauer“ dar und ein „Klageweib“ folgte ihnen nach.



Zu Beginn des Spieles tritt „der Tod“ an den „Bauer“ heran und fordert ihm das Leben ab, denn „seine Zeit“ sei schon abgelaufen. Das ist dem „Bauer“ natürlich nicht recht, er bittet um ein längeres Leben, um 50, 30, 20, 10 Jahre oder doch nur noch um wenigstens 1 Jahr und beginnt mit dem Tod um „Leib und Leben“ zu handeln und zu feilschen. Er verspricht ihm dies und das und bietet immer Höheres. Unter Anderm läßt sich der „Bauer“ auch, wie folgt, vernehmen:

Lieber Tod, loß mich noch a wing leb'n  
Ich will dir mein schworz'n Kopp'n geb'n!

Allein „der Tod“ läßt sich nicht erbitten, öffnet den kleinen Sarg und jählings springt aus demselben dem „Bauer“ eine zischende Schlange entgegen. Das „Klageweib“ jammert und bittet nun auch. Zuletzt endlich sollen der „Tod“ und der Bauer“ doch immer wieder „handelseinig“ geworden, mit einigen Gaben beschenkt und in Friede und Freude weiter gewandert sein. Einen vollständigen Text des betreffenden Wechselgesangs und des ganzen Spieles, dessen vielleicht hier zum erstenmal literarisch Erwähnung geschieht, konnte ich bisher leider nicht erlangen. Vielleicht erinnert sich nach diesen Zeilen doch noch ein gedächtnißstarker Großvater oder ein erinnerungstreues Altmütterchen dieses Spieles und der einzelnen Gesägel oder Strophen desselben! Es wäre dies zur vollends sicheren Beurtheilung dieses gewiß seltsamen und bemerkenswerthen Gebrauches sehr wünschenswerth, um hiernach möglicherweise ganz sicherstellen zu können, ob man es hier wie es den Anschein gewinnt, mit einem letzten Ueberbleibsel altheidnisch-germanischer Todtenopfer-Gebräuche oder mit einem Reste des mittelalterlich-christlichen Mysticismus und Symbolismus zu thun hat. Das Gegenstück und Ergänzungsbild zu den verschiedenen Tod-Austrägern, Todtengängern und deren Gebräuchen, Liedern u. s. w., die alle mehr weniger zugleich den sterbenden Winter versinnbildeln, ist charakteristischer Weise ein anderes, in dieselbe Zeit fallendes Spiel, das Sommerdocken-Spiel und Lied, welches gedankenverwandt und ergänzend hinsichtlich der vorhin genannten den wiederkehrenden, neubeginnenden Sommer feiert, also abermals beweist, daß, wie bemerkt, Volksanschauung, Volksjahr und Volksbrauch sich ausschließlich fast zwischen dem Unterschiede und Gegensatz von Winter und Sommer bewegt und hauptsächlich sonach auch nur um die genannten zwei Hauptfestzeiten für Sommer und Winter sich dreht. Das Sommerdockenlied, im ganzen Nordwesten des Landes ziemlich allgemein verbreitet, wird meist von Schulmädchen gesungen und hat dem weiblichen Ursprung und Charakter gemäß eine zartere, poetischere und oft recht anmuthende Form. Ich selbst sah und hörte in den Sechziger-



Jahren oft in den Egerdörfern liebliche Kinder mit wirklich schön und sinnig ausgeschmückten „Sommerdocken“ und wohlklingender erquickender Stimme das genannte Lied singen, das mir heute noch nach Jahrzehnten als ein liebfreundlicher Jugend- und Frühlingsgruß nachklingt. Ueber Brauch und Lied ist Folgendes mitzutheilen:

Ein mittelgroßer, breit auslaufender, recht dicht bewachsener Fichten-, Kiefern- oder Föhrenzweig wird auf der inneren (hohlen) Seite mit Gold- und Silbersternen, Blumen, bunten Seidenbändern, Schleiern u. s. w. möglichst ausgeschmückt und inmitten desselben die nach Kräften reich gezierte „Sommerdocke“ angebracht. Mit dieser wandern die Mädchen in der Faſte, oft auch bis gegen Pfingsten, meist selbender, oder im Geleite der Mütter oder Brüder von Haus zu Haus und singen das folgende:

#### Sommerdocken-Lied. I.

Wir kommen herein ins Zimmer getreten  
Und wollen den Herrn um Verlaubniß  
beten

Und auch seine (schöne, gute) Hausfrauen.  
Das Himmelreich wollen wir bauen;  
Wir bauens, wir bauens bis an die Spitzen,  
Wo alle lieb'n Engel im Himmelreich sit'n.  
Im Himmelreich ist ein goldener Tisch,  
Dort sitzt der Gottvater und Jesus Christ.  
Im Himmelreich ist ein goldener Stern,

Dort wären wir Kinderlein alle so gern.  
Das Schlüſſelein hören wir klingen,  
Ein paar Thaler wird die Hausfrau uns  
bringen.

Und wenns auch nur ein paar Kreuzerlein  
sein,  
Wir sind junge Mädln und theilen uns  
drein.

(Von der Mittel-Eger.)

Bemerkenswerth ist eine Abart dieses Brauches und Liedes, wie sie der Verf. in einer kleinen gedruckten Sammlung <sup>1)</sup> von Volksſagen und Gebräuchen auf Seite 73 mit folgendem Texte fand:

„Wie die Knaben (an der Eger) eine männliche, so trugen die Mädchen eine weibliche Figur, die „Tödin“, aus! Nachdem diese ins Wasser geworfen war, trugen dieselben Mädchen die Sommerdocke, d. i. eine an grünes buschiges Tannenreis befestigte, mit Blumen und bunten Bändern auf das prächtigste gezierte Puppe herum. Bei jedem Hause, in dem ein lediger Bursche war, sangen sie:

#### Sommerdocken-Lied. II.

Die Tödin haben wir getrogen aus  
Und die Sommerdocke bringen wir Euch  
ins Haus.

Wir tragen hinüber das grauslichte Kraut,

1) Volksſagen, Märchen und Gebräuche aus Nordböhmen von F. J. Schaffer. Linz 1874.



Und wünschen dem Herrn eine junge Braut,  
Der Herr soll sich wohl bedenken (über=  
denken)

Und uns ein paar Gröschlein schenken.  
Schenkt er uns ein paar Gröschlein weiß  
(Weißgrofchen)

So wird er kommen ins Paradies,  
Aus dem Paradies ins ewige Leben,  
Gott wird ihm den Himmel geben.

(Für das Geld bereiten sich dann die Mädchen einen Schmaus.)

Bemerkenswerth und für den durchaus pangermanischen Urgrund und Charakter des Volksliedes und Volksbrauches in allen deutschen Stämmen und Ländern abermals einen neuen Beweis liefernd (Siehe Mehl. bei den früher besproch. „Kinderliedern“) ist der Umstand, daß (nach H. Frischbiers Sammlung: „Preußische Volksreime und Volksspiele“, Berlin, Glin 1867 S. 224) ein dem Sommerdockenbrauch und Lied ganz ähnlicher Gesang und Kundgang der „Tannenfrauen und Kinder im Samlande und in Königsberg“, also an einem der nordöstlichsten Ränder deutscher Erde und so weit von Deutschböhmen entfernt und getrennt, als Fastnachtsgesang und gewiß auch in der Faste in Uebung ist. Diese norddeutschen Fastensänger führen einen mit bunten Bändern, Anstergold u. s. w. gepuzten kleinen Tannenbaum (Fichten- oder Tannenzweig in Deutschböhmen!) mit sich, den sie zu ihrem Gesange rhythmisch bewegen. (Geschieht auch in Deutschböhmen.) Dazu bemerkt Frischbier noch: Die in ihrem Liede erwähnten Fischehen sieht man jetzt (?) nicht mehr (?) auf dem Baume, hin und wieder dafür eine Puppe. Auch die Tannenbäume kommen mehr und mehr ab und an ihre Stelle treten bepuzte „Tannenfränze“ . . . Es ist außer Zweifel, daß dem norddeutschen verdienstvollen Sammler hier eine scheinbar kleine und doch im Wesen bedeutsame Verwechslung oder Vermischung zweier verschiedener Bräuche, und zwar der uralten, sicher pangermanischen Sommerdocken- (Frühling-Ansinge-) Lieder und Bräuche und eines bloß örtlichen oder Landesbrauches aus der Faschingszeit unterlaufen ist, beziehungsweise, daß das Volk jener Gegend selbst unbewußt bereits beide Bräuche vermischt, verwechselt und also auch ab und zu das Frühlingansingen als Fastnachtsbrauch oder auch umgekehrt ein ähnliches Fastnachts- oder Fastenlied zur Frühlingsfeier gebraucht hat. Derlei Verdrehungen, Vermischungen u. s. w. kommen in der Volksübung öfter vor und müssen daher von Seite der Sammler und Forscher um so schärfer untersucht, gesondert und richtig gestellt werden.



Das samländische Lied lautet in seinen wichtigsten Stellen:

Wir kommen herein getreten,  
Loog an de Linge!  
Mit Singen und mit Beeten,  
Loog an de Linge!  
Wir wünschen dem Herrn einen  
goldenen Tisch  
Auf alle 4 Ecken gebratenen Fisch!  
Wir wünschen der Frau eine goldene Kron',

Auf's andere Jahr einen jungen Sohn,  
Wir wünschen der Kärke a hoppre Pann,  
Dpt and're Jahr a pudligen Mann!  
Latt uns nicht lange stahen,  
Wir wollen wieder gahen!  
De Schattel hefft e goldne Rand.  
De Herrschaft hefft a milde Hand!  
(Königsberger Gegend.)

Im nordwestlichen Schlesien wird am 1. Frühlingssonntage von den Kindern von Haus zu Haus folgendes Lied gesungen, das ebenfalls zu den Sommerdockenliedern gehört und die allgemeine Geltung dieses Brauches erweist.

Ei Gottes Nama heba wir an,  
Wir singa die schiene Frau Wertin an,  
Wir singa sie nie alene an,  
Wir singa sie alle mitsama an,  
Wir wünsch den Herrn en gedeckte Tisch  
Uf jeder Ecke en Karpa-Fisch  
Und mitta nei a Glas mit Wein,  
Da solla die Herrn recht lustig sein.  
Kuta Kusa wachsa uf'm Stengel,

Der Herr is schien, die Frau is wie a  
Engl,  
Die goldene Schmur geht im das Haus,  
Die schiene Frau Wertin geht ein und aus.  
Sie geht wie eine Togge  
Im schwarzbraunen Rocke,  
Sie wardt sich wol bedenka  
Und ward uns wol was schenka!  
(Schlesien.)

## Miscellen.

### Bum Bauernaufstand vom Jahre 1680.

In dem sogenannten Schwarzbuch<sup>1)</sup> der Herrschaft Udrisch (Bezirk Luditz) finde ich folgende Eintragung:

1) Dieses im Besitze des Herrn Gutsbesizers Milner befindliche „Schwarzbuch des Amtes Udrisch, darinnen alle einkommenen Uebelthätter, Rauber und Dieb justifizieret und condemnieret worden. Aufgericht im Jahr anno 1680“ gibt im angeführten Titel seinen Zweck an. Nebst den Urtheilen über die aufständischen Bauern (Fol. 20—25) finden sich zumeist nur Sentenzen über wegen Diebstahls bestraster Drescher. Der Grundherr von Udrisch war 1680 Fürst Julius Heinrich Herzog zu Sachsen u. Der fürstliche Inspector hieß Johann Spindler. — Vergleiche über den Bauernaufstand von 1680. Mittheil. I. Jahrg. 3. H., VI. 79, 255; IX. 58, XVI. 238.



„Der Bauern Rebellion, so ihnen zu Schaden, Unglückshaft ausgegangen.

Nachdeme in diesen unglückseelig 1680 Jahr, do das Königreich Bohaimb absonderlich die Hauptstadt Prag mit einer vormahls nie erhört so grausamben pestilenzischen Contagion überschwemmt, daß alles in Zittern, Schrecken und Forcht gestanden und de facto noch stehet, dennoch ungeachtet dessen theils Herrschaften, Unterthaneren bey Ihrer kays. und königl. Majestät umb ihre uhralte Gerechtigkeiten zu recuperieren suppiziert, Ihre Majst. auch nicht ungeneigt gewesen, ein medium terminum zwischen denen Herrn Ständen und Ihren Unterthaneren, damit keinem Theil zu viel oder zu wenig beschehe, ergreifen zu lassen, nichts destoweniger das hort und rohe Volk sich nit wollen bedeuten oder zur Geduld verweißen lassen, sondern immer eine Herrschaft die andere nicht nur aufgefördert, besondern denen jenigen, die es nicht mit ihnen halten wollen, mit Brand und Todtschlagen gedrohet, auch wider die kays. wegen geschickte Soldatesca und ihre Obrigkeiten sich aufgeleinet, zusammen voltirt, und wirklich zu denen Waffen, so viel sie aufbringen mögen gegriffen. Unter andern dann in der h. Fastenzeit alhießige Unterthaneren, so zwar fast die letzten, aber nicht die geringsten waren, welche erstens die Stadt Luditz uf einen Abend dergestalt belagert, daß ihnen die daselbst auch deswegen gefangene Dorfrichter von dem Oberherrn herausgegeben werden müssen. Zum andern dann mit ihren Gewehr sich in Teuffelsberg logirt, biß die Reiterei von 5 Compagnien untern Obristen de Merci kommen, ihnen das Gewehr abgenommen. Dann auch eine kays. Commission von Ihre Excellenz Herrn Generalwachtmeister Freyherrn von Harrandt, Herrn Baron von Hiberle und Obristwachtmeister Herrn Graf von Ruffstein und Auditor des löblichen Keysersteiner Regiments Dr. Henrich Meyer dieses rebellische Volk examiniret, condemnirt und ufs neue in die königliche und obrigkeitliche Pflicht genommen. So geschehen den 23. Juny obbesagten 1680ten Jahres. do dann:

1. Hanns Lohe, Udritscher Richter, mit nacher Buchau geführet und aldorten und nebst ihrer 2 von Giphübler und 2 von Luditzer Herrschaft gehenkt, geköpft und ufs Rad geleyet worden.

2. Folgende aber seind condemnirt, in obrigkeitlichen Geschäften in Cyßen und Banden zu arbeiten, nemblichen:

Jakob Rißwetter	2 Jahr lang
Martin Stark von Stockh <sup>1)</sup>	2 " "

1) Mariaftod.



Michael Braun von Knönitz <sup>1)</sup>	1 Jahr lang
Georg Strunz von Bohentsch <sup>2)</sup>	1 " "
Thoma Kanter von Bohlemb <sup>3)</sup>	1 " "
Hans Kunz von Herrscheditz <sup>4)</sup>	1 " "
Martin Würckner von Serles <sup>5)</sup>	1 " "
Nichl Ahun von Zoboleß <sup>6)</sup>	1 " "

3. Georg Fischer von Udritsch, welcher einer von den Hauptrebelln und 2mal aus der Gefängnuß entbrochen und flüchtig worden, hat sollen, wann er ergriffen würde, der kays. Commission nachgesendet werden und sein Urtheil empfangen. Weillen dann die Commission cassiret und zerschlagen, als wird dieser vom fürstl. Oberamt zu bestraffen seyn.

4. Folgende Richter und Geschworne, so in einer Classe begriffen und keiner viel besser als der andere war:

Georg Würckner, Geschworne von Udritsch. Martin Sezer, Richter zu Herrscheditz. Johann Enders, Richter zu Bohentsch. Georg Tausch, Richter zu Sichelaw.<sup>7)</sup> Simon Wolff, Richter zu Passenaw.<sup>8)</sup> Niel Süßner, Richter zu Ratiborz.<sup>9)</sup> Lorenz Withner, Richter zu Bohlemb. Thome Hirsch, Geschworne zu Stockh. Andres Wirth, Richter zu Zoboleß — ist niemals überzeugt worden. Martin Deheimb, Richter von Lintsch<sup>10)</sup> — niemals rebellirt. Georg Dehmb, Richter zu Gessring.<sup>11)</sup> Welche dem hochfürstl. Ambt die Scharwerk und alle Arbeit aufkündigen lassen.

Weitere Verbrecher sind zu finden:

5. Georg Leni, Schuster zu Passenaw, welcher nebst dem Georg Fischer uf die letzte Stund, als die kays. Soldatesca schon fast auf hiesigen Territorio war, mir der Zeit hochfürstl. Inspektoren anstatt der hohen Obrigkeit alle Freundschaft und Gehorsamb im Namen der ganzen Landschaft aufgesagt, Weib, Kinder, Haus, Hoff und Alles in die Schanz geschlagen mit ausdrücklichen Vermelden, wo sie die Soldaten nur angriffen, sie wollten ihm den Meister schon spielen. So hat er auch mehrers geredt als ihme befohlen war. NB. Dieses hat auch Georg Fischer als Socius und der Rebellion Abgesandter ohne Scheu mir ins Angesicht gesagt.

1) Knönitz. 2) Bohentsch. 3) Polem. 4) Herrscheditz. 5) Serles. 6) Zoboles.

7) Sichelau. 8) Passnau. 9) Ratiborz. 10) Lintsch. 11) Gessing.



6. Georg Gipp, Fischmeister zu Udritsch ufn Schloßteuch sich hören lassen: der Inspektor sollte ihnen nur einen einzigen Mann wegnehmben, sie wollten ihm schon kriegen, denn sie stünden alle vor einen Mann.

7. Georg Beyer von Stock hat nebst andern den Senf, Wirthen von Zoboleß, geholet und beim Arm fortgerissen.

8. Hans Poppolen von Stock ist bei der Abholung des Richters von Lintsch mitgewesen; der mit zuschlagen und so arg war, als die andern. Der dann auch den Mathes Wuffka und andere abholen helfen.

9. Martin Wuffka ware nebst dem Michael Rhun der erste Aufrihrer gewest, so ihre Gerechtigkeit suchen wollen.

10. Hans Wirth wird von Georg Lein gravieret, daß er ihme befohlen zu sagen, sie wollen das Meyenhöfische Gesinde alles wegnehmben.

11. Michael Lohr wird von vielen Udritschern gravirt, daß er herumgeloffen und sie aufgebotten.

12. Salomon Böhm von Gessing hat die Trommel geschlagen.

13. Martin Beyer von Udritsch ist über das Keyserliche Verbott zum letzten mahl nacher Prag gegangen, welcher auch die Geldanlagen gemachet.

14. Hans Karl von Stock hat vor dem hiesigen Schloßthor bedrohet und dem Kornschreiber ins Gesicht gesaget: Was ist das vor ein Red, daß er (scilicet der Inspektor) gestern zu uns gesaget: O! wer weiß, wer gewinnen, oder wembs reuen wird!

15. Barthl Carl von Knönitz soll auch scharff geredet haben, das saget sein Richter.

16. Simon Schug von Knönitz uf Gensch (?) geloffen, der dann die Posten hin und wieder getragen.

17. Mathes Wagner, Ziegelschlager, hat die Musterung verricht.

18. Schmied zu Sichelaw, Andreas Tausch, hat Spieß gemacht.

19. Item Christoph Mehring, Schmied zu Udritsch, mit seinen Söhnen.

20. Des Sternwürths Sohn haben Spießle gemacht.

21. Jacob Hörterich hat die Trommel geholet und zum Troß damit pravit und geschlagen.



22. Hans Balzer Salkelder, Würth zu Udritsch, hat die Trommel vor Ludiz geführt.

23. Simon Bodenstein von Udritsch hat die abgedankten Soldaten in der Nacht beherberget, wodurch die Bauern ihre Posten bekommen.

Diese Punkte sind ad perpetuam rei memoriam dem schwarzen Gerichtsbuch bengetragen. Weillen aber Jhro hochfürstl. Durchlaucht wie ein oder der andere Delinquent sowohl bey hießigen als andern hochfürstl. Aemtern zu bestraffen keine gnädige Resolution dato ertheilet, also bleibets bis dahin suspendiert. Spindler m. p. L. S.

## Sagen aus dem westlichen Böhmen.

Von Franz Wilhelm.

### 2. Hans Adler und das Schottenbrünn'l.

Buchau stand ehemals nicht an dem Plage, wo es heutzutage steht, sondern breitete sich mit einer Anzahl von nahezu hundert Häusern um die noch heute bestehende St. Jakobskirche jenseits des Baches aus, welcher sich am Fuße des von der Ruine Hartenstein gekrönten Schloßberges durch das reizende Wiesenthal dahin schlängelt.

Um jene Zeit führte auch eine Straße von Maria-Stock durch den Koppental zum sogenannten Schottenbrünn'l, beim Gözenteich vorüber über das Münichbergel nach Buchau. Nahe beim Schottenbrünn'l stand ein Kreuz. Hierher wurden von weit und breit Wallfahrten unternommen, denn das Wasser des Brünnleins besaß nicht nur eine ausgezeichnete Heilkraft, sondern konnte auch durch eine andere mystische Eigenschaft einen unrechtmäßig Beschuldigten seine Ehre wieder geben; denn wenn ein Unreiner aus dem Brunnen getrunken hatte, verschwand das Wasser sofort und erschien erst wieder nach Sühnung der Schuld.

Da war nun auch ein gewisser Hans Adler aus Hartmannsgrün, welcher in Postelberg in Diensten gestanden hatte, beschuldigt worden, seine Stiefmutter mit ihren fünf Kindern umgebracht zu haben. Und da er jedwede Schuld hartnäckig leugnete, wurde er genöthigt, zum Beweise seiner Unschuld aus dem Brunnen zu trinken. Und siehe da! Kaum hatten die ersten Tropfen Wassers seine Lippen benetzt, so war das Wasser bis auf den Grund verschwunden. Unzweifelhaft war hiermit seine Schuld



dargethan. Die Haut ward ihm für seine doppelt frevelhafte That in Form von Riemen vom Rücken geschnitten und hierauf der geschundene Körper auf das Rad gebracht. Die Seele hauchte der Verbrecher erst am Galgen aus. Als bald erschien auch das Wasser des Schottenbrünneleins wieder.

### 3. Der Schatzgräber vom Münichsbergel.

Raum einen Steinwurf weit vom Schlosse Hartenstein, welches am Schloßberge stand und jetzt nur noch in seinen Ruinen zu erblicken ist, entfernt liegt das sogenannte Münichsbergel. Darauf stand vor Zeiten ein Kloster, dessen Insassen mit dem Schloßherrn, dem Grafen von Plauen, im friedlichen Einvernehmen lebten. Ein unterirdischer Gang verband das Schloß mit dem Kloster, um den Bewohnern des Ersteren in Zeiten der Bedrängniß ein rettendes Auskunftsmittel zu gewähren. Als der Graf einstens hart von seinen Feinden bedrängt wurde, brachte er seine Schätze durch den Gang in das Kloster und verbarg sie an einer sicheren Stelle, die selbst den Mönchen unbekannt war. Der Graf aber kehrte auf demselben Wege, den er gekommen, in das Schloß zurück und starb dort den Heldentod mit all seinen Mannen; das Schloß aber wurde verbrannt.

Längst schon war auch das Kloster verfallen und verborgen und vergessen lag der Schatz noch immer, bis der alte Huschkamüller nächstlicherweile darauf aufmerksam wurde. Allnächtlich leuchtete nämlich von 11—12 auf dem Münichsbergel ein Lichtlein, obwohl es doch bekannt war, daß sich keine menschliche Wohnung dort befand, auch sonst die Stelle gern von den Leuten gemieden ward, da ja nicht einmal Gras an der Stelle wuchs. Es lag also nahe, daß hier ein Schatz verborgen lag. Mit Haue und Schaufel ausgerüstet, machte sich der Müller auf und stand Schlag 11 Uhr am Münichsbergel, um an der vom Flämmchen bezeichneten Stelle nachzugraben. Schon mochte er bald eine Stunde gewühlt haben, als plötzlich aus der Erde ein heller Glanz empordrang, der ihn fast blendete und beim Einhauen des Werkzeugs ein Metallgeklimper vernehmbar wurde. Hinter ihm aber rief es: „Die Mühle brennt!“ „Jesus, Maria und Josef!“ schrie der Müller und blickte hinter sich. Kein Feuerschein war bemerkbar, auch sonst hatte sich nichts Verdächtiges gezeigt, und der Müller wollte den gefundenen Schatz heben; allein alles war verschwunden, und vom Buchauer Stadthurme her erklang der Stundenschlag zwölf.



#### 4. Die vergrabenen Messgewänder bei der St. Jakobskirche.

Ein Buchauer Bürger hatte für den kommenden Morgen einen Ackermann auf sein Feld bei der St. Jakobskirche bestellt. Er wachte auf und hielt es an der Zeit, auf das Feld zu gehen, um dem bestellten Ackermann die nöthigen Weisungen zu ertheilen; dieser aber hatte sich noch nicht eingefunden. In einiger Entfernung hörte er ein Rascheln und schritt darauf los. Zu seiner Verwunderung sah er, was er früher nie bemerkt hatte, ein Loch, in welchem Messgewänder, Monstranzen, Kelche u. a. kirchliche Geräthe zerstreut herumlagen. Wie vom Thale herauf vernahm er jetzt ein Geräusch, ähnlich dem Rollen eines schnell dahin fahrenden Wagens. „Hansgirt, da müßt Ihr herauffahren!“ rief der Bürger gegen die Richtung zu, von woher das Rollen zu kommen schien. In demselben Augenblicke aber war das Loch mit all' den Gegenständen verschwunden und in Buchau schlug es zwölf.

#### 5. Der Saazer Schinderhans in Buchau.

Fährt man (denn das Wandern ist in unserer Zeit zur Seltenheit geworden) die Merarialstraße von Lubenz nach Buchau, so gewahrt man schon vom Weiten die kaum eine Viertelstunde südlich von Buchau auf dem Gipfel des Schloßberges thronende Ruine Hartenstein, welche, gleichsam um ihre malerischen Reize zu verdecken, hinter zwei glockenförmigen Kuppen hervorguckt, die wie ein Zwillingspaar an der linken Seite der Straße hingelagert sind. Doch trugen die beiden Geschwister nicht immer jenes friedliche, Schatten und Ruhe spendende Gewand, wie jetzt. Denn ehemals stand auf der der Straße näher liegenden und etwas höheren Kuppe der Galgen aufgerichtet, während die entferntere, niedrigere das Rad trug. Zwischen dem heutigen Buchau und den beiden Hügeln nahe bei den „vier Häusern“, wo die Bezirksstraße über Teltſch und Koflau nach Theusing und Tepl führt, befand sich der Richtplatz, wo geköpft wurde. Dort standen drei Kreuze, die erst entfernt wurden, als man die Prag-Karlsbader Straße baute. Jenseits der Bezirksstraße, hart am Fußsteige nach dem Dorfe Teltſch gelegen, ragen zwei den früheren ähnlich gelagerte Hügel empor, der eine Bürl (Bühl), der andere Brandling genannt. Am Fuße des Letzteren stand ein kleines Dörflein, Namens Dürmaul, in welchem sich zeitweilig der durch seine Räubereien und Schandthaten bekannte und gefürchtete Schinderhans aufhielt, der doch wohl auch wegen seiner Mildthätigkeit,



mit der er die Armen vom Gute der Reichen beschenkte, unter jenen einige Freunde besaß. In Dürmaul war es nun, wo man den mehr gefürchteten als beliebten Räuber mit Hunden aufgespürt hatte und ihn in das Buchauer Rathhausgefängniß brachte, um am nächsten Morgen das über ihn längst gesprochene Todesurtheil am Galgen zu vollziehen. Doch der Schinderhans war im Besitze des Geheimnisses einer Zauberformel, durch deren Macht er alle Fessel brechen konnte. Die Nacht hindurch hatte er ruhig geschlafen und erst am frühen Morgen — doch noch vor Tagesanbruch — entwichte er aus dem Gefängniß und schlenderte gleichgiltig in der Richtung gegen Bergles dahin. Leute, die sich schon am Wege nach Buchau befanden, um seine Hinrichtung zu sehen, fragten den nachlässig daher schreitenden Mann, den sie nicht kannten — denn Schinderhans erschien immer in anderer Tracht — warum er denn nicht in Buchau bleibe, um den Schinderhans hängen zu sehen? Diesen gab er zur Antwort, daß der heute nicht gehängt würde, denn da müßte er dabei sein. Da man ihn aber an diesem Tage nicht gefangen, so ward er auch nicht gehangen.

Seinem längst von überirdischen Mächten bestimmten Schicksal sollte er aber doch nicht entgehen, denn was für den Galgen bestimmt ist, stirbt in keinem Bett. Als er bald darauf in Folge seiner Sorglosigkeit, bauend auf seine Zaubersprüche, wieder einmal eingebracht wurde, ward er in Ermangelung eines anderen Mittels mit zufällig vorhandenem Lindenbast gebunden, über dessen Wirkung seine Zauberformeln keine Macht hatten. Der Schinderhans kam auf den Galgen, und seine irdischen Reste erhielten gleich den Leibern der übrigen Verbrecher ihren Ort am Armensünderfelde nächst dem Kralenteiche beim Domaschlagberge gegen Bergles.

---

## Sagen über Friedland und Umgebung.

Mitgetheilt von Ferdinand Thomas in Tannwald.

Von Böhmen reichen im Norden zwei Zipfel in das deutsche Reich hinein; im östlichen derselben liegt die Stadt Friedland, die durch Wallenstein Weltberühmtheit erlangt hat. Alljährlich kommen Hunderte von Fremden aus Oesterreich und Deutschland in die Stadt, um dem Schlosse des großen Friedländers einen Besuch abzustatten.

Friedland — zum Unterschiede von Orten gleichen Namens auch „Friedland in Böhmen“ genannt — liegt am Zusammenflusse der Wittig und Kasniß und ist seit 1875 Station der süd-norddeutschen



Verbindungsbahn. Hier ist der Sitz einer k. k. Bezirkshauptmannschaft, eines k. k. Bezirksgerichtes und anderer Aemter. Die Zahl der Einwohner beträgt gegen 5000. Dieselben sind Deutsche und beschäftigen sich vorzugsweise mit Kleingewerbe und Feldbau, doch finden viele auch in den hier bestehenden Fabriken Beschäftigung.

Von hervorragenden Gebäuden sind das Schloß, die Decanalkirche und das Rathhaus besonders zu erwähnen. Entstanden ist Friedland vor ungefähr sechshundert Jahren, wahrscheinlich während der „kaiserlosen Zeit“ im Deutschen Reiche. Erwiesen ist, daß der dem Deutschthume zugehörige Böhmenkönig Przemysl Ottokar II. das Schloß Friedland den ursprünglichen Besitzern, den Herren von Michelsberg, entriß und es im Jahre 1278 (am 7. Feber) „mit allen Rechten und Zugehörungen“ um 800 Mark Silber dem deutschen Freiherrn Rudolf von Biberstein verkaufte. Das Geschlecht der Bibersteine herrschte über Friedland, zu dem auch die Städtchen Reichenberg und Seidenberg gehörten, bis zum Jahre 1551. Kaiser Ferdinand I., zugleich König von Böhmen, verkaufte es dann am 1. April 1558 an das deutsche Adelsgeschlecht derer von Rädern. Bei diesem blieb es bis nach der folgenschweren Schlacht am Weißen Berge bei Prag (1620).

Kaiser Ferdinand II. verkaufte hierauf im Jahre 1622 die confiscirte Herrschaft Friedland nebst vielen andern an Albrecht von Waldstein, dessen Besitzungen einige Jahre später zum „Herzogthum Friedland“ erhoben wurden. Nach Wallensteins Ermordung (am 25. Feber 1634) kam dann Friedland an den Grafen Mathias Gallas, dessen Nachkommen bis 1759 die Herrschaft besaßen, worauf sie Eigenthum der Grafen Clam-Gallas wurde, die sie noch heute inne haben.

Reich ist das alte Friedländer Schloß und dessen Umgebung an Sagen. Es sei uns gestattet, eine Anzahl derselben hier mitzutheilen.

## 1. Die Entstehung von Friedland.

### Die Erbauung des Thurmes Judica.

Vor tausend Jahren war die weite Gegend, in der jetzt Friedland liegt, noch von dichten Wäldern bedeckt. Nur selten kam ein Fremder in diese Wildniß, in welcher reißende Thiere, wie Wölfe, Bären, Eber und andere hausten. Geschah es aber doch einmal, so verirrete sich gewöhnlich der Wandersmann, oder er wurde eine Beute der wilden Thiere und der umherziehenden Ritter vom Stegreif. Deshalb ließ der Besitzer der Land-



schaft im Jahre 1004 mitten im Walde einen hohen Thurm zum Schutze und Wegweiser errichten, der den Namen *Judica* oder *Judex* (d. i. Wegweiser) erhielt. In demselben wohnte ein Wächter, welcher die Fremden bewirthete und ihnen die wünschenswerthen Auskünfte erteilte.

### Der Ursprung des Namens „Friedland“.

Einst geschah es, daß den Thurm *Judica* ein Wächter bewohnte, der sieben Söhne hatte. Zur Taufe eines jeden hatte er den Grundherrschaft zum Pächter genommen. Dieser hatte wieder jedem Pächterkinde eine Hube Waldland zum Geschenke gemacht. Als nun die Söhne erwachsen waren, machten sie das ihnen geschenkte Land urbar und bauten Häuser darauf. Das waren die ersten Häuser der Stadt Friedland.

Noch hatte aber damals der kleine Ort keinen Namen. Da geschah es, daß zwei von den sieben Brüdern, die lange miteinander uneinig gewesen waren, sich wieder versöhnten. Aus Freude hierüber wurde die Ansiedlung „Friedland“ genannt.

Andere erzählen, daß sich einst ein sächsischer Prinz in diese Wald-einsamkeit flüchtete. Derselbe hatte sich nämlich mit einer Jungfrau von bürgerlicher Abkunft vermählt und wurde deshalb von seinem Vater verfolgt. Erst nach Jahren legte sich des Vaters Ingrim, und der Prinz durfte erst jetzt wieder in sein Heimatland zurückkehren. Vor der Heimkehr aber gab er der kleinen Ansiedlung, in der er sich so lange aufgehalten hatte, zur steten Erinnerung den Namen „Land des Friedens“, woraus später „Friedland“ entstanden ist.

Der Geschichtsschreiber von Friedland und Reichenberg, P. Kohn, erzählt dagegen in seiner Chronik (auf Seite 20) Folgendes: „Den Namen Friedland haben diesem Ort die Herren Berken von der Eiche<sup>1)</sup> darum beigelegt, weil ihrer Vorfahrer Berkowez Herr zu Drzewitz die Polen durch Kriegslist aus Prag und ganz Böhmen vertrieben und hiemit Fried im Lande gestiftet hat, auch darum vom Kaiser zum andern Herrn in Böhmen erklärt worden und von denen böhmischen Herzogen den Bunzlauer Kreis geschenkt bekommen hat. *Conveniunt rebus nomina saepe suis.*

Der Name mit der That  
Oft ein Gleichnuß hat.“

1) Die Herren Berka wurden früher irrthümlich als Herren von Friedland genannt; erst Dr. Hermann Hallwich hat den Irrthum aufgeklärt.



## 2. Wie die Basaltsäulen am Friedländer Schloßberge entstanden sind.

Bei dem Thurme Indica wurde um die Mitte des 13. Jahrhunderts eine feste Burg erbaut, die heute noch wohlerhalten ist. Dieselbe steht auf einem 55 Meter hohen Basalthügel, der nur von der Nordseite zugänglich, an seiner übrigen fast runden Umgebung wegen der aufrechtstehenden Basaltsäulen und jähren Abstürze nicht zu erklimmen ist. Die Säulen des schwarzen Gesteins haben namentlich an der Südostseite herrliche Formen, und die ganze Felswand sieht einem gefurchten Felde nicht unähnlich.

Das Volk erzählt, daß einst in der Burg ein Ritter wohnte, der ein liederliches Leben führte. Einmal kam ein Fremder auf die Burg und bat um Nachtherberge. Gern wurde sie ihm gewährt, aber er mußte dem Ritter mit Spiel die Zeit vertreiben helfen. Hierbei verlor aber der Ritter ungeheure Summen Geldes, so daß er darüber schon in Zorn gerieth. Grimmig lachte er zuletzt auf und rief: „Ha, was liegt an diesem Gelde! Ich bin ja doch der Burgherr von Friedland, und den Mauern meines Schlosses kann niemand, selbst der Teufel nicht, etwas anhaben!“

Der Fremde aber erwiderte: „Herr, Ihr irrt Euch! Noch in dieser Nacht will ich in die Felswand, auf der Euer Burg steht, mit einem Pfluge Furchen ziehen!“

„Wenn Ihr das könnt,“ sprach der Ritter, „so will ich Euer Sklave sein.“

„Euer Wort gilt,“ antwortete der Fremde.

Und nun entlud sich über der Burg ein furchtbares Gewitter; Blitz folgte auf Blitz, Donner auf Donner. Die Bewohner der Gegend dachten nicht anders, als es sei der jüngste Tag über sie hereingebrochen.

Der Fremde war während des Unwetters aus der Burg verschwunden, den Ritter wieder hatte ein Blitz todt niedergestreckt. Die Diener aber sahen beim Leuchten der Blitze mit Entsetzen, wie der Fremde mit einem von zwei Rappen bespannten Pfluge in die Felswand gewaltige Furchen ackerte.

Am nächsten Morgen erblickte man deutlich die Furchen in dem Basaltfelsen. Es war nun ohne Zweifel, daß der Fremde der Teufel gewesen, und daß der Ritter diesem verfallen war.

---

## 3. Der Stößelstein.

Einst lebte im Schlosse zu Friedland ein Ritter, dessen Gemahlin kinderlos war. Alltäglich klagte sie dem Himmel unter Thränen ihr Leid.



Endlich fand sie Erhörung und schenkte ihrem Gatten ein Knäblein. Darob herrschte im Schlosse großer Jubel bei alt und jung, nur ein altes Weib bezeugte keine Freude darüber.

Diese Alte hatte der Herrin einmal gerathen, sie solle, wenn sie der Himmel nicht erhöere, von der Hölle Hilfe begehren. Damals hatte die Herrin ihr aber kein Gehör geschenkt, und deshalb mied die Alte auch fortan das Angesicht derselben.

Eines Tages nun schlich sie sich in einem unbewachten Augenblicke herbei, riß das Kind an sich, stürzte mit ihm hinaus aus dem Gemache, lief wie rasend die Treppen empor, von Gang zu Gang, bis sie endlich zu dem Steine gelangte, den der Erbauer des Schlosses einst von dem Felsen mitgenommen hatte, auf dem seiner Väter Burg gestanden, und den er zum Gedächtnisse hier hatte einsetzen lassen. An diesen Stein nun stieß sie in ihrem Wahnsinne des Kindleins Kopf, worauf sie sich selbst vom Söller hinabstürzte.

Des Ritters Schmerz war groß; der Mutter reichete man ein anderes neugeborenes Kind, und erst als eine Reihe wackerer Söhne und Töchter jenem unglücklichen Erstlinge gefolgt waren, erzählte man ihr die Trauerkunde, welche sie nie wieder froh werden ließ. Der Stein, an dem das Kind getödtet wurde, befindet sich noch heute im Gange des zweiten Stockwerkes der alten Burg und wird der „Stößelstein“ genannt.

#### 4. Das alte Städtchen Friedland.

Am nördlichen Abhange des Schloßberges entstand schon im 13. Jahrhunderte ein Städtchen, das mit hohen Ringmauern umgeben wurde, von denen heute nur noch wenige Reste stehen. Wie erzählt wird, sollen die Arbeiter bei der Aufführung der Mauern ein Viertel Getreide erhalten haben.

Das Städtchen hatte auch frühzeitig eine Kirche oder eigentlich eine Capelle zu Ehren der heiligen Barbara. Die Sacristei der jetzigen Decanalkirche wird vielfach für die erste Kirche gehalten.

Unter den Bewohnern, die von allem Anbeginne her deutsch waren, sollen sich auch früher viele Juden befunden haben, die einen eigenen Tempel hatten; noch heute heißt ein Stück Acker im sogenannten „rothen Grunde“ beim Schützenhause der „Judentempel“.

Zur Stadt gehörte in alter Zeit ein noch größerer Complex von Feldern, Wiesen und Wäldern als heutzutage. So war früher auch die

jogen  
tiguf  
gern  
schm  
Ges  
Bür  
ver  
fan  
„S

W  
f  
f  
t



6  
sogenannte „Harte“, eine Waldung unterhalb der Stadt am rechten Witzigauer, Eigenthum der Bürgerschaft. Da geschah es, daß einst ein Bürgermeister einen Besitzer des Schlosses, vielleicht um sich bei ihm einzuschmeicheln, zum Geburtstage auf einem Teller einen Reifigzweig zum Geschenke brachte und damit die „Harte“ an die Obrigkeit abtrat. Die Bürgerschaft war aber mit dieser Handlung ihres Oberhauptes nicht einverstanden. Als der Bürgermeister vom Schlosse in die Stadt herabkam, wurde er überfallen und getödtet. Zur Erinnerung wurde in der „Harte“ ein Kreuz errichtet, das aber jetzt nicht mehr dort zu finden ist.

### 5. Zwei Gnadenorte.

Die meisten Ortschaften der Friedländer Gegend besitzen ein hohes Alter. Fast in allen Dörfern, wo heute Kirchen stehen, befanden sich schon im Jahre 1346 Pfarrkirchen. Die älteste Kirche in der Gegend soll die in Lusdorf sein. Bei der letzten Renovirung derselben soll man an einem Bogen die Jahreszahl MCXXIV (1124) gefunden haben. Bis zur Reformationzeit war Lusdorf auch ein berühmter Wallfahrtsort. Ulrich IV. von Biberstein erwirkte für die Lusdorfer Kirche einen hunderttägigen Ablass. (Brief, ddto. Rom 1488 den 15. Jänner, vom Papst Innocenz VIII.) Die Urkunde wird im Pfarrarchive zu Neustadt, wohin Lusdorf seit der Reformation als Filialkirche gehört, aufbewahrt.

Ein noch heute stark besuchter Wallfahrtsort ist Haindorf. Wie erzählt wird, träumte einst einem Maune, dessen Weib schon lange krank war, er solle ein Muttergottesbild an eine Linde hängen und seine Frau würde wieder gesund werden. Der Mann begab sich nach Bittau, kaufte dort um sieben Pfennige ein Marienbild und hing es daheim an einem schönen Lindenbaume auf. Richtig wurde nun auch das kranke Weib gesund. Als dies Wunder bekannt wurde, strömten die Leute scharenweise zum Gnadenbilde, und schon im J. 1211 sollen die in der benachbarten Lausitz begüterten Herren von Biberstein um jene Linde eine Capelle erbaut haben, die später im Jahre 1252 wegen des großen Menschenandranges erweitert wurde. Der Hochaltar der jetzigen Klosterkirche in Haindorf soll genau an der Stelle der erwähnten Linde stehen. Im Jahre 1350 wurden die Wallfahrten nach Haindorf wegen des ungeheuren Zulaufs landesfürstlich verboten. Später kam die Kirche durch auffällige Wunderthaten abermals zu großem Ansehen.



## 6. Raubritter im Friedländischen.

Vor vielen Jahrhunderten hausten der Sage nach in der Gegend von Friedland Raubritter. Namentlich werden uns zwei Stellen als Aufenthaltsorte derselben genannt. Die eine ist die sogenannte Feenzhöhle in der Harte, die andere der Gebirgsstein am Fuße des Hemmrichberges. In der Feenzhöhle wurden regelmäßig die Versammlungen abgehalten; von dort soll auch ein unterirdischer Gang bis ins Rathhaus führen. Auf dem Gebirgssteine hatten die Raubritter einmal eine geraubte Jungfrau zu ihrer Bedienung. Alle Tage mußte sie zur Stadt gehen, um von dort die nothwendigen Lebensmittel zu holen. Einmal verrieth sie aber bei einem solchen Gange dem Besitzer des Friedländer Schlosses den Aufenthalt ihrer Peiniger. Damit er den Ort besser fände, streute sie auf dem Heimwege vom Schlosse bis zum Gebirgssteine Bohnen.

Bald kam auch der Herr von Friedland mit seinen Mannen vor den Berg gezogen. Sofort erriethen die Räuber, wer ihren Aufenthalt verrathen haben könnte, und sie wollten nun die Jungfrau tödten. Diese aber entfloh ihnen und stürzte auf der Flucht in einen Abgrund, wo sie zerschmettert den Geist aufgab. Der Abgrund heißt bis zum heutigen Tage der Jungfernsprung. Der Gebirgsstein selbst aber wurde damals erorbert, und die Räuber fanden insgesammt den Tod.

Bei dem Berge befindet sich eine Höhle, worin in einer Wand eine goldene Schüssel, aus welcher die Raubritter gegessen haben, und ein Schwert liegen sollen.

---

## Mittheilungen der Geschäftsleitung.

### A u f r u f.

Der Bevölkerung Böhmens gereicht es zum unvergänglichen Ruhme sich aus dem wirthschaftlichen Glende nach dem dreißigjährigen Kriege zu einer fruchtbringenden Thätigkeit aufgerafft und in der Zeit nach dem Verluste des industriereichen Schlesiens im vorigen Jahrhundert Wohlstand und ökonomische Geltung erlangt und zur Stärkung der politischen Kräfte und des Ansehens der Monarchie vor andern Ländern der Krone beigetragen zu haben. Ebenso unanfechtbar wie diese Thatsache ist auch die Wahrnehmung, daß es in vorderster Linie die Deutschen gewesen



sind, welche bei dieser wirthschaftlichen Regeneration die Führung nahmen und behielten.

Die Einzelheiten dieses wichtigen historischen Processes sind uns aber noch zumeist verschlossen, und doch ist es eine Sache der Ehre der Deutschen in Böhmen, ihre eigenste historische That genauer zu studieren und darzulegen. Auf Anregung eines unserer Vereinsgenossen, eines gelehrten Historikers, ergeht darum unser Appell an unsere geehrten Mitglieder vornämlich in den gewerbethätigen Gegenden Böhmens, sie wollen zu einer umfassenden Geschichte der Industrie in Böhmen seit 1648 mitwirken, indem sie den in den Archiven und Registraturen der Gutsherrschaften, Fabriken und anderwärts befindlichen Quellenmaterial, d. i. gleichzeitigen Aufzeichnungen über Gründungen industrieller Etablissements, über die Persönlichkeiten der Unternehmer, über Capital und Absatz der Fabriken, über Fabrikmethoden, über die Verhältnisse der Arbeiter und ihrer Löhne u. s. w. nachforschen und an die Leitung unseres Vereines liefern. Die Archive und Registraturen der Gutsherrschaften, Fabriken u. s. f. dürften noch viele ungehobene Schätze in dieser Richtung enthalten. Es ist nicht zu zweifeln, daß deren Eigenthümer dem löblichen Beginne mit Sympathie entgegenkommen werden; handelt es sich doch auch darum, die Verdienste ihrer Vorgänger der Vergessenheit zu entreißen. Wir wollen unsere Aufgabe nicht bloß auf die beiden großen Zeiträume von 1648 bis 1748 und von da bis 1792 beschränken, es werden uns auch Daten erwünscht sein, die bis zur Gegenwart reichen. Sollte der Einsendung von Originalhandschriften, um sie hier copiren zu lassen, oder von Abschriften Schwierigkeiten unterliegen, so würde der Verein sich auch mit der bloßen Angabe von dem Vorhandensein quellenmäßiger Aufzeichnungen über industriegeschichtliche Dinge begnügen und die betreffenden Documente eventuell selbst an Ort und Stelle copiren lassen. Aus diesen Beiträgen würde in verhältnißmäßig kurzer Zeit ein Archiv der deutsch-böhmischen Industrie erwachsen, von dem in diesen Blättern immer wieder Mittheilungen gemacht werden würden, und später könnte zu einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Sammlung durch geeignete Kräfte geschritten werden.

Prag, am 1. Mai 1887.

Der Ausschuß.



## An die geehrten Vereinsgenossen.

Der Ausschuß hat den Beschluß gefaßt, den in dieses Jahr fallenden fünfundzwanzigjährigen Bestand unseres Vereines durch die Einberufung einer außerordentlichen Vollversammlung zu feiern, auf deren Tagesordnung die Berichterstattung über die fünfundzwanzigjährige Vereinsthätigkeit und die Wahl von Ehrenmitgliedern gesetzt wurde.

Wenn der Ausschuß diese Festfeier des Vereines in so engen Grenzen zu begehen gedenkt, so sah er sich hiezu durch die Erwägung veranlaßt, daß die dormaligen politischen und nationalen Verhältnisse uns nur zur ernstesten gewissenhaften nationalen Arbeit mahnen, aber keineswegs geeignet sind, eine freudige Stimmung zur Abhaltung eines prunkvollen Festes zu erzeugen.

Die Festversammlung findet am 11. Juni d. J. Abends um 7 Uhr im Spiegelsaale des Deutschen Hauses statt, und ergeht an unsere Mitglieder hiemit die Einladung zu zahlreichem Besuche.

---

Der Bibliothek wurden werthvolle Geschenke übermacht:

Vom Herrn Phil. Dr. G. Biermann, Schulrath, k. k. Gymnasial-Professor in Prag und von dem Herrn Phil. Dr. Karl Schenkl, kaiserl. königl. Hofrath und Universitäts-Professor in Wien.

---

## Nachtrag zum Verzeichniß der Mitglieder.

Geschlossen am 28. April 1887.

### Ordentliche Mitglieder:

- Herr Feiler E., Director der Dynamitfabrik in Zamky bei Kostof.  
„ Goldmann Julius, Dr. Advocat in Warnsdorf.  
„ Rieger Justin, Apotheker in Warnsdorf.

---

☛ Jene Herren Mitglieder, denen das letzte Heft der Mittheilungen durch einen Zufall nicht zugestellt worden sein sollte, werden höflichst ersucht, dasselbe bei der Geschäftsleitung (Annaplatz 188—I) gütigst reclamiren zu wollen. ☚